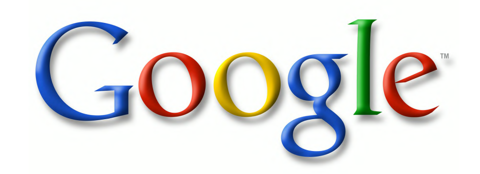

Google

# Heinrich Zschokke's

# Gesammelte Schriften.

---

Zweite vermehrte Ausgabe.

---

Dreiunddreißigster Theil.

---

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

## Dritte Abtheilung.

# Vermischte Schriften.

In sieben Bändchen.

Vierter Theil.

# Inhalt.

# Geschichtliche Zeitbilder.

# Die Nord- und Südstaaten Europens in politischer Hinsicht.

(Bruchstück.)

---

Die Völker des südlichen Europa's gaben von jeher den übrigen Nationen das Schauspiel großer und gewaltsamer Umschwünge. Immerdar sah man sie zwischen empörender Knechtschaft und stolzer Freiheit schwanken, weder feig genug, jene, noch stark genug, diese zu behalten. Im alten Rom folgten auf die ruhmreichen Jahrhunderte zwischen dem ersten und letzten Brutus, die schmachvollen Zeiten des Untergangs zwischen dem ersten und letzten Augustus oder Augustulus. Die Freistaaten des italienischen Mittelalters, der Glanz von Venedig, Florenz und Genua gingen einer neuen Knechtschaft nach und vor. Das mittelalterische Spanien genoß hoher Freiheiten, vor deren Wiedererscheinen das neunzehnte Jahrhundert erschrak. Selbst Frankreich erfreute sich vor Alters großer Rechtsame, deren es in spätern Tagen vergaß. Verdorbene Völker wollen lieber freche und freie Lebensweise, als freie Verfassung.

Die Völker des nördlichen Europa's, gemäßigter und ernster, haben fast allezeit angestammten Königen gehorcht, und unter denselben weder Willkür zügelloser Gewaltherrschaft ertragen können, noch zügellose Freiheit aufnehmen wollen. Selbst England, als es seine weiland edle Verfassung ausbildete, mochte diese nicht

ohne Königthum; und als die Niederlande das Joch des spanischen Nero gebrochen hatten, erhoben sie das Haus Oranien an die Spitze ihrer Verwaltung, wenn auch nicht mit der Krone, doch mit der gesetzlich geordneten Macht eines Fürsten. Im Süden gingen die meisten Revolutionen aus den Völkern hervor; im Norden wurden sie nur meistens von Höflingen gemacht.

---

Der mildere Himmelsstrich der Südländer hat auf Regsamkeit und Reizbarkeit der daselbst wohnenden Völkerschaften mächtigen Einfluß. Sie werden daher zu staatsthümlichen Umgestaltungen schneller Hand bieten, und anhaltender als die Nordsöhne über die Grenzen der Mäßigung hinausschweifen. Der Geist im Norden ist sinnig und schafft große Ideen. Aber der Geist im Süden ruft den großen Ideen keck aus dem Reiche des Möglichen ins wirkliche Leben herüber. Auch dazu hilft viel der mildere Himmel, der die Menschen aus den engen Wohnungen hervorlockt und ein öffentliches Leben gebeut. Da findet man weniger Gefallen an Sprache der Schrift, als an Sprache des Mundes. Einer theilt sich redselig dem Andern mit. Alles geschieht im Freien, wo man sich begegnet, und selbst Menschen, die einander wenig kennen, mögen dennoch mit einander sich freuen und trösten, zusammen tanzen und streiten und Unternehmungen beschließen. Das Land und die Gegend ist ihnen gar oft bekannter, als das Haus, in welchem sie schlafen.

Hingegen die Bewohner des Nordens werden von der Länge ihres Winters in verschlossene Zimmer, in vereinzelte Gesellschaftszirkel, Schulen und Einsamkeiten gebannt. Die flüchtige Anmuth des Sommers ist nur Erholung. Daher wird durch Macht der Gewöhnung ihnen das Haus wichtiger, als der Staat, und die Familie geht ihnen über das Volk. Was sich im Süden die Men-

schen unter freiem Himmel sagen, das melden sie sich bei ihrer Vereinzelung im Norden durch Flugblätter.

Schon durch das Getrenntsein der Familien, welches von der einen Seite die häuslichen Tugenden im Norden zu einer Vollendung erhöht, die dem Süden fremd ist, hingegen aber die Theilnahme am Allgemeinen schwächt, wird die Monarchie, welche für Alle sorgen soll, Bedürfniß, wie durch Naturgebot. Jn Süden, wo sich Alles im Freien berührt und verhandelt, kann Gedanke und Neigung zur Demokratie, weil das Volk sich überall selbst sieht, leichter reifen. Aus demselben Grunde aber gedeiht auch hier leichter Despotismus mit allen Gräueln, weil die Menschen, weniger durch häusliche Tugend veredelt, unter einander gleich immerwährenden Reisenden sind, die einander zwar kennen, aber doch fremd und auf der Hut stehen. Sie sind geselliger, abgeschliffener, geschmeidiger, aber kennen minder jene Herzlichkeit, Treue, Freundschaft und Zärtlichkeit, die im Norden heimisch wohnen. Furcht Aller vor Allen gebiert da Parteiung statt Freundschaft. Parteien sind es aber allezeit gewesen, welche den Tirannen auf den Thron führten und ihm, statt des Gesetzes, das Schwert in die Hand gaben. Der Gewaltherr, nachdem er die Feinde seiner Freunde gedemüthigt, weiß, von wem er, nächst ihnen, das Meiste zu fürchten hat. Es sind die, welche ihm Thron und Schwert gaben, und ihm beides wieder entreißen können. Darum stellt er beides wider sie selbst.

---

Die Geschichte der südwärts wohnenden Nationen ist daher von jeher glänzender durch wechselvolle Schicksale und durch den Widerspruch der erhabensten und verworfensten Gesinnungen und Thaten gewesen. Die Menschheit entfaltete sich dort in allen Anlagen früher, kräftiger und mannigfaltiger. Griechenland und Rom,

Italien, Frankreich und Spanien wurden Europa's Lehrer durch Wort oder Werk. Die italienische Sprache beherrschte lange die Handelsstädte und Küsten des Mittelmeeres und des schwarzen Meeres, so wie die spanischen beiden Indien. Dann trat die französische übermächtig hervor.

Ohnedem sind die Zungen der meisten dieser Nationen romanisch-galischer Abkunft. Die Sprache der einen wird daher leichter von der andern erlernt und verstanden, als jede andere, besonders als die germanische oder slavische Zunge des Nordens. Die Sprache der Engländer steht zwitterhaft mitten inne.

Unstreitig ist, dieser Verwandtschaft willen, weit mehr Wechselwirkung und Gemeinschaft bei den südlichen Völkern unter sich, als Gemeinschaft mit den germanischen und slavischen Nationen. Die italienische, spanische und französische Literatur sind gewissermaßen eine Art Gemeinguts Aller dort. So durchdringen sich jene Südvölker vorzugsweise mit ihren Ideen. Vorstellungsarten und Ansichten des Lebens empfangen die Familienähnlichkeit ihrer Sprachen. Was weiß die welsche Welt von unserm Klopstock, Schiller, Wieland, Herder, Göthe, Voß, Müller? Selbst Shakspeare und Byron erscheinen ihnen fremd, wie seltsame Zerrbilder. Sie nennen den Namen Kants, wie den eines alten Scholastikers; von Fichte und Schelling sprechen sie nicht.

So dürfen wir uns nicht wundern, daß bei romanischen Völkerschaften, wo der mildere Himmelsstrich ohnehin mehr zum öffentlichen Leben führt, Frankreichs Staatsumwälzung allgemeine und schnelle Nachfolge erweckte, während im Norden die Völker ruhig blieben, wenn sie schon, bei höher gestiegener Bildung, bescheidene Ansprüche und Hoffnungen auf Rechte machten, die solcher Bildung besser, denn die alten, zum Theil morsch gewordenen Institutionen, entsprechen.

---

Was, wie in Frankreich, so in Spanien, Neapel, Portugal und Piemont jählings Revolutionen hervorrief und begünstigte, war unglaubliche Unwissenheit und Verwilderung des gemeinen Mannes neben der höhern Einsicht einzelner Gebildeter; tiefe Versunkenheit und Verarmung des großen Haufens neben ungeheuerm Reichthum einzelner Bevorrechteter vom Feudal-Adel und priesterlichen Stande; sklavenartige Rechtlosigkeit der großen Mehrheit neben den wenigen Genossen privilegirter Stände; Willkür der Minister und Höflinge neben dem auch nicht in Sklaven sterbenden Selbstgefühl der gehorchenden Masse, ohne Preßfreiheit oder andere Mittel, ihre Klagen und Leiden zu offenbaren.

Das alles, was hier, wie in der ganzen Welt, und was immer, wie immer, Unruhen und Staatsumwälzungen beförderte, war größtentheils in den nordischen Staaten nicht vorhanden. Weder so unwissend, so abergläubig, so verwildert, noch so tief verarmt und rechtlos stand da der gemeine Mann. Der Reichthum und Besitz des Grundeigenthums war mehr vertheilt, als einzeln zum Uebermaß gehäuft. Wohlstand und Geistesbildung des Bürgerstandes hielt Alles in wohlthätigem Gleichgewicht und führte von selbst ein Ineinanderschmelzen der verschiedenen Stände herbei. Die Fürsten waren Selbstherrscher, aber hielten am Gesetze. Höflings- und Ministerial-Willkür wurden nur selten wahrgenommen, und dann schnell durch Publizität gerügt und zurückgeschüchtert.

Weil die Ursachen im Norden fehlten, darum fehlten auch die Wirkungen. So nicht im Süden. Darum geschahen da die Aufstände der Völker so leicht.

Man meint gewöhnlich etwas Kluges zu sagen, wenn man spricht: „Es waren nicht die Völker, sondern einzelne verwegene, ehrsüchtige Menschen, welche die Revolutionen machten und die Völker ins Verderben rissen.“ Aber sie fanden die Völker zum Aufstande erbietig. Die unwissende, verwilderte Menge kennt in

thierischer Selbstsucht nur sich, und wird eben so leicht vom Demagogen, der ihr Beute vorspiegelt, als vom Herrn gegängelt und gehetzt. Ein Volk, dem Willkür des Gebieters zum Gesetz geworden ist, greift seinerseits zur Willkür, wenn es leidet, weil es auf keine andere Weise sein Recht schützen kann. Ein Volk, welches alles Eigenthum und alles Recht in Händen weniger Personen zusammengeronnen sieht, die neben ihm wie Halbgötter stehen, erinnert sich, wenn es hungert, bald daran, daß die Halbgötter nur Menschen sind, daß das übrige Volk ebenfalls aus Menschen besteht, und daß eine Million nicht weniger gelten könne, als einige Dutzende.

Jene verwegenen Einzelnen, welche in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien durch das Uebergewicht ihrer Einsichten Revolutionen bewirkt haben — sie würden in Deutschland und England vergebens aufstehen, wo ihnen das Urtheil einer großen gebildeten Masse entgegentritt, die sich nicht leichtgläubig einem Freiheitsdeklamator hingibt. Noch vergeblicher, als in England, würden sie in Deutschland das Volk durch Hoffnungen der Beute rufen, weil in Deutschland der Wohlstand über die Gesammtheit der Bewohner ausgedehnter, keineswegs im ausschließlichen Besitze einzelner Stände und Familien ist.

Es gab eine Zeit, da war auch in Deutschland allgemeine Staatsumwälzung leicht, ja sie war nahe, nämlich: als der größere Theil des Landvolks leibeigen, arm, gedrückt, unwissend und verwildert lebte; — als den Bauern zum erstenmal das Wort von christlicher Freiheit, menschlichem Rechte, Gleichheit der Erschaffenen vor Gott, aus dem Munde der kirchlichen Reformatoren ertönte (wie heutzutage den Landleuten Italiens, Frankreichs, Spaniens das Wort der politischen Reformatoren). Damals war eine große Staatsumwälzung für Deutschland zu fürchten. Der Bauernkrieg brach aus. Er mißlang aber auch damals schon; denn eine

große Masse, durch Bildung und Eigenthum mächtig, stand entgegen, das Volk der Städte nämlich.

Ungefähr da, wo das deutsche Landvolk im sechszehnten Jahrhundert, zur Zeit Thomas Münzers, stand, mag die größere Menschenmasse stehen, welche heutiges Tages Spanien, Portugal und Italien bewohnt. Nur haben Spanien, Portugal und Italien nicht die Menge freier Städte, wie sie Deutschland ehemals besaß; nicht die Menge der vielseitig gebildeten Genossen des Bürgerstandes und seiner Freiheiten; ja, die Masse der Gebildeten selbst war durch Anblick des allgemeinen Unheils empört.

Aus eben dem Grunde ist gegenwärtig in Frankreich eine neue Staatsumwälzung nicht so leicht mehr, als vor dem Jahr 1789. Durch Verkauf der unermeßlichen Kloster- und Adelsgüter ist das Landvolk in Besitz von Eigenthum gelangt, und, durch die Besteurung aller Stände nach gleichem Gesetz und Maß, der Wohlstand über alle Theile der Nation allgemeiner verbreitet. Dies, und durch den Revolutionssturm beförderte Aufklärung und öffentliche Bildung, gibt für die Ruhe Frankreichs stärkere Gewährleistung, als Zwang der Pressen, Sendung der Missionarien und andere dergleichen Fehlgriffe, die mehr Bitterkeit erwecken, als stillen.

Daß aber nicht auch Frankreich noch einmal in die blutige Bahn der Staatsumwälzungen eintreten könne: wer möchte dafür Bürge sein? Wenn es je geschieht, so wird daran nicht der Wohlstand, nicht die Aufklärung, nicht die Preßfreiheit der Nation Schuld sein, sondern das Gegentheil. Man stelle die alten Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, die Willkür des Hofes, den Ministerialdespotismus her, mache Besitzer ehemaliger Nationalgüter in ihrem Besitzthum unsicher und erstiche durch Pressenzwang die Publizität, — und das Werk ist vollbracht. Schneller und allgemeiner würde der Sturm ausbrechen, als im Jahr 1789, weil

die große Mehrheit der Nation nicht nur deutlicher sich bewußt wäre, was zu thun sei, sondern auch, weil sie mehr, als sie vormals gehabt, einzubüßen in Gefahr stände.

---

Die ungeheure Mehrheit von den Bewohnern des südlichen Europa's war bisher in sklavenhafter Unterwürfigkeit gewohnt, dem gebieterischen Willen der Paschen, der Grandes, Baronen und anderer Herren zu dienen. Sie sah da nur die Person, eine Art höhern und mächtigern Wesens, und diente nur dieser, so wie das unmündige Kind dem Vater, der Leibeigene dem Leibherrn, das gedankenlose Thier dem Eigenthümer dient und gehorcht. Diese Unterthänigen waren nicht in Folgeleistung unterrichtet, sondern abgerichtet. Sie gehorchten, weniger aus Ueberlegung, als aus Furcht vor Inquisition, Kerker, Hunger, Schwert, Stock und Bastonnade. Vor Zeiten waren eben diese Nationen freier gewesen; aber ihre Freiheit ist allmälig bis auf die letzte Spur verwischt worden, daß man kaum noch das Wort Libertas anderswo, als, wie in Genua (nach Lady Morgans Erzählung), auf den schweren Eisenketten der Galeerensklaven findet.

Plötzlicher Uebergang aus Nacht in Tag, aus Knechtschaft in Losgebundenheit, welche Wirkungen muß er haben? — Er wird diejenigen haben, welche er in Frankreich hatte. Die Hefen des Volkes werden vom allgemeinen Sturm angeregt in die Höhe steigen, und die wenigen Guten und Weisen werden untergehen. Der nahe Aufruhr in der Ideenwelt dieser Völker wird der Quell bürgerlicher Verwirrungen, Faktionen und Parteienkriege werden.

Fragt man: Wer trägt die Schuld am langen Unglück, welches über Griechenland, Portugal, Spanien, ja selbst, trotz der fremden Besatzungen, immer noch über einem Theil Italiens schwebt? Sind diejenigen anzuklagen, welche die alten, morschen Ketten des Pascha-

thums, des Feudalwesens, des Mönchthums, der Inquisition brachen, oder diejenigen, welche die allmälige Freilassung und Entwickelung der Nationen hinderten? — Wer mir nachweiset, daß bürgerliche Einrichtungen und Gesetze, wie sie einmal gegeben und gut waren, zu allen Zeiten, oder auch nur Jahrhunderte lang, unveraltet und gut blieben, obschon das Volk in seinen übrigen Verhältnissen änderte — der wird mich bewegen, diejenigen von aller Anklage freizusprechen, welche keine allmälige Verbesserung der Staatsformen vornahmen.

Die unglaubliche Unwissenheit, in welche man den größern Theil der Nation, das sogenannte gemeine Volk von Spanien, Portugal und Neapel (Griechenland unter den Türken darf kaum genannt werden) versinken, ja künstlich durch Gesetze, bürgerliche Einrichtungen, Zensuren, Bücherverbote, Inquisitionen, Beschränkung des öffentlichen Unterrichts u. s. w. untergehen ließ, hatte die Lähmung alles Guten in diesen Ländern zur Folge. Künste und Wissenschaften starben fast aus, mit Ausnahme derer, welche Mägde der Ueppigkeit und Prachtliebe sind; die Sitten verwilderten; die Religion entartete zum grassen Aberglauben; der Handel verschwand; der reichste Boden ward unfruchtbar. Alles brütete nur thierisch, weil dem Geiste jede freie Thätigkeit durch Kirche und Staat versagt, und den Leuten nur überlassen war, zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu arbeiten, zu zahlen.

Wenn man im südlichen Europa Völkerschaften, welche Bildung und Gesittung des sechszehnten Jahrhunderts hatten, auf unnatürliche Weise plötzlich über das wirkliche Zeitalter hinaus und, ich möchte sagen, ins zwanzigste Jahrhundert zu versetzen suchte: so scheint hinwieder in den nördlichern Reichen des Welttheils die Neigung vorherrschend zu werden, Nationen aus der Höhe einer schon gewonnenen Zivilisation, wie sie das neunzehnte Jahrhundert geben könnte, zurückzuführen in den Zustand des sechs-

zehnten Jahrhunderts. Hier dann ein staatsthümlicher Versuch von entgegengesetzter Art.

Wer in den Tagen Josephs II. und Friedrichs II. hätte solche Umdrehung aller Völkerloose und staatsmännischen Grundsätze erwarten sollen? Wer glauben, daß man jemals in denjenigen Reichen, welche zu den gebildetsten des Welttheils gehörten, sich raschen Schrittes jenen Staatsmaximen nähern würde, die bisher nur in südlichen Ländern Europens, und nicht zu deren Gedeihen und Ruhm, gegolten hatten? Und daß man sich diesen Maximen eben in der Zeit nähern würde, in welcher jene Südstaaten durch solche Maximen zur Revolution vorbereitet und übergeführt waren? — Wer hätte hinwieder glauben sollen, daß Spanien und Portugal und Neapel und Mexiko und Südamerika und Brasilien, wo einst alle Denk- und Lehrfreiheit, alle Glaubens- und Preßfreiheit verschwunden war, wo Willkür und Knechtschaft grell neben einander standen; wo Feudal- und Priesterherrschaft hoch über dem Volke glänzten, — daß eben diese Länder jemals mit abstrakten Grundsätzen der Schulweisheit Staatsverfassungen gründen und ausbilden würden?

Wahrlich, seit der ersten Anbauung Europens ward kein Zeitalter erlebt, dem unsrigen an widernatürlichen Wagstücken ähnlich. Ja, ich darf sie widernatürlich heißen, weil sie den ewigen Ordnungen der Natur widerstreben, welche im Gange des menschlichen Geschlechts weder Riesensprünge noch Heimkehrungen gestattet; ich darf sie widernatürlich nennen, weil weder eine auf Papier geschriebene Staatsverfassung das unmündige Volk mündig noch irgend ein Machtgebot gebildete Völker zur Abstreifung ihrer Ansichten, Ueberzeugungen und Wünsche zauberhaft zwingen kann.

Ich nenne die Versuche Wagstücke, weil mir die Politik mit denselben ihre Sphäre zu überschreiten scheint.

Wer mag die Wirkungen solcher Wagstücke berechnen, welche

an das Zarteste der Menschheit rühren, welche im Unsichtbaren und Geistigen der Nationen Gewalt üben, und welche das geheimnißvolle Getriebe der Weltereignisse, nämlich politische und religiöse Ueberzeugungen und Bedürfnisse der Nationen, nach dem System eines Philosophen oder Jesuiten regeln wollen?

Jene prahlerische goldene Inschrift auf der Stirnseite des Kollegiums Ghislieri in Pavia: Gott hat's begonnen (nämlich Papst Pius V.) und Cäsar vollendet (nämlich Kaiser Franz I.), wird umgekehrt mit größerer Wahrheit einst über die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gesetzt werden können: die Fürsten haben begonnen, Gott hat vollendet.

Aller Klugheit zum Hohn schlingt sich der Knoten der Verhältnisse unauflöslicher.

Aber die unsichtbare Hand, die ihn geschlungen hat, wird ihn wieder lösen. Niemand sieht das geheimnißvolle Wie voraus. Und die da meinen, ihr Wille lenke die europäischen Bestimmungen, sind, ohne es zu wissen und zu wollen, nur todte Werkzeuge in unsichtbarer Hand. Mir ist's, als gehe Europa einer größern Krisis entgegen, denn die war, welche wir schon überlebt haben. Die kommende überleben wir kaum. Unsere Kinder werden handeln. Vieles wird vergehen, was menschlicher Blödsinn für unvergänglich hält und der ohnmächtige Stolz der Sterblichen vergebens zu retten sucht.

Die Ruhe der Welt kann aber erst dann wieder fester hervortreten, wenn die feindseligen Elemente, die jetzt fast in allen Reichen gegen einander streiten, sei es durch die Weisheit großer Staatenführer, sei es durch die Gewalt des Schicksals, mit einander versöhnt sind. Thöricht ist die Einbildung, Eins könne vom Andern gänzlich vernichtet werden! Darin besteht die Versöhnung, daß sie sich einander durchdringen und damit gegenseitig mäßigen und binden müssen.

Idealische Freiheit ohne Ehrfurcht für Gesetz, Herkommen und Obrigkeit ist für die Kulturstufen, auf denen die Europäer stehen, eben so unmöglich, als oligarchische Willkür droben und schweigsame Knechtschaft drunten. Es scheint mir ein erzgleißnerischer Weidspruch der Diplomaten zu sein: Alles für aber nichts durch das Volk! Denn die Weltgeschichte lehret zu häufig: daß da, wo Nichts durch das Volk geschieht, eben so wenig für das Volk geschieht, als wo Alles durch das Volk geschehen soll. Wo Recht und Freiheit Aller die Rechte und Freiheiten der Einzelnen tödtet, ist es so unheimlich wohnen, als wo unter Rechtsamen und Freiheiten Einzelner das Recht und die Freiheit Aller erstickt.

Es gibt eine Mittelstraße in Allem. Der gesunde Menschenverstand findet sie leicht, die Leidenschaft nie. Die da sagen: der Fürst ist der Staat (l'état c'est moi)! predigen Despotismus; die da sagen: das Volk ist der Staat! predigen Anarchie. Ein Haupt ohne Rumpf ist so ohnmächtig, als ein Rumpf ohne Haupt. Fürst und Volk, durchs Gesetz umfaßt und verbunden, sind der Staat, und sind in sich am vollendetsten dann, wann sie einander durchdringen und erfüllen, jener das Volk mit Einheit des Geistes und Willens, dieses den Fürsten mit Mannigfaltigkeit der Ansichten und Einsichten.

---

# Von den Parteiungen zur Zeit des Veroneser Kongresses.

## 1. Der Parteien Herkommen und Ziel.

Das ist's, was vielen Fürsten und vielen Völkern die Unruhe gebracht hat, daß eine Partei zu wenig Ehrfurcht für Thron und Altar, und eine andere zu wenig Ehrfurcht für Bedürfniß und Recht der Nationen bezeugt. Die Parteien aber sind nicht die Höfe, sondern an den Höfen; und sind nicht die Völker, sondern in den Völkern. Es sind die leidenschaftlich-überspannten Rath- und Tongeber am Thron und im Volk, welche links und rechts der Mittellinie der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Mäßigung, an den Außenenden, als Ultra und Citra, wider einander ihr vergiftetes Geschoß schleudern, aber damit weniger sich, als ohne Unterschied den Frieden der Fürsten und Völker blindlings verwunden.

Die Könige wissen sehr wohl (wie sie es, bis auf Wenige, die es zu eigenem Schaden vergessen konnten, allezeit gewußt haben), daß sie ihres Volkes und dessen Glückes nicht entbehren können. Aber sie verstehen unter Volk nicht eine kleine Zahl lärmender und schwärmender Weltreformatoren, die ihre eigenen Wünsche Stimmen des Volks nennen, Thronen und Altären den Vertilgungskrieg machen und die ganze Welt umgestalten möchten, weil sie eben nicht nach ihrem Eigensinne oder ganz zu ihrem Vortheil gebaut ist.

Die Völker hinwieder wissen sehr wohl, daß sie des Thrones und des Altars nicht entbehren können. Nur verstehen sie unter Thron und Altar nicht Mitunterthanen, in solchem Uebermaße begünstigt, daß dieselben den Staat, gleich gebornen Mitherrschern, wie eine Art Gemein-Domäne benutzen, das Volk und oft den Fürsten selbst in abhängiger Unmündigkeit bevogten und durch erblichen Vortheil zum erblichen Nachtheil der Millionen werden können.

Während Fürsten und Völker im Gefühle gegenseitigen Bedürfnisses fest an einander hängen möchten, werfen sich jene Parteien zwischen beide, und trachten nach Zerreißung der Bande. Während die Einen, von helldunkeln Idealen, ich will nicht sagen von Schlimmerm, erfüllt, den Nationen das Grundwesen aller Monarchie verdächtigen wollen, als wohne darin ausschließlich das Ungeheuer der Willkür, welche aus Staatsbürgern willenlose Leib- und Geisteigene machen will, um deren Gewerbsfleiß zur Füllung der Staatskassen und deren Leiber zum mörderischen Spiel der Schlachten zu haben, — erregen hinwieder die Andern den Argwohn der Könige und Fürsten gegen die Nationen, als wäre die Mehrheit der Volkszahl, vom Fieber der Umwälzungssucht ergriffen, nur günstigen Anlasses zum Aufstande gewärtig; oder als wäre jeder freisinnige Lehrer oder Schriftsteller Volksverführer und Revolutionär, jede Gesellschaft und Verbindung eine Verschwörungsanstalt, und der Aufstand hinter den Pyrenäen, wie in der Türkei, das Werk einer im Finstern wirkenden, aber mächtigen Faktion.

Was die Parteien sündigen, das müssen die Völker und ihre Fürsten büßen. Daher das Verderben, daher die Unruhen vieler Staaten; daher allgemeine, peinliche Spannung der europäischen Menschheit.

Jene Parteien sind in der That nichts mehr als Parteien, Ergebnisse der Zeit und der in ihr sich bestreitenden Meinungen

und Bedürfnisse. Darum finden wir sie in den verschiedensten Ländern und Welttheilen wieder, und einander in allen Zügen ähnlich. Sie sind nicht Faktionen, nicht Machwerk einzelner Personen, die Anhang suchen. Es gibt keine Faktionen der Menschheit. Churschid Pascha und der spanische Trappist handelten, wie anderseits Quiroga und Ypsilanti, ohne von einander zu wissen, ohne von geheimen Obern geworben und geleitet zu sein. Jede Faktion stirbt mit ihrem Urheber. Parteien leben, so lange die Meinung und das Bedürfniß lebt, welches sie erzeugte.

Nachdem Napoleons Gewaltherrschaft gebrochen war, welcher den Europäern, wie Keiner vor ihm, eben so sehr alle Revolution als alle herrscherische Willkür verhaßt gemacht hatte, erschien der Augenblick, in welchem Gerechtigkeit und Mäßigung allen Uebeln, an denen Europa kränkelt, vorgebeugt haben würde. Von sämmtlichen Völkern waren, in rührender Begeisterung und mit ungeheuern Opfern, den Königen die unverwerflichsten Beweise treuer Liebe gebracht. Von der andern Seite waren Europens Fürsten aus eigenem Antriebe geneigt, die Treue ihrer Unterthanen fürstlich-groß zu lohnen. Dafür zeugten die Grundsätze des heiligen Bundes, dafür die edelherzigen Verheißungen des preußischen Monarchen, dafür die ersten Aeußerungen Ferdinands VII. in Spanien, die Charte Ludwigs XVIII., die von den Königen Bayerns, Würtembergs und andern deutschen Souveränen gegebenen Verfassungen, in denen sie sich und ihre Völker ehrten.

Da sprang zwischen beide der Parteiengroll.

Denn die frühern Gräuel der Staatsumwälzer hatten Argwohn und rückwirkenden Grimm der leidenschaftlichen Gegner gereizt, und erlittene Ungerechtigkeit begehrte Rache, oder Sicherheit gegen neue Unbill. Die triumphirende Partei zitterte sogar vor allzugroßem Wohlwollen der Könige gegen die Völker. Erschrocken vor bloßer

Möglichkeit einer Wiederkehr des besiegten Unwesens, wollte man Alles vertilgt sehen, was Frucht der Revolutionen gewesen, statt bloß das zu vertilgen, wovon die Revolutionen eine Frucht gewesen waren. Auch das Vortreffliche, was aus der Bewegung vergangener Zeiten hervorgegangen, sollte ungültig, auch das Verderben, aus welchem sich einst die schrecklichen Gährungen entwickelt hatten, sollte wiederhergestellt sein. Man gedenke Portugals, Spaniens, Frankreichs und Italiens!

Erfahrung und Unglück hatten indessen, wie immer, Erkenntniß und Urtheil der Nationen geschärft und geläutert; — das mußte „revolutionäre Tendenz" heißen. Man lähmte Preßfreiheit, pries blinden Glauben, rief Missionarien, Jesuiten, Inquisitoren und Wunderthäter zur Herstellung eines längstvergangenen Lebensalters der Welt zu Hilfe. Die Gebildetern, welche als Schriftsteller oder Lehrer oder Beamte dem neu einbrechenden, wahrhaft umwälzerischen Treiben der Gegenrevolutionärs entgegenarbeiten wollten, wurden wegen ihres Muthes und Scharfblicks verdächtig erklärt; hingegen Mystiker, welche Schwärmerei, Zeloten, welche Fanatismus, Finsterlinge, welche Aberglauben, Schriftsteller, welche das Lob der Leibeigenschaft und des Despotismus predigten, wurden ermuntert oder geduldet. Oder war es in Spanien, in vielen italienischen Staaten, zum Theil selbst in Frankreich, anders? — Selbst wenn die Könige großherzig handeln wollten, was sie ihrer Natur nach ohne alle Gefahr konnten, warnten und wehrten die, denen die Könige nicht königlich genug dachten.

Das Treiben der sieghaften Partei reizte dagegen das Treiben der besiegten auf; die Verweigerung des Schutzes gebar Gedanken der Selbsthilfe; die Unterdrückung der Oeffentlichkeit Hang zu geheimen Verbindungen; die Unterdrückung der Preßfreiheit Liebhaberei zu verbotenen Schriften; die Zensur der Zeitungen Lust an boshaften Gerüchten; die Verbannung und Einkerkerung der

Liberalen mörderischen Haß gegen die Servilen; genug, jeder Druck seinen Gegendruck. Das war der naturnothwendige Lauf der Dinge, wie ihn der Unbefangene ohne alle Gabe der Weissagung vorhersehen konnte.

---

## 2. Was die Monarchen wollten.

Während beide Parteien sich schon in Vertilgungsplanen steigerten und überboten, blieben noch die Könige und ihre Unterthanen vertrauensvoll neben einander. Mochte die eine Partei, welche weiter hinaus lag, als der Thron, die Sprache und Sache des reinen Despotismus, oder die andere, welche weiter hinaus lag, als das Volk, die Sprache und Sache der Revolutionärs führen, — die Könige wollten keinen Despotismus, und die Völker wollten keine Revolution. Ludwig XVIII. zeigte seinen Unwillen gegen die Ultra und ihr gefährliches Quand même; er hob die Deputirtenkammer von 1815 auf. Das spanische Volk ließ sich durch die Wagstücke der Lasey und Porlier keineswegs bewegen.

Aber doch schreckte natürlich die neu geführte Sprache der Freiheitsschwärmerei, oder der Fanatismus, welche den Dolch der Sand und Louvel führten, den ruhigen Sinn der Monarchen, und um so mehr, je näher ihnen noch das Zeitalter staatsthümlicher Gräuel lag. Die Ultra zeigten ihre gewaltthätigen Grundsätze durch einzelne vermessene oder verbrecherische Handlungen ihrer Gegenfüßler gerechtfertigt; und die Fürsten fanden zur Sicherung öffentlicher Ordnung nothwendig, den trotzigen Geist einer demokratischen Partei durch solche Maßregeln zu dämmen, die mit Wünschen und Ansichten der Ultra zusammenstimmender wurden.

Im Verhältnisse, wie sich die Fürsten den Ansichten derer näherten, die sich Vorfechter des Throns und Altars hießen,

neigten sich die Völker darauf den Ansichten derer zu, die ihre Fürsprecher zu sein schienen. So traten, in mehr als einem Reiche Europens, Unterthanen und Regenten mißtrauisch auseinander, und zwischen beide, in den leer gewordenen Raum, die Parteien der Ultra und Citra, also, daß das Volk zuletzt nicht mehr den Thron und die Fürsten, sondern nur die davor stehende Schaar der sogenannten Servilen, und der Fürst nicht mehr sein Volk, sondern die vor demselben stehende Schaar der sogenannten Liberalen sah. Die Verwechselung des Volkes mit Revolutionslustigen, oder des Regenten mit Despotismusfreunden, ward unvermeidlich; die Fehde der Parteien stille Fehde zwischen Thron und Volk. Das war's, was Spanien und Portugal, was Neapel und Piemont ins Verderben brachte; das war's, was Frankreichs Ruhe bedräute.

In allen bis jetzt noch vom Parteigeiste unerschüttert gebliebenen Staaten Europens ward Erhaltung des Bestehenden der ausgesprochene Wille der Souveräne und ihrer weisern Staatsdiener. Die Leidenschaft aber derjenigen Partei, welche fürstlicher gesinnt sein wollte, als ihr Fürst, forderte nicht Erhaltung des Bestehenden, sondern Wiederherstellung des Untergegangenen.

Die ersten Stifter des heiligen Bundes, die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, schienen keineswegs dawider, daß die öffentlichen Ordnungen den Bedürfnissen des Jahrhunderts angemessener dastånden. Aber ihr ausgesprochener Wille blieb: daß alle Verbesserungen von denen ertheilt werden, die den Staatsorganismus in der Wirklichkeit kannten und handhabten; daß die Verbesserung rechtlich, und daher als freie Gabe der erblichen Landesherren, dem Volke ertheilt, nicht aber mit aufrührerischer Hand, daher rechtlos, eingeführt werden. Die Partei hingegen, die landesherrlicher als der Landesherr sein wollte, begehrte absolute Monarchie und über das Gesetz erhabene

Willkür. Ihr genügte nicht Heiligkeit und Verantwortungslosigkeit des Souveräns, nein, sie wollte, unter der Aegide des Souveräns, an dieser Heiligkeit und Unverantwortlichkeit Theil nehmen, weil aus ihrer Mitte die höchsten Staatsämter und Verwaltungen besetzt wurden. Nichts natürlicher, als der Widerwille der Großbeamten gegen stellvertretende Verfassungen, durch welche nur sie, nicht der Monarch, an Macht einbüßen, und nur sie, nicht der Monarch, beaufsichtigt, verantwortlich gemacht und in eine Stellung zwischen Thron und Volk gesetzt werden, welche die höchste Klugheit und Gewissenhaftigkeit nöthig macht.

---

### 3. Was die Völker wollten.

Man hatte sich bisher bereden wollen, die Völker hätten eigentlich keinen Willen. Inzwischen hat die Erfahrung anders gelehrt. Wir wissen, das Volk hat eine Meinung, und aus Meinung geht Wille. Wir wissen, daß auch die Meinung des Mächtigsten bricht, wie die eines Napoleon brach, wenn sich der Wille der Nation von ihm trennt (denn erzwungene Werke sind halbe Werke); und hinwieder, daß ein klein geachteter Fürst furchtbar wird, wenn der Wille seiner Nation für ihn entscheidet. Preußen erhob sich aus seiner Ohnmacht mit zermalmender Riesenkraft zur Befreiung des vaterländischen Thrones. (Die Werke des ganzen Willens werden ganze Werke.)

In allen größern Reichen Europens begehrte die Mehrheit der Bewohner wohl keine Republik. Selbst Spanier und Portugiesen, Neapolitaner und Piemontesen hielten treu an ihren Königen, und sogar die Franzosen kehrten zur Monarchie zurück. Das Volk will den König, dessen Hof und den Glanz von dessen Thron, aber Herrschaft des Gesetzes; nicht Beschränkung der Monarchen, sondern der Beamten; und möchte, was das Wohl und

Weh aller Haushaltungen beschlägt, nicht dem trüglichen Gutdünken einiger Wenigen, sondern lieber der Berathung der Einsichtvollern des ganzen Landes überlassen, wie in England, in Norwegen, in Schweden, in Frankreich, Bayern, Würtemberg u. s. w. Es will diese Ehren und Rechte nicht in Staatsumwälzungen erstürmen, in denen alle Ehren und Rechte zu Grunde gehen, sondern sie gern aus der Huld des Landesherrn empfangen.

Verhältnißmäßig unendlich klein ist gewiß allezeit neben der Masse der Nationen die Partei der sogenannten Freiheitsschwindler, in deren Gemüth sich noch nicht die Ideale mit den Verhältnissen der gebieterischen Wirklichkeit versöhnt haben, und die über sich nur Tirannen, unter sich nur Sklaven erblicken, oder die das Königthum hassen, eben weil es Königthum ist. Ihre Zahl ist so klein und ohnmächtig, daß sie selbst in keiner einzigen der neuern Staatsumwälzungen zum Wort kommen konnten; aber sie sind hin und wieder nicht ganz ohne Einfluß geblieben, weil ihr Warnen: „man dürfe von der Gnade und freien Entschließung der Könige kein besseres Loos erwarten," durch die Höfe bestätigt zu werden schien. Eben dadurch strömte ihr Ungestüm in das unzufriedene Volk, und in Portugal und Spanien, in Neapel und Piemont ward die Gewalt zur Tagesordnung gebracht.

Noch nie ist eine Staatsumwälzung das Werk einer einzigen Partei gewesen; immer sah man dabei deren wenigstens zwei thätig, und jede von beiden mit gleicher Leidenschaftlichkeit nicht das Gerechte, das Zweckmäßige, sondern das Zuviel begehren. Wo sich Fürst und Volk in Gerechtigkeit und Mäßigung die Hand boten, gingen noch immer alle Parteien kraftlos unter. Wo sich aber der Hof mit einer, das Volk mit der andern Partei verbanden, stürzten zuletzt Fürst und Nation ins Verderben.

Sobald Hof und Volk nicht sich, sondern den Parteien Hand bieten, beginnt heimlicher Krieg des Landesherrn mit seinen

Unterthanen. Vom Hofe aus gehen Verhaftsbefehle, Einkerkerungen, Verbannungen, Zensuren, Inquisitionen; vom Volke aus Spottlieder, Karrikaturen, schnöde Gerüchte, Verschwörungen, Apotheosen der sogenannten Märtyrer. Wehe dem Lande, wo sich diese Symptome, statt zu vermindern, vervielfältigen! Wir sahen sie in Frankreich, wir sahen sie in Spanien, in Neapel, wir sahen sie überall als Vorboten des Unglücks erscheinen, in neuen wie in alten Zeiten. Es geht solchen Staaten, wie Schwindsüchtigen, welche, während Jedermann das Nahen ihres Todes bemerkt, am wenigsten daran glauben. Nicht Ludwig XVI., nicht Ferdinand von Spanien, nicht Ferdinand von Neapel u. a. dachten sich dergleichen Katastrophen möglich.

---

### 4. Was der Veronesische Kongreß nicht wollte.

Es läßt sich nicht bezweifeln, wir leben am Vorabend großer Verwandlungen unsers Welttheils, oder vielmehr, wir stehen schon mitten darin. Sie sind nicht die Wirkung des Jahres, sondern der Jahrhunderte, und ihre Wirkungen werden sich auf Jahrhunderte, nicht auf Jahre erstrecken. Sie sind nicht das Machwerk der Parteien oder Faktionen, sondern diese sind vergängliche Geburten jener.

Alle Kriegszüge, alle Umgestaltungen, welche der mächtige Geist Napoleons bewirkte, waren neben dem gering, dessen Zeugen wir wurden. Denn Er war doch nur ein Sterblicher, und als er schwand, verschwanden seine Schöpfungen am nämlichen Tage, gleichwie einst mit dem mazedonischen Alexander, mit Dschengis-Khan, mit Karl dem Großen und allen Eroberern und Weltstürmern ihre Werke zertrümmerten. Aber Völker sind unsterblich. Dem Zeitalter, den Begriffen, den Bedürfnissen der europäischen Menschheit gebieten, in das Ehemalige zurückzu-

kehren, ist wohl nicht viel leichter, als den Erdball zu zwingen, sich von Morgen um seine Achse gegen Abend zu drehen.

Die mächtigsten Monarchen des Festlandes, die berühmtesten Staatsmänner Europens standen zur Berathung der Weltangelegenheiten in Verona versammelt. Es lag wohl nicht in ihrer Absicht, Schiedsrichter des Welttheils zu sein, sondern nur, sich und ihre Nationen durch Eintracht gegen die Stürme zu verwahren, die einen großen Theil Europens erschütterten. Ihr Blick war einzig auf rein staatsthümliche Verhältnisse der Völkerfamilien gerichtet, und ihre Sorge, daß die gewaltthätige Zerrissenheit nicht größer werde. Weiter hinaus erstreckt sich auch die Wirkung keines Staatsmannes und des gewaltigsten Scepters nicht. Alles Uebrige bleibt einem göttlichen Verhängnisse anheimgestellt, in welchem, so wie im unaufhaltbaren Strome geistigen Lebens, Alles, ohne es zu fühlen und zu wissen, fortgezogen wird.

Daß es zu Verona nur um bloß staatsthümliche Verhältnisse des Welttheils, und zwar nur um die Wirren des Jahres, nicht des Jahrhunderts, zu thun gewesen sei, offenbart sich aus dem bekannten Kreisschreiben an die Gesandten, vom 14. Dezember 1822, welches zugleich als Manifest der drei Monarchen von Rußland, Preußen und Oesterreich gegolten zu haben scheint. Indem sie es mit dem Stand der Dinge am Ende des Jahrs 1822 zu thun hatten, und erklärten, sich nicht in die Unruhen Griechenlands mischen zu wollen, Spanien in seinen Gährungen nicht völkerrechtlich anerkennen zu dürfen, weil sie für Pflicht hielten, keinen ertrotzten Staatsverbesserungen Hand zu bieten — waren sie weit davon entfernt, einen Bund zur Umkehrung der Bedürfnisse und Begriffe des Jahrhunderts zu schließen, oder das Fortschreiten des menschlichen Geschlechtes zu hemmen. Denn sie wollten nicht das Unmögliche; ja, sie fuhren selber fort, in ihren eigenen Staaten mit allen Kräften auf das hinzuarbeiten, was den Zustand

der bürgerlichen Gesellschaft veredelt, und mithin bei ihnen selbst endlich die Verwandlung der Staatseinrichtungen zur unausbleiblichen Folge haben muß.

Zu allen Zeiten ist die Form der bürgerlichen Gesellschaft ein naturnothwendiges Ergebniß der gleichen oder ungleichen Vertheilung des Vermögens und der Geistesbildung. Wo, wie in den Steppen der Tartaren oder in den Wüsten der Araber, Einer dem Andern im Besitze von Gut und Einsicht noch gleich steht, ist auch Einer dem Andern an Rechten gleich, und eine republikanische Form bildet sich von selbst aus. Oder durch größern Besitz und größere Lebenserfahrung des Familienvaters entwickelt sich patriarchalische Einrichtung des Stammes; oder durch überlegenen Reichthum an Mannschaft, Eigenthum und moralischen Kräften wird der Stamm oberherrlich über Andere, und das Haupt desselben Fürst.

In den frühesten Zeiten hatten die Völkerschaften deutschen Stammes, wie wir aus dem Sittengemälde des Tacitus wissen, mehr republikanische als monarchische Einrichtung. Denn sie waren ungefähr Alle gleich roh, gleich tapfer und gleich vermögend. Als sie nachher in ihren Kriegsfahrten Eroberer wurden, bezahlten die Stammhäupter, oder Könige, ihren Feldherren und Mitstreitern den Sold in Grundstücken und Liegenschaften. Die Sieger waren Freie, die Besiegten Leibeigene. So entstand Ungleichheit des Vermögens; daher absolute Herrschaft der freien Eigenthümer über die Leibeigenen, neben beschränkter Monarchie des allgemeinen Oberhauptes. Denn die Freien, auf ihren Alloden, oder auf Lehengütern, die sie ursprünglich zum Sold für ihre Beamtungen hatten, standen in Rücksicht des Eigenthums einander ziemlich gleich; und der gesunde Menschenverstand sagte ihnen, daß ein König von ihrem Eigenthum nichts, als was sie zu öffentlichen Angelegenheiten bewilligen wollten, Recht habe zu nehmen. Der König, und noch Karl der Große, lebte nicht auf öffentliche Kosten, son-

dern aus seinem Privatvermögen. So brachte das Allodial- und Feudalwesen die landständische Verfassung.

Neben den Königen und freien Oberherren, welche zwar Inhaber des meisten Grundeigenthums, aber nicht der meisten Kenntnisse waren, entfaltete sich, durch Uebermacht geistigen Vermögens, die Hierarchie, und in Kurzem ward die Kirche Nebenbuhlerin des Thrones. Aber die Kreuzzüge, von Päpsten und Mönchen selbst aufs eifrigste betrieben, veranlaßten zuerst, daß sowohl die Uebermacht der Kirche als das Ansehen der kleinen, weltlichen Oberherren brach, und mithin in Europa die Formen der bürgerlichen Gesellschaft durchaus sich ändern mußten. Die ungleiche Vertheilung des Eigenthums und der Kenntnisse ward durch die Kreuzzüge vermindert. Denn während eine zahllose Menge der adelichen Eigenthümer durch den Aufwand ihrer Andacht verarmte, erhoben sich die Städte durch Handelsverkehr; das Loos der Leibeigenen und Hörigen milderte sich in Zeiten ewiger Kriege und Fehden, da man streitbarer Männer bedürftig ward. Viel zinsbares Gut ward Eigenthum der Zinsleute, viele Leibpacht zur Erbpacht, so wie anderseits Fürsten und Grafen ihre Lehen in Erbgut verwandelten und an der ehemaligen Abhängigkeit von den Königen nichts, als Namen und Formeln bestehen ließen. Mit dieser Zerstreuung des Eigenthums an mehrere Theilhaber verband sich auch Verbreitung der Kenntnisse unter den Laien, wozu die ungeheuern Reisen der Kreuzfahrer, der Verkehr zu Wasser und zu Lande mit dem Orient und der Reichthum der Städte nothwendig wirken mußten.

Was die Kreuzzüge begonnen hatten, vollendete die Erfindung des Schießpulvers, welches den Ritterstand entbehrlicher machte; vollendete die Erfindung der Buchdruckerpresse, welche die Wissenschaft zum Gemeingut machte; vollendete die Entdeckung Amerika's, so wie der Wasserstraße nach Indien, wodurch alle Handelsver-

hältnisse neue Stellung empfingen. Der ehemals oberherrliche Adelstand sank unaufhaltsam, indem die Fürsten dessen Rechte, die Unterthanen dessen Grundstücke an sich zogen. Die ehemalige Gewalt des geistlichen Standes sank unaufhaltsam, weil höhere Einsicht und Kenntniß zu den Laien übergegangen war. Die Hälfte Europens riß sich von der römischen Hierarchie auf ewig los.

Mit der Zerstückelung und gleichern Vertheilung des Grundeigenthums und Vermögens, und mit der steigenden Geistesbildung der Volksmenge, gestaltete sich abermals die Form der bürgerlichen Gesellschaft neu. Durch die Entkräftung, in welche Adel und Geistlichkeit, die ehemaligen Mitherrscher im Staat, verfielen, stieg die Selbstherrlichkeit der Könige und bildete sich die absolute Monarchie, statt der vormals beschränkten, aus. Doch hinderte sowohl Erziehung der Fürsten, als Reichthum, Aufklärung und dadurch wachsendes Selbstgefühl der Unterthanen, Verartung der absoluten Königsmacht in Despotismus, und Verartung der Unterthänigkeit in orientalische Sklaverei. Man ließ noch Städten, Provinzen, Gemeinden und Zünften ihre kleinen, die monarchische Gewalt nicht lähmenden Rechtsame, und den Adelichen ihre der Krone unschädlichen Vorrechte, dem Throne zunächst zu stehen, oder die höhern Staats- und Kriegsämter zu bekleiden.

Es zeigte sich aber bald, daß auch diese Form der bürgerlichen Gesellschaft nichts weniger als geeignet war, sich durch inneres Gleichgewicht dauerhaft zu halten. Denn sobald die größte Masse von Kenntniß und die größte Masse von Eigenthum nicht mehr in den Händen einer kleinen Zahl, sondern der ganzen Nation lag, konnte den neuen Eigenthümern unmöglich gleichgültig bleiben, daß jene kleine Zahl, die wohl gar nichts zu den Staatsbedürfnissen gab, über das Vermögen aller Eigenthümer berathen und verfügen sollte. Diese glaubten, daß sie von Rechtswegen eine Stimme über ihr Gut und Besitzthum hätten, und daß, weil

Stärke und Gedeihen des Staats auf ihrem Wohlstand, und hinwieder ihr Wohlstand auf Stärke und Gedeihen des Staats beruhe, sie ein natürlicheres und größeres Interesse am Gang der Verwaltung und der öffentlichen Angelegenheiten hätten, als Personen, die weder im Kriege wegen ihrer geringen Zahl, noch im Frieden wegen ihres verhältnißmäßig geringen Eigenthums, dem Staate Entscheidendes leisten könnten.

Diese aus der Natur der Gesellschaftsverhältnisse hervorgegangenen Ueberzeugungen bewirkten in England, Schweden, Norwegen u. s. w. die Theilnahme des Volkes in den Kammern an der Gesetzgebung; veranlaßte damals die Revolution und den Abfall Nordamerika's vom Mutterlande, das ihm Theilnahme an der Gesetzgebung verweigerte; veranlaßte das Emporgehen des dritten Standes und die Revolution in Frankreich.

In diesem Zeitpunkte befinden wir uns noch. Alle europäische Monarchen haben dahin gearbeitet, ihre Völker zu diesem Punkte vorzuführen. Sie selbst waren es, welche bei ihren Unterthanen gleichere Vertheilung des Eigenthums, der Einsicht und Gesittung beförderten, ja die meisten Klostergüter wurden für diesen Zweck aufgelöset. Mit Reichthum, Kenntniß und Kraft der Nationen (nicht des Adels, nicht des Klerus) wuchsen Glanz und Stärke der Monarchen.

Der Veronesische Kongreß hat nicht von Allem wieder das Gegentheil begehrt. Die Fürsten und Staatsmänner wollten ihre Nationen und Throne nicht schwächen. Sie wollten nicht das Weltalter umkehren, oder es müßte in ihrer Macht liegen, Einsicht und Eigenthum gesammter Nation in eine einzige Klasse von wenigen Begünstigten und deren Nachkommen zu konzentriren.

Sie konnten daher auch nicht, wo mit dem innern Zustande der bürgerlichen Gesellschaft die äußere Form in unerträglichem

Widerspruch steht, die der Natur gemäßen Verbesserungen hindern wollen. Denn alles Unnatürliche würde sich immer von selbst zerschlagen. Es hat Erfahrung genugsam gelehrt, daß es eben so vergeblich und gefährlich sei, Völker aus höhern Gesittungsstufen abwärts zu drücken, als sie von niedern Stufen gewaltsam in die Höhe zu zerren. König Ferdinand VII. von Spanien versuchte unglücklich genug das erste; und weil Kaiser Joseph II. einst das zweite versuchte, starb er, von seinen Unterthanen verkannt, unter deren Verwünschungen und Aufständen.

Nicht mit den Wirren des Jahrhunderts, sondern mit den Wirren des Jahres nahm es der Kongreß auf, denn jene lagen außer seinem Machtkreise. Er wollte nur, daß die Veredlungen der Staatsform einzig vom Souverän, als dem durch positives Recht dazu Berechtigten, ausgehen sollten. In bestehenden Demokratien ist das Volk der Souverän, und werden daher die Verbesserungen der Staatsform nur von diesem ertheilt. Wenn in einer Monarchie das Volk sich gewaltthätig die Souveränetät anmaßt und die Landesordnung umschafft, ist es eben so verbrecherisch, als wenn in der Republik ein Beamter die Selbstherrlichkeit des Volkes zertritt und wider den Willen desselben dessen Recht ausübt.

Daher wollten die Monarchen weder die spanische Staatsumwälzung billigen, noch den Aufstand der Griechen begünstigen. Indem sie sich selbst enger an einander schlossen, suchten sie durch fest verbundene Masse ihrer Macht dem schwererschütterten Staatenverhältnisse Europens eine Haltung zu geben, deren es nie bedürftiger gewesen zu sein schien.

### 5. Das politische Gleichgewicht, das Christenthum und das Staatsinteresse.

Zur Zeit des Veronesischen Kongresses war von jenem politischen Gleichgewicht Europens, worauf sich ehemals die Staatsmeister, Staatsdiener und Staatsrechtslehrer viel zu gut gethan haben, kein Schatten mehr vorhanden. Ob die Menschheit durch diesen Verlust wirklich verloren, oder gewonnen habe, könnte heutiges Tages allenfalls zur Preisfrage gemacht werden. Soviel wissen wir, daß es den Politikern mit dem europäischen Gleichgewicht ergangen ist, wie den Philosophen und Medizinern mit ihren Systemen, die sie aus Liebe zur Wahrheit oder zum Besten der Kranken erfanden. Sie pflegten damit zu enden, daß sie, des Systems wegen, die Wahrheit und den Kranken methodisch sterben ließen.

Das Gleichgewicht der Staaten war nie weniger zu finden gewesen, als seitdem man es erfunden zu haben glaubte. Denn immer blieb am Gang der Uhr zu rücken, weil sie nie ging, wie sie sollte. Man berechnete von da an die Staatskräfte nach Geviertmeilen und Einwohnern, als wenn nicht ein einziges weises Gesetz, ein einziger geistvoller Mann am Thron oder an der Spitze des Heeres jenes Gleichgewicht hätte verschieben können! Aus Liebe zum dauerhaften Friedensstande ward das Schwert stets geschliffen und ununterbrochen gekriegt. Polen wurde ein Opfer des politischen Gravitationsgesetzes und aufs völkerrechtswidrigste getheilt. Diese That übte einen furchtbaren Einfluß auf das Gemüth der Nationen, und ihre Folgen dauern noch heillos fort in den Wirren unserer Zeit.

Nach Napoleons Sturz sollten an die Stelle des Gleichgewichts die ewigen Grundsätze der Religion treten, kraft des heiligen Bundes, dem die meisten europäischen Monarchen beipflichteten.

Es ist der Gedanke wohl eines bessern Jahrhunderts würdig, daß Religion, so lange Zeit Magd der Politik, leitende Gebieterin der Staatsklugheit werde. Aber die Völker, selbst manche Höfe, schienen unter den Erinnerungen an eine Vergangenheit, in welcher, Namens der Religion, die schauderhaftesten Ungerechtigkeiten begangen wurden, wenig Heil von diesem frommen Geiste zu erwarten. Denn wer will verbürgen, dachten sie, daß der religiöse Sinn, welcher die Monarchen dieser Zeit beseelt, auf gleiche Weise in den Thronfolgern forlebe? oder daß im Streite der Tugendpflichten und Leidenschaften allezeit das Heilige obsiegen werde? oder ob jemals ein Staatsmann, aus Begeisterung für das Göttliche, den Vortheil seines eigenen Landes opfern, ja, zum Besten der Menschheit, willig seines Staates Nachtheil tragen werde? Und doch ist eins der heiligsten Gebote des Christenthums, sich für das Wohl seiner Brüder hinzugeben in den eigenen Untergang. Kann sich ein Volk zum Besten anderer dem Tode weihen? — Eine Religion aber, welche nur diejenigen Pflichten gebietet, die dem eigenen Nutzen des Menschen oder des Staates entsprechen, und auf die übrigen weniger Werth legt, ist offenbar keine christliche.

Nicht ganz ohne Grund schienen Viele zu besorgen, daß über das Verhältniß der Religion zur Staatsklugheit noch gefährliche Unklarheit der Begriffe walten möge, so wie über Anwendung der Grundsätze des Völkerrechts in einer Welt, wo leider gern Gewalt an die Stelle alles Rechts tritt. Erlauben wohl zum Beispiel Religion und Völkerrecht, den Unglücklichen in gleichem Maße zu helfen, wenn eine Nation verzweiflungsvoll unter den Grausamkeiten ihres Beherrschers um Hilfe schreit, wie wenn ein Monarch gegen sein empörtes Volk um Hilfe schreit? Haben im wahren Geiste des Christenthums auch Völker eine Stimme, oder allein nur ihre Beherrscher?

Wie dem auch sei, unerwartete Begebenheiten brachten die

Grundsätze des heiligen Bundes neben den Grundsätzen des staatsthümlichen Interesses zur schweren Prüfung. Die Völker von Spanien und Portugal gaben sich eigenmächtig andere Verfassungen; Neapel und Piemont machten Versuche zur Nachfolge; Griechenland empörte sich gegen den ruchlosen Despotismus der Osmanen.

---

### 6. Die heutige Selbstthätigkeit der Nationen.

Man weiht nur demjenigen, von dessen Ueberlegenheit man sich abhängig fühlt, unterwerfungsvolle Ehrfurcht. Wo noch die Kraft des Staats, Eigenthum und höhere Geistesbildung, ausschließlich in der Hand des Adels und der Priesterschaft ruht, ist das Volk nothwendig von denselben abhängig, und weiht es freiwillig knechtische oder kindliche Huldigung. Dies hört auf, sobald Jeder im Lande Antheil am Eigenthum, wie an der geistigen Bildung des Zeitalters hat. Dann fühlen die Einzelnen ihre Selbstständigkeit, und wollen die Würde gelten machen, die sie als Menschen gegen Menschen haben. Dann aber noch Unterwürfigkeit Priesterthum und Adel verlangen wollen, wo die vorige Abhängigkeit aufgehört hat, — dann noch jene abergläubige Ehrfurcht erzwingen wollen, welche der reifere Verstand untersagt, heißt Widernatürlichkeiten fordern.

Der Landesfürst bleibt jederzeit der reichste Eigenthümer. Seine Hand spendet allein öffentliche Ehren, Wohlthaten und Genüsse jeder Art. Darum wird ihm freiwillig und zu allen Zeiten Unterwürfigkeit und natürliche Ehrfurcht gezollt. Seine Krone ist Schlußstein im Gebäude des Staates, von dessen Dasein das Eigenthum des Einzelnen abhängt; darum kommt ihm freiwillig, auch in den gebildetsten Nationen, die Treue Aller entgegen.

Die Wahrheiten sind so natürlich und einfach, daß man über

die ungeheure Selbstverblendung nur erstaunen kann, in der das übersehen wird, was alle Weltalter durch ihre Schicksale bezeugt haben.

Sobald ein Volk zu der Ueberzeugung gelangt ist, nur vom Thron und Staat, nicht von Vermögen und Einsicht einiger Stände abhängig zu sein, vermischen sich die Stände. Das Volk, als Inhaber der wahren Kraft des Staates, spricht diejenige Achtung an, welche es einst denen gezollt hatte, die vorzeiten Inhaber der Staatskraft gewesen waren.

Die heutige Regsamkeit der gebildetern abendländischen Nationen ist also, bei dem verwandelten Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, nicht wunderbar; aber sie aus dem Dasein einer finstern Partei von Demagogen und Unruhstiftern erklären wollen, nur das ist wunderbar.

An der Selbstthätigkeit der Nationen, die sich groß genug äußert, wird Niemand Zweifel nähren. Während des spanischen Erbfolgekrieges ließ das Volk hinter den Pyrenäen noch die großen Mächte walten, wer die Kronen Kastiliens und beider Indien tragen sollte. Aber hundert Jahre später nahm das Volk über den gleichen Gegenstand selbst das Wort, und ohne Scheu sogar gegen den Mann, dem die Hälfte des Welttheils gehorchte. Die Polen schlossen sich eigenwillig an Napoleons Heer gegen Rußland; die Preußen hinwieder, unaufgefordert, an die Russen gegen Napoleon. — Wenn in künftigen Kriegen die Nationen selbsthandelnd einschreiten, oder wenn nicht leicht Kriege mehr unternommen werden, wider die Neigung der Nation, darf dies nicht unerwartet sein.

Diese Selbstthätigkeit der Völker bewirkt heutiges Tages schnellere und größere Weltverwandlungen, als die ehemalige Thätigkeit der Geistlichkeit oder des Adels.

Ich könnte, um dies zu beweisen, die lange Reihe gemeinnützi-

ger Vereine, zu den verschiedensten Zwecken gestiftet, herzählen. Alle sind mehr oder minder, von Land zu Land, unter einander verbunden, und wirken, ohne es zu beabsichtigen, offenbar dahin, die verschiedensten Nationen Europens in eine große Familie aufzulösen und die Scheidelinien zu mildern, welche Staat oder Kirche zwischen ihnen gezogen hatten. Umsonst priesen einige deutsche Poeten und Mystiker die Herrlichkeiten des zehnten Jahrhunderts, in welchen sie selbst nur arme Leibeigene von Klöstern oder Burgen gewesen sein würden; umsonst riefen Jesuiten und Ignorantins das Volk zur Glückseligkeit des blinden Glaubens zurück: der Geist der Nationen hat die Pforten des Mittelalters hinter sich geschlossen. Man muß den Völkern die Erfindung der Boussole, der Buchdruckerpresse, des Schießpulvers, des öffentlichen Unterrichts, man muß ihnen den Besitz von Eigenthum, Handel, Gottes Wort und Klassikern nehmen, mit einem Wort, das fortflammende Leben des vergangenen Jahrtausends auslöschen: sonst wird es nicht wieder dunkel. Die düstern Gestaltungen des Mittelalters in unserer Zeit herstellen, heißt Nachtgespenster am hellen Tag wandeln lassen, wo man sie nicht fürchtet. Ein Geisterbeschwörer wird nur lächerlich.

In keiner Angelegenheit des Welttheils hat sich das Selbsturtheil und die Selbstthätigkeit der Nationen allgemeiner, zusammenstimmender, freier und entschiedener offenbart, als in der Angelegenheit Griechenlands. Die Stimme der gesammten europäischen Menschheit drang für sie zu den Thronen, und von den Küsten Amerika's scholl der Wiederhall über die Meere. Man vernahm nicht das Geschrei einer einzelnen Meinungspartei, sondern aller Parteien; selbst die Pariser Ultra schwangen dafür ihre weiße Fahne. Es waren nicht begeisterte Jünglinge nur, welche Schutzredner der griechischen Sache wurden, nein, Greise wurden es; nicht die Hefen des Volkes, nein, die Weisesten; nicht die

Schulgelehrten, nein, auch die ehrbaren Handwerker der Städte, ja die friedlichen Landleute. Es ward tiefer Unwille in allen Ländern, als einige öffentliche Blätter die Siege der Griechen verhöhnten, die Vorsteher und Helden derselben verlästerten. Zwar jede Opposition ist an sich ehrwürdig; aber es gibt Dinge, wider welche unter vernünftigen Wesen keine Opposition stattfinden kann; sie erregt Entsetzen, wenn sie sich gegen die sittliche Natur, gegen das Göttliche und Heilige empört.

Als den Hellenen keine Rettung, kein Beistand gegen die Mördereien ihrer Unterdrücker ward, als man, um ihnen jede Hilfe zu entziehen, Grenzen sperrte, Pässe verweigerte, nahe gelegene Seehafen schloß, ja selbst vom Auslande heimkehrenden Griechen den Rückweg in ihr Vaterland erschwerte: versuchte das Mitleiden der Nationen auf ungeheuern Umwegen, über Marseille, über Amsterdam und England, Trost zu senden.

Es traten Vereine zur Unterstützung der Griechen zusammen. Eine Kette von Gesellschaften bildete sich aus dem Innern Deutschlands durch die schweizerische Eidgenossenschaft und Frankreich. Jeder steuerte bei. Auch der Landmann, auch die Waise und Wittwe brachten ihr Scherflein. Man half den Griechen in ihre Heimat zurück; man sandte ihnen Flinten, schweres Geschütz, Uniformen u. s. w. Man sandte ihnen freiwillige Mannschaft, meistens Offiziere aller Waffengattungen, versehen mit dem Nothwendigsten, auch tüchtige Aerzte und Wundärzte mit Feldapotheken. Nur in der Schweiz allein erhoben sich bei zwanzig solcher Hilfsvereine, im südlichen Deutschland deren ungefähr zehn.

Binnen kaum zwei Jahren wurden von diesen Privatgesellschaften acht Expeditionen nach Griechenland veranstaltet.

---

### 7. Die Hof- oder Staatspartei und die Menschheit.

Daß die Nationen die Sache Griechenlands als ihre eigene, als eine Sache des menschlichen Geschlechtes betrachteten, während Staatsklugheit der Höfe entgegengesetzte Richtung zu nehmen beliebte, befremdete nicht. Indeß die Thatsache besteht in welthistorischer Bedeutsamkeit. Sie hinwegzuläugnen gegen Welt und Nachwelt, sie für Geschrei von Fanatikern, Demagogen, Carbonari auszugeben, ist vergebliche Mühe. Die Menschheit glaubt nur der Menschheit, und keinem Andern. Sie selbst aber mit ihren edelsten Ueberzeugungen und Gefühlen zu einer der Hofklugheit entgegenstehenden Partei machen wollen, deren Widerspruch strafbar und mit Zwangsmitteln zu zähmen sei, gehört ebenfalls zu den unglaublichen und doch wirklichen Verirrungen unserer Zeit.

Die Uebereinstimmung der Völker ist kein Räthsel, zu welchem man den Schlüssel in den Taschen demagogischer Umtreiber suchen muß. Natur, Schule und Kirche haben alle Nationen, selbst die, welche schweigen müssen, zu dem Punkte geführt. Die heutige Gesittung des Welttheils verbindet sämmtliche Bewohner desselben zu einer geistigen Verwandtschaft; nur die Asiaten auf dem Boden Europa's, die der europäischen Bildung fremd und feindlich gebliebenen Türken, stehen vom Familienkreise unserer Völker ausgeschlossen; nicht also aber die uns durch Wissenschaft und Glauben verwandten Hellenen, unter denen man jetzt mordet! Und wären uns diese nicht verwandt, wäre ihr Vaterland nicht die ewig verehrte Heimat unserer eigenen Zivilisation, wäre ihr Glaube an Jesum Christum nicht unser heiliger Glaube, hätten sie den Glanz der Termopylen auch nicht in den Termopylen und den Ruhm von Salamis nicht vor Scio wunderbar verjüngt: so würde die feige Brutalität des osmanischen Stolzes in Hinmordung von tausend Unschuldigen, so würden die Niedermetzelun-

gen aller wehrlosen Priester, Frauen, Jungfrauen und Kinder, die Einkerkerungen, Ersäufungen, Wegschleppungen von Tausenden in ewige Sklaverei den göttlichen Abscheu in der Brust aller gesitteten Europäer hervorgerufen haben.

Zwar schienen die Höfe nur eine unparteisame Stellung annehmen zu wollen: ihre Sprache trägt die äußere Würde der Besonnenheit. Aber sie blieben nicht desto minder im Widerspruch mit dem Urtheil der gesitteten Welt. Dieses Urtheil ist um so bedeutsamer, da es im gesammten Europa und Amerika dasselbe ist; da es sich in verschiedenen Ländern den religiösen Parteien anschließt und neue Stärke verleiht; da es auf solche Weise mehr, denn jeder andere Meinungszwist, früh oder spät in die Ordnungen des bürgerlichen Lebens eingreifen kann, und mehr oder minder hie und da Liebe und Vertrauen zu den Thronen oder deren nächsten Umgebungen schwächen dürfte.

Ich möchte nicht dieses Widerspruchs willen die Höfe oder die verkennen, welche die Kabinete leiten. Selbst dieser Widerspruch ist nothwendige Folge entgegengesetzter Verhältnisse. Denn Nationen entscheiden mit weltbürgerlichem Sinn nach Eingebungen des reinmenschlichen, religiösen Gefühls, nach ewigen Gesetzen der Vernunft; Höfe hingegen mit Hinblick auf Bedürfniß und Kraft ihrer Staaten, auf Stellung der Nachbarreiche, auf deren zu begünstigende oder zu vereitelnde Plane. — Nationen sehen in ihre tausendjährige Vergangenheit zurück, in eine hundertjährige Zukunft hinaus, um ihr Urtheil zu begründen; — Höfe hingegen fordern nur von der Gegenwart das Wort, und berechnen ihren Schritt nach Erlaubniß des eben gebietenden Augenblicks. — Nationen, gleichsam unsterbliche Genossenschaften, sprechen im Namen der unsterblichen Menschheit, deren großer Theil sie sind; — Männer des Hofes hingegen im Namen des einzelnen Staates

und der flüchtigen Stunde und des Interesses, dem sie für den Augenblick angehören.

Es erhellt von selbst, auf wessen Seite der Irrthum möglicher sei. Die Einstimmigkeit der Nationen ist aus den unabweislichen Bedürfnissen des Jahrhunderts hervorgegangen. — Der Mann am Hofe hat es mit dem Reize der Gegenwart, dem Spiel der Umstände, mit positiven Verträgen, mit Alles störenden Zufällen zu thun, ungerechnet den Einfluß, welchen Erziehung, Gemüthsart, Geistesfähigkeit, persönliche Neigung und Laune des Tages auf ihn üben.

Glücklich der Hof, der sich rühmen darf, sein Interesse nicht vom Interesse der gesitteten Welt getrennt zu haben! Es liegt im Beifall der Menschheit und aller Zeitalter die süßeste Belohnung fürstlicher Tugenden.

---

## 8. Die Abgeordneten der Griechen vor dem Kongresse von Verona.

Die Gesandten des mit Untergang bedrohten Hellenenvolkes nahten sich, als Hilfeflehende, dem zu Verona versammelten Kongresse. Es ward ihnen nicht erlaubt, sich der Stadt zu nähern. Sie wurden nicht angehört. Sie kehrten traurig um, und konnten mit Lord Byron*) singen: „Schönes Land der Hellenen, Getrümmer alter Herrlichkeit, nichts mehr bist du; aber unsterblich bist du; tief gesunken, aber groß. Wer wird deine zerstreuten Söhne führen? Wer die Fesseln lösen, die dich so lange drücken? — O ihr, die ihr zum Erbe Ketten empfinget, wisset ihr nicht, wer frei sein will, muß sie selber brechen? Hoffet nicht, der Gallier,

*) Childe Harold, 2 Buch, 73.

oder der Moskowit werde euch Freiheit bringen. Sie können wohl eure Tirannen demüthigen, euch aber nicht erheben. O Griechenland, sollst du nur den Herrn ändern, nicht dein Elend?"

Wären die hellenischen Gesandten des Anhörens gewürdigt worden, wer möchte nicht glauben, die Gewalt der Natur und Wahrheit würde obgesiegt haben? — Welch ein Schauspiel, die Gesandten des griechischen Volkes zu den Füßen der Monarchen des zivilisirten, christlichen Europa's um Schutz für Zivilisation und Christenthum flehend! Schutz für dasselbe Volk, durch welches Europa sein Christenthum, seine Zivilisation, seine weltherrliche Stärke empfangen hatte. Ich sehe diese Männer in ihren Thränen, und höre sie rufen: „Also kann weder unser namenloses Elend euer Erbarmen mit dem Unglück auf Hellas, noch unser verzweiflungsvoller Heldenmuth eure Bewunderung rühren? Wir wandten uns zu den gebornen Schirmherren europäischer Gesittung, und werden von ihnen an die Barbarei der Asiaten zurückgewiesen?"

„Ihr saget: das Völkerrecht verbiete eure Einmischung in fremde Händel, in auswärtige Bürgerkriege und Aufruhre. — Sind wir euch fremd, wir, die wir eure Nachbarn, Miteuropäer, Mitchristen sind? Wir, deren Sprachen, deren Schriften ihr auf euern Hochschulen studirt? Wir, die ihr uns in euern Kriegen mit der Pforte jedesmal bereit zur Hilfe fandet, von den Tagen Iscanderbergs an bis zu den Tagen Lambro Canzini's und Riga's in den Jahren 1789 und 1790? — Wir, euch fremd? — Und das Völkerrecht selbst verbeut euch, das ewige Recht der Menschheit auf europäischer Erde geltend zu machen? Wir haben von unsern Vätern gelernt, daß das Recht der Völker im Recht der Menschheit begründet stehe, und, mit Verletzung von diesem, jenes verschwinde. Auch der Wilde wird, wenn er in der Wüste einen wehrlosen Unbekannten an die Grausamkeit eines Kanibalen preisgegeben sieht, mit Gefühl des ewigen Rechts und der Mensch-

lichkeit dem Unterliegenden zur Rettung eilen. Euch verbietet das Völkerrecht, dem Recht der Menschheit zu folgen, und Nationenmord zu hindern?“

„Ja, vom Nationenmord ist die Rede! Nicht von Aufständen, nicht von gemeinem Bürgerkriege, nicht von ersten Ausbrüchen einer rohen Wuth, nein, vom Ausrottungskrieg ist die Rede, der wider die griechische Nation verhängt ist! Das ganze Volk der Hellenen soll von der Erde vertilgt werden. Unsere bloße Wiederunterjochung kann die argwöhnische Staatsklugheit des asiatischen Despotismus nicht mehr beruhigen. Griechenland war ja schon genug unterjocht, hinlänglich entwaffnet, mißhandelt, niedergetreten. Vier Fünftheile aller Grundstücke gehörten ja schon den Osmanen. Und doch war dieses ausgeraubte, elende Volk in der Verzweiflung wieder gewaltig. Durch bloße Verminderung der griechischen Menschenzahl glaubt sich die Pforte noch lange nicht außer aller Gefahr; denn die kleine Zahl kann wieder im Lauf der Zeit groß werden. Darum soll die Nation der Hellenen, in der Wahl zwischen Koran oder Tod, ausgerottet werden bis auf die letzte Familie. Der Anfang ist gemacht. Die Blutarbeit dauert fort. Sie dauert fort im Angesicht des ganzen Europa's, an den Schwellen Rußlands, Oesterreichs und Italiens. Das Ungeheure geschieht vor euern Augen, und ihr wollet den gewöhnlichen Maßstab gebrauchen? Das Recht der Menschheit wird gegen Millionen vernichtet, und gegen die Vernichter gilt nur die Klugheit, die ihr Völkerrecht nennt?“

„Darüber das Entsetzen der Menschheit. Sie sucht auf den Thronen des christlichen Europa's einen Vertheidiger, dem die Menschheit höher als der Staat, dem das ewige Recht unsers Geschlechts höher als politische Konvenienz, und dem der Bund mit Gott höher als eine Triple- und Quadrupleallianz der Throne gilt. — Doch wer kennt diese heilige Höhe des Königthums? Wer

hat Gottesmuthes genug, sie für mehr als frommes Geträume zu halten? Wir haben der Kabinetshelden und Schlachthelden, der Hofhelden und Tageshelden Ueberfluß; — aber der Held Gottes und der Menschheit fehlt leider noch und wird erwartet."

„Es ist uns Unglücklichen nicht fremd, daß ein heiliger Bund die Mächte des gesammten Welttheils vereint. Er ward unsere Hoffnung, weil er christliche Fürsten und christliche Völker umfaßt. Die osmanische Pforte stand nie in denselben eingeschlossen. Wir, aber nicht die Türken, sind das uralt-christliche Volk. Vergebens! Hingegen der Bund gereicht den Osmanen zum Hort, und uns zum Verderben! Denn legitim nennt man den mit Christenblut besudelten Thron des asiatischen Sultans; uns nennt man Aufrührer gegen die von Gott gegebene Obrigkeit."

„Wir, Aufrührer gegen legitime Herrscher? Die Türken sind nie die angebornen Oberherren, sondern stets die angebornen Feinde der Griechen und ihres Glaubens gewesen. Türken — oder wisset ihr es anders? — waren Eroberer und Unterjocher; wir nur rechtslose Knechte. Sklaven haben keinen Monarchen, sondern einen Leib- und Halsherrn. Es gibt keinen legitimen Despotismus! Das göttliche Recht in der Brust des Menschen geht ewig dem Faustrecht des Unterdrückers vor. Und wenn der Großvezier Kara Mustafa im Jahre 1683, als er die türkische Macht siegend bis vor die Mauern Wiens geführt, siegreich geblieben wäre, wenn Siebenbürgen, Ungarn, Mähren und Oesterreich Beute der Asiaten geblieben wären, wenn Wien nun Hauptstadt eines türkisch-deutschen Paschaliks geworden wäre, — wie? dann hättet ihr die treuen, christlichen Ungarn und Deutschen als Rebellen geächtet und verstoßen, falls sie der asiatischen Gräuel müde geworden wären?"

„Fern sei von uns, daß bloße Gewalt eines Eroberers Legitimität seiner Herrschaft begründe. Sonst wären Napoleon und

seine Feldherren die legitimsten Monarchen der von ihnen bezwungenen Reiche gewesen; denn die Unterjochten hatten denselben ja Treue geschworen und die Fürsten selbst hatten sie feierlich anerkannt. So wären die heldenmüthigen Völker Deutschlands und Italiens, Niederlands und Spaniens Rebellen gewesen, als sie im großen Aufstande das Joch des Unterjochers brachen. So hätten ja die Stifter des heiligen Bundes wider ihre eigenen Grundsätze gehandelt, als sie dem allgemeinen Aufruhr freudig Hand boten."

„Nun aber haben wir nichts anderes gegen die Osmanen begonnen, als eure eigenen Völker gegen das französische Kaiserreich; und wir sind um so eher zu rechtfertigen, als doch französische Zivilisation und türkische Brutalität nicht zu vergleichen sind; um so eher, da wir zu keiner Zeit das Herrscherthum der asiatischen Fremdlinge auf unserm Boden willig rechtlich anerkannt haben. Eine ernste, in jedem Jahrhundert mit unserm Blute besiegelte Rechtsverwahrung gegen türkische Oberherrlichkeit ging von Geschlecht zu Geschlecht, von der Mutter zum Kinde, bis auf unsere Zeiten. Denn der Feind eines Volkes kann nie die legitime Obrigkeit eines Volkes sein. — Und ihr heißet uns Rebellen?"

„Die Pforte ist wider den heiligen Bund der Ghauts. Wir Griechen aber kämpfen für dessen Grundsätze. Es ist in ihm der feste Wille der Monarchen für Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe der christlichen Nationen ausgesprochen wider alle Anarchie. Aber was zwang uns zur verzweiflungsvollen Nothwehr? Eben die unerträgliche Anarchie der türkischen Verwaltung, in welcher der Wille des Sultans, der Pascha's und Sandschaks menschliche und göttliche Ordnung unter die stolzen Fersen rollte. Darum erhoben wir uns. Wir stellten nach den ersten Siegen eine gesetzliche Ordnung unter uns her, wie wir sie seit Jahrhunder-

ten nicht genossen hatten.*) Das ist's, was ihr uns zum Verbrechen rechnen wollet?"

„Auch haben wir nicht zu glauben gewagt, daß die religiöse Pflicht christlicher Mächte denselben gestatten werde, schweigende Zuschauer bei den Ausrottungs-Anstalten des Christenthums zu sein. Waget es nur, drohet Vertilgung des Korans, Umsturz der Moscheen in Algier, in Marokko oder andern Reichen Nordafrika's, und der Padischa der Gläubigen wird für Muhameds Wort das Schwert zucken und den Orient wider euch bewegen, ohne Rücksicht!"

„Vierhundert Jahre lang, länger als wir Hellenen, lebte das christliche Spanien unter der Herrschaft muhamedanischer Eroberer, und es pflanzte dennoch wieder muthig das Kreuz an die Stelle des Halbmondes auf. Ihr selber preiset noch heute die Helden Spaniens, die für ihren Glauben in den Tod gingen. Uns aber nun wollet ihr verdammen und verlassen? Hätte damals ein heiliger Bund christlicher Mächte bestanden, wir glauben nicht, daß er die Bekenner des Korans gegen die Bekenner Jesu begünstigt, und die eingedrungenen asiatischen Fremdlinge in Europa rechtmäßige Herren über die eingebornen Christenkinder des Landes geheißen haben würde."

„In den Zeiten der Religionskriege, in den Zeiten der hartherzigsten Duldungslosigkeit, als ein fanatischer Erzbischof von Salzburg dreißigtausend seiner protestantischen Unterthanen, oder als Ludwig XIV. bei hunderttausend hugenottische Familien aus Frankreich verjagte, waren noch Monarchen, welche die Verstoßenen

---

*) Sammlung der Verfassungsurkunden des befreiten Griechenlandes, nebst andern Aktenstücken, aus der neugriechischen Handschrift übersetzt von Professor Joh. Kaspar von Orelli. Zürich, in der Geßnerschen Buchhandlung, 1822.

aufnahmen voll Erbarmens. Heut aber weiset man die griechischen Flüchtlinge zurück, und erschwert christlichen Privatleuten anderer Reiche sogar, gegen uns die schönste aller Pflichten zu üben, die Jesus empfahl."

„Und wenn das muhamedanische Schwert bei uns obsiegen sollte, wenn Alles, was dasselbe übrig ließ, entweder Vaterland oder Christenthum aufgeben muß: was könnte dann das zu späte Erbarmen Europa's für die Auswanderer thun? Wo wäre dann Raum für eine unwissende Menschenmenge, welche noch lange, wo nicht die Sklavenkette, doch die Narben von derselben tragen wird?"

„Nein, dieses Volk kann nicht auswandern. Es findet im Norden den schönen Himmel nicht wieder, der ihm bisher seine Halbnacktheit erträglich machte. Wir müssen auf dem Boden unserer uralten Heimat sterben, wenn uns der asiatische Fremdling versagt, auf demselben zu leben. Das Christenthum wird von einem weiten Landstriche des Welttheils verschwinden. Für ihren Glauben an Jesum, für ihre Kirchen, ihre Altäre sind bei uns zahllose Märtyrer, Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen, in den blutigen Tod gegangen; — die Andern werden folgen. Und Europa rechtfertigt sich beim Anblicke dieses furchtbaren Unterganges mit Religion und Ehrfurcht vor dem Völkerrechte!"

„Aber Europa ist der Wohnplatz zivilisirter Fürsten und Nationen. Wie in England der Sklave einst frei ward, wenn er altbritischen Boden betrat, soll auf europäischer Erde der Barbar aufhören, Kanibale zu sein. Dieses Recht, den Barbaren zu zwingen, menschlich zu sein, hat der Wanderer in der Wüste, wo kein anderes Gesetz über ihm steht, als das Gesetz Gottes und der Natur. So hat es auch wohl ein selbstständiger Staat gegen den andern. Das, haben wir gemeint, sei die heiligste Grundlage alles Völkerrechts. — So ist es nun nicht!"

„Saget uns nicht von Erschöpfung eurer Unterthanen durch

anhaltende Kriege. Wir wissen, wie viel Geldsummen, Kriegsvolk und befrachtete Schiffe sie uns aus freiem Antriebe gesandt haben. Deutsche, Franzosen, Schweizer, Engländer und Italiener kämpfen an unserer Spitze. Hebet die Verbote und Sperren auf, öffnet eure verschlossenen Seehäfen, und ihr werdet gewahren, daß christliche Liebe eine unerschöpfliche Quelle der Hilfe sei!"

„Fürchtet nicht, daß ein Krieg mit der Pforte den Ruhestörern bei euch erwünscht, oder dem Ausbruche neuer Staatsumwälzungen beförderlich sei. Nicht der Krieg, der, im Sinn der Nationen unternommen, durch Furcht und Hoffnung die allgemeine Aufmerksamkeit belebt, alle Kräfte beschäftigt, den Parteigeist durch Thätigwerden des Nationalstolzes erstickt, und mit aufgestandenen Heermassen die Entwürfe der Mißvergnügten zertritt, — nicht der Krieg, sondern der Friede bringt innere Gährungen, indem er den Blick und die Kraft, nach außen unbeschäftigt, auf das, was innen ist, wendet. Mitten im Frieden Großbritanniens schritt Nordamerika zur Losreißung von Englands Scepter. Mitten im Frieden Frankreichs begann dessen Revolution. Mitten im Frieden standen Spanien und Portugal auf. Aber Krieg bindet die schon zerfallenen bürgerlichen Ordnungen wieder mit militärischer Zucht, und lösete selbst Frankreichs Anarchie wieder in strenge Alleinherrschaft auf."

„Wollet Ihr endlich den Aufstand Griechenlandes, diese Nothfrucht der National-Verzweifelung, eine Geburt poetischer Freiheitsträume, philosophischer Phantasien, oder gar Werk einiger eurer müßigen Querköpfe und Revolutionslustigen heißen, — o so erlaubet, daß wir darauf nicht antworten, und weinend in unsern verwüsteten Pelepones zurückkehren. Wohl können wir Zweifel mit Gründen beantworten; aber für den Spott hat der Unglückliche nur den Aufblick zur Gerechtigkeit Gottes."

---

# Ueber Größe und Untergang des Freistaats Venedig.

## 1. Ursprung Venedigs.

Einige kleine Gemeinden, aus Fischern und Schiffern gebildet, die ihre Hütten vorzeiten an der Küste des adriatischen Meeres auf Sandbänken und unwirthbaren Inseln, mitten in Sümpfen, aufschlugen, vermutheten schwerlich, daß sie Gründer eines Staates wären, der die Hälfte Norditaliens, ganz Dalmatien, Korfu und Zephalonien, mit den gegenüber gelegenen italienischen Uferstädten, den Peloponnes, sammt den Trümmern Korinths und Athens, Kandien und Cypern, den griechischen Archipel, die europäischen und asiatischen Gestade des schwarzen Meeres und den Welthandel beherrschen würde. Und diesem Staat, der noch vor dreihundert Jahren den wider ihn verbündeten Mächten des römischen Kaisers und Papstes, Frankreichs und Spaniens und der osmanischen Pforte Spitze bot, ahnete nicht, daß er in unsern Tagen kraftlos, unbeklagt aus der Reihe selbstständiger Reiche — durch einen bloßen Federstrich verschwinden könne.

Die Nachwelt hat keine Ursache, über dergleichen Schicksal zu erstaunen. Es sind der Beispiele genug, wie Tugenden, aus Liebe der Freiheit und des Ruhms entsprossen, Kleines mächtig machten, und wie altherrliche Reiche durch Selbstsucht und Niederträchtigkeit ihrer Häupter und Bürger zu Grunde gingen. Verderbten Geschlechtern spricht der Mund der Geschichte vergebens ihre ewigen Wahrheiten. Das Schicksal hat sie dem Untergang geweiht.

Wir sind Zeitgenossen und Augenzeugen vom Untergange des venedischen Freistaats gewesen. Viele haben die Geschichte desselben beschrieben; am vortrefflichsten unter den Neuern Daru. Uns aber sollen hier weniger die Begebenheiten, als die Ursachen von der Größe und dem Verfall der Republik beschäftigen.

Schutt und Sand, welchen von den verwitternden Alpen herab Schnee und Regengüsse durch die Flußbetten der Piave, des Musone, der Brenta und des Adigo in eine weite Bucht des adriatischen Meeres zusammenspülen, hat dort seit Jahrtausenden geräumige Sandbänke angehäuft, die nur durch seichte Gewässer oder Lagunen vom festen Lande und unter sich getrennt sind. Von diesen Inseln, bei sechszig an der Zahl, ist Rialto die erhöhtere, vermuthlich auch die älteste, in der Mitte aller übrigen. Ohne Zweifel war sie in frühen Zeiten schon von einzelnen Fischern bewohnt oder besucht, die sich, ihres Gewerbes willen, von dem nahen Gestade des römischen Veneziens dahin begaben. Wann und wie das benachbarte Küstenland unter Roms Herrschaft gekommen, weiß Niemand; wohl, wie es durch die wilden Einfälle der Westgothen im Anfange des fünften Jahrhunderts verloren ging. Denn damals retteten unglückliche Familien, aus Padua und der Gegend, ihr Leben durch Flucht auf die Inseln der Sümpfe, wohin ihnen das Schwert der Eroberer nicht folgte. Viele von ihnen, doch gewiß nur die Aermern, blieben auch nach hergestellter Ruhe dort, und der paduanische Senat schickte jährlich, unter dem Namen der Konsuln, Statthalter, ihr kleines Gemeinwesen in gesetzlicher Ordnung zu verwalten. — Denn noch mehrmals in demselben Jahrhundert boten die armseligen Hütten der Lagunen den geängsteten Paduanern Zufluchtstätten, als über die Trümmer der Stadt Aquileja Attila's Hunnen in Italien einbrachen, denen bald wieder die verheerenden Völkerschwärme der Heruler, so wie diesen die Ostgothen, diesen wieder die Longobarden folgten.

Der Name des römischen Venetiens verschwand mit Roms Herrlichkeit. Er ward nur noch von den Unglücklichen bewahrt, die sich auf den Inseln der Sümpfe angenistet hatten, und in ihrer Entlegenheit und Armuth Schutz vor der Habsucht und Grausamkeit barbarischer Sieger fanden. Ihre Hütten ragten, wie Nester der Seevögel, über der Oberfläche des Meeres. Mit aufgeworfenen Dämmen schirmten sie dieselben gegen die Wellen. Fischfang genügte zur Nahrung. Ihre Aernten waren Meersalz, welches sie benachbarten Gegenden feilboten; und weil ohne Gebrauch des Bootes niemand der Ihrigen weder zur Küste, noch zu einer andern der kleinen Inseln gelangen konnte, mußte Jeder, ohne Unterschied des Geschlechts, Schiffer sein.

So entsprang Venedig. Der unwirthbare Boden des neuen Vaterlandes gab den Ansiedlern nichts, als den Ruheplatz; nicht einmal Wasser, ihren Durst zu löschen. Was sie mit Meersalz eintauschten oder mit Schiffen durch Frachtfuhren verdienen konnten, mußte ihnen die ersten Lebensbedürfnisse gewinnen. Aber Einfachheit und Härte ihres Tagewerks und täglicher Kampf mit Wind und Welle erwarb ihnen bald den Namen der besten Seefahrer. In rastloser Gewerbigkeit wurden manche der Ihrigen aus Miethschiffern Handelsleute. Als der große Gothenkönig Theodorich das benachbarte Ravenna zum Sitz des Reichs und zum Markt Italiens machte, ward der kaufmännische Spielraum der Lagunenbewohner erweitert. Man sah venedische Ruderschiffe an den äußersten Spitzen Italiens. Sie holten aus den Inseln des griechischen Archipels, aus den syrischen Häfen und vom schwarzen Meer, tyrischen Purpur, Seidenstoffe, Federn und andere Erzeugnisse des Morgenlandes. Gothen, wie nachmals Longobarden und Franken, die nach einander Herren der großen Halbinsel wurden, alle ohne eigene Schifffahrt, schirmten und benutzten den Fleiß der kecken Seeleute.

Nicht ganz ungestört aber konnten sich diese dem friedlichen Verkehr widmen. Denn an den Ostküsten des adriatischen Meeres hatten neue Barbaren, Sklavonier genannt, Niederlassung genommen. Der Ozean setzte vergebens den kriegerischen Streifzügen dieser wilden Schwärme Grenzen. Sie bauten Schiffe, überfielen und plünderten Küsten und machten durch Seeräuberei das weite Binnenmeer unsicher. Hinter den befestigten Inseln Curzola und Lesina, in dem Golf von Narenta, am dalmatischen Gestade, hatten sie ihre Hauptsitze. Die Venediger mußten abermals ihr Dasein verfechten und ihr Gewerbe mit bewaffneten Fahrzeugen decken lernen. Der Matrose ward zugleich Soldat. Länger als ein Jahrhundert rangen die Venezianer vergebens mit den sklavonischen Freibeutern um Oberherrschaft in diesen Gewässern. Nicht selten mußten sie die ruhige Fahrt der Frachtschiffe mit jährlichem Zins erkaufen. Aber Noth schärft den Sinn, Gefahr den Muth, Uebung die Kraft. Erst das wird dem Menschen theuer, was er mit theuern Opfern behauptet hat. Der Venediger blieb Herr seiner Sümpfe und that für sie die Heldenwerke der Vaterlandsliebe, einer Empfindung, die Völkern in langer, wollüstiger Muße fremd wird, weil man das selten zu schätzen weiß, was man ohne Mühe besitzt. Der reiche Erbe wird Verschwender und achtet seiner Goldsumme weniger, als der Taglöhner des Pfennigs, der im Schweiß des Angesichts erworben ist. Rom wäre in Hannibals Tagen für das Kleinod blutig untergegangen, was es unter spätern Cäsaren um Geld feil bieten ließ.

---

## 2. Einführung der herzoglichen Gewalt und Eroberung Dalmatiens.

Die Paduaner waren in den Verwirrungen der Völkerwanderungen, in denen sie oft Vernichtung bedrohte, um Uebung und Recht

gekommen, Statthalter in den ehemaligen Pflanzort zu senden. Die Einwohnerschaft jeder der kleinen Inseln wählte sich selbst Richter über ihre Streithändel; die Gesammtheit der Richter oder Tribunen, wie sie genannt wurden, bildete eine Regierung über die Angelegenheiten Aller; in den wichtigsten Fällen entschied aber die zusammenberufene Gemeinde.

Diese Einrichtung genügte fast dreihundert Jahre lang, so lange die Volkszahl mäßig, die Geschäfte und Verhältnisse der Menschen einfach waren. Aber mit Vermehrung der Leute und wachsender Ungleichheit des Vermögens vervielfachten sich allmälig die innern und äußern Beziehungen des kleinen Inselstaates. Die Aemter wurden wichtiger, schwieriger, mit größern Entschädigungen für die Mühwaltung ausgestattet. Der Reichthum paarte sich mit dem Ehrgeiz, die Armuth mit dem Neid. Es entstanden Parteiungen und Stöße. Eine Obrigkeit, aus zu vielen Gliedern zusammengesetzt, mußte in ihren Berathungen oft zwieträchtig, in ihren Schritten schwerfällig werden. Besonders aber machte unaufhörlicher Kampf mit den Seeräubern das Bedürfniß einer kraftvollen und behenden Führung des Gemeinwesens von Jahr zu Jahr fühlbarer.

Darum billigte die Versammlung des Volks, als es eines Tages seinen Zustand berieth, die Vorschläge des Patriarchen von Grado, der das Amt des obersten Seelenhirten in den Lagunen führte: Einer müsse, wie bei Kriegsheeren, Oberhaupt und Anführer Aller sein; die Gemeinde ihn auf Lebenszeit aus ihrer Mitte wählen; dem Volke aber in großen Angelegenheiten die Entscheidung bleiben. Zum ersten Führer oder Duca über Alle ward Paulutio Anafesto (im Jahr 697) erwählt.

Dieser Herzog ernannte seine Räthe, auch die Tribunen der Inseln und die Hauptleute beim Heere. Er berief Volksversammlungen und ertheilte den von Geistlichkeit und Bürgerschaft gemeinsam erwählten Prälaten Investitur. Dieser jähe Uebergang aus

ursprünglicher Ungebundenheit zur Alleinherrschaft war bei einem halbrohen Völkchen sehr natürlich, welches, durch die Gewalt der Umstände nun aus dem lockern und freien Zustande eines Familienbundes gedrängt, keine bessere Staatsform kannte, als die es vom Verhältniß des Flotten-Befehlshabers zu den ihm untergeordneten Hauptleuten, Steuermännern und Matrosen zu entlehnen wußte.

So nahmen Judäa, Athen, Sparta, Rom und alle Völker der alten Welt, wenn sie aus dem Zustand der Barbarei und des lockern Beisammenlebens in gesellschaftliche Ordnung übergingen, zuerst Könige; aber das höchste Recht, über sein Eigenthum und Schicksal zu entscheiden, behielt sich das Volk billig fast aller Orten vor, wo ihm Fähigkeit und Freiheit dazu geblieben war. Vollziehung lag besser in einer einzigen Hand, Aufstellung der Gesetze besser in vielseitiger Einsicht und Erfahrung Aller. Auch im Menschen ist der Willensentschluß ein einziger; aber der berathenden Neigungen, Gedanken und Beobachtungen sind viele in ihm. Nur im Thier ist Entschluß und Neigung des Instinkts eins; in Despotien Asiens ist Vollstreckung und Schöpfung der Gesetze eines Mannes Sache.

Anafesto rechtfertigte die Erwartungen seiner Mitbürger von dem Bessern der neuen Ordnung. Er stillte Entzweiungen im Innern; stritt von Außen glücklich gegen die Seeräuber; erwarb oder bewahrte durch Vertrag mit den Lombarden den Küstenstrich des festen Landes, welcher zunächst an die Lagunen stößt; schützte ihn durch Festungen, die er an den Mündungen der großen und kleinen Piave aufrichtete, und gewann auf diese Weise für Venedig festen Fuß auf festem Lande.

Nicht alle Nachfolger Anafesto's besaßen seine Mäßigung und sein Glück. Durch stürmische Wahlen, durch Verschwörungen reicher Geschlechter, oder durch Gewalt und Umtriebe auf den Fürstenstuhl erhoben, nahmen nicht immer die Würdigsten denselben ein. Bei

der aus nordischer Kraft und südischer Ueppigkeitssucht entstandenen Sittenverwilderung des Jahrhunderts, da Muth die höchste Tugend, Schwelgerei der höchste Genuß zu sein schien, wurden ihrer viele von allen Lastern des Zeitalters befleckt. Nur starke Gemüther können ohne Gefahr das Bewußtsein unbeschränkter Gewalt ertragen; den übrigen wird es zum Rausch, in welchem sie schamlos offenbaren, was sie im Privatstande verdecken, und beim Rechte, über Andere zu herrschen, nicht daran denken, sich selbst beherrschen zu müssen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche den Genuß der Hoheit in ihren Familien zu vererben bemüht waren, und sich schon, während ihres Lebens, Söhne oder Brüder als Mitherrscher zugesellten.

Allein ein Volk, alter Freiheit gewohnt, durch tägliche Abenteuer zu Land und Wasser verwegen, durch kaufmännisches Gewerbe verschmitzt, konnte sich nicht so leicht zum Erbeigenthum eines Menschen hingeben. Den stärksten Hort seiner Rechtsame fand es in der gegenseitigen Eifersucht der reichern Geschlechter, deren jedes Anhänger zählte. Vierhundert und fünfundsiebenzig Jahre lang schwankte der kleine Staat zwischen Gewaltherrschaft seiner Fürsten und gesetzlosen Bewegungen der zum Aufstand allezeit rüstigen Menge. Von fünfzig Herzogen in derselben Zeit wurden fünf ermordet, eben so viele mit ausgestochenen Augen verbannt, neun andere entthront und verjagt, während fünf andere ihrer Würde freiwillig entsagten.

Diese Unruhen und Gährungen gefährdeten aber nicht im mindesten das Leben oder die Unabhängigkeit des kleinen Staates, so wenig, als Steigen und Fallen und Umtriebe von Höflingen inner dem Palast des Fürsten sein ganzes Reich auflösen. Alle Erschütterungen wirkten nicht über die Lagunen hinaus. Ganz Italien war ohngefähr in ähnlichem Zustande innerer Zerrüttungen, aus denen sich neue Formen der Gemeinwesen entwickelten.

Jeder der einzelnen Staaten der Halbinsel war übrigens entweder gegen die Ueberlegenheit der venedischen Seemacht für sich allein zu schwach, um die Verwirrungen des Lagunenstaats zu benutzen, oder zu entfernt, wenn er stark genug zu einem der völkerrechtsmörderischen Versuche gewesen wäre, deren die Geschichte so viele kennt. Die Macht der abendländischen Kaiser über Italien stand schon vielfach gebrochen; und Venedig, auf der Grenze ihres und des morgenländischen Reichs gelegen, bald zu diesem, bald zu jenem gezählt, wußte sich klug durch Dienste und Geschenke zwischen beiden emporzuhalten. Es sandte alljährlich den Kaisern des Abendlandes, als Beweis der Unterthänigkeit, ein Pallium von Goldstoff gewirkt, bis Otto III. auch diesen Tribut in Gnaden nachließ.

Im Innern aber reizten die bürgerlichen Händel nur die Lebensthätigkeit des Volks und erhöhten den Sinn der Freiheit. Die reichen, nebenbuhlerischen Geschlechter der Stadt wetteiferten, zur Vergrößerung des Ansehens und Einflusses, in Vergrößerung ihrer Reichthümer durch ausgedehntere Handelsunternehmungen. Ueberall in den Städten Italiens, an den Küsten Kleinasiens und Aegyptens, gründeten sie Faktoreien; die Könige des Morgen- und Abendlandes gestatteten ihnen herrliche Handelsfreiheiten. Aus den gesammelten Schätzen verschönerten sie Wohngebäude und Tempel in den Lagunen und verdoppelten sie die Zahl ihrer Schiffe.

Es verräth nur Selbstverblendung oder Unkunde derer, welche den freien Staaten des Alterthums oder neuerer Zeit die vielen Meinungskämpfe oder innern Zerwürfnisse zum Gebrechen oder Vorwurf machten, und dagegen die schweigende Ruhe, die einförmig geregelte Bewegung anderer Völker unter dem Gewaltsstab ihrer Oberherren, als Zeichen der Glückseligkeit priesen. Schlaf und Tod sind keine Glückseligkeit, und die Regsamkeit aller Glieder, aller Empfindungen und geistigen Kräfte des Wachenden ist kein Gebrechen, sondern Leben und Selbstentwickelung. Athen und Rom

konnten nur unter den Reibungen ihrer bürgerlichen Parteien jene bewundernswürdige Hoheit und den ewigen Ruhm erreichen, der ihr Gedächtniß begleitet. Stille erfolgte, als sich die Nacht der byzantinischen und prätorianischen Cohorten-Willkür über sie ausgebreitet hatte. Wie anders glänzen die vielbewegten, freien Brüder heutiger Welt, England, Frankreich, Amerika neben den Nachbarn! Aber der Stumpfsinn jener Weltbeurtheiler unterscheidet nicht die Gährung gesunder Kräfte, welche das Leben emporhält, indem sie die schädlichen Stoffe ausscheidet, und eine andere Gährung, welche nach Entweichung des Lebens und Geistes erfolgt, den Leichnam der Staaten, wie der Sterblichen aufzulösen.

Es hatten sich auf der Ostseite des adriatischen Meeres, längs den Gestaden von Istrien, Liburnien und Dalmatien, mehrere andere kleine Seestädte erhoben, welche unter den Verwirrungen und Schwächen des morgenländischen Reichs ebenfalls eine Art Unabhängigkeit annahmen. Den Venezianern nachahmend, versuchten auch sie ihr Glück im Handel. Allein bei ihrer Schwäche waren sie den Freveln der sklavonischen Seeräuber mehr, als die Venezianer, ausgesetzt. Das bewog die Städte, bei den Lagunenbewohnern Bund oder Schutz zu suchen.

Der damalige Duca von Venedig, Pietro Urseolo, seines Namens der Dritte, ein geistvoller, unternehmender Mann, ergriff begierig die Gelegenheit, seiner Stadt eine Herrschaft über die Küsten zu erwerben und Venedig zugleich von der Furcht zu befreien, in jener Reihe von Seestädten früher oder später Nebenbuhlerinnen im Handelsverkehr zu erblicken. Er segelte (im Jahr 997) mit der bewaffneten Flotte hinüber, und nahm die Huldigung der Städte ein, die sich freiwillig in Venedigs Schutz begaben; andere, die sich weigerten, zwang er; Nichts widerstand ihm lange, weil man einzeln zu schwach oder unvorbereitet war. Die venedischen Seeleute hatten in anderthalbhundertjährigen Fehden mit den

Seeräubern, oder wenn sie den Nachbarn in Italien bewaffneten Beistand geleistet, oder den Kaisern des Orients zur Zähmung der Sarazenen Flotten gebracht, kriegerische Gewandtheit erworben.

Siegreich längs den Ufern Dalmatiens hinrudernd, kam Urseolo auch zu den Inseln Lesina und Curzola, die vor dem Golf von Narenta liegen, zu der Seeräuber Heimat. Auf Curzola, hoch am Felsen, lag der Sklavonier Hauptfeste. Urseolo gebot Sturm. Noch zahlte Venedig alljährlich den Freibeutern Zins. Hier ward er auf ewig abgethan; im schrecklichen Gemetzel die Burg erstiegen, erobert, alle Mannschaft niedergehauen; dann das Thal von Narenta mit Blut und Flammen erfüllt.

Venedig, nun ohne Furcht eines Mächtigern im adriatischen Meere, sah sich durch Eroberung der ganzen weitläufigen, vom Capo d'Istria bis zu den Felsen Cattaro's gedehnten Küste und durch Vertilgung der lange schreckbar gewesenen Narenta, zur festen Macht erwachsen. Es konnte nun aus eigenen Besitzungen Mittel zur Befriedigung der ersten Nothwendigkeiten, Hanf und Holz, Oel, Getreide, Schlachtvieh u. s. w. beziehen. Es fand da nicht nur eine Reihe sicherer Hafen und gute Matrosen für seine Flotten, sondern auch eine Bevölkerung, die dem venedischen Handel durch beständigen Waarenverbrauch zinsbar sein mußte. Denn daß irgend eine dieser unterworfenen Küstenstädte sich durch Handlung erheben dürfte, um Nebenbuhlerin der Hauptstadt zu werden, war leicht zu verhindern. Gleichviel, ob sie sich freiwillig in Venedigs Schutz begeben hatten, oder gezwungen waren, alle wurden auf dieselbe Weise als Unterthanen behandelt. Der Duca wählte nach Willkür aus den Geschlechtern der Lagunenstadt diejenigen Männer, welche als Beamte oder Podesta's die unterworfenen Ortschaften im Namen der Republik verwalten mußten.

Es fehlte zwar nicht an wiederholten Empörungsversuchen der Dalmatier, das unerwartete und unverdiente Joch wieder abzu-

schütteln. Doch vereinzelt unterlagen sie immerdar der größern Gewalt der neuen Herren.

---

### 3. Wie sich die Verfassung Venedigs ausbildet und zur Aristokratie entwickelt.

Noch war die Verfassung des Seestaates in ihrer Rohheit bisher geblieben, wie sie der Patriarch von Grado gegeben hatte. Die versammelte Bürgerschaft der Stadt nämlich übte in großen Angelegenheiten ihr Entscheidungsrecht und wählte nach dem Tode eines Oberhauptes den neuen Duca, der dann in Friedens- und Kriegsgeschäften unbeschränkter Gewaltiger war. Er hatte Niemandem Rechenschaft abzulegen und Keinen zu fürchten, als die öffentliche Meinung, unterstützt von der meuterischen Eifersucht der reichen Geschlechter, welche ihr Gut und Ansehen zur Lenkung des unbeständigen Volks benutzten. Daher waren in jenen wilden Tagen die Duca's, obgleich Monarchen, doch eben so oft in Gefahr, wegen ihrer Tugenden, als wegen ihrer Verbrechen, des Throns und Lebens beräubt oder ins Elend geschickt zu werden.

Der Kampf der venedischen Herzoge und der vornehmen Geschlechter unter einander bewahrte aber auch in der monarchischen Form des Staats die öffentliche Freiheit. Er mußte jedoch nothwendig zuerst Verwandlungen der Verfassung herbeiführen; entweder, durch Siege der Duca's, erbliche Herrschaft, oder, durch Siege der Gegner, Aristokratie. Seit fünfthalbhundert Jahren hatten schon mehrmals unternehmende Männer auf dem Throne versucht, wie schon erwähnt ist, diesen in ihren Familien zu behalten, indem sie während ihres Lebens den Nachfolger wählten und bestätigen ließen. Doch nie geschah es mit dauerhaftem Glück. Der nebenbuhlerische Stolz der Vornehmen redete den Rechtsamen des Volks das Wort, indem er für seinen eigenen Vortheil sprach

Es gelang ihm endlich im Anfange des eilften Jahrhunderts, durch die Bürgerschaft das Grundgesetz heiligen zu lassen: bei Lebzeiten eines Duca dürfe kein Nachfolger desselben bezeichnet werden.

Langsam, aber sichern Schrittes, und wie die Macht der Umstände selbst den Weg vorzeichnete, gelang man nach und nach sogar zu den Mitteln, sowohl die unbegrenzte Willkür des Oberhauptes, als die wilden Unordnungen der Volksmenge bei öffentlichen Versammlungen zu beschränken. Beides war vielmals der gemeinen Freiheit und Ruhe gefährlich gewesen. Denn das Bedürfniß der Ordnung und Sicherheit ward in demselben Maße den Bürgern der Hauptstadt fühlbarer, wie sie ihre Macht nach Außen gewachsen und Reichthum und Bevölkerung inner den Lagunen gestiegen sahen. Daher beschlossen sie, an die Stelle stürmischer Volksversammlungen, die höchste Gewalt einem Ausschusse oder Großen Rathe von vierhundert und sechszig Männern zu übergeben, der im Namen Aller bei großen Geschäften entscheiden und nach dem Tode des Duca das neue Haupt wählen sollte. Nicht unmittelbar sollte das Volk die Glieder des Großen Raths, sondern jedes der sechs Stadtviertel jährlich nur zwei Wahlherren ernennen, welchen obliege, jene ohne Unterschied aus Allen Bürgern zu erlesen, und, fanden sich unter denselben nicht der Würdigen genug, solche selbst aus Bürgern der unterthänigen Städte zu nehmen.

Von der andern Seite, um die Willkür des Duca zu binden, ward gesetzlich: daß der Große Rath alle Jahre sechs Männer aus seiner Mitte ernennen mußte, die dem Duca als tägliche Räthe beigeordnet sein und ohne deren Zustimmung keine Befehle der Regierung Kraft haben sollten. Für Fälle aber, die sich zwar nicht eigneten, der Gesammtheit aller Stellvertreter Venedigs vorgetragen zu werden, jedoch zu bedeutend waren, um dem Gutachten von sieben Personen überlassen zu sein, stiftete man einen durch den Großen Rath aus seiner Mitte ernannten, engern Ausschuß

oder Senat von sechszig Gliedern, die ebenfalls alle Jahre erneuert wurden. Dieser Senat trat gewissermaßen an die Stätte der ehemaligen Pregadi oder Erbetenen, welche ein jeweiliger Duca, während seiner Selbstherrschaft, bei vorzüglichen Anläßen, nach eigenem Gefallen aus Bürgern ernannt hatte, um ihm Rath mitzutheilen.

Diese Verwandlung und edlere Gestaltung der venedischen Staatsform war das Werk des Jahres 1172 und eine Folge der Ermordung des Duca's Michieli II., des Unglücks der Flotten, der allgemeinen Verzweiflung der Stadt durch die aus dem Morgenlande hieher verpflanzte Pest. Mit Recht bewundert man die Einfachheit und Zweckmäßigkeit dieser Einrichtungen, vermittelst welcher man Freiheit und Recht der Bürgerschaft geschirmt, das Selbstgefühl jedes Einzelnen durch Gleichheit vor dem Gesetze und in der Fähigkeit zu den höchsten Würden geehrt und gehoben, die Gewalt des Fürsten gemäßigter, aber auch sein Thron und Leben geheiligter und eine gesetzliche Zwischenmacht aufgestellt ward, damit das Volk fürder nicht vor den Willküren des Herrschers, und der Herrscher nicht vor den Aufrührern einer beweglichen Volksmenge zittern dürfe. Es war der Regierung die nöthige Einheit verliehen, um stark, schnell und folgerecht zu handeln, und dem Volke das Mittel, seine Bedürfnisse, ohne Empörung, zu verkünden.

Die wohlthuenden Früchte dieser Anordnungen offenbarten sich bald. Die Verwaltung des Staates nahm festern Gang; die Stadt verschönerte sich; die Ernennung des Duca geschah in Ruhe. Die Form dieser Fürstenwahlen war Anfangs, und noch durch das Gesetz vom Jahre 1178, sehr einfach und minder verwickelt, als in spätern Zeiten. Der Große Rath wählte nämlich vier Vollmächtige; diese ernannten, jeder einzeln für sich zehn, also vierzig Wahlherren, von welchen der Duca erkoren wurde. Und um Verfassung und gesetzliche Formen gegen jede Verletzung zu schirmen,

stiftete man noch eine neue Behörde aus drei Personen, unter dem Namen der Staatsanwälte oder Avogadoren. Diese, welche der Große Rath selbst, auf empfangenen Vorschlag des Senats, ernannte, wachten nicht nur darüber, daß keine Behörde den Kreis ihrer Befugnisse überschritt, betrieben nicht nur die Anklage der Verbrecher, sondern konnten durch ihr Veto selbst die Vollziehung der Senats- und Großen Rathsbeschlüsse, welche unverfassungsmäßig schienen, hindern, das heißt, sie für einen Monat und einen Tag verschieben. Dreimal konnten sie ihr Veto einwenden, und war dann auf ihre Beweggründe nicht geachtet, stand ihnen zu, diejenige Behörde zu bezeichnen, von welcher sie über die Beweggründe ihrer Widersetzung entscheiden lassen wollten. Nur Handlungen des Großen Rathes, als des Stellvertreters vom Souverain oder dem Volke, konnte keine andere Behörde, mußte er selbst abändern. Das Recht der Avogadoren, dieser Verfassungswächter Venedigs, erstreckte sich so weit, daß sie auch der Ernennung unwürdiger Beamten widersprechen sollten; weil Nepotismus den Republiken eben so gemein und verderblich ist, als Günstlingsschaft in Monarchien. Ja, wenn Beamte zu ihrer Stelle gesetzlich unfähig, oder wegen eines Verbrechens angeklagt, oder dem öffentlichen Schatze schuldig waren, sollten sie die Amtsverwaltung derselben einstellen. Außerdem bewachten sie polizeiliche Ordnung in der Hauptstadt.

Auch die Schöpfung dieser Behörde war noch Frucht einer eifersüchtigen Freiheitsliebe und eines gerechten Stolzes auf die Güte der Verfassung. Sie fand ihre Rechtfertigung in der allgemeinen Lockerheit und Keckheit der Sitten, wie sie im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, in den Tagen der Kreuzzüge, bei einem regsamen, warmblütigen Volke, bei so ungeheuern Reichthümern sein mußten, die sich in den Lagunen sammelten. Diese Behörde, wie groß auch ihr Bedürfniß war, schien durch sich dem

Staate selbst nicht Gefahr bringen zu können, so lange sie keine Gewalt hatte anzuordnen, was sein sollte, sondern nur zu verbieten, was in Folge bestehender Gesetze nicht sein dürfte. In dieser Gestalt bildete sich gegen die Vorschnelligkeit oder den Körperschaftsgeist aller andern Behörden ein Gegengewicht, welches den öffentlichen Handlungen gemessenen, würdigen Gang gab und die Uebereilungen der Neuerungslust verhütete.

Ein Volk, welches, wie das venedische, auf Behauptung seines Rechts und seiner Freiheit eifersüchtig ist, aber sich doch des unmittelbaren Antheils an der Gesetzgebung begibt, und sowohl diese, als Leitung und Kenntniß vom Gang der öffentlichen Geschäfte einer kleinen Zahl ausgewählter Personen vertraut, muß nothwendig auf Gewährleistung bedacht sein, daß die Gewalt nicht mißbraucht und das Grundgesetz des Staates selbst nicht durch die Ehrsucht der Gewalthabenden durchbrochen werde. Vertheilung der verschiedenen Gewalten unter mehrere Behörden, die, wenn auch nur vom Körperschaftsstolz gereizt, einander die Verletzung der aufgestellten Schranken verwehren, dient allerdings als vorzügliche Bürgschaft, doch nicht als zureichende. Denn nichts ist möglicher, als daß im Gang der Zeiten und menschlichen Leidenschaften entweder die Gewalthaber sich zur Unterdrückung der Freiheit einverstehen, oder selber durch die Uebermacht einer einzigen Behörde insgesammt unterdrückt werden. Daher entstand fast in allen ältern Freistaaten, zumal in solchen, welche aristokratischer Natur waren, eine Mittelgewalt, deren Bestimmung war, die höchsten Behörden zu beobachten, sie in ihren verfassungsmäßigen Grenzen festzuhalten, ihre verdachterweckenden Verfügungen zu vernichten, und die Behörden selber von Zeit zu Zeit von Mitgliedern zu reinigen, die des öffentlichen Vertrauens unwürdig schienen. Sparta hatte schon seine Ephoren, Rom seine Volkstribunen. Die Republiken des Mittelalters führten ähnliche Stiftungen ein, wie z. B. die

„Heimlichen“ mit ihrem jährlichen Prüfungsgericht im Kanton Freiburg, oder die „Sechszehner“ als Censoren des Staats im Kanton Bern anzusehen waren.

In Zeiten, welchen Guttenbergs Erfindung fehlte, konnte jene staatsthümliche Einrichtung, zum Schutz der verfassungsmäßigen Rechte Aller, nothwendig erachtet werden. Die beste Wache der Freiheit aber ist heutiges Tages, sogar in Monarchien, die öffentliche Meinung, gestützt auf die Buchdruckerpresse. Kein Bösewicht wagt einen Frevel, dessen schnelle Offenbarung er voraussieht. Der Tirann selbst, der vor keinem Sterblichen und vor keinem Gott zittert, trägt Scheu vor der öffentlichen Meinung, weil es diese ist, die ihm das Höchste gewähren oder entziehen kann, wofür er Tirann ist, Ruhm oder Sicherheit seiner Macht. Auch ein Napoleon war nicht mächtig genug, es wider sie aufzunehmen.

Die Hüter der Grundgesetze in den Freistaaten des Alterthums hatten eigentlich keine Macht zum Selbstanordnen, sondern nur zum Verhindern dessen, was Andere etwa Schädliches beginnen wollten. Sie konnten nicht selbst Regenten, oder Gesetzgeber, oder Richter werden; sie mußten diese Befugnisse Andern überlassen; sonst wäre ein Staat eine zwiespältige Doppelmacht geworden. Sie bildeten also, vermöge ihrer Stellung, in den obern Behörden Unheil und Mißgriffe zu verhüten, gleichsam die Hochpolizei des Staats. In Venedig betrachtete man sie so vollkommen als eine solche, daß man ihnen sogar die Polizei der Hauptstadt mit unterordnete. Dadurch verlor die an sich wohlthätige Stiftung ihre Reinheit. Indem man sie zu einer selbstthätigen, mitverwaltenden Behörde schuf, schloß man ihr die erste Pforte zum Mißbrauch ihrer Stärke auf.

Noch eine andere Stiftung jenes Zeitalters verdient sowohl unsere Beachtung, als unsere Achtung. Auch sie entsproß dem Boden der Freiheitsliebe und des Gefühls für das Recht. Ich

meine die Aufstellung der öffentlichen Richter der Staatsverwaltung nach dem Tode eines Duca; nämlich der fünf Corregidori. Sie ward zuerst nach dem Absterben des großen Duca Heinrich Dandolo (im J. 1204), des Eroberers von Konstantinopel und eines der ausgezeichneten Fürsten des Freistaats, eingeführt. Ihr Zweck war, die unter einem verstorbenen Duca eingeschlichene Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung und die allfälligen Mängel der Gesetzgebung zu bezeichnen und zu rügen. Diese Rüge war immer in der Zwischenzeit vom Tode des alten bis zur Erwählung des neuen Oberhauptes um so zweckmäßiger, weil durch sie dann weder der Machthaber gekränkt, noch die Veranstaltung des Bessern gehindert werden konnte. Die Corregidoren gingen aber bald von der Beurtheilung der Verwaltung auf die Beurtheilung des Fürsten selbst über. So bildete sich über die venedischen Duca's ein Todtengericht, wie es die alte Welt über die ägyptischen Könige gekannt hatte; und immer konnte die Wahrheit, vom Sarge des Entseelten herab gesprochen, dem Nachfolger lehrenvoll werden.

Vielem war durch diese geschilderten Einrichtungen im venedischen Freistaate vorgesehen, nur noch den Uebeln nicht, an welchen von jeher jedes Wahlreich nach dem Tode eines Fürsten erkrankte. Denn dann erwachten unter den Umtrieben der Faktionen von neuem und unvermeidlich Eifersucht, Ehrgeiz und alter Haß nebenbuhlerischer Familien, welche die höchsten Ehren ansprachen. Und der in solchen Tagen entflammte Groll glimmte, verderbenvoll für das Gemeinwohl, viele Jahre lang nach. Als einst (im Jahr 1268) durch anhaltende, wenn schon glückliche Kriege der Staatsschatz erschöpft und das Volk in der Stadt, durch Auflagen auf Mehl, zu Unruhen gereizt war; als sich in die ausgebrochenen Verwirrungen die alte Feindschaft der Tiepolo's und Dandolo's mischte, deren jene die Fürsprecher der ältesten Stadtgeschlechter, diese die Vertheidiger derjenigen waren, welche durch Reichthümer oder

jüngere Auszeichnungen ein ehemals nicht genossenes Ansehen behaupteten; als in diesen Zerwürfnissen der Duca Rainer Zeno starb: ward es dringender, denn je, ein Mittel zu suchen, die Umtriebe der Parteien bei neuen Wahlen unmöglich zu machen, und dadurch den Anlaß zu fortdauernden Erbitterungen hinwegzuräumen. Man liebte die Freiheit noch zu sehr, um durch Erblicherklärung des Throns allen Streit der Bewerber auf immer zu enden; man ehrte von der andern Seite den gesunden Menschenverstand zu sehr, um das blinde Loos entscheiden zu lassen, wer der Würdigere sei. Also erfand man eine Wahlart, durch welche wenigstens diejenigen, die den Duca zu erwählen hatten, nie voraus erkannt werden konnten.*)

*) Dreißig Glieder des Großen Rathes, durchs Loos bestimmt, verminderten sich durch eine zweite Ziehung auf 9; die 4 ersten derselben ernannten jeder 5, die 5 letztern jeder 4 provisorische Wahlherren, die jedoch wieder von den neunen durch Mehrheit von 7 Stimmen bestätigt werden mußten. Die 40 provisorischen Wahlherren verminderten sich unter einander durchs Loos auf 12, deren der erste einen Wähler, deren jeder der übrigen 2 Wähler ernennen mußte, zusammen 25, die durch Ballotirung jeder durch 9 Stimmen von den zwölfen zu bestätigen waren. Die bestätigten 25 wurden durchs Loos wieder auf 9 zurückgebracht. Jeder dieser 9 schlug 5 Personen vor, die, zusammen also 45, wieder bestätigt werden mußten, wenigstens jeder durch 7 Stimmen. Die 45 setzten sich durchs Loos auf 11 zurück, von denen die 8 ersten jeder 4, die 3 letzten jeder 3 Personen vorschlug, die dann abermals mit 9 Stimmen von 11 zu bestätigen waren. Die so gewählten 41 Wahlherren, welche noch vom Großen Rath durch geheime Stimmenmehr zu bestätigen waren, wurden sogleich nach ihrer Ernennung in einen Saal eingeschlossen, und durften das Conclave nicht verlassen, bis sie den Duca, nach Vorschrift, gewählt hatten.

Der durch Alterthum oder Reichthum einzelner Geschlechter allmälig in der Stadt erwachsene Stand von Vornehmen oder Edlern führte, seiner Natur nach, eine Art Aristokratie des Reichthums herbei. Dieser Stand hielt sich, als ein solcher, zu den höchsten Würden berechtigter, als die übrige Bürgerschaft. Obwohl noch kein Gesetz diesen Unterschied geheiligt hatte, machte er sich allmälig doch durch Uebung geltend. Je schärfer der Adel seine Ungleichheit mit dem Bürger zu bezeichnen suchte, je eifriger wachte er über bleibende Gleichheit unter sich selbst, daß keiner zu mächtig und reich würde. Daher verbot man den Duca's, sich oder ihre Kinder mit Kindern auswärtiger Fürsten zu vermählen; und dem venedischen Edelmann, in fremden Staaten Ehrenstellen oder Ländereien zu besitzen. Als Fürst Stephan von Ungarn eine Tochter des Hauses Morosini zur Ehe begehrte, nahm der Staat zuvor diese Jungfrau an Kindesstatt, und gab sie, als Tochter der Republik, dem Fürsten, damit das Geschlecht der Morosini aus dieser erlauchten Verwandtschaft keinen gefährlichen Vortheil, oder zu seinen Gunsten Einmischung des Auslandes in die Angelegenheiten des Freistaats gewönne.

Billig verdient diese Fürsorge um so größeres Lob, da sie zur Bewahrung der innern und äußern Ruhe das Angemessenste war, während andere Republiken ihrer Freiheit, Verfassung und Ruhe Verderben bereiteten, weil sie mit allzugroßer Nachsicht oder Schlaffheit Mitbürgern gestatteten, von fremden Fürsten Aemter, Orden oder Jahrgelder zu empfangen und gleichsam öffentlich Bestochene zu sein.

Aber ein noch rühmlicheres Beispiel des Muthes gab Venedig in demselben Zeitalter, den Einfluß der Fremde auf sein Inneres zu verhüten. Es waren Kaiser und Könige des dreizehnten Jahrhunderts, wie der folgenden, furchtsam oder unvorsichtig genug gewesen, der Schlauheit des römischen Hofes zu weichen, also,

daß sich in ihren Gebieten, neben der einheimischen Macht des Thrones, die eines fremden Thrones, unter dem Namen der geistlichen oder kirchlichen Gewalt, erheben konnte. Venedig aber, eifersüchtig auf sein Recht, vermied die Gefahr. Es ertrug lieber drei Jahre lang den Fluch des päpstlichen Interdikts, als daß es wider Willen dem Aufgebot Roms zu einem Kreuzzuge gegen Neapel gehorchte, und gestattete (im Jahr 1286) die Einführung der Inquisition oder des Ketzergerichts nur unter den strengsten Beschränkungen. Nicht nur behielt sich die Regierung die Genehmigung der vom Papst ernannten geistlichen Richter vor, sondern ordnete ihnen noch weltliche bei, ohne deren Willen jene nichts verfügen konnten, und gebot, keinen Rechtshandel über Ketzer, worunter weder Juden noch Griechen verstanden werden durften, nach Rom oder wo anders hin zu ziehen. Selbst bürgerliche Vergehen der Geistlichen mußten durch bürgerliche Obrigkeiten, wie bisher, gerichtet und die zum Dienst der Inquisition erforderlichen Geldsummen durch weltliche Obrigkeiten verwaltet werden.

Diese weise und starke Handhabung der Selbstständigkeit und Freiheit der Republik war aber nicht bloß das Werk besonnener Ueberlegung dessen, was der Wohlfahrt des gemeinen Wesens fromme, sondern war auch Frucht der Eifersucht unter den Vornehmern, daß keiner von ihnen sich durch fremde Mittel Ueberlegenheit verschaffe. Nur darin waren Alle gleichen Sinnes, daß sie sich wechselseitig in ihrem Ansehen schirmten, und nicht leicht duldeten, wenn ein neues Geschlecht aus dem Bürgerstande, durch Reichthum emporgekommen, sich in ihre Reihen drängen wollte.

Seit hundert Jahren schon waren immer Söhne aus denselben vornehmen Geschlechtern in den Großen Rath gewählt worden. Kein Wunder, daß bei jenen Gesinnungen endlich dieser Stellvertreter des Souveräns, nämlich der gesammten Bürgerschaft, auf den Gedanken kam, selbst Souverän zu sein, die Bürgerschaft

vom Wahlrecht gänzlich auszuschließen und die Stellen des Raths in denjenigen Familien erblich zu machen, die daran seit einem Jahrhundert Theil genommen hatten, oder deren Söhne wirklich im Rathe saßen. Stufenweise näherte man sich diesem Ziel in einer Folge von mehrern einzelnen Gesetzen und in einem Zeitraum von dreiunddreißig Jahren. Man erreichte es endlich im Jahr 1319, da man den Großen Rath als für sich abgeschlossen erklärte, also, daß die wirklichen Glieder nicht nur lebenslang auf ihren Stellen bleiben, sondern auch, daß diese auf ewige Zeiten nur ihren Nachkommen allein offen stehen sollten.

Damit war, wohin seit Beschränkung der Herzogengewalt längst gezielt worden, in Venedig eine Aristokratie durch Geburtsrecht vollendet. Die Oberherrlichkeit des ganzen Volks war erblich in die Gewalt von kaum dreihundert Geschlechtern gebracht; ein Adel mit Vorrechten gesetzlich aufgestellt und das übrige vormals freie venedische Volk unterthan.

Diese Gewaltthat, wider welche sich die Bürgerschaft vergebens aufzulehnen strebte, veränderte aber die ganze Gestalt des venedischen Staatswesens. Der Große Rath, als Selbstherr nur Anmaßer, fühlte von diesem Augenblick alle Leidenschaften, die den Schritt der Anmaßer zu verfolgen pflegen: Mißtrauen, ungemessenen Stolz, Furcht, Grausamkeit, Verheimlichungssucht und ängstliches Streben, Alles in Allem, und Alles allein zu sein. Von diesem Augenblick an mußten Reichthum, Ansehen und überlegene Einsichten außer seiner Mitte verdächtig und gefährlich werden, weil Gaben des Glücks und der Natur oder der Tugend dem Ansehen der Regimentsfähigen Eintrag thaten. Von diesem Augenblick an mußte nicht nur einerseits der Mund des Volks, sondern andererseits auch die Macht des Duca niedergedrückt werden, damit beide nicht mehr zu fürchten wären.

Zur Führung und Verwaltung eines Staates ist unstreitig der-

jenige der Würdigste, welcher dazu die meisten Eigenschaften des Geistes und Herzens hat. Es ist daher ein Vorzug sowohl der Monokratie, als Demokratie, daß der Landesherr oder das Volk, ohne andere Rücksicht, diejenigen zu den höchsten Stellen erheben kann, deren Tauglichkeit oder Tugend des höchsten Zutrauens werth sind. Denn der größere Geist ist der geborne, von der Natur geweihte, Lenker der Andern. — Reichthum, für sich betrachtet, kann nur durch Bestechung mächtig sein, und ohne mit dem Geist gepaart zu stehen, ist er allein unfähig zu regieren. Indessen hängt ihm doch eine gewichtvolle Wirklichkeit an. Die größten Eigenthumsbesitzer eines Landes sind dessen Privatherren und haben damit ein Recht, zur öffentlichen Verwaltung mitzusprechen, weil, was geschieht, sie am meisten betrifft. Es läßt sich demnach eine Aristokratie des Reichthums entschuldigungswerth finden, wenn gleich die Aristokratie der Geistes- und Tugendgröße die allein ehrwürdige ist. Die Aristokratie der Geburt aber ist die verwerflichste, weil sie ihr Recht weder auf eine geistige noch irdische Ueberlegenheit, sondern auf ein bloßes Vorurtheil begründet. Die Geburt der Menschen ist gleich; und die Gaben der Natur sind von ihr unabhängig. Der Zufall der Geburtsart steht außer allem Zusammenhang mit dem Beruf, einen Theil der Welt zu regieren. Zwar in der Monokratie, wie in der Demokratie, sind der Fürst, wie das Volk, erbliche Landesherren durch Geburtsrecht; doch sie sind nur Landeseigenthümer und daher Herrscher, selten aber die unmittelbaren Verwalter und Regenten. In der Aristokratie durch Geburtsrecht hingegen ist die Körperschaft der Landesherren, der Adel, zugleich und immerdar selber Regent und Verwalter, als wenn die Fähigkeit zu dem Beruf willkürlich geboren werden könnte.

Was in seinem Wesen widernatürlich ist, muß auch widernatürliche Wirkungen erzeugen, das heißt, kann sich nur durch Zer-

störung des Naturgemäßen ringsum aufrecht im Dasein halten. Jede Aristokratie solcher Art muß daher das fürchten und vernichten, was die Demokratie und Monokratie vernunftgemäß sucht und befördert; sie muß den Reichthum der Unterthanen, der den ihrigen überwachsen kann, eben so sehr, als die überlegene Kenntniß und Geistesstärke derselben scheuen und verhüten. Denn beides endet ihre Hoheit und leitet zur Demokratie über. Ja, sie muß selbst in der Mitte ihrer Körperschaft diejenigen zu unterdrücken streben, welche durch Geistesgröße, Reichthum und Volksvertrauen zu sehr emporragen, weil solche Eigenschaften den Weg zu einer, wenn auch nur vorübergehenden, Monarchie bahnen.

Das Jahr 1319 wurde demnach für Venedig das verhängnißschwerste seines Daseins.

---

## 4. Eroberungen im Morgenlande.

Bis zu diesem Zeitpunkt, von welchem an sich Alles änderte, war die Zeit der Jugend, der Reizbarkeit und Kraftfülle Venedigs gewesen, das sturmvolle Heldenalter der Republik. Zur Beschirmung und Ausdehnung seines Handelsverkehrs war das Volk kriegerisch geworden; und um seine Kriege mit größerer Macht zu führen, war es dem Handel emsiger obgelegen. Die Duca's, voller Ehrgeiz und im stolzen Gefühl fast so unbeschränkter Gewalt, wie sie irgend ein europäischer Fürst genoß, hatten auf großen Heerfahrten ihre Hoheit zu vermehren getrachtet; dabei gewannen sie noch, daß ihre Mitbürger, während diese auswärts Ruhm und Schätzen nachjagten, der einheimischen Zwiste und Meutereien vergaßen, zu denen sie in der Muße des häuslichen Lebens geneigt waren.

Die Eroberung Dalmatiens hatte den Staat mit verwegenen Soldaten, gewandten Seeleuten und allen Bedürfnissen der Schiff-

fahrt bereichert. Er ertrug kein Unrecht mehr, das ihm zugefügt ward, ohne rächende Vergeltung; er zerstörte die alte Adria bis auf den Grund, weil diese Stadt das Loredanische ansprach, welches Venedig zugleich mit der Hoheit über Cavarzere erworben hatte; es demüthigte die Könige von Kroatien und Ungarn, welche Dalmatien aufgewiegelt hatten, und dämpfte Zara's Empörungsversuche mit Nachdruck. Schon den ersten Kreuzzug zur Wiedereroberung des heiligen Grabes hatten die Venediger mit zweihundert Schiffen (im Jahr 1098) begleitet. Während die übrigen christlichen Reiche sich mit Aufopferung ihrer Herre und Schätze erschöpften, gewann Venedig, weil es sich, als Seemacht, nur mit Verwüstung und Plünderung der asiatischen Küsten, oder mit Knüpfung neuer Handelsverbindungen beschäftigte. Es erhielt im Königreich Jerusalem freien Verkehr für seine Kauffahrer und das Vorrecht für dieselben, nur eigenen Obrigkeiten verantwortlich zu sein. Gleiche Gunst gewährten die griechischen Kaiser in ihren Staaten. Neue Vortheile brachte der andere Kreuzzug (im Jahr 1123): neben dem Siegesruhm über die Sarazenen in der Seeschlacht bei Jaffa, feste Niederlassung in Tyrus und Askalon. Nichts aber beweiset die wachsende Macht und Kühnheit des Lagunenstaates in seiner Jugendkraft mehr, als daß er selbst dem griechischen Kaiser Krieg machte, da dieser, eifersüchtig auf die Herrschaft der Abendländer im Orient, sich auch den Venedigern treulos erwiesen hatte. Sie verwüsteten ihm den griechischen Archipel und faßten durch Eroberung Modona's festen Fuß auf Morea. Bald nach diesem traten sie als Vermittler zwischen dem Kaiser des Abendlandes, Friedrich dem Rothbart, und Papst Alexander III. auf. Sie schlugen in den istrischen Gewässern mit dreißig Schiffen die überlegene kaiserliche Flotte (1177), zwangen den gedemüthigten Friedrich zum schmachvollen Frieden und führten den Papst im Triumph nach Rom zurück. Dankbar belohnte sie dieser, durch

einen goldenen Ring, mit der Herrschaft über das adriatische Meer, das längst schon ihren Flaggen gehorchte.

Der Antheil, welchen Venedig noch an spätern Kreuzzügen, dann an den Händeln der Kreuzfahrer mit den treulosen Kaisern Griechenlands, endlich an der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner (im Jahr 1204) hatten, ist bekannt. So groß war damals die Hochachtung der im Orient siegreichen Abendländer vor Heinrich Dandolo, dem Duca Venedigs, daß sie die Krone des morgenländischen Kaiserthums auf sein Haupt setzen wollten. Es wäre geschehen, aber ein venedischer Edler, Pantaleone Barbo, widersetzte sich, weil er mit Recht den Glanz seines Vaterlandes mehr in der Wohlfahrt desselben, als in Erwerbung unsicherer Kronen gegründet fand. „Die Krone des Kaisers auf dem Haupte eines venedischen Duca's," sprach er, „würde diesen für die Freiheit der Republik zu furchtbar machen, während doch die Republik zu schwach wäre, sein Kaiserthum zu beschützen. Die Vereinigung Venedigs und Konstantinopels würde den Sitz der Regierung in letzterer Stadt nothwendig machen, und Venedig wäre Unterthanin, dieweil sie hätte Griechenlands Herrin sein wollen. Dem Duca aber vorschlagen, aufzuhören Venezianer zu sein, um Kaiser zu werden, heißt ihm einen Thron geben, ohne Mittel, denselben zu behaupten, und der Republik eines ihrer ehrwürdigsten Geschlechter rauben."

Die Sprache Barbo's war der Vaterlandsliebe und des Stolzes eines Römers aus dem Alterthum würdig. Und in der That gewann die adriatische Seestadt, in der Theilung des morgenländischen Reiches, Größeres durch sichere und vortheilhafte Besitzungen, als durch den Ruhm, Gebieterin eines entfernten, aber schwankenden Thrones zu sein. Längs den Ufern des schwarzen Meeres, des Propontis, des Hellespont und Kleinasiens empfing sie viele Städte und Handelsplätze; Adrianopel, die Stadt, und den

vierten Theil Konstantinopels; eben so Vieles an den Küsten Morea's; dazu alle Inseln des jonischen Meeres mit Zante, Zefalonien und Korfu. Kandia ward in derselben Zeit (im Jahr 1204) um zehntausend Mark Silbers vom Markgrafen von Montferrat angekauft.

Die Republik behielt sich von den vielen Eilanden jedoch nur Kandia und die jonischen Inseln unmittelbar vor; die übrigen erlaubte sie venedischen Bürgern zu erobern, und als Lehen des Freistaates zu besitzen. Denn schwer ward es dem Volke in den Lagunen, welches, ungerechnet das aufruhrlustige Dalmatien, nur aus ungefähr zweimalhunderttausend Seelen bestand, mehrere Millionen entfernter, in zweien Welttheilen zerstreuter Unterthanen in Zaum zu halten. Wirklich brachen bald in Adrianopel, bald wiederholt in Kandia, Empörungen um Empörungen gegen die neue Herrschaft aus. Venedig trachtete sich durch Anlegung von Kolonien aus seinen Bürgern in Korfu, Konstantinopel und Kandia zu befestigen. Viele andere Gegenden, am schwarzen Meer und Bosphorus, aus der Theilung des orientalischen Kaiserthums erworben, wurden aber versäumt, weil es an Mannschaft gebrach, sie alle zu besetzen.

Außer Venedig hatte indessen auch Pisa, und mehr noch Genua, seit Jahrhunderten den großen Handelsverkehr auf dem mittelländischen Meere betrieben. Genua, die Stadt, einst ohne Gebiet, wie Venedig, war durch Schifffahrt reich, bevölkert, und Herrin benachbarter Landstriche, auch, durch Theilnahme an den Kreuzzügen, Gebieterin vieler Küstenstädte Kleinasiens geworden. Durch den Besitz von Kaffa, auf der krimmischen Halbinsel, beherrschte sie das schwarze Meer und bemächtigte sie sich des unmittelbaren Bezugs ostindischer Waaren.

Genua und Venedig hatten längst ihr gegenseitiges Aufblühen mit eifersüchtigen Blicken beobachtet. Jede forderte den Welthandel

für sich. Beide besaßen oft in einer und derselben Stadt der Levante eigene Stadtviertel. Die Berührungen mit einander wurden häufiger und feindseliger. In der Stadt St. Jean d'Acre befand sich für beide nur eine einzige Kirche. Die Venediger sprachen dieselbe als Gemeingut, — die Genuesen sie als ihr ausschließliches Eigenthum an. Der Streit um den Besitz entflammte zuletzt zwischen beiden einen Krieg (im Jahr 1258), der, bei einzelnen Unterbrechungen, hundert und dreißig Jahre lang dauerte, mit Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde, und mehr als einmal, bald die eine, bald die andere der Republiken dem Untergange nahe führte.

Doch die stolze Nebenbuhlerei ward dem venedischen Volke ein neues Reizmittel, seine Kräfte unter großen Anstrengungen zu entwickeln. Kaum eine andere Leidenschaft begeistert so tief und dauerhaft. Rom erhob sich durch den Krieg mit Karthago, und würde, wäre Karthago nicht zu früh gefallen, seine Tugenden und seine Größe länger behauptet haben. In den Lagunen freilich blühten nicht die Tugenden Roms, oder Athens und Sparta's. Hier war nur ein kriegerischer Kaufmannsstaat, der Schätze gewinnen, sparen und behaupten wollte. Gewinnsucht tödtet vielmehr die edlern Neigungen des Gemüths, statt sie zu beleben. Gleichwie England in unsern Tagen trotzend auf seine Stärke, uneingedenk des ewigen Völkerrechts, den Ozean als Erbeigenthum nimmt, so sprach damals Venedig die Oberherrlichkeit des adriatischen Meeres an; forderte Abgaben von allen Waaren, die auf demselben von Fremden verschifft wurden, und zwang Bologna, Ancona und andere Städte und Staaten, die den Golf umgaben, diese Anmaßung als Recht anzuerkennen. Das sogenannte Recht des Stärkern besteht inzwischen nur so lange, als die Stärke dauert, durch welche es eingeführt wird, und geht auch mit ihr unter. Daher war lächerlich, daß Venedig in spätern Zeiten, als Mächtigere über ihm standen, noch Ehrfurcht für Rechtsame verlangte, für die

es, nach Abgang der Stärke, bloß hundertjährige Uebungen anzurufen hatte.

---

5. Erste Wirkungen der aristokratischen Regierungsform.

Venedig hatte, es war am Ende des dreizehnten, im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, den Wendepunkt seiner Herrlichlichkeit erreicht, also zu derselben Zeit, als der Ehrgeiz patrizischer Geschlechter vom Volke der Lagunen die Selbstherrlichkeit an sich riß, und die Theilnahme an der höchsten Gewalt in denjenigen Familien erblich machte, welche eben im Großen Rath waren, wie wir erzählt haben. Die freie Bürgerschaft der Stadt hatte bisher keinen bevorrechteten Erbadel gekannt. Jeder Tugend war die Bahn zu Reichthum, Ruhm und Ehren oder Verdiensten ums Vaterland offen gewesen. Der von seinen Mitbürgern auf den Thron der Vaterstadt erhobene Duca galt an Glanz und Macht fast allen Fürsten Europens gleich. Die Flagge des heiligen Markus wehte gefürchtet und geehrt über dem Mittelmeer; der adriatische Golf war zinsbar. Die italienischen Städte warben um die Gunst des starken Freistaats oder beneideten seinen Glanz. Selbst die Allmacht des römischen Hofes brach an seiner innern Festigkeit. Venedigs Scepter herrschte über Istrien und Dalmatien, über Korfu, Zephalonien, Zante, das Königreich Kandia, über den Peloponnes, über die Eilande des griechischen Archipels, über viele Landschaften und Städte des Orients. Ausschließlich genoß Venedig fast allein die Frucht des indischen Handels über dem rothen Meere und Aegypten.

Zwar behauptete sich der Freistaat auch unter der neuen Aristokratie, welche mit der Lebendigkeit handelte, die jungen Stiftungen eigen ist, noch zweihundert Jahre lang auf seiner Höhe; ja, er schien durch Ausdehnung seiner Besitzungen auf dem italienischen Festlande in der erworbenen Gewalt zu wachsen. Allein dies schein-

bare Wachsthum war in der That schon Beginnen des allmäligen Verfalls; denn damit verwandelte sich die Natur des Seestaates. Der erste Schritt zum Tode Venedigs war in jenem entscheidenden Jahr 1319 geschehen, als die alte, freie Staatsverfassung durch den Ehrgeiz des Großen Raths gebrochen worden.

Nun die Gleichheit aufgehoben war, theilte sich Venedig in drei Stände, die einander wechselseitig haßten oder fürchteten. Da stand der Große Rath in gewaltthätig angemaßter Selbstherrlichkeit; von einer Seite ihm die unterthänig erklärte Bürgerschaft, von der andern ihm der noch mit alten Machtmitteln ausgestattete Duca feindselig gegenüber. Zuerst versuchte es gegen ihn die Bürgerschaft, ihr verlornes Recht wieder zu erringen. Die Empörungen unter Marino Bocconio, dann unter den Querini's gegen den Großen Rath und gegen den Duca waren blutig, obwohl fruchtlos. Aber doch erschütterte die Verschwörung der Querini's die Sicherheit des Großen Rathes so sehr, daß sich derselbe, auch nach dem Siege, noch nicht geborgen genug glaubte. Er ernannte im Jahr 1310 zur Bewachung der Staatssicherheit eine eigene Behörde, den Rath der Zehner (Consiglio di Dieci), stattete ihn mit diktatorischer Vollmacht, mit Losgebundenheit von allen gesetzlichen Formen und mit Befreiung von aller Verantwortlichkeit aus. Diese furchtbare, in dunkler Heimlichkeit wirkende Obrigkeit, anfangs nur für wenige Monate geschaffen, wußte ihr schreckliches Dasein bald auf immer zu behaupten, und ward mit der Folge der Zeit dem Bürger, wie dem Fremdling, dem Duca, wie dem Großen Rathe gefahrvoll, während er nur Wächter der Aristokratie sein sollte.

Nach diesem erlebte Venedig die Verschwörung seines eigenen Duca gegen den Großen Rath. Die Beleidigungen, welche der Herzog Marino Falieri von jungen Patriziern ungeahndet hätte dulden müssen, die neuen Beschränkungen der herzoglichen Gewalt,

welche man nach dem Tode des letzten Duca eingeführt hatte, also, daß der Fürst in dem ihm beigeordneten Rathe nichts mehr, als seine Stimme besaß, daß also nicht er, sondern die Mehrheit des Rathes (Collegio de sora) die Staatsgeschäfte verwaltete und leitete; daß er nicht einmal außer der Gegenwart dieser Behörde eingegangene Schreiben eröffnen konnte, während sie es, auch ohne ihn, thun durfte, machte ihn mißmuthig. Er verschwor sich mit Männern aus der Bürgerschaft. Es war auf nichts Geringeres, als auf Ermordung aller Patrizier im Großen Rathe abgesehen. Aber der Duca ward verrathen, gefangen und enthauptet (im Jahr 1335).

Von dieser Zeit an standen die venedischen Herzoge strenger bewacht. Beschränkt durch die Rechte des ihnen zugegebenen hohen Rathes, durch das Ansehen des Senats, durch die Gesetze des Großen Rathes, genossen sie mehr die äußern Ehren, als die Befugnisse eines regierenden Fürsten. Sie selbst mußten schwören, nie ihre Macht zu erweitern, und sogar diejenigen anzuklagen, welche ihnen Rath dazu ertheilen würden. Ja, bald untersagte ihnen das Gesetz, Venedig ohne Erlaubniß zu verlassen. Von Jahrzehend zu Jahrzehend zog der Argwohn und Stolz des Patriziats engere Schranken um sie her.

Sie waren auf diese Weise dem venedischen Erbadel nicht mehr furchtbar, der sich wohl hütete, unternehmende Männer auf den Thron zu setzen, sondern weit lieber abgelebte Greise dahin wählte. Noch weniger hatten die herrschaftsfähigen Familien ferner vor dem Groll der unterjochten Bürgerschaft zu zittern Ursache. Denn diese, nach einer Reihe von Jahren endlich zur Unterwürfigkeit gewöhnt, im Zaum gehalten durch die Kriegsmacht der Regierung, in sich selbst durch eingeführte Rangordnung höherer und niederer Klassen gelähmt, wagte keinen frevelnden Gedanken mehr an Wiedererlangung staatsthümlicher Rechte, und begnügte sich mit dem Genuß der Hand-

werke, kaufmännischen Gewerbe und geringer untergeordneter Stellen. Die diktatorische, schreckenvolle Macht des Raths der Zehner waltete über sie, füllte jede Brust mit Furcht und säete überall Mißtrauen. Wer auch nur verdächtig schien, ward von den zahlreichen Spähern dieser Behörde, Schritt um Schritt beobachtet. Juden, Mönche, Freudenmädchen, Bürger, Edelleute standen als geheime Auflaurer in Sold und Dienst derselben. Dazu kam, daß noch außerdem Jeder, der wollte, schriftliche Anklagen in die Eisenrachen werfen konnte, welche an allen häufig besuchten Plätzen zum Empfang schnöder Anzeigen stets offen standen.

Nachdem weder das Murren der dienstbaren Volksmasse, noch die Schattenmacht eines Duca mehr Besorgniß einzuflößen fähig war, hatte die aristokratische Körperschaft von Venedig nichts anderes mehr, als die Tugend oder das Verbrechen in ihrer eigenen Mitte zu fürchten. Jene konnte durch Uebergewicht ihres Einflusses, dieses durch verrätherische Benutzung des Parteispiels, der bestehenden Rechtsgleichheit der Patrizier Gefahr bringen. Der Ehrgeiz des Familienstolzes, oder die Eifersucht und Blutrache desselben, wenn er irgend unterlag, ließ es nie an gewaltthätigen Faktionen fehlen. Die Anschläge der Mißvergnügten waren um so furchtbarer, weil die Urheber derselben Mitwisser um Geheimnisse und Schwächen des Staats waren. Man empfand das Bedürfniß einer kraftvollen, folgerechten und schnell durchgreifenden Monarchie, aber haßte die Hoheit eines Einzigen. Das gegenseitige Mißtrauen bewirkte gegenseitige Heuchelei und Heimlichkeit. Dem, was im Dunkeln angesponnen ward, konnte nur im Dunkeln entgegengearbeitet werden. Selbst der furchtbare Rath der Zehner schien zur Bewahrung des Geheimnisses noch zu zahlreich. Man entschloß sich, die vollziehende Gewalt desselben einzig drei Gliedern zu übertragen, deren Amtsdauer aber nur ein Jahr bestehen sollte. Rom hatte nur in Tagen der Gefahr die unbedingte Macht einer Diktatur aufgestellt. Aber

die mißtrauische Furcht der Aristokratie sah immerwährende Gefahr, und immerwährend blieb daher die schreckenreiche Macht der neuen Behörde.

Seitdem der Rath der Zehner (im Jahr 1501) durch den Großen Rath bevollmächtigt worden war, aus eigener Mitte drei Glieder, unter dem Namen der Staatsinquisitoren, mit seiner ganzen diktatorischen Gewalt und Nichtverantwortlichkeit zu bekleiden, also daß von diesen Dreien jeder Einzelne verhaften, an die höchsten Stellen zu Wasser und zu Lande Befehle ertheilen, über die Glieder des Zehnerraths verfügen konnte, Alles ohne über sein Thun Rede und Antwort schuldig zu sein: stieg die Gewaltsherrschaft dieser Behörde aufs Höchste. Denn kein äußeres Zeichen verkündete ihr Dasein. Vorladungen und Verhaftsbefehle erschienen nie in ihrem, sondern im Namen anderer Obrigkeiten. Die Aufhebung einer angeklagten oder verdächtigen Person geschah unversehens; das Gericht im geheimnißvollsten Dunkel. Selbst die Gesandten auswärtiger Mächte waren im Innern ihrer Wohnungen von Spürern umringt. Umgang oder Vertraulichkeit eines venedischen Edelmannes mit einem fremden Gesandten konnte jenem einen schnellen Tod zuziehen. Selbst Meuchelmord war für dies Tribunal ein gesetzliches Strafmittel; und was noch schrecklicher war, es konnte das nämliche Tribunal sein Befugniß zum Meuchelmord einem außer Venedig wohnenden Gouverneur, oder Gesandten, oder General übertragen, wenn derselbe für den Staat vortheilhaft fand, dem Leben irgend einer Person ein Ende zu machen.

Durch den Uebergang in erbliche Aristokratie hatte Venedig aufgehört Freistaat zu sein; denn nur eine im Verhältnisse zur übrigen Bürgerschaft kleine Zahl von Familien genoß staatsthümlicher Rechte und Freiheiten. Durch die Stiftung des Zehnerraths verwandelte sich die Aristokratie in eine Wahl-Oligarchie, deren argwöhnisches und finsteres Gewaltthum ungebundener und

grauenvoller, als die Willkür der asiatischen Sultane schaltete. Härte und Schlauheit waren durch kaufmännisches und kriegerisches Gewerbe der Venediger schon seit Jahrhunderten Grundzüge in der Gemüthsart des Inselvolks geworden; damit hatte sich, durch Reichthum und Glück genährt, hochfahrender Stolz verbunden. Das ging nun in Verfassung und Gesetzgebung des Staates über und zeichnete ihn unter allen übrigen in Europa durch eine Eigenthümlichkeit aus, welche wohl oft überraschen, nie aber wahre Bewunderung oder Vertrauen erregen konnte. Vielleicht entstand eben so einst oder auf ähnliche Weise, aus ähnlichen Ursachen, das Kartago der alten Welt, mit seiner finstern, harten und verschmitzten Politik, vor welcher die Römer Scheu und Abscheu trugen.

Die Stiftung eines Erbadels, eines Patriziats, von Geburtswegen Herrscher, zeigte sich dem Staate noch von anderer Seite verderbensvoll. Der Geschlechterhochmuth machte sich wichtig. Er fand es bald rühmlicher, die Wurzeln der Stammbäume im Palaste altrömischer Helden, als in der gebrechlichen Schifferhütte eines der Urahnen zu suchen, der den Schlamm der Lagunen befestigt und durch Fleiß und Arbeit Vermögen erspart hatte. Eheliche Verbindung mit Töchtern des Bürgerstandes galt bald wie Entweihung. Kinder solcher Ehen waren nicht herrschaftsfähig, da hingegen Vermählungen mit unehelich gebornen Töchtern der Patrizier keineswegs entadelte. Kaufmännische Geschäfte zu treiben, denen der Staat seinen Glanz dankte, schien Edelleuten nach und nach unanständiger; ward zuletzt gar untersagt und nur Bürgern überlassen. Patriziern, als gebornen Staatsmännern und Regenten, geziemte nur vom Staate zu leben, als obere Beamte, als Verwalter auswärtiger Unterthanenprovinzen, als Hauptleute beim Heere, als Befehlshaber zur See, als Gesandte zu fremden Mächten u. s. w. Aber auch fürchtete man, und nicht ohne Grund, daß im Handelsverkehr das Glück eine der Familien mit übermäßigem

Reichthum begünstigen und die Gleichheit aufheben könne, wie die Florentinischen Mediceer in der Geschichte gezeigt haben. Verbot doch auch schon in Rom das Claudische Gesetz Senatoren, ein Kauffahrteischiff im Meere zu halten, welches mehr denn vierzig Modien Fracht einnehmen konnte. Wo nicht Tugend, nicht Kenntniß und Verdienst, sondern Geburt allein Anspruch auf Verwaltung öffentlicher Aemter machen darf, ist der Staat bloße Domäne, das Volk deren Dienerschaft, die Staatsführung meistens zum Schlechtesten hinneigend, zumal wenn das Amt mehr Erwerbsquelle des Angestellten, als Gelegenheit wird, dem Vaterlande wohlthätig zu werden.

Die venedischen Gouverneurs, Proveditoren und Podesta's in den Unterthanenlanden bekleideten ihre dortigen Stellen nur auf kurze Zeit. Um so eilfertiger und gewissenloser benutzten ihrer viele die gesetzliche Frist, sich zu bereichern. Alle fünf Jahre ward freilich eine Kommission von drei Senatoren in die unterthänigen Landschaften geschickt, um die Amtsführung der Angestellten und allfällige Klagen der Unterthanen zu prüfen, ungefähr wie die ehemaligen selbstherrlichen Kantone der Schweiz Syndikate in ihre unterthänigen Landvogteien ausschickten; allein da die Prüfenden, wenn sie pflichtvergessen sein wollten, weder den Mißmuth einzelner, ohnmächtiger Unterthanen, als, wenn sie gerecht sein wollten, die frühere oder spätere Rache der Mitadelichen zu fürchten hatten, blieb die Aussendung der Kommissionen größtentheils nur ein Gepränge, das der Regierung zwar einen Schein der Gerechtigkeitsliebe, hingegen den Unterthanen nur schlechte Hilfe geben konnte. Daher empörte sich in den ersten dreihundert Jahren nach der Eroberung Dalmatiens Zara siebenmal; mehrmals empörte sich Triest; Kandia, seit Besitznahme dieser Insel, nicht minder. Fehlgriffe oder Ungerechtigkeiten der Regierenden waren gewöhnlich die

Ursachen der Aufruhre, und Flamme und Schwert über die Unglücklichen gewöhnlich das Mittel, sie zu stillen.

Nicht jederzeit konnten alle Adelichen mit Aemtern versorgt werden. Zu unwissend, oder zu hochmüthig, durch ehrenhafte Arbeit Unterhalt zu erwerben, versanken viele in Armuth. Sie schämten sich nützlicher Thätigkeit, aber nicht des Müßiggangs und des Almosens. Es wurden Stiftungen für verarmte Nobili gegründet; sie empfingen Jahrgelder; ihre Söhne genossen unentgeldlichen Schulunterricht, ihre Töchter wurden in Klöster gegeben. Darum war die gesetzliche Sitte nicht unweise, daß alle venedische Edelleute, gleich den Bürgern, im langen, schwarzwollenen Oberrock gehen mußten. Theils ward durch diese Verbannung äußerer Unterscheidungszeichen, welche die Prachtliebe und Eitelkeit erfindet, unter den Nobili mehr Gefühl der Gleichheit erhalten; theils den Reichen des Bürgerstandes erschwert, die Dürftigkeit des Adelichen zu erkennen und sich über dessen Armseligkeit zu erheben.

Die beschränkte Zahl der öffentlichen Aemter, welche von Patriziern bekleidet werden konnten, und daneben die Nothwendigkeit, die adeliche Jugend anständig zu versorgen, gab der Staatsklugheit Venedigs neuerdings falsche Richtungen. So oft sich nämlich Gelegenheit darbot, in der Nachbarschaft das Gebiet mit einer neuen Provinz zu erweitern, ward sie vom Großen Rathe mit Begierde ergriffen. Denn jede neue Eroberung gab dem Patriziate neue Aussicht zur Versorgung und Anstellung von Söhnen und Verwandten. In Demokratien sind die Besoldungen der Beamten meistens gering und die Aemter werden mehr der Ehre und des Einflusses wegen, als der Bereicherung willen, gesucht. In Monarchien ist der Fürst wegen Ernährung seiner Familie außer Verlegenheit. Dort, wie hier, führen meistens Ruhmliebe, oder Vaterlandsstolz in den Eroberungskrieg. In der Aristokratie hingegen,

wo die Menge der bevorrechteten Familien angewiesen ist, sich ausschließlich vom Regieren, als einem Gewerbe, zu ernähren, wird der Staat zum Fideikommiß, von dem sie das Nutznießungsrecht haben, und die Erweiterung des Gebiets ist Erweiterung der Privatvortheile.

Der damalige innere Zustand Italiens, die Zerrissenheit, Zwietracht und Schwäche vieler kleiner Staaten auf der Halbinsel, begünstigte die Vergrößerungswünsche des Großen Raths. Neunhundert Jahre hatte Venedig bestanden, zufrieden mit dem kleinen Streif festen Landes von Italien, der an die Lagunen stieß. Man suchte in Europa nur Freiheiten und im Morgenlande Niederlassungen zu Gunsten größern Handelsverkehrs. Selbst die Eroberung Dalmatiens und der Inseln hatte keinen andern Zweck gehabt. Aber in demselben Augenblick, da die Zahl der herrschaftsfähigen Familien abgeschlossen, der Große Rath zum Landesherrn erklärt wurde, offenbarte sich das Streben, Besitzungen auf dem festen Lande zu haben, und aus dem Handelsstaate eine Landmacht zu bilden. Auf widerrechtliche Weise bemeisterte sich Venedig der Stadt und des Gebiets von Ferrara (1310). Bald ward im Krieg wider den Herrn von Verona auch Treviso und Bassano (im Jahr 1338) Venedigs Eigenthum; bald Argos und Napoli di Romagna (im Jahr 1386) durch Kauf. Bald geriethen Vicenza, Feltre, Belluno, Rovigo, Verona und mehrere Städte am Po in Venedigs Besitz; durch das Recht der Waffen auch Padua, die uralte Mutterstadt Venedigs (im Jahr 1405); das Friaul im Kriege mit dem Patriarchen von Aquileja (1420); vier Jahre später Brescia, dem Herzoge von Mailand entrissen, so wie Bergamo (1428). Nach diesem wurden in fortgesetzten Kriegen Lonato, Valeggio und Peschiera erworben (im Jahr 1441), die der Herzog von Mantua fahren zu lassen gezwungen war; Ravenna ward dem rechtmäßigen Erben durch

Anmaßung entrissen, und das fruchtbare lombardische Gebiet von Crema (1449) den Mailändern durch Waffenglück, wozu hernach kraft Vertrags mit dem Markgrafen von Este noch die Polesine di Rovigo (im Jahr 1484) kam.

---

6. Fortsetzung. — Stärke der Regierung.

Die lange Reihe dieser Erwerbungen, welche, Dalmatien ungerechnet, das Gebiet der Lagunenstadt auf dem italienischen Festlande über einen Flächenraum von sechshundert Geviertmeilen ausbreitete, verwickelte Venedig in eine große Zahl von Kriegen mit allen Nachbarn. Außer diesen Landkriegen wurden aber noch andere zur See, theils gegen das nebenbuhlerische Genua geführt, theils gegen Ungarn und das widerspenstige Dalmatien, theils gegen die Ungläubigen im Morgenlande zur Vertheidigung venedischer Besitzungen und Niederlassungen oder zur Behauptung bisheriger Handelsrechte.

Eben diese Anstrengungen, unter welchen der Staat mehr als einmal zu erliegen drohte, entwickelten jedoch neue Kraft, wenn auch nicht neue Tugenden. Die patrizische Jugend erhärtete dabei unter Waffen und gewann Liebe des Ruhms. Mit Heldenmuth focht sie zu Lande und zu Wasser in dreien Welttheilen, während die Väter in der Heimat den Gang der öffentlichen Angelegenheiten geheimnißvoll, schlau und unerschütterlich zu dem erkornen Ziel führten, welches sie nie aus den Augen verloren.

Der Tapferkeit venedischer Land- und Seehelden kam wohl die Tapferkeit anderer Nationen gleich; aber die Regierung keines damaligen Staates wußte die in ihrer Gewalt liegenden Mittel so gewandt und kräftig zu benutzen, als die venedische. Die finstere Diktatur im Rathe der Zehner, welche die Anschläge fremder Höfe, wie die Familienheimlichkeiten der Stadt aushorchte, selbst

aber, dem Fremden, wie dem Einheimischen, in ihren Absichten unerforschlich blieb; jene Diktatur, die für ihre Zwecke nicht Bestechung, nicht Wortbruch, nicht Meuchelmord scheute, und zur Vollstreckung ihrer Rathschlüsse immer den blinden Gehorsam bereit fand, ließ sich weder durch Gunst noch Ungunst des Glücks berauschen oder erschrecken, und blieb in ihren Maßregeln eben so folgerecht, als in ihren Vorsätzen unabänderlich.

Man kann nicht läugnen, in der ganz eigenthümlichen Ausbildung dieses Zehnerraths, in seiner Allwissenheit, welcher die Augen zahlloser Spione in allen Ständen dienten, in seiner Schrecklichkeit, vor welcher der Duca, wie der ärmste Gondelier, zu zittern Ursache hatten, in seiner Verborgenheit, mit welcher er Alles verrichtete, ohne irgendwo selbsthandelnd zu erscheinen, in seiner Verantwortungslosigkeit, daß er, wenn ein Patrizier auf seinen Befehl aus der Welt geschafft ward, dem Großen Rath nur melden ließ, es sei ein Platz leer: — darin lag die ganze Spannkraft des venezianischen Staatsgetriebes. Man sollte billig erstaunen, daß Volk und Adel, willig und ununterbrochen, solche Gewaltherrschaft duldeten, wenn man nicht wüßte, wie groß die Macht der Gewohnheit wäre; oder wie schwer es gewesen sein würde, die gesetzliche Schreckensherrschaft, nachdem sie sich in ihrer schauderhaften Stärke entwickelt hatte, wieder zu vernichten.*) Zudem stand sie als Grundtheil der Staatsverfassung da, und der Adel wollte lieber diese, denn Verschwörungen in seiner eigenen Mitte, oder von Seiten der Plebejer, zum Umsturz seiner Hoheit fürchten.

Noch darüber könnte man sich wundern, daß die Zehnmänner nie auf den Gedanken kamen, sich selbst der Oberherrschaft auf

---

*) Man versuchte es mehrmals im Großen Rathe (im Jahr 1468, 1582, 1628) den drei Staatsinquisitoren das Recht über Leben und Tod der Patrizier zu nehmen; doch vergeblich.

immer zu bemeistern, da sie nur auf kurze Frist ihr Amt bekleideten. Allein ihre Anzahl war zu klein, um einen Umsturz der Dinge zu bewirken, und zu groß, um unter sich Eintracht für ein Wagstück zu finden. Die Dunkelheit, in die sie sich hüllten, schützte ihre Personen gegen den Dolch der Rache, aber hinderte auch, daß die Nation durch Anerkennung ihrer persönlichen Verdienste für sie gewonnen werden konnte. Zudem noch gab ihnen das Gesetz die Pflicht und Vollmacht, gegen einander selbst dieselbe Strenge zu üben, welche sie Andern zeigten, auf daß Keiner von der Furcht frei bleibe, die Alle empfanden. Denn außer den drei Staatsinquisitoren ernannten die Zehner noch einen vierten, der, wenn Einer des Triumvirats sich schuldig machte, verbunden mit den zwei Andern über den Dritten richtete.

So fesselte gegenseitig Mißtrauen Jeden an seine Pflicht, was sonst Frucht der Tugend und Liebe des Vaterlandes oder des Ruhms zu sein pflegt; und Venedig bewies dadurch in Tagen der Noth eine Stärke, wie Athen oder Rom in den schönsten Tagen republikanischer Begeisterung. War alles verloren, gab es nichts verloren, und mit Erstaunen sah man den Staat, nach den größten Niederlagen, von seinen zahllosen Hilfsquellen mit neuem Ueberfluß überströmt, glänzender und reicher erscheinen, als er vorher gewesen.

In einem der schwersten Kriege, den Venedig zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen Genua, gegen den König von Ungarn, gegen den Patriarchen von Aquileja und den Beherrscher von Padua in gleicher Zeit bestehen mußte, war es dahin gebracht, daß es, Dalmatiens verlustig, seine letzte Provinz auf dem Festlande dem Herzoge von Oesterreich hinopfernd, getrennt von seinen Kolonien, nicht mehr, als sechs Galeeren ins Meer schicken konnte, und von Pietro Doria vergebens Frieden bat, der mit seinen Genuesen, Meister des adriatischen Golfs, sich schon berei-

tete, die Hauptstadt in den Lagunen selbst zu nehmen. Nur Verzweiflung und Nationalhaß gegen Genua, verbunden mit glücklichen Zufällen, rettete damals noch den Staat.

Kaum vierzig Jahre nachher aber prangte Venedig schon wieder in fast nie gesehener Machtfülle. Daru hat uns aus glaubwürdigen Urkunden den damaligen Zustand Venedigs (ums Jahr 1420) geschildert. Die Hauptstadt besaß, nach einer zu derselben Zeit veranstalteten Zählung, 190,000 Einwohner; die Bevölkerung war im Wachsthum; die Gebäude, deren Werth auf sieben Millionen Dukaten angeschlagen wurde und wovon die Miethe allein auf 500,000 Dukaten betrug, stiegen fortwährend im Preise. Man bezahlte damals einen Palast mit 3000 Dukaten. (Die heutige Bevölkerung der prächtigen Stadt übersteigt kaum die Zahl von 120,000 Seelen, worunter bei 20,000 Bettler sind!) Es wurden jährlich eine Million Dukaten in Gold, 200,000 Stück Silbermünzen und 800,000 Stück Scheidemünzen ausgeprägt. Man zählte tausend Edelleute in der Stadt, deren Vermögen sich auf 4000 bis 70,000 Dukaten Einkünfte für Einzelne belief. — Dreitausend Kauffahrteischiffe von 100 und 200 Tonnen, und dreihundert große Fahrzeuge beschäftigten 25,000 Matrosen; und fünfundvierzig bewaffnete Galeeren, mit 11,000 Mann besetzt, waren beständig zum Schutz des Seehandels thätig.

Die Flotten führten Jahr um Jahr für zehn Millionen Dukaten Waaren in die Fremde aus, die einen Gewinn von zwei Fünfteln abwarfen, davon die Hälfte die Unkosten der Schiffe zahlte und 36,000 Seeleute nährte, und die andere Hälfte den Geldstock der Kaufherren vergrößerte. Der Waarenabsatz in die Lombardei allein betrug jährlich wenigstens 2,789,000 Dukaten. Die gesammten Einnahmen des Staates, nach Abzug aller Unkosten, gewährten ein reines Einkommen von 996,290 Dukaten.

Zwar die Eroberungen der siegreichen Türken im Orient, welche

zuletzt selbst Konstantinopel nahmen und zum Hauptsitze ihres Reiches machten, bedrohte einige Zeit lang den venedischen Handel schwer. Der Staat verlor mehr denn 200,000 Dukaten nur durch den Verlust von Pera. Aber ein Freundschafts- und Handelsvertrag, der bald nach dem Fall Konstantinopels (im Jahr 1454) mit Sultan Mahumed II. geschlossen ward, so wie ein anderer mit Melech Elmayd, Sultan von Aegypten, sicherte wenigstens die vorherbestandenen Freiheiten, obgleich die alten Besitzungen in Asien und Griechenland zum Theil Beute der Eroberer geworden waren, zum Theil es bald zu werden gefährdet standen.

Als Ersatz dafür konnte Venedig einigermaßen das Königreich Zypern ansehen, welches um diese Zeit nicht auf die edelste Weise erworben wurde. Diese reizende und fruchtbare Insel des Mittelmeeres hatte zwar eigene christliche Könige aus dem Hause Lusignan (seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts), stand aber zinsbar unter der Oberherrlichkeit des ägyptischen Sultans. König Jakob von Zypern, eben so sehr durch die Schönheit einer venedischen Patrizierin, Katharina Cornaro, gerührt, als um des Schutzes eines so mächtigen Seestaates sicherer zu werden, vermählte sich mit der Venezianerin, die zuvor zur Tochter der Republik erklärt worden war. Drei Jahre nach der Hochzeit starb er (im Jahr 1472), so wie sein nachgeborner Sohn ihm bald im Tode folgte. Er hinterließ zwar drei uneheliche Kinder. Damit diese aber keine Ansprüche auf das Königreich machen könnten, wurden sie entführt und nach Venedig gebracht, während Katharina, als Königin, zu herrschen fortfuhr. Eigentlich trug sie aber nur den Namen, nicht die Gewalt einer Königin. Räthe, wie Besatzungen, waren ihr aus Venedig geschickt. Die Republik wollte Erbin der angenommenen Tochter werden. Einer kinderlosen Königin fehlte es freilich keineswegs an zahlreichen Erben. So nahmen in Venedig schon einige Verwandte Katharinens vorläufig

aus Eitelkeit, oder Erwartung des Größern, Fürstentitel an. Aber die Staatsinquisitoren geboten plötzliches Schweigen, unter Androhung der Todesstrafe.

Aus Furcht endlich vor möglichen Zufällen beschloß der Senat, ohne länger zu zaudern, Zypern in förmlichen Besitz zu nehmen und von der Königin die Niederlegung ihrer Krone zu fordern. Katharinen dazu zu bewegen, ward ihr eigener Bruder ausgewählt. Der Zehnerrath gab ihm den Auftrag; das heißt, es ward für ihn gefahrvoll, unverrichteter Sache zurückzukommen. Ohne eine Vorstellung dagegen zu wagen, reisete er nach Zypern. Gleichzeitig mit ihm traf auch die große venedische Flotte dort ein. Umsonst beschwor Katharina ihren Bruder, wenigstens den Versuch zu erlauben, die Regierung von Venedig auf andern Sinn zu bringen. Er antwortete: der Senat ist in seinen Beschlüssen unbeweglich. Schon waren die Wachen ihres Palastes, schon alle Plätze der Insel mit venedischem Kriegsvolk versehen. Sie mußte die Entsagung der Krone unterzeichnen. Mit aller Feierlichkeit nahm Venedig (im Jahr 1489) das Königreich Zypern in Besitz, ward hier Vasallin des ägyptischen Sultans, und öffnete damit der patrizischen Jugend neue Aussichten auf Erwerb von Reichthum und Genuß.

---

## 7. Beginnender Verfall von Venedigs Macht.

Eine Schiffer- und Fischer-Insel, nach und nach von armen und reichen Flüchtlingen bevölkert, durch günstige Lage zum Handel gelockt, durch eigene Unwirthbarkeit dazu getrieben, bildet sich mit wachsender Volkszahl unter freien Einrichtungen zum Staat. Durch die Gefahren des Meeres abgehärtet, durch Wahl eines alles-leitenden Fürsten stark, durch Verkehr mit vielerlei Nationen kenntnißreich, gewandt und verschmitzt, erreichen die Bewohner der Insel einen für die damaligen Zeiten seltenen Wohlstand. Sie erobern

Gebiete; machen den adriatischen Golf zinsbar; wetteifern mit den ersten Seemächten; bringen den größten Theil des indischen Handels in ihre Gewalt; machen durch ihre Waaren die meisten Länder des Welttheils zinsbar, und zwingen selbst den größern Reichen des festen Landes Ehrfurcht ab.

Wie bewundernswürdig dieser Aufschwung Venedigs erscheint, darf man doch nicht vergessen, daß ihn auch die Verhältnisse der Jahrhunderte, die Zustände damaliger Nationen nicht minder beförderten, als die kluge und unternehmende Regsamkeit der Lagunenbewohner. Während diese im Umgang mit Völkern dreier Welttheile deren Sitten, Vorzüge, Künste und Gewerbe kennen lernten, sie sich eigen machten, und damit die Ueberlegenheit höherer Ausbildung empfingen, verharrte der größere Theil des übrigen Europa in einer Art Barbarei, der er sich nur langsam entwand. Während in Venedig Freiheit blühte, hingen die meisten übrigen Staaten gelähmt in den Fesseln des Feudalwesens und der Priesterherrschaft. Während Venedig, ungehemmt, seine Verfassung im Innern der Stadt gestalten konnte, waren die übrigen Reiche durch Faustrecht und Lehenthum zerrissen, oder durch Gewaltsherren, oder durch gothische Verwirrung zahlloser einzelner Rechtsame bestrickt. Venedig hatte nur schwache Nachbarn, mit denen es furchtlos in den Kampf trat; die Mächtigern wohnten entfernt. Außer Pisa und Genua standen selbst keine Mitbewerber um den Welthandel da; die nordische Hansa blieb auf den Norden beschränkt.

Sobald aber diese Umstände änderten; sobald mit den fortrückenden Zeitaltern auch bei andern Nationen Künste und Wissenschaften erwachten; die Staaten bessergeordnete Verfassungen und Gesetze annahmen; die Völker Handel und Gewerbfleiß liebgewannen, die Fürsten denselben zur Vermehrung ihres Glanzes begün-

stigten: trat für den Lagunenstaat eine vorher unbekannte Nebenbuhlerei ein.

Noch war Venedig reich, noch mächtig auf den Meeren. Noch war es nicht bloß handelnder Staat, sondern selbstfabrizirender. Es verarbeitete nicht nur die rohen Stoffe der Fremde, um den Gewinn daran zu verhundertfältigen, sondern versuchte die rohen Stoffe auf eigenem Boden zu erzielen, und sich auch hierin von der Gunst des Auslandes unabhängig zu stellen. Es bevölkerte die Weiden der Polesine und die istrischen Berge mit Schafheerden, bepflanzte die Küsten Friauls mit Maulbeerbäumen zur Zucht des Seidenwurms und versuchte die Erziehung des Zuckerrohrs auf den levantischen Inseln. Verona, Vicenza, Padua und Bassano arbeiteten in Wolle und Seide; Padua lieferte Hüte, Murano alle Arten Glaswaaren; Brescia Seiden- und Leinenzeuge; vorzüglich aber Waffen aller Gattung und Holzarbeiten; Bergamo gezwirnte Seidenstoffe, Papiere, leichte Linnenzeuge; die Hauptstadt selbst Seidenwaaren, Spitzen, Hüte, Seife, Spezereien, Gold- und Silbergeräthe u. s. w.

Aber auch Frankreich, auch Deutschland und andere Länder veredelten nun allgemach ihre Gewerbe und warfen die Erzeugnisse ihres Bodens und Kunstfleißes in den Handel. Durch vorzüglichere Güte der Waaren, oder durch wohlfeilern Preis derselben bei gleicher Güte, verlor Venedig nach und nach in vielen Gegenden die gewohnte Menge der Käufer. Vergebens machte seine Eifersucht mancherlei Hand- und Kunstgriffe der Werkstätten zum Geheimniß: es fehlte den fremden Völkern nicht an erfinderischem Geist. Keine Quelle des öffentlichen Reichthums ist für einen Staat unzuverlässiger, als die, aus welcher jedes andere Volk, sobald es will, sein Bedürfniß eben so gut schöpfen kann.

Noch hatte Venedig die Ueberlegenheit der Seemacht. Vermittelst weitzerstreuter Besitzungen und Niederlassungen, die ihm

den Genuß des Welthandels zuzusichern schienen, trieb es einen Verkehr, welchen selbst der zunehmende Gewerbsfleiß der Europäer nicht zu bedrohen, sondern vielmehr zu vermannigfaltigen schien. Doch dieser Vorzug währte nur, so lange der Orient getheilt und schwach stand. Als aber die türkische Macht die Küsten des schwarzen Meeres und Kleinasiens bedeckte und Konstantinopel genommen hatte; als Sultan Soliman (im Jahr 1530) eben dieses Konstantinopel zum Durchgangsort für alle Waaren machte, die von Asien, ja durch Syrien und Aegypten nach Europa geführt wurden; als die Venezianer durch Uebermacht der Osmanen immer mehr in Handelsfreiheiten bedrängt, aus immer mehr Inseln des griechischen Meeres vertrieben, endlich durch Amurath III. sogar aus dem Besitz Zyperns (im Jahr 1571) verstoßen wurden, litt der alte, große Waarenverkehr schwere Erschütterungen. Nicht leichtere erfuhr er fast gleichzeitig im Abendlande, wo Kaiser Karls V. Riesenmacht überwog und den Venezianern in allen Häfen seines weitläuftigen Reichs nicht nur Aus- und Einfuhrzölle auf ein Fünftheil des Waarenwerths hinaufsteigerte, sondern ihnen sogar den unmittelbaren Verkehr mit den Küsten der Barbarei untersagte, weil er dort seine Stadt Oran zum Stapelplatz für den Handel mit Afrika erheben wollte.

Am gefährlichsten aber für Venedigs bisherigen Glanz ward der neuentdeckte Wasserweg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung (im Jahr 1498). In den Lagunen empfing man die erste Nachricht davon durch den venedischen Gesandten zu Lissabon. Er meldete, daß Schiffe, mit Pfeffer, andern Gewürzen und Waaren befrachtet, wirklich aus Asien angekommen wären. Man vernahm, daß sich die Portugiesen an den Küsten Indiens ansiedelten und die köstlichsten Gegenstände des Handels von dort bald wohlfeiler nach Europa liefern würden, als man sie über das rothe Meer, durch den Euphrat und Don beziehen konnte.

Die venedische Regierung wiegelte den Sultan von Aegypten auf, die Niederlassungen der Europäer in Indien zu hindern, wo bisher die Muhamedaner allein den Verkehr gehabt hatten. Da dies ohne Frucht, denn der Sultan hatte dazu weder Macht noch Geist genug, wandten sich die Venezianer an den König von Portugal. Sie erboten sich, alle aus Asien kommende Waaren von ihm um einen bestimmten Preis anzunehmen, wenn er ihnen den Verkauf derselben im übrigen Europa ausschließlich gestatten würde. Allein der König war zu klug, ihnen den Alleinhandel zu lassen. So wählten sie als das letzte Mittel: alle über Aegypten kommende Waaren von jeder Abgabe frei zu machen, und dagegen alle, die von Portugal hervorgingen, möglichst zu belasten und ihren Verschleuß zu hindern. Wie wenig aber diese Maßregel dem neuen Gange des Handels Abbruch thun konnte, sieht Jedermann leicht ein.

Schon alle diese Schritte Venedigs in dem entscheidendsten Augenblicke beweisen, wie sehr der alte, kühne, kluge Unternehmungsgeist entwichen war; wie nicht nur Ungunst der äußern Verhältnisse, sondern mehr noch Verderbniß der innern, den Verfall der bisherigen Stärke herbeirief. Billig muß man erstaunen, daß die Regierung, daß das Volk nicht selbst Flotten zur Eroberung fester Plätze in Ostindien ausrüstete und mit überlegener Einsicht und kaufmännischer Thätigkeit den Portugiesen die Urquelle der kostbaren Schätze, nach denen Europa von jeher geizte, streitig machte. Aber Venedig war nicht mehr die freie, nicht mehr die alte!

Durch Rechtsgleichheit aller Bürger einerseits und durch Handelsverkehr anderseits hatte dieser Inselstaat vorzeiten sich zur ausgedehnten Herrschaft erhoben und den schwersten Unfällen getrotzt. Jetzt, seit Einführung der Aristokratie, war der Welthandel nicht mehr der höchste Wunsch der Patrizier. Diese, im ruhigen Besitz der Macht und Selbstherrlichkeit, im Genuß ererbter Reichthümer

und der vornehmsten Stellen des Landes, mußten mehr um Erhaltung und Sicherstellung ihrer Genüsse und Vorzüge bekümmert sein, als um Bereicherung der Bürgerschaft. Sie, zum Regieren geboren, blickten mit zunehmender Geringschätzung auf das Treiben von Gewerben, durch die einst ihre Väter groß geworden waren. Allenfalls sprach ihren Stolz noch die Ausdehnung nicht allzufern gelegener Unterthanenlande an, um, was für den Staat am Gewinn des Handels verloren ging, durch Abgaben zu ersetzen, oder um die Kinder des Adels mit Stellen zu versorgen. Sobald Venedig Landmacht geworden, sank es als Seemacht. Bei den vielfachen Erschütterungen Italiens wurde es fort und fort in erschöpfende Landkriege verwickelt und in alle Schicksale eingeflochten, die über diese Halbinsel gingen. Dadurch sah es sich gezwungen, endlich fremde Kriegsleute zu miethen und ihnen sein Heil anzuvertrauen, während denselben sein Gold zufloß. So sank Venedig.

Auch die ehemalige Strenge der Sitten war schon in der Fülle des müßigen Genusses erschlafft. Die Eroberung Zyperns ward durch die vom wollüstigen Eilande in die Lagunen verpflanzte Uepпigkeit verderblicher, als vortheilhaft. Denn die reichen Venezianer, welche dorthin zogen, um ihres Daseins in ungebundener Lust zu genießen, oder die Beamten, welche dort im Vergnügen der Gewalt und des Wohllebens geschwelgt hatten, nahmen ihre Gewohnheit an Pracht und Weichlichkeit in die Hauptstadt mit zurück und vergifteten durch Beispiel die Denkart der nachahmerischen Menge. Die Regierung, nur die innere Ruhe des Staats und die patrizischen Hoheitsrechte mit Eifersucht hütend, litt es gern, daß die Liebe der Freiheit in den Armen der Wollust starb, und sah um so gelassener den Fortschritten des Luxus zu, da er die Gemüther zu edlern oder stolzern Ansprüchen unfähig machte. — Der ärmere Adel war zu abhängig, um auf die öffentlichen An-

gelegenheiten mächtigen Einfluß zu haben, und die Bürgerschaft in ihrer Unterthänigkeit ohne Stimme.

So mußte Venedig unaufhaltsam fallen, und schneller, als es emporgestiegen war. Fast in keinem andern Staate sah man so sehr, wie zu Venedig, die Erb-Aristokratie in ihrer mißgeborenen Ungestalt; aber auch in keinem andern offenbarte sich der Nachtheil so sichtbar. In Monarchien, wo keine bevorrechtigte Kaste gesetzlichen Antheil an der Gewalt des Fürsten oder ausschließliches Recht zur Besetzung der ersten Aemter, oder wo der Bürger wenigstens offenen Weg hat, sich durch Verdienste zur Nähe des Throns zu erheben, kann Liebe des gemeinsamen Vaterlandes, kann jede aus ihr hervorgehende Tugend und allgemeiner Wetteifer der Bürger zur Verherrlichung des Staats sowohl statt finden, als in freien Verfassungen. In Aristokratien aber zieht sich die Liebe des Vaterlandes und des Ruhms nur in die stolze Brust der Wenigen zurück, welchen das Vaterland und die Ehre allein gehört. Die übrigen Einwohner sind mit Geld und Blut dienstbar, daß ihnen gestattet wird, Bedürfnisse ihres Körpers zu befriedigen. Die Natur rüstete die Edelsten unter denselben vergebens mit Gaben für Höheres aus.

---

### 8. Fortsetzung. — Verlust großer Besitzungen.

Während Portugiesen und Spanier neue Niederlassungen in beiden Indien gründeten, verschwendeten die Venezianer noch Zeit und Kraft um den Besitz des kleinen Landstrichs von Cremona. Niederländer, Franzosen, Briten folgten Eins ums Andere den glücklichen Eroberern der neuen Welt; bemächtigten sich wetteifernd der ost- und westindischen Archipele und Küsten; schufen Flotten; führten unermeßliche Reichthümer über den Ozean zurück; wurden Seemächte ersten Ranges und verdunkelten den alten Ruhm Ve-

nedigs, Genua's und Pisa's sowohl durch Größe, als Erfolg ihrer Unternehmungen. Venedig hatte jetzt für immer den wichtigen Augenblick verloren. Vom ausschließlichen Welthandel zurückgedrängt, war es des ehemaligen Hebels seiner Macht beraubt und mußte sich mit dem levantischen Verkehr und dem Küstenhandel begnügen lernen, so lange beide nicht von Stärkern angesprochen wurden.

Der Senat in den Lagunen hatte allerdings auch kaum Zeit genug, Entwürfe auf Eroberungen in entfernten Welten zu bilden, da seine nähern Landbesitzungen in fortwährender Gefahr schwebten, verloren zu gehen. Die Erweiterungen seines Gebiets auf dem Festlande Italiens hatten ihn mit der Eifersucht aller benachbarten kleinen Staaten umringt. Frankreich und Oesterreich, zu Hauptmächten des Welttheils erwachsen, sandten Heere über die Alpen und rangen in den Feldern Neapels und Norditaliens um die Oberherrschaft der Halbinsel. Venedig konnte nicht vermeiden, in die schwersten dieser Kriege gemengt zu werden. Die Liga von Cambrai (im Jahr 1509) brachte in achtjährigen Feldzügen die Republik dem Untergang nahe. Mit Recht wurde die würdige Haltung des Senats in allen Unfällen, seine Standhaftigkeit und Klugheit bewundert, mit welcher er aus den verzweiflungsvollsten Lagen hervorzugehen wußte. Er verlor aber die kaum erworbenen Ufer der Adda, auch Cremona, Romagna und Triest wieder, und sah seinen Schatz erschöpft, seine Provinzen zerstört. Aus dem Kampfe, welchen bald nach diesem Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich mit Nebenbuhlerei in Italien erhoben, ging Venedig nur vermittelst Aufopferung seiner Hafenplätze im Neapolitanischen und einer Summe von 30,000 Dukaten, die es dem Kaiser zahlen mußte (im Jahr 1529). So wurden fortan alle Landkriege den Lagunen verderblich; wenigstens brachte ihnen keiner derselben Vortheil. Sie empfanden die Ueberlegenheit der

Mächte, welche jetzt, statt der ehemaligen kleinen Staaten, über Italiens Angelegenheiten das Wort führten, und leisteten Verzicht auf den Gedanken, Besitzungen dort zu erweitern, wo sie sie kaum noch zu behaupten im Stande waren. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mischten sie sich nicht mehr in die Händel der europäischen Mächte, sondern bewahrten im spanischen Erbfolgekriege, im Kriege um die Erbschaft von Parma und Toscana u. s. w. mit kluger Vorsicht stille Unparteisamkeit. So retteten sie wenigstens ihr Dasein, ihre Unabhängigkeit und was ihnen von Provinzen auf dem festen Lande von Italien und Dalmatien geblieben war.

Weit unglücklicher war noch ihr Loos auf dem Meere gegen die Uebermacht des türkischen Reichs gewesen. Auch Siege ihrer Flotten blieben ohne Folgen. Sie wurden schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von den Inseln des Archipels und von ihren Sitzen in Morea zurückgedrängt; und noch am Ende desselben Jahrhunderts aus Zypern (im Jahr 1573); im folgenden aus Kandia. Der Friede von Passarowitz (im Jahr 1719) ließ ihnen, außer Dalmatien und einem schmalen Landstrich in Albanien, von allen ihren weitläuftigen Besitzthümern im Mittelmeer nichts, als die Eilande Korfu, Zefalonien, Zante, und einige kleinere Inseln in der Nähe von diesen, Paxo, Santa Maura, Theaki, Asso, den Felsen Cerigo und die armseligen Strophaden. So tief sanken die vormaligen Eroberer Konstantinopels, daß sie, nach fruchtlosen Kämpfen, sogar den Seeräubern der afrikanischen Küste, wie einst den Narentinern, des Friedens willen, zinsbar werden mußten; eine Schmach übrigens, welche vielleicht erträglicher ward, da größere Mächte nicht errötheten, sie zu tragen. — Dies war die Frucht vom Wachsthum der Kunst, Wissenschaft und Freiheit bei andern Nationen, und vom wachsenden Verderbniß des Innern der venedischen Aristokratie.

Daß Frankreich, Oesterreich und die Pforte großmächtig geworden, hatte Venedig keineswegs hindern können; es mußte nothwendig in gleichem Verhältniß schwächer werden, wie jene erstarkten, weil es nicht mit ihnen wuchs. Daß der große Handelsweg von Ostindien durch Colombo's und Vasco de Gama's Entdeckungen eine andere Richtung genommen und sich eine aufblühende Zahl neuer Seemächte desselben bemeistert hatte, war außer Venedigs Gewalt gewesen, zu ändern. Aber Schuld der Regierung blieb es, daß sie nicht, wie in den alten, freien Zeiten, von den Zeitumständen Vortheil zu ziehen Geist und Muth hatte. Mit Recht sagt Montesquieu von der Aristokratie: Sie trachtet nicht der Vergrößerung, sondern der Bewahrung dessen nach, was sie erworben. Statt mit den Jahrhunderten zu gehen, statt sich denselben gemäß zu halten und sich mit ihnen zu verjüngen, beharrte der Senat unveränderlich in ererbten Ansichten und Grundsätzen, und so veraltete der Staat neben dem Neuen, was ihn umgab. Das war das Werk der Verfassung, und alle Feinheit, und alle Staatsklugheit, die in immer kleinlichern Sphären zurückschrumpfen mußte, blieb ohnmächtig, dem vollen Untergang zu wehren.

Die Ausschließung jedes ausgezeichneten Geistes, wenn er sich im Bürgerstande oder bei Unterthanen entfaltet hatte, von Theilnahme an höhern Staatsämtern, — die Unterdrückung eines edeln Wetteifers der Verdienste ums Vaterland, der in Monarchien statt findet, beraubte den Staat der geistigen Ueberlegenheit, das heißt, des wichtigsten seiner Rettungsmittel; machte die Masse des Volks gleichgültiger gegen Wohlfahrt des Ganzen, und bannte die Auswahl derer, welche durch Einsichten und Tugenden die Größe Venedigs heben sollten, auf eine geringe Zahl Personen ein, die durch ihre Wiege bezeichnet waren. Aber die mehrsten derselben waren solche, die im Genuß ihrer Güterfülle, in der gewissen Aussicht auf glänzende Stellen, sorglos wurden, und wohl durch

Stolz und Ehrgeiz die Kunst verschmitzter Umtriebe, nicht die Anstrengungen und den erhabenen Sinn wahrhaft großer Männer kennen gelernt hatten. Venedig, hätte es zur alten Freiheit heimkehren können, oder seinen Bürgern und Unterthanen die Rechte geben dürfen, deren sich die Unterthanen der Monarchien erfreuen, würde selbst gegen die großen Nachbarreiche eine vorher unbekannte Kraft entwickelt, jeder Brust das Gefühl vaterländischen Hochsinnes und dem Staate einen Reichthum unternehmender, erfinderischer und tugendhafter Männer erworben haben.

Doch Furcht und Mißgunst gegen die Talente der Unterthanen dehnte sich, wie bemerkt worden ist, bei den Patriziern selbst auf die hervorstechenden Geistesgaben von Gliedern ihres eigenen Standes aus. Es war nur erlaubt, mittelmäßig zu sein; allzugroße Auszeichnung brachte Verderben. Daher bietet die ganze Geschichte Venedigs kein einziges glanz- und thatenvolles Leben eines Einzelnen dar, sondern, läßt sie hier und da einen Mann mit überlegener Kraft erscheinen, verschwindet er, mit Ehren oder Strafen bedeckt, plötzlich in die dunkle Menge aller Andern niedergezogen. Man mied sogar, Patrizier an die Spitze der venedischen Heere zu stellen, aus Furcht, wie Daru sehr gut sagt, daß der, welcher die Republik zu retten im Stande war, sie auch wohl vernichten konnte. Man wählte lieber fremde Feldherren, die gemiethet und von beigegebenen Proveditoren sorgfältig bewacht wurden.

Dieser durch das Wesen der Aristokratie genährte Geist des Mißtrauens und neidischen Unwillens gegen jeden, der hervorragend zu werden drohte, gab allen Gliedern nach und nach einerlei, ich möchte sagen klosterartiges, Gepräge der Denkart und Handlungsweise. Es ward eine gewisse Einförmigkeit der Grundsätze, eine gewisse Beschränktheit der Ansichten vorherrschend, über welche man sich nicht ungestraft erheben konnte, und die, von Geschlecht

zu Geschlecht vererbt, tiefer und tiefer wurzelte, daß sich auch die bessern Köpfe zuletzt von dieser Befangenheit nie ganz loszuwinden vermögend waren. Was außer dem gewohnten Horizont lag, mußte für Irrthum oder Verbrechen gelten. So entwickelt sich aus ähnlichen Ursachen auch in Mönchsgesellschaften der abgegrenzte Mönchssinn und in kleinen Städten das Spießbürgerthum.

Die Fortschritte des Zeitalters wenig betrachtend, verblieb der venedische Senat selbstgefällig beim Alten. Sogar den Verbesserungen der Schiffsbaukunst und des Heerwesens, die bei andern Nationen auffallend wurden, folgte er nicht, oder nur langsam und ängstlich. Er konnte unmöglich die Uebermacht Frankreichs oder Oesterreichs verkennen, aber lange auch nicht den alten Stolz vergessen, über Angelegenheiten Italiens das Wort zu geben. Er hatte sich in jene unglücklichen Landkriege gemischt, aber sie mit fremden, aus Italien, der Schweiz und Graubünden gemietheten oder zusammengerafften Soldaten und mit fremden Heerführern geführt. Schon daß er zu Miethlingen Zuflucht nehmen mußte, weil er in den eigenen Provinzen nicht Volks genug fand, ein Heer zu Lande und die Flotten zugleich damit zu versehen, hätte ihn abschrecken sollen, seine Macht auf beiden Elementen zu versuchen.

Erst nachdem sich das Patriziat in einer Reihe nachtheiliger Kriege von der Ohnmacht seiner Mittel überzeugt und seine entferntern Besitzungen eingebüßt hatte, entschloß es sich im furchtsamen Gefühl der Schwäche zur Beibehaltung der staatsthümlichen Unparteisamkeit, und nahm es die Rolle eines bloßen Zuschauers der Weltbegebenheiten an.

Nur auf sich und auf die Verwaltung des Innern beschränkt, erstarb Neigung und Muth zu großen Werken, weil es dazu an Gelegenheiten fehlte. Genuß-Seligkeit, Golddurst und Aemtersucht wurden die gemeinen Leidenschaften, welche das Gemüth der

patrizischen Jugend am lebhaftesten rührten, schon früher durch Müßiggang, Reichthum und zyprische Ueppigkeit zum Edlern entnervt. Schon in den letzten Seekriegen gegen die Türken war nicht mehr die Regsamkeit, Wachsamkeit, Ordnungsstrenge und allesbesiegende Entschlossenheit der Alten sichtbar gewesen.

Nur Festhalten an bestehenden Formen der Verfassung, Heilighaltung herkömmlicher Einrichtungen, Abwehrung fremden Einflusses auf Angelegenheiten des eigenen Staates, Geheimhaltung derselben vor den Augen der Eingebornen und des Auslandes, verblieben in gewohnter und verderbenvoller Kraft. Ja, weit entfernt, sich im Laufe der Jahrhunderte zu schwächen, verhärteten und erstarrten diese Grundsätze mit zunehmendem Alter des Staats. Sie mußten es nothwendig, weil das Interesse aller Patrizier war, sie zu bewahren, weil, ohne sie, die regierungsberechtigten Geschlechter ihren Untergang vorsahen. — Daher stand die venedische Regierung in neuern, wie in ältern Zeiten, verhüllt und in sich abgeschlossen da. Der Geist ihres Gewaltthums aber milderte sich zu keiner Zeit. Jede Auflehnung der Gedrückten ward mit blutdürstigem Zorne gerächt. Darum sah man auch immer von Zeit zu Zeit Auswanderungen vieler bedrängten Unterthanen, von Zante, von Cattaro, von Dalmatien nach Rußland, oder selbst in die Türkei (noch im Jahre 1785). Nie aber auch erhielt die Geistlichkeit hier den Wirkungskreis, welcher der Ruhe anderer Staaten oft gefährlich war. Rom mochte drohen und donnern, wie es konnte, Mönche und Weltgeistliche blieben in uralter Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit; ausgenommen rein-kirchliche Vergehen der Priester- und Mönchschaft, wurden alle vor weltlichen Gerichten beurtheilt und bestraft. Sobald die Jesuiten im Staate und gegen den Staat eine gewisse Selbstständigkeit anzunehmen nur die ersten Versuche wagten, wurden sie fortgeschafft und nie wieder, als Orden, zugelassen.

Man hat die Unveränderlichkeit der venedischen Regierung, die Festigkeit ihrer Einrichtungen oft bewundert. Aber diese ging aus der Natur einer argwöhnischen, um ihr Dasein besorgten Aristokratie hervor. Das Glück des Staates blieb dem Wohlsein des Patriziats ewig untergeordnet. Man hat bewundert, was eben ein Gebrechen war und das Unheil des Lagunenstaates herbeirief. Man hat, geblendet von dem Wunderbaren oder Eigenthümlichen dieser Regierung, den langen Fortbestand des Staates der Weisheit seiner besondern Verfassung zurechnen wollen, während er, schwach an Mitteln gegen die Gewalt überlegener Nachbarreiche, nur durch deren Großmuth, oder durch ihre Achtung des Völkerrechts, oder durch ihre gegenseitige Eifersucht ein Dasein behielt, welches er eben so bald verlor, als jene Bedingungen seines Lebens aufhörten.

Gegen innere Erschütterungen schützte ihn freilich die schauerliche Wachsamkeit der Staatsinquisition, deren Laurer im Dunkel jeden Schritt des Unterthanen, wie des Patriziers verfolgten. Noch ausgedehntere Macht des Zehnerraths, die dieser mehrmals dadurch zu gewinnen bemüht war, daß er sich nach Gutdünken zahlreiche Beigeordnete aus dem Großen Rathe und andern Behörden nehmen und wieder entlassen zu können das Recht suchte, mußte selbst dem gesammten Patriziate gefahrvoll dünken. Man gestattete ihm die Vermehrung nicht. So lange er aus zehn Personen, nebst Beiordnung des Duca mit sechs von dessen Räthen, bestand, konnte er, wegen der geringen Zahl seiner Glieder, nie ein zerstörendes Uebergewicht erhalten. Auch ward ihm (schon im Jahre 1583) das Befugniß untersagt, eigenmächtig in die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten und des Staatsvermögens einzugreifen. Aber seine Schreckensherrschaft ließ man ihm gern, in der er als Wächter der Staatssicherheit unantastbar stand und um keine seiner Grausamkeiten verantwortlich werden konnte.

Man sah eines Morgens (im Jahre 1618) viele Menschen an den Galgen des St. Markusplatzes aufgehenkt. Es waren allesammt fremde, unbedeutende Leute, wie deren sich in volkreichen Städten immer aufzuhalten pflegen. Den Tag nachher waren die Galgen mit neuen Hingerichteten belastet, die ebenfalls Niemand kannte. Man sagte sich, daß noch weit mehr Personen erdolcht und ertränkt worden wären. Den wahren Beweggrund zu diesen Mördereien hat man nie vernommen. Kein vorausgegangenes Ereigniß, kein nachfolgender Umstand hat jemals das abscheuliche Räthsel gelöset. Der damalige französische Gesandte in Venedig behauptete, es sei der Regierung, sich der osmanischen Pforte gefällig zu erweisen, darum zu thun gewesen, einen den Türken verhaßten Korsaren aus dem Wege zu räumen, und um ihn sicher zu treffen, habe man Viele, die verdächtig schienen, aufgeopfert. Fünf Monate nach dem blutigen Gräuel ordnete ein Beschluß des Senats öffentliche Dankgebete, wegen Rettung der Republik aus großer Gefahr, an. Aber worin die Gefahr bestanden, blieb Geheimniß. Vielleicht geflissentlich breitete man das Gerücht von einer entdeckten Verschwörung aus, um dem Geschehenen einen Schein der Nothwendigkeit zu borgen. — So handelte die venedische Polizei.

---

### 9. Venedig im achtzehnten Jahrhundert, vor dem Untergange seines Staates.

Daß das Volk diese Herrschaft der Willkür, des Argwohns und Schreckens nicht nur erträglich, sondern gar behaglich finden konnte, fällt Keinem auf, der da weiß, daß ja auch wohl Leibeigene, ohne Gefühl für Würde der Menschheit, ihren schmackhaften Stand dem ungewohnten Stande der Freiheit vorgezogen haben. Man muß aber auch nicht die Klugheit der Regierung vergessen, welche keines-

wegs alle Provinzen mit einerlei Härte behandeln ließ; man verwaltete die entferntern, besonders die Nachbarn der Lombardei, wie Brescia und Bergamo, auch die Hauptstadt selbst, weitaus milder, als die übrigen Gegenden, weil in der Hauptstadt, wie in der Lombardei, jeder Volksaufstand für das Patriziat gefährlicher gewesen wäre, als im Innern des Landes, oder in Dalmatien und den Inseln. Die empörendsten Beispiele gewaltherrlichen Schaltens wurden dabei nur selten gegeben, oder gelangten selten zur öffentlichen Kunde. Die Grausamkeit der Polizei bezog sich mehr auf Beschützung der Sicherheit und des Ansehens der Regierung, als auf andere Vergehen. Vielmehr war dem Leben und Treiben der Menschen, sobald es nicht unmittelbar an die Sache des Staates rührte, eine Freiheit gestattet, die oft in Zügellosigkeit überging und in wenigen andern Ländern erlaubt gewesen wäre.

In spätern Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts ließ die Verwaltung noch in vielen Stücken von ihrer vormaligen Strenge nach, sei es, daß das Beispiel der Milde, welches andere Regierungen gaben, bessere Ueberzeugungen hervorgerufen hatte, oder daß der venedische Senat im lebendigern Gefühle wachsender Schwäche erkannte, die Ruhe des Staates müsse durch kräftigere Mittel, als durch Miethsoldaten und Staatsinquisitoren geschirmt werden. Man gewährte den Dalmatiern, die sich zum griechischen Glaubensbekenntnisse hielten, (im Jahre 1761) Freiheit des Gottesdienstes, wie hart der Papst auch die Republik darüber anließ. Man schloß den reichern Unterthanen Möglichkeit auf, in den Rang des herrschaftsfähigen Adels zu treten. Durch einen Beschluß (von 1775) wurde das goldene Buch für zwanzig Jahre offen gehalten, daß sich Edelleute der Unterthanenlande, die zehntausend Dukaten Einkünfte hatten und ihren Adel bis zum Urältervater zurückführten, auf vierzig an der Zahl, einschreiben lassen konnten.

So ward das Loos der venedischen Unterthanen in vielen andern Dingen milder; genug, wenn sie zu dem schwiegen, was die Regierung verfügte, und nicht die Rechte der Unterthanen in Monarchien oder Demokratien, nicht den Weg zu Ehren und Aemtern aufgeschlossen verlangten, sondern ihn mit stummer Verzichtung den Patriziern überließen. Der Anblick der lebensreichen Hauptstadt selbst, zu einer Zeit, da sich die Lebenskraft des Staates schon tief geneigt hatte, mußte bei Fremden und Einheimischen hohe Vorstellungen vom glücklichen Zustande der Gesammtheit erzeugen. „Diese wunderbare Stadt," um mich hier der Worte Daru's zu bedienen, „einzig durch ihre Lage; das da waltende ganz eigenthümliche Wesen und Treiben; eine unwandelbare Ruhe, gehandhabt durch eine wachsame Polizei, die zugleich in Allem, was ihr keine politischen Besorgnisse einflößte, bis zum Uebermaße nachsichtig war; das Zusammenströmen von Fremden, die einem mannigfaltigen Verkehre zinsbar wurden; die Gewerbsamkeit in einer Menge von Werkstätten, um den Bedürfnissen des Aermsten, wie den Launen des Reichsten zu entsprechen; eine Sittenfreiheit, die fast an Dasein bürgerlicher Freiheit glauben ließ; der Anschein von Wohlstand; der Aufwand der Künste; die Denkmäler ehemaliger Siege; eine zugleich Pracht und Sparsamkeit liebende Verwaltung, die mit würdevollem Ernste eine gewisse bauherrliche Freigebigkeit verband; glanzvolle Feierlichkeiten und Umgänge, und Feste, wie nur Venedig sie anzustellen wußte, — dies Schauspiel von Größe, Reichthum und Lust belebte eine thätige, sinnreiche Volksmenge, und flößte ihr einen Stolz ein, der sie wirklich mit ihrem Schicksale mehr als zufrieden machte."

So bestand Venedig seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Ende desselben. Wie wenigen Antheil es auch an den allgemeinen Welthändeln nehmen konnte, wußte es doch durch diplomatische Regsamkeit von Außen, und durch tausendäugige Polizei

im Innern, den Ruf einer vortrefflichen Staatsverwaltung und den Schein einer unerschütterlichen Hoheit zu behaupten.

Schärfern Blicken entging inzwischen der zunehmende Verfall nicht. Der edlere Ehrgeiz war längst entwichen, nur Stolz und die Stellensucht zurückgeblieben. Während die Quellen des Reichthums versiegten, setzten Hang zum Wohlleben und Hochmuth den Aufwand fort. Schon im ersten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts betrugen die öffentlichen Einkünfte nur noch sechs Millionen Dukaten, und die Schuld des Staats war auf acht und zwanzig Millionen gestiegen. Weil die Staatsgläubiger sechs und sieben Jahre keine Zinsen bezahlt erhielten und ihre Renten auf Zwei vom Hundert niedergesetzt wurden, verlor das Gemeinwesen das Zutrauen. Eine Reihe von Friedensjahren besserte die Uebel nicht, obgleich der Landbau in den Unterthanenländern Fortschritte gemacht hatte. Am Ende des Jahrhunderts betrug die Staatsschuld vierundvierzig Millionen Dukaten, und doch war Alles mit Abgaben belegt, in deren Erfindung das achtzehnte Jahrhundert allzu sinnreich geworden war.

In den letzten Zeiten der Republik bestand die Landmacht derselben nur noch aus siebentausend Italienern und fünf- bis sechstausend Sklavoniern. Der Dienst war schlecht unterhalten, schlecht bezahlt, von den Patriziern, aus Hochmuth oder Liebe zum behaglichen Leben, verachtet. Die Seemacht zählte acht bis zehn Linienschiffe, einige Fregatten und vier Galeeren, die in See gehen konnten; ungefähr zwanzig Fahrzeuge lagen auf den Schiffswerften, ihr Bau wurde nie vollendet. Als die Franzosen im Jahr 1797 in Venedig einrückten, fanden sie dreizehn Schiffe und sieben Fregatten auf den Werften; es fehlte an nöthigen Mitteln, sie auszubauen. Zwei von diesen Schiffen waren schon im Jahr 1752 angefangen worden, zwei andere seit 1743, und zwei endlich seit 1732!

In den Unterthanenlanden hatte sich durch Gewerbfleiß und Verbesserung des Landbaues die Bevölkerung vermehrt. Sie betrug 2,914,000 Seelen.*) In Venedig selbst war sie auf 149,476 Seelen (im Jahr 1769) gesunken, und zur Zeit des Einrückens der Franzosen zählte man nur noch 138,000 Seelen.

Wie ungern auch die venedische Aristokratie die Verbreitung von hellern Einsichten bei den Unterthanen sah, hatte sie dieselbe doch nie ganz verhindern können. Das Licht des übrigen Europa drang auch hier ein, und offenbarte die Blößen und Schwächen der öffentlichen Verwaltung. Der Stand des Patriziats, wie eifersüchtig oder eingebildet er immerhin auf seine Gebürtsvorzüge sein mochte, genoß daher beiweitem nicht mehr jener Achtung, der er in allen Zeiten theilhaftig gewesen. Er selbst hatte sie durch keine Tugenden und aufstrebende Geistesgaben zu behaupten gewußt. Der halbgebildete, wenn auch reiche, Müßiggänger oder Beamte kann wohl Achtung für sein Amt, nicht aber für seinen persönlichen Werth fordern. Der Landadel sah den Verfall der venedischen Patrizier, und buhlte wenig mehr um die Ehre, ihnen beigezählt zu werden.

Die Mehrheit der Nobili selbst war seit dem Verlust so vieler Kolonien und Inseln, seit der Abnahme des Handels und der Flotten, der alten Hilfsquellen verlustig, in Glücksumständen zurückgekommen oder verarmt. Reichthum, Einfluß und Stellen zogen sich in einen immer engern Kreis herrschaftsfähiger Familien zu-

*) In den Provinzen am rechten Ufer des Mincio 600,000 Seelen; in denen am linken Ufer, in Friaul und Istrien 1,860,000; in Dalmatien 557,000; in Albanien 31,000; in den Inseln von Prevesa 10,000; von Korfu 48,000; von Santa Maura 15,000; von Zefalonien 60,000; von Zante 20,000; von Theaki 4000; von Zerigo 9000.

sammen. Es gestaltete sich, bei der Ungleichheit des Vermögens und Abhängigkeit des ärmern Adels, unvermerkt eine Oligarchie und eine feindselige Reibung zwischen den verschiedenen höhern Behörden, deren jede ihren Machtkreis ausdehnen zu müssen glaubte. Der Senat griff die Befugnisse der Räthe des Duca an, die **Quarantia criminale** oder das peinliche Obergericht haderte gegen den Senat; der Große Rath, obwohl kraftlos, unternahm die Gewalt des Zehnerraths, und besonders der Staatsinquisitoren, zu lähmen. Gleicher Zwiespalt erwuchs zwischen Weltgeistlichkeit und Klostergeistlichkeit. Die letztere war im Besitz von 4,274,460 Dukaten jährlicher Einkünfte. Dies schien dem verarmenden Adel ungeheuer. Dennoch waren die Geistlichen nicht übermäßig reich, weil ihre Anzahl sich auf 45,773 Personen belief; eine Menge, allerdings ohne Verhältniß zu einer Bevölkerung von nur kaum drei Millionen Seelen.

Schon diese innern Händel und Spannungen, welche auf große Abänderungen der öffentlichen Einrichtung hinzielten, verriethen eine tiefempfundene Unbehaglichkeit der patrizischen Mehrheit. Armuth, Schlaffheit der Grundsätze und Verderbtheit der Sitten gaben den Gährungsstoff, welcher früher oder später Auflösung oder Verwandlung des Ganzen herbeiführen mußte.

---

## 10. Stürme, die dem Untergange vorangehen.

So war das Innere Venedigs, als (im Jahr 1789) die staatsthümlichen Einrichtungen Frankreichs durch Noth des dortigen Volks, durch Widerspruch bestehender Ordnungen mit Bedürfnissen und Einsichten der Nation, durch hartnäckige Selbstsucht der Geistlichkeit und des Adels, durch Zerrüttung des öffentlichen Haushalts und durch Mißgriffe einer übelgeleiteten Regierung sich auf-

zulösen begannen, und bald unter stürmischen Erschütterungen gänzlich zusammenbrachen. Der ganze Welttheil gerieth in Bewegung.

Antonio Capello, damaliger venedischer Gesandter zu Paris, wachsam über die Ereignisse der Zeit, mahnte seine Regierung, aus ihrer Sicherheit hervorzugehen, sich auf außerordentliche Erscheinungen gefaßt zu machen, und nicht länger zu glauben, daß sie eines behaglichen Friedens genießen werde, wenn das gesammte Europa in einen ungeheuern Krieg gestürzt würde.

In ruhigen Alltagszeiten können die alltäglichsten Menschen, wenn Herkunft oder Vermögen ihren blöden Verstand unterstützen, für ganz vorzüglich gelten und sich selbst dafür halten; eben so können Regierungen in gewöhnlichen Zeiten mit einem Schein von Weisheit und Kraft und Würde glänzen, weil das einmal aufgezogene Uhrwerk des Staats von selbst läuft. Schmeichelei oder Eigenliebe halten das für Kunst des Steuermanns, was Wind und Wellen von selbst thun. Aber im Sturm erst wird des Mannes Werth am Ruder offenbar.

Die venedische Regierung hatte noch das alte Vorurtheil Europens für sich; sie selbst aber besaß noch ein größeres von ihrer Vortrefflichkeit. Die Zeit der Prüfung erschien und enttäuschte sie und alle Welt. Man führte noch große Namen aus der Vorzeit und große Worte aus der Gegenwart, aber nur für beschränkte Ansichten und kleinliche Interessen. Nach einem siebenzigjährigen Frieden fühlte man keine Kraft oder Lust in sich, bequemliche Ruhe gegen wagende Thätigkeit zu vertauschen. Die bisherige Gleichgültigkeit gegen das Kriegswesen blieb, wie sie war, wenn schon der ganze Welttheil vom Waffengeräusch erscholl. Das Bewußtsein der Schwäche verbarg sich hinter vornehmen Redensarten, die Trägheit hinter dem Schilde der Unparteisamkeit, und die Feigheit trotzte auf die Heiligkeit der Unschuld. Man bildete sich ein, die

großen Weltangelegenheiten, wie etwa Stadtsachen, mit Polizeimaßregeln abthun zu können, und vertraute voll blinden Glaubens dem allsehenden Auge der Staatsinquisition. Man scheute sogar, sich großen Mächten anzuschließen und für Nothfälle Stärke zu gewinnen. Dagegen machte man den Zeitungen Krieg, stiftete Zensuren und unterdrückte freimaurerische Gesellschaften. Mit dieser Klugheit hoffte man die Gewitter Europens zu beschwören.

Die größern Mächte des Welttheils traten gegen Frankreich in Bund. Es war für Oesterreich wichtig, wenn Italien Schauplatz des Krieges ward, sich mit seinen Heeren hier unbeengt bewegen zu können; Freiheit zu haben, seinen Kriegsvölkern Verstärkungen auf den kürzesten Wegen, auch über fremde Gebiete, zuzusenden. Die italienischen Staaten wurden zur Theilnahme am großen Bündniß der Könige aufgefordert.

Die venedische Regierung gerieth in Bestürzung. Sie war durch das Gefühl ihrer Ohnmächtigkeit, wie ihres Hasses gegen die Grundsätze der Freiheit, gleich sehr gereizt und gehemmt. Zu muthlos, um mit dem übrigen Europa in Verbindung zu treten, und zu erbittert gegen Frankreichs Beginnen, verkündete sie die Nothwendigkeit einer strengen Neutralität, und hatte doch keine Lust, sie zu halten. So verlor sie sich schwankend in einer Halbheit von Maßregeln, die ihre Unfähigkeit beurkundete, der Größe der Gegenwart gewachsen zu sein, und verrieth eben dadurch ihre Schwäche, wodurch sie dieselbe zu verbergen hoffte. Sie erklärte dem Wiener Hofe, daß sie sich nie von der angenommenen und bisher behaupteten Unparteisamkeit in den Staatshändeln Europens entfernen werde; aber sah mit schweigendem Wohlgefallen Mißhandlungen französischer Bürger und Schiffe auf ihrem Gebiet durch den aufgehetzten Pöbel verübt, oder Verfolgungen solcher, die sich der Sache Frankreichs günstig zeigten. Sie brüstete sich mit den Grundsätzen der Unparteisamkeit in Paris, aber gestattete den Durchzug österreichi-

scher Kriegsvölker nach Italien, und ermahnte Genua dringend, ihn den Franzosen zu verweigern. Sie lehnte es ab, als der französische Thron umgestürzt war, einen Gesandten der französischen Republik anzuerkennen, aber unterhandelte mit ihm, und zwar vermittelst seines Geheimschreibers, weil der Name Republik nicht in dessen Vollmachten stand. Auf die Anzeige vom Dasein einer französischen Republik ward geantwortet: „Venedig werde nicht von den ersten, aber auch nicht von den letzten sein, sie anzuerkennen."

Es fehlte im Senat nicht an Männern, welche, als sich in Italien, nach einer Reihe von Schlachten, die Gefahr mehrte, zur Entschlossenheit aufforderten. Francesco Pesaro, der Prokurator, mahnte daran (April 1794), es sei mit eiteln Neutralitätserklärungen nicht geholfen, wenn man dem Worte nicht durch Waffen Gewicht zu geben wisse. Wirklich durchzuckte eine augenblickliche Begeisternng einmal wieder den venedischen Rath. Er beschloß die festen Plätze in Stand zu setzen, das schwere Geschütz in Ordnung zu bringen, die Landwehren aufzubieten und das stehende Heer auf 40,000 Mann zu vermehren. Allein die Beschlüsse blieben unvollzogen. Es fehlte an Entschlossenheit und Geld. Dreimal donnerte Francesco Pesaro im Senat gegen die Unthätigkeit. Es hieß aber: Wir haben keine fähigen Hauptleute; der Schatz und die Magazine sind leer; die jährlichen Einnahmen sind um 600,000 Dukaten geringer, als die Ausgaben. — Wirklich wurden auch nur ungefähr 7000 Mann Kriegsvolk aufgestellt, und eben so langsam, als mühsam, unter die Fahnen gebracht. Ja, man sagte sich ganz unverhohlen: Bewaffnet oder unbewaffnet, wir werden uns immer von den Verbündeten oder von den Franzosen gefallen lassen müssen, was sie thun wollen. So zaghafter Geist beherrschte die Regierung, daß sie in die unaussprechlichste Verlegenheit gerieth, als sie (November 1794) in

öffentlichen Blättern die Zuschrift eines französischen Departements an den Nationalkonvent las, worin der Verfasser, aus Unkunde, auch Venedig unter die offenen Feinde Frankreichs gezählt hatte. Sogleich bereute man die voreilige Keckheit, den Gesandten der französischen Republik nicht anerkannt zu haben, und beeilte sich sehr zuvorkommend, den Fehlschritt gut zu machen. Man nahm den Gesandten auf; man anerkannte die Republik; man schickte einen venedischen Botschafter nach Paris (1795), und wies, auf das bloße Verlangen des französischen Direktoriums, den König Ludwig XVIII aus dem Lande fort, wo derselbe bisher, als Graf von Lille, zu Verona Zuflucht gefunden hatte. Hundert und vierundvierzig Stimmen gegen dreiundvierzig sprachen (April 1796) die Verbannung aus. „Ich will abreisen," sagte der König, als ihm der Befehl bekannt ward, „aber man reiche mir das goldene Buch her, damit ich den Namen meiner Familie darin ausstreiche, und gebe mir die Rüstung meines Ahnherrn Heinrich IV. wieder, womit seine Freundschaft die Republik beschenkt hatte."

Bonaparte eröffnete zu derselben Zeit seinen ersten Feldzug in Italien. Es folgten die Schlachten und Treffen von Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi und Lodi rasch auf einander. Siegend schritten die Franzosen über den Po und Mincio und die Adda, und kamen zugleich mit den fliehenden Oesterreichern auf venedisches Gebiet. Der österreichische Feldherr Beaulieu hatte einen Augenblick lang gehofft, sich längs dem Mincio behaupten zu können, und deßwegen von seinem Kriegsvolk in die venedische Festung Peschiera geworfen, nachdem er dem Proveditore Nicola Foscarini davon eine bloße Anzeige hatte zugehen lassen. Peschiera war aber von Venedig im schlechtesten Vertheidigungszustande gelassen. Es hatte eine Besatzung von sechszig Invaliden, Kanonen ohne Lafetten, den bedeckten Weg mit Bäumen bepflanzt, die Werke seit hundert Jahren versäumt. Beaulieu konnte sich nicht

halten. Er zog ab. Bonaparte folgte, besetzte Peschiera, und ließ den General-Proveditore der venedischen Provinzen auf dem festen Lande, Nicola Foscarini, zu einer Unterredung einladen. Dieser, der einer der angesehensten Staatsmänner der Republik war, der schon die Gesandtenstellen zu Wien und Konstantinopel bekleidet hatte, gerieth in solche Angst, daß er sich für verloren hielt, weil er sich vor dem französischen Oberfeldherrn zu stellen hatte. „Ich reise ab," schrieb er aus Verona, wo er wohnte, an seine Regierung (31. Mai 1796): „ich reise ab. Möge Gott meine Kräfte stärken und mich zum Opfer nehmen." Und den folgenden Brief begann er voll Hochgefühls mit den Worten: „Ich habe die Pflicht des Bürgers erfüllt. Ich bin nach Peschiera gegangen. Ich habe mich in den Händen der Franzosen gesehen. Ich habe mitten durch die langen Heerhaufen dieser wilden Kriegsleute den Weg gemacht. Ich sah den General Bonaparte."

Dieser benutzte den Gemüthszustand des erschrockenen Mannes sehr gut, wie die Fortsetzung von Foscarini's Schreiben zeigt. „Er hat mir gesagt," schrieb er, „die Republik Venedig habe den freundschaftlichen Gesinnungen seiner Nation schlecht entsprochen. Wir hätten Frankreich verrathen, weil wir Peschiera von den Deutschen besetzen lassen, was ihm den Verlust von fünfzehnhundert Mann gekostet habe, deren Blut um Rache schreie. Um Neutralität zu halten, hätte man den Oesterreichern Widerstand leisten, und, wäre man zu schwach gewesen, Hilfe von ihm verlangen müssen, die er gewiß gegeben haben würde; wenn, wie ich ihm sagte, die Oesterreicher unser Vertrauen gemißbraucht hätten, sollte man ihnen gleich den Krieg erklärt haben. Nachdem er mir noch alle Klagepunkte Frankreichs gegen das zweideutige und offenbar feindselige Betragen der Republik wiederholt hatte, fügte er hinzu: Er habe Befehl von seiner Regierung, Verona abzubrennen, was auch die Nacht sogleich geschehen solle. Der Heerhaufen des Feldherrn

Massena sei schon mit Kanonen und Mörsern dahin auf dem Wege, und vielleicht habe das Feuer jetzt schon angefangen.“ — Vermuthlich war diese Drohung Bonaparte's nur, um dem Manne Furcht zu machen. Aber so groß war der Schrecken des Proveditore, daß er selbst anbot, französisches Kriegsvolk in Verona aufzunehmen.

Als der Proveditore nach Verona zurückkam, und man hörte, die Franzosen würden einziehen, flohen Nobili, Reiche und Bürger in Eil. Die Straße nach Venedig war im Augenblick mit Kutschen, Karren und Wagen aller Gattung bedeckt. Wer die nicht hatte, flüchtete zu Fuß, Männer und Weiber mit Kindern in den Armen. Der Adigo wimmelte von Schiffen und Kähnen, belastet mit den Schätzen der Reichen, mit den Geräthschaften der Armen. Alles eilte Venedig zu. Mit größerm Entsetzen waren einst im Alterthum nicht vor Attila's Anzug die Veneten in die Lagunen gerannt.

Nun in Venedig Unruhe und Verzweiflung; nun plötzlich nach allen Seiten Aufgebote und kriegerische Rüstungen angeordnet; die Zeughäuser mit Arbeitern angefüllt; Steuern ausgeschrieben; Kassen für Geschenke auf den Altar des Vaterlandes geöffnet. Aber die Provinzen des festen Landes zu vertheidigen, war's zu spät, und zur Vertheidigung der Hauptstadt wären nur Schiffe und Barken vonnöthen gewesen. Man wußte nicht, was man that. Man reizte durch drohende Veranstaltungen, die doch gegen Durchzüge der Oesterreicher unterlassen worden waren, unklugerweise den Argwohn der Franzosen, daß man ihnen entweder Furcht einflößen, oder, wenn sie durch Oesterreichs Glück einen Unfall erlitten, sich gegen sie erklären wolle.

Nachdem indessen der erste Schreck vorübergegangen war, kehrte, wenn auch nicht wahrhaft neutraler Sinn gegen die kriegführenden Mächte, doch die frühere Besonnenheit zurück. Man haßte die Franzosen, ihren Uebermuth, ihre Grundsätze, ihre Räubereien;

man unterhielt gern in den von ihnen durchzogenen oder besetzten Provinzen die stumme Wuth des vom fremden Kriegsvolk hartgeplagten Volks: aber predigte öffentlich Mäßigung, Ergebung in das Geschick, und redete mit Glimpf und Würde zu den Feldherren und Gesandten Frankreichs. Diese trugen ein Bündniß an. Frankreich verhieß nicht nur Gewährleistung für alle Besitzungen, sondern versprach noch beträchtliche Vortheile. Aber der Senat von Venedig lehnte standhaft die Anerbietungen ab, mißtrauisch gegen die Dauer des französischen Waffenglücks, welchem er im Herzen fluchte. Er bereitete sich vielmehr insgeheim, aber zu spät, sollten früher oder später Oesterreichs Fahnen wieder obsiegen, diesen durch allgemeinen Volksaufstand thätig beizustehen. In der Hauptstadt, noch mehr in den Provinzen, die abwechselnd von Franzosen und Deutschen verwüstet wurden, zeigte sich alles Volk willig. Der Podesta von Bergamo meldete seiner Regierung: man erwarte nur Venedigs Wink, und 30,000 Mann würden sich in Waffen erheben. Ueberall wurden die Rüstungen eifrig fortgesetzt; aus Istrien, Dalmatien und Albanien Soldaten gezogen; kleine Vesten aufgeworfen; Pässe verschanzt; alle Fahrzeuge der Lagunen bewaffnet. Es war endlich darum zu thun, einen Oberfeldherrn zu ernennen. Keinem der Patrizier traute man aber Kriegskunde genug zu; auch wollte man nicht von der Handlungsweise des Alterthums abweichen, sondern das Heer lieber einem Fremden anvertrauen. Es hielt sich eben damals zu Venedig der Prinz von Nassau-Siegen auf, der durch manche Waffenthat zu Land und zu Wasser, und besonders durch seine Anführung der schwimmenden Batterien vor Gibraltar, einen Namen erworben hatte. Man dachte daran, ihn an die Spitze der venedischen Macht zu stellen. Aber ein Wink von Wien, der Kaiser sei diesem Prinzen persönlich abgeneigt, — und es ward unterlassen.

Inzwischen währte der Kampf der Deutschen und Franzosen

auf italienischem Boden fort. Bonaparte schlug die Schlachten von Arcole und Rivoli. Mantua fiel (Febr. 1797). Erzherzog Karl trat zwar mit einem neuen Heer aus den deutschen Gebirgen hervor, wurde aber vom Tagliamento bald wieder bis ins Innere Oesterreichs zurückgedrängt. Die Regierung von Venedig sah damit neuerdings ihre Erwartungen vernichtet. Sie verbarg ihren Grimm, aber verlor die Hoffnung nicht, ihn früher oder später gegen Frankreich sättigen zu können. Sie hoffte vergebens. Der rechte Augenblick war verloren. Das Verderben brach ein.

---

## 11. Abfall von Bergamo und Brescia. Feindseligkeiten Venedigs gegen die Franzosen.

Um die Frucht seiner Siege, und im Rücken eines Heeres die Ruhe zu sichern, hatte der französische Feldherr Bonaparte die Lombardei zu einem selbstständigen Freistaate gemacht. Gefährliche Nachbarschaft für Bergamo und Brescia! Denn die Freiheit der Lombarden mußte auch den venezianischen Unterthanen verführerisch werden. Hier lebte ein vom Stolz der Patrizier geringgeachteter und gekränkter Adel; eine große Zahl gebildeter Männer in der Klasse der Kaufleute, Güterbesitzer, Gelehrten und untergeordneten Beamten. Die Verwirrungen Italiens, die ungeheuern Siege Frankreichs, das Beispiel der Lombardei, die geschehenen Verfolgungen derer, die sich freimüthig über die Gebrechen der venedischen Verfassung geäußert hatten, trugen dazu bei, den Wunsch lebendiger zu machen, in einer neuen Ordnung der Dinge die Rechtsgleichheit aller Bürger aufgestellt zu sehen.

Der Podesta Alessandro Ottolini von Bergamo witterte Böses. Um zu erfahren, ob von Mailand aus, wo sich schon viele venedische Unterthanen befanden, staatsumwälzerische Umtriebe angezettelt würden, schickte er einen gewissen Stephani als Späher

dahin. Dieser aber, von Vertrauten dortiger Polizei umgeben, erfuhr nur, was man ihm wissen zu lassen für gut fand; hinterbrachte, es werde wirklich in zehn Tagen ein Aufstand in Bergamo ausbrechen, der aber schon den Tag nach seiner Heimkunft ausbrach.

Die Nacht vorher hatte der französische Platzbefehliger die Kanonen aufführen und die Wachen verdoppeln lassen. Zum Vorwand nahm er die Bewegungen unter den venedischen Soldaten der Besatzung. Bald erschienen beim Podesta Ottolini Mitglieder des Stadtraths und zeigten ihm an, der französische Befehlshaber habe sie ziemlich gebieterisch ermahnt, ohne Umstände dem Wunsch des Volks nach Freiheit und Vereinigung mit Cisalpinien nachzugeben. Ottolini bat sie, standhaft zu sein, treu einer Regierung zu bleiben, der sich ihre Vorfahren seit vierhundert Jahren freiwillig unterworfen hätten. Unterdessen aber lief das Volk in großen Haufen zusammen, wählte eine neue Munizipalität, und diese schrieb des folgenden Tags nach Mailand um Vereinigung mit Cisalpinien. Dem Podesta Ottolini ward angezeigt, er möge sich entfernen. Er gehorchte. — Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Franzosen, wenn auch keinen öffentlichen, doch sehr thätig einen heimlichen Antheil an dieser Umwälzung genommen haben. Man kennt die Franzosen aus jener Zeit. Jeder Korporal nahm damals die Miene eines Staatsverbesserers und Freiheitsstifters an. Aber es ist eben so wenig zu läugnen, daß das Betragen der venedischen Regierung und ihrer Landvögte in den Provinzen einen großen Theil des Volks gegen sich gestimmt hatte. Ottolini war Vielen durch sein herrisches, willkürliches Verfahren verhaßt worden. Erst da die Gefahr erschien, wollte er plötzlich ein freundlicher Volksmann werden; er sprach vom hundertjährigen Glück des Landes, von Vaterlandsliebe u. dgl. m., und machte eben damit sich, seine Regierung und die alte Ordnung nur verächtlicher.

Das alles war zu Bergamo ohne weitere Ausschweifungen

binnen wenigen Tagen geschehen (vom 12. bis 14. März 1797), und gleich darauf fiel auch Brescia ab. Hier war der Proveditore Battaja, ein schwacher, furchtsamer Mann, der aber sonst gern eine weltgebieterische Miene gehabt hätte. Eines Tages (den 17. März) hatten sich ungefähr hundert Menschen unweit der Stadt versammelt und rückten gegen sie an. Battaja schickte ihnen entgegen, um zu erfahren, was sie wollten. — „Die Freiheit!" antworteten sie: „Es folgen uns auf dem Fuße fünfhundert Bergamasker, zehntausend Cisalpiner und viele Franzosen. Beim geringsten Widerstand wird Alles niedergemacht." Es war daran kein wahres Wort. Battaja aber verlor die Besinnung; er ließ der Handvoll Aufrührer die Thore öffnen, seine zahlreiche Besatzung entwaffnen und die venedische Verfassung vernichten. Es zeigten sich weder Bergamasker, noch Cisalpiner. Die Franzosen auf dem Schlosse von Brescia blieben lachende Zuschauer.

Der Senat in Venedig wußte nicht, was thun. In seine Beschlüsse kam schwankendes, widerspruchvolles Wesen. Während die Regierung durch Proklamationen, die Obrigkeiten durch freundliche Worte, die Geistlichen durch Predigten das Landvolk aufregten, die Bergamaskischen und Brescianischen Empörer zurückzustoßen, schwärmten diese am rechten Ufer des Mincio durchs Land, rissen die Fahnen des heiligen Markus ab und pflanzten Freiheitsbäume auf. Der Senat verlor sich ängstlich in ungewissen Maßregeln; schrieb nach Paris; schrieb an den Oberfeldherrn; näherte sich wieder dem französischen Gesandten. Dieser, befragt, ob sich Venedig, wenn es sich mit Frankreich verbände, Schutzes und Beistandes gewärtig sein dürfe, äußerte nur, ohne wohl eigentlich dazu von Paris aus bevollmächtigt zu sein: Man habe Frankreich lange zurückgestoßen und feindsinnig behandelt. Jetzt komme man etwas spät, das Geschehene ungeschehen zu machen. Er glaube nicht, daß sich seine Regierung in die von dem venedischen Adel

ausgebrochenen Zwistigkeiten mischen werde; wohl aber dürfte, zur Beseitigung dieser, so wie zur festern Freundschaft mit Frankreich, vortheilhaft werden, wenn Venedig selbst seine Staatsverfassung mehr dem Geist und Bedarf des Zeitalters annähern würde. Es gab darüber eine lange Berathung. Seit fünfhundert Jahren hörte man zum erstenmal über Abänderung der Verfassung reden. Von ungefähr zweihundert Anwesenden stimmten nur fünf für Abänderung, nur etwa fünfzig für kraftvolle Maßregeln, den Revolutionsgeist im Lande zu dämpfen; weitaus die Meisten dafür, daß man die Verfassung allmälig, durch leichte Uebergänge, verbessern, aber die wirkliche Umgestaltung doch auf ruhigere Zeiten verschieben solle.

Der Prokurator Francesco Pesaro und der Staatsminister Joh. Bapt. Carnaro waren als Abgeordnete nach Grätz zum französischen Oberfeldherrn gekommen. Dieser, mit dem Gange seines Feldzuges beschäftigt, bekümmerte sich für jetzt wenig um die innern Angelegenheiten der Venezianer, sondern behandelte die Sache als Kriegsmann. Er verlangte Unterhaltung seines Kriegsvolks mit den unentbehrlichen Bedürfnissen, oder monatlich dafür eine Million baares Geld, — einen Freundschaftsdienst, wie sie in andern Arten auch den Oesterreichern vielfach geleistet worden wäre. Er versprach, die Summen sollten nach dem Frieden an die Republik zurückgestellt werden. „Es gibt für Sie keinen Mittelweg mehr!“ sagte Bonaparte, indem er den Prokurator beim Arm nahm: „Wollen Sie Krieg mit uns, so ist entweder Venedig, oder meine Armee verloren. Bedenken Sie also, was Sie thun wollen, und setzen Sie den altersschwachen St. Markuslöwen nicht gegen das Kriegsglück eines Heeres, das wohl noch in seiner Ergänzungsmannschaft, und unter seinen Verwundeten, Leute genug haben dürfte, um durch Ihre Lagunen zu bringen.“

Von Paris sandte der venedische Botschafter eben so wenig

Trost. Während dieser Unterhandlungen verbreitete sich der Geist des Aufruhrs immer weiter im venedischen Lande. Im Städtchen Salo am Gardasee rief man die Freiheit aus, verhaftete den Proveditore und entwaffnete die Sklavonier. Wenige Tage nachher geschah das Gleiche in der Stadt Crema (28. März), wo man erst kurz vorher das Volk zu einer neuen Eidesleistung aufgefordert hatte. Solche Eidesleistungen in Zeiten der Noth, wenn bessere Hilfsmittel fehlen, sind todte Feierlichkeiten und stellen nur die Verzweiflung der Regierungen auffallender zur Schau. Auch pflegen bald darauf die Ausbrüche des Verderbens zu folgen. Wissen Regierungen in Friedenstagen nicht Vertrauen und Liebe des Volks zu gewinnen, sind in Tagen der Entscheidung und Noth alle Eide falsch, alle Waffen stumpf. Die verjagten Podesta's meldeten immerdar nach Venedig, das Volk wäre der Regierung treu und ergeben; es wären nur einige Bergamasker und Franzosen, welche Unruhen und Umwälzungen machten. Inzwischen beweiset Daru, daß das zerstreute französische Kriegsvolk sich überall ganz ruhig verhielt. Aber man war damals gewohnt, auch Inländer, die sich der Staatsumwälzung gewogen zeigten, Franzosen zu heißen. Es war lächerlich, daß die Podesta's behaupteten, eine Handvoll Bergamasker und Mißvergnügter habe aller Orten Insurrektionen gemacht, wo Podesta's, Hätschiere, venedische Besatzungen standen: und noch thörichter war's, daß man sich in Venedig gern täuschen ließ.

Wirklich erschienen nur die Bauern in den Alpenthälern von Bergamo, Brescia, und besonders in Val-Sabbia, der Regierung rechtschaffen ergeben; fielen, aufgeboten und angeführt vom Podesta Ottolini, über die Aufständischen von Salo her, berannten Brescia und griffen selbst zerstreutliegende französische Besatzungen an. Von der polnischen Legion fielen zweihundert Mann in ihre Gewalt. Das bewog den französischen General, der damals in

der Lombardei befehligte, die Bergbauern zu entwaffnen. Es war Gefahr. Es ging nicht ohne Brand und Blutvergießen ab. Thätig, vielleicht nicht ohne Einverständniß mit Oesterreich, ward von Venedig aus der Aufstand des Landvolks gegen die Franzosen fort und fort begünstigt. Bonaparte stand mit seinem Heere in Tirol gefahrvoll. Er konnte, ohne Furcht für das Schicksal seiner Kriegsmacht, die Unruhen im Rücken derselben nicht gleichgültig ansehen.

Er schickte sogleich einen seiner Feldgehilfen mit zwei Briefen nach Venedig, den einen mit Weisungen an den französischen Gesandten daselbst, den andern an Duca Luigi Manini, aber der Feldgehilfe mußte den Brief an diesen in voller Rathsversammlung ablesen. Er ward (den 15. April) in den Rath eingeführt und las folgendermaßen:

„Das ganze Festland der erlauchten Republik Venedig ist unter Waffen. Von allen Seiten schreien die Bauern, die Sie aufgewiegelt und bewaffnet haben: Tod den Franzosen! Mehrere hundert Soldaten des Heeres von Italien sind schon das Opfer geworden. Vergebens sagen Sie sich selbst davon los; Sie haben diese Zusammenrottungen bewerkstelligt. Glauben Sie, daß ich nicht das erste Volk der Welt in Achtung erhalten kann, wenn ich mich im Herzen Deutschlands befinde? Glauben Sie, daß die Legionen von Italien die Metzeleien dulden werden, die Sie anstiften? Das Blut meiner Waffenbrüder soll gerächt werden; es ist kein französischer Schlachthaufe, der für einen so edeln Auftrag seinen Muth nicht verdoppelt, seine Kraft nicht verdreifacht fühlt. Der Senat von Venedig hat unserm großsinnigen Verfahren mit der schwärzesten Tücke entsprochen. Ich schicke Ihnen mit diesem Briefe meinen Feldgehilfen, der Ihnen Frieden oder Krieg zu erklären hat. Zerstreuen Sie die Zusammenrottungen nicht auf der Stelle, verhaften und liefern Sie mir nicht die Anstifter der Aufruhre sogleich aus, so ist Krieg erklärt. Es ist kein Feind auf

Ihren Grenzen, der Türke steht nicht da, und doch haben Sie, wohlbedacht, Aufgebote gegen das französische Heer gerichtet. Binnen vierundzwanzig Stunden sind die Rotten zersprengt. Wir leben nicht mehr in Karls VIII. Tagen. Wenn Sie mich aber wider die wohlbekannten Gesinnungen der französischen Regierung zum Krieg zwingen, so bilden Sie sich nicht etwa ein, daß die französischen Soldaten die Ländereien der schuldlosen und unglücklichen Bewohner des Festlandes verwüsten werden, wie jene von Ihnen bewaffneten Mordbanden; nein, ich werde dieselben vielmehr schützen, und sie werden einst vielleicht sogar die Frevel selbst segnen, durch welche das französische Heer genöthigt war, sie Alle vom Joch ihrer tirannischen Herren zu befreien."

Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen die Ablesung dieses Briefes angehört ward. Der Senat, zu stolz bei seiner Schwäche und zu feig bei seinem Stolz, antwortete mit Versicherungen seines festen Entschlusses, Friede und Freundschaft zwischen Frankreich und Venedig aufrecht zu halten; bedauerte die vorgefallenen Unordnungen von Seiten derer, die freiwillig die Waffen ergriffen hätten, um Abtrünnige und Empörer wieder zum alten Gehorsam zurückzuführen; versprach über diejenigen, welche Morde an Franzosen verübt hätten, Nachforschungen zu halten, und sandte zur Beförderung bessern Einverständnisses zwei neue Abgeordnete, den Zensor Francesco Doria und den ehemaligen Kriegsminister Lenardo Giustiniani, ins Hauptlager des französischen Oberbefehlshabers.

---

## 12. Ermordung der Franzosen zu Verona; Mißhandlung derselben zu Venedig und anderer Orten.

Mittlerweile dort und in Paris neu unterhandelt ward, um Zeit zu gewinnen (denn noch immer hoffte man auf Oesterreichs

wiederkehrendes Kriegsglück), geschahen in verschiedenen Gegenden des venedischen Gebiets Vorfälle, welche, im vollen Widerspruche mit den freundlichen und beruhigenden Aeußerungen des Senats, die Rache Frankreichs hervorrufen mußten.

Im Tyrol stand der kaiserliche Feldherr Laudon. Die Venezianer hatten mit ihm Einverständniß, und erwarteten ihn, um im Rücken der Franzosen plötzlich aufzustehen. Er mußte sich gegen Verona bewegen, einen festen Punkt zu haben. Hier lagen in der Stadt, außer der Bürgerwacht, zweitausend Mann Sklavonier, ein italienisches Regiment, mehrere tausend Bauern, und in der Nähe der Stadt befand sich eine Heerschaar von achttausend Mann, sowohl Soldaten, als bewaffnete Bauern. Die Franzosen hatten, die drei Vesten Verona's und die verschiedenen Stadtthore zu besetzen, nur dreizehnhundert Mann, die sie endlich, als sie Gefahr witterten, mit großer Mühe auf neunzehnhundert brachten. Außerdem befanden sich in der Stadt von den Franzosen Beamte, die zur Kriegsverwaltung gehörten, Weiber und ungefähr vierhundert Kranke.

Der Proveditore und Podesta zu Verona wollten gewiß keinen voreiligen Volksaufstand. Aber bei der Wuth, die man dem Volke gegen die Franzosen gern ließ, und bei dem Gefühl der gegenwärtigen Ueberlegenheit und der Annäherung Laudons, waren die Unordnungen nicht mehr zu hindern. Es geschah Auflauf (den 17. April Nachmittags). Ein französischer Bataillons-Chef und drei andere Franzosen wurden ermordet. Darauf donnerten drei Kanonenschüsse von den Vesten zur Warnung. Dann ward mit Kugeln herabgeschossen. Das Volk zog die Sturmglocke, fiel über alle Franzosen in der Stadt her; mordete Soldaten, Angestellte, Weiber ohne Unterschied, und drohte Jedem den Tod, der verdächtig war, französisch gesinnt zu sein. Ueber hundert Franzosen und sechsundzwanzig Veronesen kamen um.

Mit Mühe gelang es dem Proveditore und Podesta, die Sturmglocke schweigen zu machen, die weiße Fahne aufzustecken und Unterredner an die Befehlshaber in den Besten abzuschicken, die Ursache der Feindseligkeiten zu erfahren. Der Kommandant Beaupoil kam zu den Abgeordneten herab. Der wüthende Pöbel aber ergriff ihn, riß ihn zu Boden, und er rettete sein Leben mit Noth. Die Metzeleien dauerten fort. Sklavonier und Bauern, venedische Nobili an ihrer Spitze, griffen die französischen Wachten bei den Thoren an. Diese fochten verzweifelt. Es kamen viele Menschen um. Die Franzosen wurden übermannt. Noch einmal erschien Beaupoil, begleitet von der Bürgerwacht, um sich zur Unterhandlung ins Regierungsgebäude zu begeben. Kaum erkannte ihn der Pöbel, so fiel man ihn von hinten an, riß ihn bei den Haaren nieder, mißhandelte ihn und seine Begleiter. Es kostete viel, ihm das Leben zu erhalten. Man kam mit ihm überein, es solle Alles wieder in den vorigen Stand zurückgesetzt, die vorgefallene Unordnung, als zufällig, nicht für das gute Einverständniß beider Nationen störend sein; aus Verona sollten die bewaffneten Landleute fortgeschickt werden; aber dagegen müßten auch die von Peschiera anrückenden französischen Truppen nicht in die Stadt ziehen. Beaupoil bewilligte in der gefahrvollen Lage, worin er sich zwischen rasenden Volkshaufen befand, Alles, doch auf Genehmigung des den Oberbefehl führenden Generals Balland hin. Balland aber schickte statt dessen folgende Bedingungen: Binnen drei Stunden Entwaffnung aller Bauern und Bürger; Wiederherstellung sichern Verkehrs; schnelle Genugthung für den Mord aller Franzosen; sechs Geiseln nach Auswahl.

Der Lärm dauerte fort; eben so das Feuer zwischen der Stadt und den Besten. In der Nacht plünderte das Volk die französischen Magazine. Man verlangte, die Besten müßten gestürmt werden.

Tags vorher schon waren Boten zum General Laudon geeilt, seinen Anzug, zum Beistand Verona's, zu beschleunigen.

Der Tag brach an. Man unterhandelte und kämpfte durch einander. Das Feuer zwischen der Stadt und den Schlössern dauerte fort. Die Franzosen machten fruchtlose Ausfälle. Der venedische Senat, von Allem belehrt, befahl dem General-Provveditore zu Vicenza, den Veronesen mit Mannschaft und Geschütz Hilfe zu bringen. Er brachte ungefähr zweitausend Mann.

Die Franzosen sahen die Menge der Belagerer stündlich sich mehren, und wußten eine österreichische Heersäule im Anzuge. Sie litten Mangel an Brod. Indem entdeckten sie vom Schlosse St. Felice herab einige französische Schlachthaufen, die sich der Stadt näherten. Es war General Chabran mit zwölfhundert Mann. Die Veronesen vertheidigten die Stadt gegen ihn. Gefechte und Unterhandlungen dauerten, bis man erfuhr, der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich sei abgeschlossen. General Viktor rücke mit sechstausend Franzosen an. Da allgemeine Bestürzung. Die venedischen Provveditoren machten sich davon. Die Veronesen bewilligten vierzigtausend Dukaten Brandschatzung, Eigenthum und Leben gegen jede Rache zu schützen. Die Bauern wurden entwaffnet, die venedischen Kriegsvölker mit Waffen und Gepäck nach Vicenza entlassen.

Während jener Vorfälle, da man in Venedig noch auf den Ausgang des veronesischen Aufruhrs gespannt war, begegnete in Venedig selbst ein nicht minder trauriger Vorfall. Franzosen und Venediger erzählen die Veranlassung verschieden.

Am 20. April des Abends sah der venedische Befehlshaber der am Eingange des Hafens gelegenen Veste Lido drei bewaffnete Schiffe kommen. Er ließ ihnen verbieten, sich zu nähern. Zwei derselben, die hintern (es waren österreichische Korsaren), kehrten um. Das vorderste, eine Brigg mit acht Kanonen und vierund-

dreißig Franzosen, von jenen verfolgt, setzte seinen Lauf fort, warf zwischen den venedischen Schiffen Anker und schoß (die Venezianer sagen, auf sie; die französische Mannschaft sagte, es begrüßte das Fort Lido). Jetzt ward von der Veste, wie von den benachbarten Schiffen, Feuer gegeben. Venedische Matrosen und Soldaten sprangen auf die Brigg über und nahmen und plünderten sie; einige Mann wurden dabei getödtet. Der Senat bezeugte, durch einen Beschluß vom 22. April, den Hauptleuten und dem Kommandanten von Lido höchste Zufriedenheit wegen ihres Betragens und belohnte die Mannschaft der Schiffe, welche die Brigg angegriffen hatten, mit einem Monatssold. Noch wußte man damals zu Venedig vom Ausgange der Dinge in Verona und vom Friedensschlusse von Leoben nichts. Zu gleicher Zeit hatte man auch, weil man auf Laudons nahe Ankunft zählte, die verschiedenen zerstreuten kleinen Besatzungen der Franzosen zu Chiuda, Castiglione, Desenzano, Chiari und Valeggio überfallen, gefangen oder niedergemacht.

---

## 13. Bonaparte und die venedischen Gesandten

Inzwischen waren die Abgeordneten Doria und Giustiniani ins Hauptlager Bonaparte's nach Grätz gekommen, um seinen Zorn wegen der frühern Vorfälle zu beschwichtigen. Vom Blutbade zu Verona, von der Geschichte bei Lido u. s. w. war weder ihnen selbst, noch im Lager des Oberfeldherrn etwas bekannt. Er empfing sie höflich und ließ sie alles sagen, was sie sagen zu müssen glaubten, um ihn von der Freundschaft und Zuneigung der venedischen Republik zu überzeugen. Sie fügten hinzu, man wäre bereit, die Urheber der Meuchelmorde aufzusuchen und abzustrafen; alle Unterthanen zu entwaffnen, sobald man nur auch französischer

Seits die abgefallenen Städte Bergamo und Brescia anhalten würde, zum Gehorsam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit zurückzukehren; Alles wolle man thun, um jeden möglichen Verdacht abzulehnen.

Nachdem Bonaparte Alles ruhig angehört hatte, war seine Frage: „Gut! sind die Gefangenen jetzt frei?“

Die Abgeordneten sagten: Die Franzosen, die Polen und einige Brescianer, ja!

„Nein, nein!“ rief er: „Alle will ich, Alle, die wegen Meinungen eingekerkert sind, woher sie auch seien, selbst die Veronesen. Alle sind Freunde von Frankreich. Gibt man sie nicht Alle los, so sprenge ich selbst eure Bleigewölbe. Ich will keine Inquisition mehr. Das ist ein Geschöpf des barbarischen Zeitalters. Meinungen sollen frei gehen.“

— Ja, aber soll eine kleine Zahl Menschen das Recht haben, einem ganz treu bleiben wollenden Volke Gewalt zu thun?

„Ich sage es noch einmal, meine Meinung ist, Alle sollen losgelassen werden, die wegen Meinungen eingekerkert sitzen. Ich habe das Verzeichniß von ihnen.“

— Aber dies Verzeichniß meldet wahrscheinlich nicht, ob sie wegen Meinungen oder Verbrechen sitzen. Die Brescianer zum Theil wurden mit den Waffen in der Faust durch die von ihnen angefallenen Bürger von Salo gefangen.

„Nun denn, und meine Leute, die man ermordet hat? Die ganze Armee schreit um Rache. Ich kann sie nicht verweigern, wenn Sie selbst die Mörder nicht strafen.“

— Sie sollen gestraft werden, wenn man sie uns anzeigt, wenn man Beweise gibt ...

„Ihre Regierung hat der Spione doch genug; so strafe sie die Verbrecher. Hat sie keine Mittel, den Pöbel in Ordnung zu halten, so ist sie erbärmlich und verdient nicht da zu sein. Der

Pöbel haßt die Franzosen. Warum? Weil der Adel sie haßt, und dafür sollte die Regierung ihn züchtigen. Zu Udine, wo ein guter Gouverneur ist, sieht man solche Unordnungen nicht, wie anderswo."

— Es gibt aber keine Polizei, die Millionen Unterthanen im Zaume halten oder Meinungen beherrschen könnte. Die Wuth der Bauern rührt von der Verwüstung ihrer Felder und Wohnungen her; wenn unser Volk die Franzosen haßt, so muß man die Uebel anklagen, welche der Krieg bringt...

„Kurz, wenn nicht Alle, die Frankreich beleidigt haben, gestraft, nicht alle Gefangenen losgelassen werden, wenn der englische Minister nicht fortgejagt, das Volk nicht entwaffnet wird, wenn sich Venedig nicht zwischen Frankreich und England entscheidet, so erkläre ich euch Krieg. Ich habe eben mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Ich hätte können bis Wien gehen; ich verzichtete darauf. Ich habe achtzigtausend Mann und zwanzig Kanonenbarken. Ich will keine Inquisition, keinen Senat mehr. Ich will ein Attila für Venedig werden. Als ich noch den Prinzen Karl mir gegenüber hatte, bot ich dem Herrn Pesaro den Bund mit Frankreich an, bot ihm unsere Vermittelung an, die empörten venedischen Städte wieder zur Ordnung zurückzubringen. Er schlug's ab, weil er einen Vorwand haben mußte, das Volk unter den Waffen zu halten, um mir den Rückzug abzuschneiden, wenn ich ihn nöthig gehabt haben würde. Jetzt, nun Sie das, was ich anbot, fordern, schlage ich's meinerseits ab. Ich will kein Bündniß mehr mit Ihnen, will nichts von Ihren Planen; ich will nun das Gesetz selbst machen. Jetzt geht's nicht mehr, mich zu betrügen, um Zeit zu gewinnen, wie Sie es durch Ihre Sendung bezwecken möchten. Ich weiß recht gut, daß Ihre Regierung, die keine Mannschaft hatte, um die kriegführenden Mächte von ihrem Gebiete abzuhalten, auch kein Mittel hat, um ihr eigenes Volk zu entwaffnen. Ich

will die Mühe übernehmen, wider Willen Ihrer Herren werde ich das Volk entwaffnen. Die Adelichen in den Provinzen, die nur Ihre Knechte waren, sollen so gut, wie die andern, Theil an der Regierung haben. Aber diese Regierung ist schon altersschwach; sie stürzt von selbst zusammen."

Die venedischen Abgeordneten erwiederten die Drohungen mit Ruhe und Würde. Inzwischen setzte man die Unterhandlungen wegen Freilassung aller Gefangenen und wegen einer allgemeinen Entwaffnung fort mehrere Tage. Es flogen deswegen Eilboten nach Venedig.

Die Abgeordneten waren schon im Begriff abzureisen, als sie vom Senat Nachricht über den Vorfall bei Lido und Weisung erhielten, wie sie die Sache dem französischen Oberfeldherren milder vorzustellen hätten. Sie waren so erschrocken, daß sie es nicht wagten, mündliche Eröffnungen zu thun. Sie verrichteten es schriftlich und reiseten ab. Unterwegs brachte ihnen schon ein Bote aus Venedig Anzeige von Bonaparte's vollzogenen Drohungen; vom Einzug der Franzosen in Vicenza und Padua und dort vollbrachter Umwälzung. Jetzt beschlossen sie mit Bonaparte noch einmal persönlich zu reden. Sie erwarteten seine Ankunft in Palma nuova und verlangten bei ihm Gehör. Er schrieb zurück: „Meine Herren, ich kann Sie, mit französischem Blute bedeckt, nicht empfangen. Wann Sie mir den Admiral von Lido, den Kommandanten des Thurms und die Staatsinquisitoren, welche die Polizei von Venedig unter sich haben, werden ausgeliefert haben, will ich anhören, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen haben. — Sie sind ersucht, das feste Land aufs schleunigste zu verlassen. Indessen, meine Herren, wenn der Eilbote, den Sie erhalten haben, Bezug auf die Sache von Laugier hat, (den im Hafen auf der Brigg ermordeten französischen Hauptmann), so können Sie sich vor mir einstellen."

Sie begaben sich zu ihm, sagten: es solle bei ihm stehen, die

Art Genugthuung, die er verlange, vorzuschreiben; sie solle gewährt sein, wenn sie sich nur mit dem Dasein Venedigs und seiner Staaten vertrüge. Das sei der Wunsch der ganzen Nation. Sie hofften, er werde sich gegen sie so zeigen, wie gegen die Feinde, mit denen er Frieden gemacht. — Er hörte ruhig zu, beharrte aber auf dem, was er schon im Briefe ausgesprochen hatte. Die Abgeordneten versuchten gar leise, ihm eine Genugthuung anderer Art in Vorschlag zu bringen. Allein heftig erwiederte er: „Nein, nein, und wenn Sie mir dies ganze Land mit Gold überdeckten, alle Ihre Schätze, alles Gold von Peru können das vergossene französische Blut nicht zahlen!"

Bonaparte, sobald er aus dieser Zusammenkunft trat, machte die Kriegserklärung gegen Venedig öffentlich.

---

### 14. Verwirrungen in Venedig.

So war der Tag des Untergangs für diesen Staat herangekommen, der an die Möglichkeit seines Untergangs selbst nicht glaubte, während er, schon längst seiner edeln Lebenskräfte verlustig, noch in todten Formen und Uebungen zusammenhing und dem morschen Gerippe nur durch äußere Pracht und Ansehnlichkeit den Schein von Lebenswürdigkeit gab. So pflegen Greise zuweilen sich selbst über die Nähe ihres Todes zu täuschen, indem sie ihren hinfälligen Leib jugendlicher kleiden.

Als die ersten Ahnungen der Auflösung den Senat durchlebten, waren mehrere der Einsichtsvollern, welche freiwillig bekannten, daß Venedig selbst die Schuld davon trage; daß Frankreich Recht zum Kriege und zur Rache gegen einen Staat habe, dessen Regierung mit kluger Feigheit gleißnerische Worte gegeben und sich, so bald es geschehen konnte, davon entbunden hatte.

Als Venedig, seit Einführung der Aristokratie, auf Benutzung aller im Volk lebenden höhern Geistesgaben für das gemeine Wesen Verzicht that und die großen Angelegenheiten des Staats zur erblichen Sache einer kleinen Zahl von Adelsgeschlechtern gemacht hatte, hatte es dem mächtigsten Hebel entsagt, wodurch Staaten Macht und Wachsthum erlangen und behaupten, nämlich des Wetteifers der Talente. Der herrschaftfähige Adel, gegenübergestellt einer zur Dienstbarkeit verurtheilten Nation, vergaß äußere Feinde und Erwerbungen, weil er stillen Krieg mit dem selbstgeschaffenen Feinde im Innern zu führen hatte. Im Genuß der Gewalt und des ererbten Wohllebens erschlaffend, änderte er die Bestimmungen des Lagunenstaats. Bald durch die wachsende Macht der benachbarten Könige zurückgedrängt, hörte Venedig auch auf, bedeutende Landmacht zu sein. So sank es, sich nicht dem Geist der Zeitalter gemäß entfaltend, von Mittelmäßigkeit zur Schwäche, und ward alt, weil es, an das Alte geklammert, im Uebergang zum Bessern gefährliche Neuerung gehaßt hatte. Den Fortgang und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts festzuhalten, Alles in gegenwärtigen Formen festzubannen, Herrschaft und Knechtschaft, Recht und Pflicht, Einsicht und Unwissenheit: das ist der Wunsch jeder Aristokratie, sie bestehe in Republiken oder Monarchien.

Daher mußten die Grundsätze der nordamerikanischen, noch mehr der französischen Staatsumschaffung den Nobili's von Venedig Gräuel sein. Daher traten sie mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie, im Kampfe der europäischen Fürsten gegen Frankreich, von Staatswegen Venedigs Unparteisamkeit aufstellten, während der Geist der Regierung schon Partei genommen hatte. Sie predigten ihrem Volke Haß gegen Frankreich, und in diplomatischen Noten friedfertige Gesinnungen gegen dasselbe. Sie schmeichelten sich, mit den Verbündeten den Genuß der Siege theilen zu kön-

nen, ohne Opfer dafür bringen zu müssen. Aber sie vergarnten sich im Netze einer feigen Klugheit.

Einen Theil ihres Volkes konnten sie begeistern oder mit blinder Wuth erfüllen wider die Ideen, in welchen und für welche die französische Nation kämpfte; nicht aber einen andern Theil, den erleuchtetern, welcher ihr Spiel durchsah, und sich selbst die Rechte wünschte, die man zu verwünschen ermahnte. Daher entgegengesetzte Wirkungen, als die französischen Heere dasselbe thaten, was vorher den österreichischen gestattet war; und den Boden des venedischen Gebiets betraten. Ein Theil des Volkes sah die Erscheinung mit so vielem Vergnügen, als der andere mit Ingrimm. Daraus heillose Verwirrung, Aufstand, Selbsthilfe, Bürgerkrieg. Indem die Einen von der alten Ordnung abfielen, die Andern aber Franzosen überfielen und mordeten, brachten beide dem Staate gleiches Unglück. Die Auflösung des Ganzen war da; die Regierung sowohl zu schwach, die Abtrünnigen zu versöhnen, als die Wuth der Andern, die sie selbst gereizt hatte, zu bändigen. Sie, die nie, so lange Frankreichs Kriegsglück zweifelhaft war, offene Feindin Frankreichs gewesen, begann die Feindseligkeiten, als Oesterreich und die ganze Macht Deutschlands, durch die französischen Brigaden zurückgeworfen, keinen Widerstand mehr wagte.

Nun vernahm man in Venedig ein dunkles Gerücht, daß der Wiener Hof, von dem man Schutz hoffte, zu Leoben, für eigenen Vortheil, die venedische Republik aufgeopfert habe. In der That war zu Leoben vorläufig bedungen, Oesterreich solle zur Entschädigung seiner Verluste Istrien, Dalmatien und das venedische Festland empfangen; der Stadt in den Lagunen wolle man ein neues Gebiet aus den Bezirken des Kirchenstaates schaffen.

Indessen vollzogen Bonaparte's Unterfeldherren dessen Befehle und entwaffneten im venedischen Lande das Volk; eine französische Heerschaar rückte bis zum Ufer der Lagunen vor. Nun unbeschreib-

liches Entsetzen und Niedergeschlagenheit in der Hauptstadt, wohin sich alles Kriegsvolk habe zurückziehen müssen. Man zählte hier ungefähr 3500 italienische und 11,000 slavonische Soldaten; dazu 37 Galeeren oder Feluken, 168 Kanonenbarken mit 750 Feuerschlünden und 8500 Mann. Alle Stückschanzen, welche die Zugänge bewachten, waren wohl besetzt. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo Venedig, konnte es seinen Untergang nicht hindern, ihn in ruhmreicher Gegenwehr, mit dem Glanze einer letzten Waffenthat, seines Alterthums werth, wie mit einem köstlichen Leichentuche bedecken sollte.

Als man vorläufig beim Duca berieth, was dem Großen Rathe vorzutragen sei, und der Prokurator Francesco Pesaro mahnte: in diesem Augenblicke sei nur eins zu thun, die innere Ruhe der Stadt zu handhaben und sich mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen, hörte Jeder diese Erklärung mit Entsetzen. Als der Befehlshaber der Flotille meldete, die Franzosen hätten angefangen sich am Ufer der Lagunen zu verschanzen, er aber mache sich anheischig, Alles mit seinem Geschütze zu vernichten, sobald man Befehl geben wolle, gerieth die Versammlung in trostlose Bestürzung, — (ich bediene mich der Worte des genau unterrichteten Daru). Man fühlte weder Kraft zur That, noch zum Entschluß. Der Duca Manini, nicht minder beklemmt, als die Andern, irrte im Saale auf und ab, und ließ nur die Worte hören: „Wir sind nicht mehr sicher, ruhig in unserm Bette zu schlafen."

Endlich empfing der Admiral den Befehl, er solle mit aller Macht die Franzosen verhindern, ihre Werke fortzusetzen, aber zugleich ermächtige man ihn, einen — Waffenstillstand zu unterhandeln.

Schon denselben Abend hatte man zu Venedig ungefähr vierzig Kanonenschüsse gehört. Man entwarf sogleich für Abgeordnete, Waffenstillstand zu erbitten, eine Weisung. Während dies geschah, sagte der Prokurator Francesco Pesaro mit Thränen im Auge

zu einigen bei ihm Stehenden: „Ich sehe es, um mein Vaterland ist's geschehen. Ich kann ihm nicht helfen. Aber ein Ehrenmann findet überall ein Vaterland. Man muß in die Schweiz gehen!“

Die Abänderung der Verfassung war schon im Senate zur Sprache gekommen. Eine Partei hatte dafür gehalten, man solle die uralte Verfassung wieder herstellen, die vor Einführung der Aristokratie bestanden habe. Als diese Meinung ins Mehr gesetzt ward, erhielt sie nur fünf Stimmen. Eine andere war gewesen: man müsse jede Neuerung verwerfen, und was dastehe, zu vertheidigen und zu behaupten wissen. Das hatten beinahe fünfzig Senatoren unterstützt. Die dritte Meinung war die schwankendste und dunkelste von allen, nämlich man wolle sich stufenweise den demokratischen Formen, ohne wirkliche Erschütterung, annähern, jedoch so wenig, als möglich, die Verfassung von Venedig selbst ändern. Dafür hatten sich hundert und achtzig Senatoren erhoben, weil dies Hinhalten und politische Nichtssagen den Meisten das feinste aller Mittel schien.

Am 1. Mai ward der Große Rath versammelt, der Palast mit Kanonen und Kriegsvolk umringt. Streifwachen durchzogen die Straße der Hauptstadt. Sechshundert und neunzehn Patrizier, also ungefähr die Hälfte des gesammten Adels, traten in den Saal des Großen Raths.

Der Duca, bleich, entstellt, entwarf mit einer oft durch Thränen unterbrochenen Stimme das Gemälde vom Zustande der Republik und fügte hinzu: es scheine nothwendig, zwei Abgeordnete an Bonaparte mit ausgedehntester Vollmacht zu senden, um sich wegen einiger Milderungen in der Verfassung mit ihm zu verständigen. — Es folgte den fernern Entwickelungen dieses Antrags dumpfes Schweigen. Man schritt zum Abstimmen. Fünfhundert und achtundneunzig Glieder genehmigten den Vorschlag.

Die Abgeordneten des Großen Raths trafen Bonaparten schon

am Ufer der Lagunen, zu Marghera. Er empfing sie höflich. Die Nachricht von der Einmüthigkeit des Großen Raths, in Abänderungen der Verfassung zu willigen, machte ihn stutzen. Vielleicht hatte er mehr Starkmuth von den Enkeln der Dandolo's, der Zeno's und anderer Erlauchten erwartet. Mit Mühe nur war ein sechstägiger Waffenstillstand zu gewinnen. Das den Abgeordneten deswegen mitgegebene Schreiben sagte: „der Oberfeldherr trete in nichts ein, bis der Große Rath die Staatsinquisitoren und den Admiral hätte verhaften und auf eine exemplarische Weise strafen lassen." Man wünschte sich Glück, daß im Schreiben nur von Bestrafung der Personen Rede sei und nicht ihr Tod wörtlich ausgedrückt wäre.

In Venedig herrschten Furcht und Verwirrung. Bald schien der äußere Feind kaum noch so gefährlich, als der innere. Es gingen Gerüchte, daß bei sechszehntausend Bürger über die Patrizier herfallen und sie niedermachen würden, wenn sie die Verfassung nicht änderten. Man empfing Berichte, durch welche die Treue der sklavonischen Soldaten anfing verdächtig zu werden. Man schlug vor, sie wegzuschicken.

Es versammelte sich der Große Rath am 4. Mai des Morgens. Schrecken war in Aller Zügen. Der Duca trug mit zitternder Stimme vor, man solle die Staatsinquisitoren und den Befehlshaber von Lido gefänglich einziehen, um ihnen den Prozeß zu machen; man solle zugleich Bevollmächtigte an den Oberfeldherrn senden, um noch einmal Versöhnung zwischen Frankreich und Venedig, selbst mit Aufopferung der Unverletzbarkeit der Verfassung, zu versuchen, jedoch Alles unter Vorbehalt der endlichen Genehmigung durch den Großen Rath. Siebenhundert und vier Stimmen nahmen den Antrag an gegen zehn, die dagegen waren.

### 15. Gänzliche Auflösung der Republik.

Die Eil, in welcher über Ruhm und Schmach, Sein und Nichtsein der Republik entschieden, man kann nicht sagen, berathen wurde; die ganze Verkettung von Mißgriffen und Staatsfehlern jeder Art, bewiesen, wie wenig diese Senatoren, diese Räthe, diese Patrizier würdig waren, die Schicksale einer Nation zu leiten. In ihren beschränkten Ansichten unvermögend, höhern Standpunkt zu fassen; eingerostet mit ihren Vorstellungen in das Gewohnte des gemeinen Geschäftsganges; zu selbstsüchtig und feig, als daß sie die Ehre des Vaterlandes ihrem eigenen Leben hätten vorziehen, oder, wie einst Roms Senatoren, die eindringenden Gallier mit unerschrockener Majestät hätten erwarten können, waren sie weder besonnen genug, freiwillig die Vorrechte ihres Standes aufzugeben, und mit der venedischen Bürgerschaft gemeine Sache zu machen, noch starkmüthig genug, unter den Trümmern ihrer Stadt zu sterben.

Selbst einem französischen Heere wäre die Eroberung Venedigs noch nicht leicht geworden. Dazu mußte erst eine Flotille für die Lagunen geschaffen, unter dem Feuer von tausend Kanonen der Weg durch unsichere Krümmungen der Kanäle gesucht, Insel um Insel, Festungen gleich, von zwei- bis dreihundert Fahrzeugen mit achttausend Seeleuten und von vierzehntausend Streitern vertheidigt, erstürmt werden. So groß aber war die Muthlosigkeit, daß man den Tag nach der Abreise der Abgeordneten, in einer Zusammenkunft beim Duca, sogar vorschlug, die Hauptstadt zu übergeben, und nur Sicherheit des Lebens und der heiligen Oerter zu begehren. Wirklich gab man auch, ohne die Rückkehr der Gesandten zu erwarten, dem Befehlshaber der Lagunen Vollmacht, mit den Franzosen, sobald sie sich zeigen würden, die Uebergabe der Stadt abzuschließen; und behielt sich nur die Genehmigung des Großen Raths vor.

Unterdessen verzögerte sich die Rückkehr der Abgeordneten, weil sie nach Mailand waren. Diese Frist, statt klug benutzt zu werden, verlängerte nur Verwirrung und Angst. Schon dreimal hatte man in Berathung gesetzt, ob man nicht die eilftausend Sklavonier fortschicken wolle, weil man sich doch nicht zu vertheidigen im Stande sei. Man beschloß es. Einige Glieder des Raths wollten sich widersetzen, als es plötzlich hieß, die Staatsumwälzung werde sich am folgenden Tage machen und die Sklavonier selbst würden den Freiheitsbaum aufpflanzen. Nun stieg die Furcht aufs höchste. Der Duca hatte schon in der Sitzung den Antrag gemacht, er wolle die Zeichen seiner Würde ablegen.

Wenn sich eine Regierung in Tagen der Gefahr unter ihrem eigenen Volke nicht sicher fühlt, erkennt sie damit an, das sich das Volk vorher unter ihr nicht wohl befand; daß sie und Volk, statt eines Geistes zu sein, in doppeltem Geist gelebt hatten. Der Senat, wie gern er sonst, sich und Andere täuschend, mit der Ergebenheit und allesopfernden Treue der Unterthanen zu prunken pflegte, vertraute darauf so wenig, daß ihn schon der bloße Schatten einer Gefahr von Seiten der unzufriedenen Bürger zum Aeußersten brachte.

Als eines Tages der Ausschuß des Raths beim Duca versammelt war, ward gemeldet, zwei Männer seien draußen, welche eine wichtige Schrift zu überreichen hätten. Man schickte Glieder der Versammlung zu ihnen. Sie kamen bald mit einem Papier zurück, dessen Inhalt ohne Unterschrift, aber unter den Augen des französischen Gesandtschaftsschreibers abgefaßt sein sollte. Es hieß darin: um größern Gefahren vorzubeugen, müsse man den Absichten des französischen Oberbefehlshabers entgegengehen, u. s. w.

Dieser seltsamen Schrift, mit ihren bunten Vorschlägen, die, eben so oberflächlich, als wieder ins Einzelne gehend, den Gang der Geschäfte vorzeichnen wollte, fehlten alle Kennzeichen der Amt-

an Frankreich und eben so viel an Werth in Schiffsmunition, Uebergabe von drei ganz ausgerüsteten Kriegsschiffen und zwei Fregatten, desgleichen von zwanzig Gemälden und fünfhundert alten Handschriften. Es war auch festgesetzt, daß eine französische Besatzung, so lange es die neue Regierung wünsche, in Venedig sein, den Staatsinquisitoren, dem Befehlshaber von Lido und Andern, die sich des Mordes der französischen Soldaten schuldig gemacht hätten, Verzeihung ertheilt, und wegen Gebietsaustauschungen zwischen beiden Republiken Frankreich und Venedig Uebereinkunft getroffen werden sollte.

Wie nun die Gesandten mit dem Vertrage nach Venedig kamen, fanden sie schon Alles verwandelt. Es war kein Großer Rath mehr vorhanden, der über Annahme oder Verwerfung des Vertrags berathschlagen konnte. Die provisorische Munizipalität indeß genehmigte ihn, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie das Recht habe. Sie war ihrer Natur nach nur eine Ortsbehörde; doch maßte sie sich gern das Recht der alten Regierung an. Dafür aber erkannten sie die Städte des Festlandes nicht an und wiesen ihre Aufträge zurück. Man hatte drei Millionen baares Geld an Frankreich versprochen, und die Franzosen forderten nun statt dessen fünf Millionen. Man mußte zahlen und gezwungene Anleihen machen. Der Herzog von Modena hatte sich mit seinem Schatze nach Venedig geflüchtet; nun umringte man sein Haus und entführte ihm 190,000 Zechinen, um der Armee Genüge zu thun.

Endlich ward der Friedensvertrag von Campo Formio kund und enthüllte Venedigs Schicksal. Das Gebiet dieses Staats ward zwischen Frankreich, Oesterreich und Cisalpinien getheilt. Venedig, die Hauptstadt selbst, mit Istrien, Dalmatien und andern Landstrichen, ward an Oesterreich gegeben. Verzweiflung und Wuth herrschten zu Venedig; aber es war ohnmächtiges Jammern. Die Franzosen entführten die venedische Flotte, die Vorräthe des Zeug=

hauses, die ehernen Rosse, welche einst Dandolo als Siegesbeute aus der Eroberung Konstantinopels in seine Vaterstadt gebracht hatte.

Am 18. Jänner 1798 räumten die Franzosen Venedig. An demselben Tage rückten die Oesterreicher ein. Der ehemalige Prokurator Francesco Pesaro, eben derjenige, welcher noch vor Kurzem gesagt hatte, er wolle die Freiheit in der Schweiz suchen, — er erschien wieder in seinem Vaterlande als — österreichischer Regierungs-Kommissär. Er war es, in dessen Hände die alten Magistrate Venedigs den Eid der Treue gegen den deutschen Kaiser ablegen mußten. Auch der letzte Duca Venedigs, Manini, mußte vor ihm erscheinen. Als dieser seinen in einen kaiserlichen Kommissär verwandelten Mitbürger sah, erblaßte er und sank ohnmächtig zu Boden.

So verschwand die alte Republik Venedig, nach einem Dasein von mehr denn tausend Jahren, durch die Gleichgültigkeit des Volks gegen das Vaterland, durch die Schlechtigkeit der Vornehmen, durch die Untüchtigkeit der Regierung und durch die Verhöhnung alles Völkerrechts von Seiten eines ungroßmüthigen Siegers aus der Reihe der europäischen Staaten, Andern eine furchtbar belehrende Warnung!

---

# Hollands Schicksal.

1.

Wenn der Holländer auf seinem Dache sitzt, sagt Raynal, und von weitem das Meer sieht, wie es achtzehn bis zwanzig Schuh über dem Boden seines Landes erhaben ist, wie es brüllend gegen die Dämme stürzt, die er ihm entgegenbaute: sinnt er und denkt bei sich, früher oder später wird jenes wilde Ungeheuer Meister. Dann wird ihm seine unsichere Heimat verächtlich; sein Haus von Holz oder Stein in Amsterdam ist dann nicht mehr sein Haus. Das Schiff ist seine Zuflucht, sein Vaterland; nach und nach wird er gleichgültiger, und seine Sitten nehmen das Gepräge dieser Idee an. Ihm ist das Wasser, was andern Völkern die Nachbarschaft der Vulkane.

Wenn (fährt Raynal fort) zu diesen physischen Ursachen, welche die Vaterlandsliebe lähmen müssen, einst noch der Verlust der Freiheit kommen sollte: würden die Holländer nicht ein Land verlassen, welches nur durch freie Menschen blühend werden kann? Dies Kaufmannsvolk wird seinen Handel, sein Geld irgend anders wohin tragen. Jene Inseln Asiens, seine afrikanischen Comptoirs, seine Kolonien in der neuen Welt, alle Häfen Europens werden ihm Asyle öffnen. — Und doch! sieht man heutiges Tages die allgemeine Erschlaffung, den Durst nach Reichthum, den alles verschlingenden Kaufmannsgeist, den immer gewaltigern Hang zu Luxus und Bequemlichkeit, die fortschreitende Nachgiebigkeit für Erblichkeit der Oberherrschaft — was muß man erwarten? —

Müssen nicht, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, die vereinigten Niederlande unvermerkt, ohne Blutvergießen, ohne Gewaltthätigkeiten, unter die Monarchie gerathen?

So weit hatte Raynal richtig geahnet. Seine Weissagung, vor ungefähr vierzig Jahren gesprochen, da er für Holland noch nichts so sehr als die Präponderenz eines Erbstatthalters fürchtete, ist in Erfüllung gegangen; freilich aber aus andern Gründen und durch Verkettung von Ereignissen, die kein Sterblicher voraussehen konnte.

---

## 2.

Ehe die Völkerschaften, welche das flache Moorland zwischen den Mündungen der Schelde und Ems austrockneten und anbauten, einen eigenen Staat bildeten und Spaniens Joch abschüttelten, war ihr Leben ohne Einfluß auf die Schicksale anderer Nationen; ihre Geschichte ohne Interesse für den übrigen Welttheil. Roms Legionen drangen nicht bis zu jenen Sümpfen vor, wo der Schlamm der Flüsse, und was das Meer auswarf, bald neues Erdreich gebar, bald verschlang. Zu jenen Zeiten des Erdbeschreibers Mela hatten der Rhein-, der Vechtfluß und die übrigen dort, ganz andern Lauf und andere Mündungen. Noch im dreizehnten Jahrhundert waren Nordholland und Friesland nur durch den schmalen Strom Flevo geschieden, und grünte da festes Land, wo sich jetzt ein weitläufiger Meerbusen vom Enkhuyser Sande und Takezyl in Friesland bis zu den Inseln der Zuyder See ausgewölbt hat.

Einzelne Fischerhütten lagen lange Zeit einsam auf den Sanddünen am Meere umher, nur vom Strandholze und Schilfe dürftig errichtet; bis die wachsende Menschenmenge von Morgen her drängte,

die Sümpfe durch Kanäle und Graben trocken legte, das ungewisse Bett der Ströme befestigte, und den nagenden Wellen des Ozeans das übriggebliebene feste Land durch kostspielige, ungeheure Dämme entriß. Indem die Noth den Menschen zwang, den Gewässern erst den Boden, dann dem Boden die kärgliche Nahrung abzukämpfen, entstand in diesem Niederlande ein hartes, ausdauerndes, gewerbsames, thätiges Volk, unverzagt in Gefahren, sparsam, kühn auf dem Meere, erfinderisch, allen Bequemlichkeiten fremd.

Nur in der Freiheit konnte hier ein Volk gedeihen; der Aufwand eines schwelgerischen Hofes würde diese werdenden Fluren bald wieder in Moor und Sanddüne verwandelt, die kleinen Fischerflotten zerstört und die rege werdenden Werkstätten verödet haben. In der That genossen die Städte und Dörfer der Niederlande, wie sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert sammelten und mehrten, großer Freiheit unter allen Fürsten, deren Scepter über das Niederdeutschland bis zur Nordsee in verschiedenen Zeiträumen herrschte.

Als Roms Macht vergangen war, und die Franken ihr Reich zwischen Rhein und Pyrenäen aufgerichtet hatten im fünften Jahrhundert, ward das Niederland nicht zu demselben gezählt, sondern zu Deutschland überhaupt. Wie überall, auch hier formten sich nach den Völkerwanderungskriegen einzelne Große und Mächtige, welche als Herren und Grafen größere und kleinere Gebiete regierten, schützten, und wieder mit dem Streben nach Unabhängigkeit Mächtigern zinsbar wurden. Die Städte erwarben schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Munizipalrechte. Die meisten dieser Landschaften fielen endlich an das mächtige Haus Burgund, dessen letzter Herzog, Karl der Kühne, im Jahre 1477 durch die Tapferkeit der Schweizer unterging. Seine Tochter Maria, dem Kaiser Maximilian dem Ersten vermählt, brachte die Niederlande an Oesterreich, und sein Urenkel, Kaiser

Karl der Fünfte, vereinigte sie, unter dem Namen des burgundischen Kreises, dem römischen Reiche.

Die zahlreichen Rechtsame und Freiheiten, durch welche die Städte und Dorfschaften der Niederlande volkreich und blühend geworden waren; Freiheiten, die das Haus Burgund geehrt, die selbst der ehrgeizige, eroberungssüchtige Karl der Fünfte, trotz seiner hinterlistigen und einem so mächtigen Fürsten oft ehrlosen Politik, bedächtlich geschont hatte, verachtete thöricht sein Nachfolger Philipp der Zweite, König von Spanien. Dieser, abscheulich in der Weltgeschichte durch Grausamkeit, Stolz und Verschmähung alles Rechtes, wo ihm List und Gewalt zum Ziel halfen, verächtlich durch fromme Blindgläubigkeit und Eitelkeit, brachte die Niederländer erst zum Selbstgefühle ihrer Kraft und ihres Werthes, durch sein gewaltsüchtiges Unbeschränktseinwollen.

---

## 3.

Wie hier an den Ausmündungen des Rheins in das Weltmeer, war, fast aus gleichen Ursachen, schon um ein paar Jahrhunderte früher, an den Quellen desselben Stromes in den Alpengebirgen eine freie Volksbundesschaft entstanden. Die allzuhoch und rauh gelegenen Thäler Helvetiens leisteten dem Anbau des Bodens eben so hartnäckigen Widerstand, als die allzutief an der See ausgelagerten Niederungen Bataviens. Dort waren es Gletscher, Felsen und unwirthliche Gründe, hier Sümpfe, Haiden und Meerbrandungen, mit welchen der Mensch um seine tägliche Nahrung, ja um die Sicherheit seines Daseins zu ringen hatte. Die natürliche Armuth und Ungemächlichkeit des Landes brachte von selbst den Bewohnern desselben ein gewisses Maß von Freiheit. Denn zum beständigen Kriege gegen die widerwärtige Natur bedarf

es eines ungebundenen Armes; und wo nicht viel zu gewinnen ist, drängt sich die Herrschsucht der Eroberer minder gierig zu. Ohnehin diente den batavischen Niederländern, wie den helvetischen Hochländern, das, was in ihren Heimaten das Leben mühsam macht, das Moorland und das Felsengebirg, zugleich als Schutzwehr gegen Anfechtungen von fremder Gewalt.

Die staatsthümliche und bürgerliche Freiheit der Völker, welche unter unfreundlichen Himmelsstrichen und in unwirthbaren Landschaften das erste Kind gebieterischer Nothwendigkeit ist, kann in fruchtbaren Gegenden und unter milderm Himmel nur das letzte Werk allgemeiner Geistesmündigkeit und öffentlicher Tugend sein; so wie der reifere Mann nur durch mühvoll erkämpfte Weisheit endlich jene Wahrheit, Einfalt und Unschuld gewinnt, die dem Kinde natürlich sind.

In Batavien, wie in Helvetien, führten örtliche Verschiedenheiten und Hindernisse, welche die Verbindung unter benachbarten Landschaften erschwerten, wie Gebirgsketten, und Sümpfe oder Polder, eine Trennung der Gemeinwesen herbei, welche nachher erblich durch die Zeiten des Alles zerstückelnden Lehenwesens in die freien Verfassungen der Bundesschaft beider Staaten überging. Auch bewegt sich die Volksfreiheit in kleinern Gemeinwesen gemächlicher, als in größern, weil da ungleich weniger Rücksichten und Verhältnisse beschränkend eintreten. Der Mensch spricht und handelt inner den vier Mauern seiner Wohnung unbeengter, als öffentlich in der Stadt, und hier unabhängiger, als im weitern Staatsverband. Je größer das Reich und die Volkszahl, je mehr muß Recht und Freiheit des Einzelnen durch Mannigfaltigkeit von Ansprüchen der Andern geschmälert werden. Aus diesem Grunde sah man auch überall die Freistaaten alter und neuer Zeit in Eidsgenossenschaften blühen: so in den zwölf Stämmen Israels, so in Griechenland, im mittelalterischen Italien, in der

Schweiz, in den Niederlanden, so heute noch in Amerika. Der altrömische Freistaat hatte nur eine freie Stadt, das war Rom selber.

Die ursprünglichen Rechtsame der niederländischen Städte und Landschaften wurden nicht nur von Fürsten, Herren und Grafen in den Tagen des Lehenthums geehrt, sondern vielfach erweitert. Dasselbe fand auch in den helvetischen Thälern statt. Es bestand noch in jenen Zeiten neben roher Sitte rechtlicher Sinn und unverdorbener Menschenverstand, die besten Stücke aus der Erbschaft der alten Wildheit oder Barbarei. Fast alle Völker Europens, groß und klein, besaßen ihre Landstände, Parlamente, Cortes, Großen Räthe u. s. w. Mit der asiatischen Prachtliebe und Ueppigkeit kehrte hernach auch Gewaltsucht in die Paläste der Großen ein, und die Minister derselben begannen den verborgenen Krieg gegen die Unterthanen. Fast alle Stellvertretungen der Völker verschwanden, oder wurden als todte Zierrathen und Schaustücke aufbewahrt, wie, nach Erfindung des Pulvers, die Harnische und Helme der verlornen Ritterwelt zum Schmuck der Zeughäuser dienen mußten.

---

## 4.

Alle siebenzehn niederländischen Provinzen, wenn schon seit Jahrhunderten durch Verschiedenheit der Herren, der Verfassungen und Gesetze getrennt, daß keine von besonderer Theilnahme für die andere bewegt ward, fühlten fast mit gleichem Unwillen Philipps Tirannei, als er zur Ausrottung fremder Religionsmeinungen die Inquisition erneuerte, neue Bisthümer und Erzbisthümer gründete, und, um unbedingt zu herrschen, selbst die weltlichen Rechtsame der Stände — die durch Alterthum heiligen Verfassungen antastete. Des Kardinals Granvella Grausamkeit verwandelte die Gährung in Empörung. Zu spät ward er (im Jahr 1564)

zurückberufen. Der Adel trat zum Schutz seiner Rechte zusammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotz kirchlicher Schwärmerei ihren Gottesdienst öffentlich.

Philipp sandte den aufgeblasenen, blutgierigen Herzog von Alba, die Widerspenstigen in Zaum zu halten. Dieser begann ein gräßliches Trauerspiel, von dem Europa bis zur französischen Revolution nichts Aehnliches wiedersah. Er ließ die Häupter der edeln Grafen von Egmont und Horn auf dem Schaffot fallen. Durch sein Revolutionstribunal, der Raad der Beroerten geheißen, starben des gleichen schmählichen Todes mehrere tausend Menschen. Zahllose starben auf den Schlachtfeldern.

Unter Alba's Verwaltung drohten die Niederlande bald ungeheure Wüste zu sein. Er wurde zurückgerufen. Die Tapferkeit und kluge Mäßigung seines Nachfolgers, Don Zuniga y Requesens, vermochte mehr über die Mißvergnügten, als Alba's Mörderei. Aber schlecht von seinem Könige unterstützt, und bald vom Tode übereilt, gelangte er nicht zum Ziel. Die Rebellion, an deren Spitze der tapfere und staatskluge Wilhelm, Prinz von Oranien, jede Unternehmung der Spanier unter ihrem Don Juan von Austria und nachmals unter dem Feldherrn Alexander, Herzog von Parma, fruchtlos zu machen wußte, erstarkte.

Nur der verschiedenen Landschaften uralte gegenseitige Eifersucht; des hohen Adels und der Häuptlinge Nebenbuhlerei; der verschiedenen Religionsparteien ewig wacher Argwohn wider einander; daraus entspringender Zwiespalt der Interessen und Zwecke, erschwerten den Niederlanden selbst Kampf und Sieg. Erst am 23. Jänner des Jahres 1579 schlossen die sieben nördlichen Provinzen (Gelbern, Holland, Utrecht, Seeland, Friesland, Oberyssel und Gröningen) die Union zu Utrecht, durch welche sie bis auf unsere Zeiten im Verbande blieben. Aber erst, als Philipp von Spanien schändlich genug 25,000 Thaler auf den Kopf

des Prinzen Wilhelm von Oranien bot, erklärten sie sich von spanischer Herrschaft los.

Doch für diese Unabhängigkeit hatten sie noch einen dreißigjährigen schweren Kampf zu kämpfen, den Prinz Moriz von Nassau, als Statthalter, in Wilhelms Fußstapfen fortsetzte, da dieser durch eines Meuchelmörders Kugel (1583) gefallen war. Mehr als einmal, durch Spaniens Uebermacht gedrängt, rangen die Niederländer verzweifelnd am Rande des allgemeinen Verderbens; mehr als einmal boten sie der Königin Elisabeth von England, dann den Franzosen, ihr zerstörtes Land zum Eigenthum dar, und doch vergebens.

Aber Frankreichs und Englands Kriege gegen Philipp den Zweiten, dann der Tod dieses elenden Monarchen, die Schlaffheit seines wollüstigen Sohnes, Philipp des Dritten, die Siege Morizens bei Neupoort und im Brabantischen über die spanischen Waffen, und die der niederländischen Admirale über die Flotten der damals größten Seemacht auf Erden, führten endlich den ruhmvollen Frieden von Antwerpen im Jahr 1609 herbei, in welchem Spanien die sieben vereinigten Provinzen als unabhängigen Freistaat anerkannte.

Zwar galt dieser Friedensschluß nur für zwölf Jahre; der Kampf erneuerte sich nach Ablauf der Frist. Aber die Niederländer hatten in diesem Zeitraum, ungeachtet ihrer innern Unruhen, schon einen Grad von Macht und Ansehen erschwungen, daß sie, auf Schlachtfeldern und Meeren zuletzt Sieger, im Münsterschen Frieden (1648) die reichen Eroberungen an ihren Grenzen, wie in den spanischen Indien, als Denkmäler ihrer Tapferkeit behielten.

So ward, nach einem siebenzigjährigen Kampfe, unter fürchterlichen Strömen Blutes, die Freiheit der vereinten Niederländer gegründet und behauptet.

---

5.

Das also war das unbeabsichtigte Werk des gewaltseligen Philipp von Spanien; so wie auch die Freiheit in den Alpen Helvetiens das Werk des ländersüchtigen Königs Albrecht von Oesterreich geworden war. Völker, die von Natur arm sind, und die Quellen ihres Wohlstandes allein in der größern Freiheit erblicken müssen, mit der sie sich bewegen und erwerben können, gehen leichter in Verzweiflung und Aufruhr über, als reichere Nationen. Denn jene verlieren mit ihren Freiheiten zugleich die Bedingungen, unter welchen ihnen Lebensgenuß möglich und Aufenthalt in unfruchtbaren Landstrichen erträglich ist. Völker hingegen, die ihr Wohlsein mehr der Freigebigkeit des Bodens, den sie bewohnen, oder der vortheilhaften Lage ihrer Heimat danken, legen geringern Werth auf staatsthümliche und bürgerliche Unbeschränktheit. Hier kann sich sogar asiatisches Gewaltthum ungehinderter ausbilden, weil, wenn auch alle Rechte verloren wären, der Zwingherr doch nicht so leicht die natürlichen Vortheile des Landes und die reichen Spenden der Natur erschöpfen und vertilgen kann.

Die Niederländer hatten, mit längern oder kürzern Zwischenfristen, siebenzig Jahre lang für die Grundlage ihres Daseins und Wohlstandes zu kämpfen; die Schweizer beinahe zweihundert Jahre lang, nämlich von der Schlacht bei Morgarten (1315) bis zu letzten Schlacht des Schwabenkriegs (1499). Es fällt vergötterten Gewaltigen der Erde jederzeit schwer, an der Unüberwindlichkeit ihres Willens zu zweifeln, oder an die Stärke eines Volkes zu glauben, das wegen seiner Freiheit das Aeußerste wagen will.

Vielleicht früher und glücklicher wäre die Sache der Niederlande gegen Spanien entschieden worden, hätten sie sich für das gemeinschaftliche Ziel früher zu einem festen Bund vereinen lassen.

aber ungleicher Druck der Noth in den verschiedenen Landschaften, örtliche Vorurtheile, Vortheile und Gewohnheiten, Parteigeist der Bürger, Persönlichkeiten der Häupter, hinderten hier die gleichzeitige Theilnahme aller Provinzen am Kampf und Zusammenschließen in einen einzigen Staat. Gleichwie erst im Jahre 1579 die fünf Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, in der Utrechter Union zusammentraten, und dann erst durch Oberyssels, zuletzt durch Gröningens Beitritt (im Jahr 1594) die Republik der vereinigten Niederlande gebildet ward: so war auch die schweizerische Eidgenossenschaft der acht Orte erst im Jahre 1353 gebildet und der ewige Bund der dreizehn Kantone erst anderthalbhundert Jahre (1513) vollendet worden. Aber die Niederlande, wie die Schweiz, dankten beide dem westphälischen Friedensschluß erst staatsrechtliche und allgemeine Anerkennung ihrer Unabhängigkeit.

Die Niederländer waren schon von Alters her gewohnt, die vollziehende Gewalt in den Provinzen durch Statthalter der Fürsten und Grafen ausgeübt zu sehen. Daher behielten sie auch während der Freiheitskriege diese Form bei, nur daß sie sich die Statthalter selber setzten. Einer konnte es zugleich von mehrern Provinzen sein, und war besonders das Haupt ihrer bewaffneten Macht. Dadurch ward es möglich, daß das Haus Oranien zu höherer Bedeutsamkeit gelangte, indem die Söhne dieses Heldenstammes, durch Verdienste in den Freiheitskriegen gegen Spanien, bleibendes Ansehen und Vertrauen bei der Nation begründeten. Ganz andere Verhältnisse fanden bei den Schweizern statt. Ihre Städte und Länder, meistens unmittelbar unter Kaiser und Reich, nur im lockern Verbande mit denselben, fühlten deren Einfluß wenig. Die Reichsvögte besaßen geringe Gewalt, wohnten nicht einmal jederzeit im Lande selbst. In Kriegstagen wählten die Völkerschaften aus ihrer Mitte, oder aus der Nachbarschaft, einen bekannten, kriegserfahrnen, tapfern Ritter zum Feldhauptmann. So gelangte

in der Schweiz kein einzelnes Adels- oder Fürstengeschlecht zu besonderm Ansehen. Wäre Graf Rudolph von Habsburg nicht auf den kaiserlichen Thron gerufen worden, hätte vielleicht Habsburg in Helvetien die Rolle spielen können, welche Oranien in den Niederlanden übernahm.

Dieser Umstand machte den Gang des Schicksals in beiden Bundesstaaten fortan verschieden.

---

6.

Schon wie die junge Republik der Niederländer noch unter Anstrengung der Verzweiflung gegen die erste Macht des Welttheils für ihre Freiheit focht, erwarb sie durch Gewerbfleiß und hohe Sparsamkeit die Achtung des Auslandes. Aus den Morästen der Nordsee und vieler Strommündungen hervorblühend, ward der Ozean, gegen dessen Wuth sie früher, als gegen Spanien zu ringen hatte, das Element, auf welchem sie nun Reichthum und Lorbeeren sammelte. Der Krieg mehr als eines halben Jahrhundert hatte die Bürger abgehärtet, der Sieg sie zu gewagten Unternehmungen entschlossen gemacht. Durst nach Ruhm und Reichthum ward Leidenschaft; aber Wohlleben und Bequemlichkeiten schwächten noch nicht die Kraft republikanischen Bürgersinns.

Damals störte blinde Religionswuth den häuslichen Frieden fast aller europäischen Nationen; und eben diese Verfolgungen bereicherten den neuen Freistaat, der eine Zuflucht der Unterdrückten ward, mit schnell wachsender Bevölkerung. Dieser schwellenden Volkszahl fehlten Boden und Aernten; Nahrung mußte jenseits des Weltmeeres gesucht werden. Die Republikaner wurden aus Noth Korsaren, schufen auf Kosten der Portugiesen und Spanier eine Marine, und beugten den Stolz ihres alten Unterdrückers.

dadurch am schmerzlichsten, daß sie ihm den Handel mit Indien zum Theil entzogen, dessen bisherige Stapelplätze, Lissabon, Cadix und Antwerpen, alle in seiner Gewalt vereint lagen.

Frankreich wie England sahen lange frohlockend den Verfall der spanischen Uebermacht, und halfen den Holländern ihre Eroberungen und Beuten in fremder Weltgegend schirmen, — Eroberungen, deren Werth jene zwei Reiche damals kaum zu schätzen wußten.

So wurden in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, bald nach errungener Freiheit, die vereinigten Niederlande der erste Handelsstaat der Welt, und ihrer Seemacht kam keine andere gleich. Mit ungefähr hundert Kriegsschiffen trotzten sie jeder nebenbuhlerischen Gewalt. Ihre ostindische Gesellschaft, bereits in den zweifelhaften Augenblicken des Freiheitskrieges (1602) gegründet, eroberte Inseln und Königreiche in Asien, mit einem Grundvermögen von 6,459,840 Gulden; und die ersten Aktien desselben von 3000 Gulden stiegen bald zu einem Werth von 18,000 empor. Mit ungefähr zweihundert Schiffen betrieb sie den Handel bis China, sogar nach Japan, wohin kein anderes europäisches Volk Eingang fand. Sie versorgte unsern Welttheil mit den aromatischen Produkten der Gewürzinseln, mit Gold, Perlen, Edelsteinen und köstlichen Stoffen des Orients. — Geringern Glückes konnte sich die später gestiftete westindische Kompagnie rühmen; aber sie begann, als Frankreich und England schon eifersüchtig auf Hollands Größe und die Quellen seines Reichthums blickten.

Cromwel war der erste, welcher die Briten an ihre Bestimmung mahnte, als geborne Seeleute, die Herrschaft des Ozeans zu ergreifen. Ludwig der Vierzehnte strebte für sein Volk nach gleichem Ziel; er schuf Hafen, Arsenale, Werften, Kriegsflotten. Aber in seinen Unternehmungen mehr prangend, als planvoll; begieriger, mächtig zu erscheinen, als zu sein, fehlte seiner

Macht auf dem Meere die Grundlage: thätiger Seehandel, womit damals in Frankreich kaum der Anfang gemacht worden war. So erhielt Großbritannien, welches seinen Verkehr in der Stille nach allen Weltgegenden ausdehnte, unvermerkt Oberhand. Bald hatte Holland mit der furchtbaren Nebenbuhlerin auf allen Meeren zu streiten. Und unbehutsam stürzte es sich durch allzulebhafte Theilnahme an den französischen Kriegen in Schulden, und erschöpfte noch mehr seine Kräfte in dem spanischen Erbfolgekriege durch ungemessene Anstrengungen.

Dies und besonders der zwieträchtige Geist des Bundesthums, welcher das Innere des republikanischen Hauswesens zerrüttete, zwang Holland, von der glänzenden Rolle und der Theilnahme an den Händeln der europäischen Welt zurückzutreten. Die Eifersucht der freien Niederländer gegen die Anstrebungen und Absichten der Statthalter aus dem Hause Oranien, hielt den Bundesstaat in immerwährender verderblicher Gährung, und erfüllte ihn mit Parteien, deren Groll vom Vater zum Enkel vererbte.

---

## 7.

Die niederländische Bundesverfassung hatte sich ungefähr eben so theilweise und gelegentlich zusammengestaltet, wie die eidgenössische in den Alpen. Jeder von den kleinen Freistaaten war, mit Vorbehalt seiner alten Rechte und Einrichtungen im Innern, als selbstherrlich zum allgemeinen Verein getreten. Das ursprüngliche Verhältniß unter ihnen war eigentlich ein engeres Schutz- und Trutzbündniß gegen fremde Gewalt. In der Schweiz wurden allgemeine Angelegenheiten in einer Tagsatzung verhandelt, zu welcher die Kantone insgesammt Abgeordnete sandten, die von ihren Sendern mehr oder minder beschränkte Weisungen und Aufträge mit

dahin nahmen. Zürich, weil es durch Macht, Reichthum und Bildung seiner Bürger besonderes Ansehen genoß, ungefähr wie die Provinz Holland bei den niederländischen Provinzen, empfing damit die Ehre, erster oder Vorort der Eidgenossenschaft zu heißen; hatte durch seine Abgeordneten auch den Vorsitz in der Tagsatzung, und wenn sich diese aufgelöset hatte, die Geschäftsbesorgung im Namen Aller, ohne irgend eigenmächtige Verfügungen von einiger Bedeutung treffen zu können.

In den Niederlanden blieben, nach vollbrachter Stiftung des Bundes zu Utrecht, einige Vollmächtigte der vereinten Landschaften in der Stadt beisammen, um die laufenden Geschäfte abzuthun. Sobald aber wichtigere Angelegenheiten eintraten, riefen sie die Staaten zusammen, das heißt Abgeordnete der Provinzen, die dann, wie die Schweizer zur Tagsatzung, mit weiterer oder engerer Vollmacht versehen waren, über Krieg, Frieden und andere allgemeine Angelegenheiten abzustimmen. Diese allgemeinen, oder Generalstaaten, waren jedoch nicht beständig versammelt. Erst seit dem Jahre 1593 löseten sie sich nicht mehr auf und hielten von da an ihre Sitzungen im Haag.

Die höchste Gewalt der vereinigten Niederlande, obwohl in den versammelten Generalstaaten dargestellt, lag dennoch offenbar in den einzelnen Ständen der Provinzen selbst, aus denen sie stammte. Keine Provinz hatte übrigens einen Vorrang in der Versammlung; selbst die Ehre des Vorsitzes wechselte unter ihnen ab. Die Staaten glichen in ihrer Vollmacht und Beschränktheit den heutigen Tagsatzungen der Eidgenossenschaft, nur daß sie auch in Betreff des Münzwesens Anordnungen treffen, in den Städten Obrigkeiten, in den Festungen Befehlshaber anstellen konnten.

Für Kriegswesen und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte war den Generalstaaten noch eine besondere Behörde untergeordnet, der Staatsrath. Aber auch dieser ward nur aus besonders dazu

ernannten Abgeordneten der selbstherrlichen Provinzen zusammengesetzt; so wie die Generalitätsrechenkammer, welche die Rechnungsgeschäfte mit den einzelnen Provinzen besorgte. Die fünf Admiralitätsämter, zur Verwaltung der Seemacht und Leitung des Seekrieges, standen ebenfalls unter der Hoheit der Generalstaaten.

In den Provinzen selbst hatte man anfänglich die vollziehende Gewalt irgend einem Statthalter übergeben, zu welchem man Vertrauen fühlte. Theils Gewohnheiten und Herkommen, theils das Bedürfniß, in Tagen allgemeiner Umwälzung eine kraftvolle Regierung zu haben, hatte das Beibehalten dieser Einrichtung empfohlen. Jede Provinz wählte sich ihren Statthalter, als ersten Vollziehungsbeamten und Heerführer, nach Gefallen. Er hatte nicht überall die gleichen Rechte. Nach Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien ernannte man sogar über die Provinzialstatthalter einen Oberstatthalter, den Grafen von Leicester. Doch diese der Freiheit furchtbare Stelle, vor welcher der scharfsinnige und muthige Oldenbarneveld beharrlich warnte, endete mit Leicesters Abgang.

Inzwischen ward nicht untersagt, daß nicht mehrere Provinzen einem und demselben Manne hätten die statthalterliche Gewalt übertragen können. Es geschah dies auch mehrmals. Am meisten strebten, mit ungleichem Glück, die Söhne des Hauses Oranien dieser Würde und Macht nach, vermittelst derselben sie, an der Spitze der Heere und Flotten in den Provinzen, Vollstrecker der Gesetze und Nebenbuhler der höchsten Gewalt selbst wurden. Weil in den Kriegen ihr hoheitliches Ansehen am meisten galt und glänzte, war nichts natürlicher, als daß ihr Streben immer auf Vermehrung der Kriegsmacht und auf Verwickelung der Niederlande in fremde Fehden gerichtet war.

Man fühlte sehr wohl, daß so große Gewalt, in die Hand

eines einzigen Mannes niedergelegt, endlich der allgemeinen Freiheit gefährlich werden mußte. Der Reichthum, den er mit leichter Mühe sammeln, der Glanz, mit dem er sich umgeben konnte, die Abhängigkeit der Beamten von ihm, die öffentliche Ehrfurcht, welche man seiner Stellung schuldig war, verwandelten ihn unmerklich in einen Oberherrn. In der Furcht, einen solchen bleibend über sich zu erblicken, entzogen die Niederländer wirklich im Jahre 1651 dem Hause Oranien die Würde eines Statthalters und Landeshauptmanns der Feld- und Seemacht; übertrugen die vollziehende Gewalt in den Provinzen bürgerlichen Behörden, und die oberste Befehlshaberstelle im Kriege für jeden Feldzug dem, den sie am tauglichsten dafür hielten.

Allein aus Liebe zur Freiheit verirrten sich die Provinzen in ein entgegengesetztes Uebel. Statt Oberaufsicht und Leitung des Kriegswesens in einer höchsten Bundesbehörde zu vereinen, die den versammelten Generalstaaten untergeordnet blieb, zersplitterten sie die wichtigen Geschäfte und die Vergebung der Kriegsämter bei der Land- und Seemacht an die Provinzialregierungen. Nun fehlte Einheit, Nachdruck und Ordnung. Eigennutz, kleinliche Rücksichten, Begünstigung von Verwandten und Freunden walteten bei Vertheilung der Stellen vor. Flotten und Landheere wurden schlechter bedacht; Festungen und Zeughäuser geriethen in Verfall, und die Folgen der verderblichen Einrichtung blieben nicht aus. Sie offenbarten sich im französisch-niederländischen Kriege (im Jahr 1672 — 1678). Das Unglück desselben ermuthigte daher den Anhang des Hauses Oranien gegen die republikanische Partei der de Witte's. Prinz Wilhelm III. wurde wieder zum Generalkapitän und Statthalter der Niederlande erhoben.

---

8.

Zwar siegte das Haus Oranien also über die republikanische Partei, durch die es fast ein halbes Jahrhundert lang die Statthalterschaft über die meisten der vereinten Provinzen verloren hatte. Es gelang ihm sogar, nach blutigen Volksunruhen (1747) die Statthalterwürde in allen Provinzen für Oranien erblich zu machen auf männliche und weibliche Nachkommen, und sich auch in spätern Jahren durch Hilfe preußischer Waffen (1787) zu behaupten: aber Wilhelm der Fünfte hatte sein Hoheitsrecht nicht auf des ganzen Volkes Neigung, sondern auf fremden Schutz gegründet, und seinen republikanischen Widersachern das gefährliche Mittel verrathen, wie man die Gewalt stürzen könne.

Als daher die Fahnen Frankreichs im Jahr 1794 an die Grenzen der Niederlande siegreich wehten, erhoben sich alle Mißvergnügte mit leidenschaftlichem Ungestüm. Oranien, welches immer die Sache Englands geführt, und zumal im nordamerikanischen Kriege zum großen Schaden des Staats geführt hatte, während die antioranische Partei für Frankreich sprach — Oranien ging unter. Frankreichs Feldherren geboten fortan in Holland, und die alte Verfassung der Bundesstaaten ward zertrümmert.

So lange in freien Staaten noch jene heldenmüthige Tugend lebt, durch welche die Freiheit und Glückseligkeit eines Volkes begründet wurde, steht das Grundgesetz des Landes bestimmter und vollkommener in der Brust aller Bürger, als es die Feder des Gesetzgebers auf das Papier zeichnen kann; und die Mängel der Verfassung werden leicht über die Güte und Kraft der öffentlichen Denkart vergessen. Wenn aber im Wohlleben des Friedens, oder durch betäubenden Reiz des Reichthums die Kraft gebrochen ist, dann erst treten die Gebrechen der Verfassung heller vor, die doch nur der leitende oder stützende Stab menschlicher Schwachheit sein

kann. Das geschah in den Niederlanden. Zu dem Uebergewicht, welches unbehutsame Dankbarkeit in frühern Zeiten dem Heldenhause von Oranien gegeben, hatte sich die Todeskrankheit der freien Staaten, die Selbstsucht der Bürger, gesellt. Sobald Gewinnlust oder Ehrgeiz der Niederländer an die Stelle der alten Freiheitsliebe getreten war, suchte man Zinsen, Einkommen und Ehrenämter für sich, nicht mehr das Wohl des Vaterlandes für Alle. Wenn ein Königreich untergeht, ist es mit Recht zu beklagen: denn ein ganzes Volk geht unter durch die Fehler Weniger, denen alles nachfolgt. Wenn aber ein Freistaat vernichtet wird, daß die Bürger seinen Untergang überlebten, war er des Todes werth: denn er starb durch die Sünden der Menge. Parteikämpfe sind nur die letzten Zuckungen des verscheidenden Staatskörpers.

Die Niederländer hatten schon aufgehört ein freies Volk zu sein, ehe Oranien erbliche Hoheit annahm; so wie sie denn auch nichts gehindert hätte, ein Freistaat in monokratischer Form zu sein, wenn die Bürger noch den Geist ihrer herrlichen Ahnherren festgehalten hätten.

Nun entstand eine batavische Republik; die sieben Provinzen wurden in einen einzigen Freistaat verschmolzen; die Macht der Gesetzgebung einer stellvertretenden Versammlung, die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Aber diese Verfassung, das Ebenbild der damaligen französischen, unbesonnen einem Volke aufgedrungen, dessen Denkart, Uebung und Bedürfniß dabei als Nebensache übergangen worden waren, lastete bald eben so schwer auf die Nation, als das Gefühl ihrer Abhängigkeit. Denn von nun an ward sie die willenlose Dienerin des Siegervolks, half dessen Lasten tragen, ohne dessen Siege zu genießen.

Freilich schon sechs Jahre nachher änderte man die unbequeme Verfassung, theilte die Republik wieder in ihre gewohnten sieben

Provinzen, wozu als achte die Generalitätslande gefügt wurden; vereinfachte das Regierungspersonal; erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staats-Bewind von zwölf Männern. Aber nicht daher allein war des Landes Elend quellend; auch Hollands Handel war verschwunden.

Noch kurz vor dieser schrecklichen Epoche hatten die Holländer zu den ersten Handelsnationen gezählt; ihre Flaggen wehten noch auf allen Meeren; kein Volk trieb einen so starken Oekonomiehandel, besonders im baltischen Meer, wie sie; ihre Fabriken, ihre Fischereien, ihre Kolonien vermehrten jährlich die Summen des Nationalwohlstandes. Dies alles war nicht mehr. Die batavische Republik, unfähig mit den geringen Ueberbleibseln eigener Kraft nach eigenen Zwecken zu handeln, sah ihre Flotten durch die Ueberlegenheit Großbritanniens verdrängt, ihre Kolonien verheert, ihren Verkehr auf bloße Küstenfahrt und Landhandel beschränkt, und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Der Friede oder vielmehr der Waffenstillstand von Amiens (1802) raubte ihr noch die reichste ihrer Inseln, Ceylon.

Doch alle diese Unfälle zogen nur als Vorspiele vor größern her. Der erschöpfte Freistaat behielt keine Zeit, die Kraft der Genesung zu sammeln, sondern ward schnell wieder in den neuen Krieg Frankreichs und Großbritanniens (1803) hineingerissen. Surinam und das Kap wurden Englands Raub; britische Schiffe blokirten Hollands Küsten; die Niedergeschlagenheit ward grenzenloser, je sichtbarer die Summe der öffentlichen Schuld und die Verarmung stieg.

Zum drittenmale mußte binnen zehn Jahren (1805) die holländische Staatsverfassung verwandelt werden. Man hoffte vielleicht der Nation mehr Kraft zu verleihen, indem man ihrer Regierung erhöhte Gewalt und Einheit gäbe. So ward die Gesetzgebung neunzehn hochmögenden Herren und die Vollziehung

einem einzigen Manne übertragen, der als Rathspensionär fünf Jahre lang im Amte stehen sollte. Aber Schimmelpenninks Tugenden waren in diesem Sturme unfähig, ein Vaterland zu retten, welches weniger durch den Verlust aller Ordnung, als durch den Verlust der innern Tugendstärke, der Selbstständigkeit und der alten Hilfsquellen unterging.

Die Zeiten der unsterblichen Tromp und Ruyter waren ohne Wiederkehr verschwunden; man vernahm von keinen holländischen Flotten mehr, die sich in den Ozean hinauswagten, den Uebermuth Albions zu beugen. Was hätte auch die Republik, welche im Jahr 1805 nur noch kaum fünfzehn Linienschiffe und eben so viel Fregatten aufzeigen konnte, der britischen Seemacht entgegenstellen sollen? — Dagegen vernahm man von batavischen Landtruppen, welche, den französischen Fahnen folgend, die Feldzüge derselben gegen deutsche Fürsten unterstützen mußten.

---

Den Verlust des Ozeans schien eine Erweiterung des holländischen Landgebiets ersetzen zu sollen. Aber was sind jene dem Meere abgezwungenen Torf- und Sandfelder ohne Flotten, ohne Fabriken, ohne Handel, durch welche sie allein verschönt und angebaut werden? — Nur ein einziger Wunsch konnte dem Volke übrig bleiben, welches, vom französischen Gebiete umschlungen, willenlos Frankreichs Leitungen folgen mußte; und dieser Wunsch war: gänzliche Einverleibung in das Reich Napoleons; Theilnahme an der Siegesbeute, an dem Ruhme, an den Handelsvortheilen seiner Unterthanen. Mochte sich auch das vaterländische Selbstgefühl gegen diese Vernichtung des Staates sträuben — nur in solchem Tode war noch Wiedergeburt zu hoffen.

Ein Schritt dazu geschah, als durch den Vertrag zu Paris (1806) Napoleons Bruder Ludwig die Königswürde von

Holland annahm, und ihm die Besitzungen in beiden Welttheilen gewährleistet wurden Und daß Napoleon es zum Grundgesetze machte, daß die Kronen von Frankreich und Holland nie auf einem Haupte vereinigt werden sollten, schmeichelte auch die, welche beim Verluste äußerer Unabhängigkeit wenigstens noch einen Trost im Dasein eines Hollandes fanden.

Aber alle Hoffnungen der Zukunft versöhnten nicht mit den Schmerzen der Gegenwart, und der Glanz der Königskrone verblendete kein Auge über das schmähliche Elend des Landes. Ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen, und doch gezwungen, allen Feldzügen Napoleons zu folgen, nur vom Schleichhandel lebend, unter einer Staatsschuld von beinahe neunzig Millionen erliegend, ohne Macht, ohne Ansehen, sank die Nation zur Muthlosigkeit der Verzweiflung. Umsonst waren die Anstrengungen ihres Königes, dies Schicksal zu mildern, und um so mehr, da Ludwig die Freundschaft seines eigenen Bruders verloren hatte. Daß des mächtigen Bruders Unwille nicht dem ganzen Staate Nachtheil werde, beschloß der König, sich selbst für das Wohl Hollands zu opfern, und legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten eines unmündigen Sohnes nieder.

Dies war der Augenblick, in welchem Napoleon Holland dem französischen Reiche einverleibte, und so mit wohlthätiger Hand den Todeskampf einer Nation endete, welche ohne Ruhm und Kraft längst nur noch den Namen der Freien, ohne Freiheit, führte.

---

Der Untergang Hollands ist kein Werk der gegenwärtigen Zeiten, sondern wurde längst vorbereitet im Schoose der Vergangenheit.

Der holländische Republikaner war von jeher durch einen ganz andern Geist beseelt, als der römische oder schweizerische. Diesen galt das Vaterland mehr, als Reichthum durch Handel; dem

holländischen der Handel mehr, als die vaterländische Wohnstätte. Der Römer war außer Rom unter Barbaren, der Schweizer fühlt außer den Alpen sein Heimweh.

Der holländische Republikaner mußte seine Freiheiten und Rechtsame lieben, als die nothwendigen Bedingungen, unter welchen er allein Gewerbsfleiß und Handel und Wohlstand erlangen konnte. Der Römer liebte die Freiheit aus Stolz; der Schweizer liebt sie auch in der Armuth, und verschmäht den Reichthum, wenn er der Preis derselben werden soll.

Die Niederländer waren von jeher duldsamer in ihren kirchlichen, als in ihren politischen Interessen. In diesen blieben die Provinzen und Städte unversöhnlich getrennt, wie sie es schon unter den alten Häuptlingen von Flandern, Holland, Utrecht, Friesland u. s. w. waren. Daher die mangelhafte Bundesform ihrer ersten freien Verfassung, und der Sieg der Statthalter über die Parteien — endlich die Schwäche Aller. Die Niederlande erfuhren, was alle Staaten von ähnlicher Verfassung, wie Griechenland, Deutschland, die Eidgenossenschaft, erfuhren.

Es ist leichter, die Freiheit erkämpfen, als bewahren; weil es leichter ist, in der Begeisterung, als in nüchterner Ueberlegung groß zu handeln.

Holland hörte nach dem Achner Frieden (1748) auf, Kriegsmacht zu sein. Während ringsum andere Staaten ihre stehenden Heere vermehrten, minderten die Niederlande ihre Truppen, um Geld zu ersparen. Sie hatten sich selbst entwaffnet, während Frankreich, Preußen, England, Deutschland am furchtbarsten gerüstet standen. Schon seit der kriegerischen Lust- und Heerfahrt des Herzogs von Braunschweig im Jahr 1787 konnte kein Holländer mehr ohne Furcht zu Bette gehen, ob er nicht am andern Morgen als Preuße, oder Franzose, oder als Engländer aufstehen werde?

Nach Napoleons Untergang empfingen die Niederlande, ver-

größert durch die belgischen Provinzen, nicht nur das Haus Oranien, geschmückt mit der niederländischen Königskrone, sondern unerwartet selbst die alte Verfassung, wie sie unter erbstatthalterlicher Regierung gewesen, doch in veredelter Gestalt, zurück. Aber unwiederbringlich schien die alte Seeherrlichkeit verloren, und erweitertes Landgebiet auf dem Festlande die ehemalige Bedeutsamkeit nicht wieder erneuern zu können.

---

# Die Besitznahme der Insel Curassao durch die Briten im Jahre 1800.

Die Einnahme der niederländischen Insel Curassao durch die Briten bildet in der thaten- und schicksalsvollen Geschichte der britisch-französischen Kriege ein so kleines Kapitel, daß es darin kaum bemerkt wird. Darum aber ist dies Kapitelchen, als Denkmal der verwegensten Niederträchtigkeit, auch als Beitrag zur Geschichte der holländischen Kolonien in Westindien, nicht minder lehrreich und anziehend. Der Verfasser hat Alles unmittelbar aus den Papieren des damaligen Gouverneurs der Insel, seines Freundes Joh. Rudolf Lauffer, geschöpft.

Herr Lauffer, ein Schweizer, aus Zofingen im Kanton Aargau, ging in früher Jugend wandernd zu Schiffe; kam nach Westindien; erwarb sich durch Rechtschaffenheit und besonders durch seine mathematischen Kenntnisse so viel Achtung und Vertrauen, daß er daselbst von den holländischen Behörden angestellt ward, und zuletzt die Stelle eines Gouverneurs von Curassao vom Jahr 1796 bis 1804 bekleidete.

## 1. Schilderung von Curassao, Bonayre und Aruba.

Ein ungeheurer Felsen, von ungefähr neunthalb Geviertmeilen Oberfläche, erhebt sich wenige Meilen von den Küsten Venezuela's, zwölf Grad diesseits der Linie, über die Meeresfläche. Dies ist

das Eiland Curassao. Nicht entfernt davon erheben sich noch einige andere kleinere Felseninseln, Bonayre, Aruba und Aves. Die Spanier besetzten dieselben schon im Jahre 1527, wegen der nachbarlichen Lage an den südamerikanischen Küsten, und bauten sich darauf an. Hundert und sieben Jahre nach diesem bemächtigten sich ihrer die Holländer.

Der Gewerbfleiß dieser kaufmännischen Eroberer machte das Eiland Curassao bald zu einem der bedeutsamsten Punkte an den Küsten Amerika's. Das Klima war mild, der Boden fruchtbar. Man kannte keine besondere hier heimische Krankheiten. Der Hauptwurm oder Fadenwurm, welcher jetzt ganz verschwunden ist, war nur von den Negern aus Afrika hieher verpflanzt, und die giftige Spinne von Curassao selten gefährlich. Denn sie lebt nicht in den Häusern, sondern auf dem Felde, gewöhnlich unter trockenen Kuhfladen. Man nennt sie auf der Insel Orange, weil sie unter dem After einen orangegelben Fleck hat.

Die Nähe der reichen spanischen Besitzungen und die übelrechnende Handelsklugheit des Madrider Hofes kamen Curassao zu statten. Hier häuften sich weitläufige Waarenlager, und trotz aller königlichen Verbote kamen die Spanier, brachten Gold- und Silberwaaren, Gewürze, Farbenwaaren und Leckereien, um dafür mit großem Gewinn Erzeugnisse Ostindiens und Europens einzutauschen. Dieser Schleichhandel bereicherte die holländischen Schiffer, Kaufleute und Pflanzer schnell. Am großen, sichern Hafen der St. Annenbai, den die Veste Amsterdam schützen mußte, ward der Hauptort Wilhelmstadt gebaut; zahllose Landhäuser bedeckten, umgeben von heerdenreichen Wiesen und Pflanzungen, die ganze Oberfläche der Insel. Neben Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais und Maniok wurden im Schatten der Kokospalmen, Orangen, Zitronen und Limonien, die meisten Küchengewächse Europens erzogen.

Den Franzosen entging die Wichtigkeit dieser Besitzung nicht. Schon im Jahre 1673 suchten sie dieselbe den Niederländern zu entreißen. Der damalige Befehlshaber der Veste Amsterdam war von ihnen schon gewonnen. Sie näherten sich mit fünf- bis sechshundert Mann. Allein ihr Angriff ward unerwartet, sehr furchtbar, vereitelt. Denn man hatte in der Festung die Verrätherei entdeckt, den Befehlshaber bestraft, und einen andern an seine Stelle gesetzt, der pflichtmäßig handelte. Den Stolz Ludwigs XIV. verdroß das Mißlingen. Er schickte fünf Jahre später den Admiral d'Estrées mit achtzehn Kriegsschiffen und zwölf Fahrzeugen der Flibustier gegen Curassao. Abermals vergeblich. Ein Sturm zerschellte die Flotte an den Klippen der Avesinseln. Seitdem blieb Curassao unangefochten.

Man hat bisher von Curassao und den dazu gehörigen Eilanden sehr unvollkommene Beschreibungen gehabt. Um so willkommener mag Freunden der Länderkunde nachfolgende Schilderung sein, die aus den ächtesten Quellen erhoben ist und wohl den Eingang zur Geschichte der Schicksale Curassao's in unserer Zeit zu bilden verdient.

Die Insel, ungefähr noch einmal so lang, als breit, hat eine hügelreiche Oberfläche. Zwischen den Hügeln erheben sich einzelne niedrige Berge, unter denen der zuckerhutförmige St. Christophsberg am Meergestade den Gipfel am höchsten trägt. Diese Anhöhen sind meistens kahle Felsen, hin und wieder dürftig mit Gebüsch und Strauchwerk bedeckt. Zur Zeit, da man Curassao und die Nebeninseln entdeckte, waren sie noch von dichten Wäldern von Brasilienholz beschattet, welche gegenwärtig gänzlich verschwunden sind. Die Thäler haben gutes, auch tiefes Erdreich und sind voller Wiesen und Pflanzungen. Nur zu beklagen ist, daß fast überall dauerhafte Quellen und Bäche mangeln. Im Innern der

Insel entstehen aus den Felsen zwei kleine Quellen, die in einer Art Feld- oder Ackergraben zum Meere rinnen.

Die Bewohner müssen sich daher vorzüglich mit Regenwasser behelfen. Sie sammeln es sorgfältig in angelegten Wasserbehältern, Sodbrunnen und Cisternen. Man dämmt geschickt die Halden der Hügel, daß die Ströme des Regens nicht zum Meere abfließen, sondern sich in die Erde versenken, und nach und nach die Wasserbehälter füllen. Diese Vorsicht ist auf Curassao um so nothwendiger, weil, wie überhaupt in den Tropengegenden, ein halbes Jahr lang während der trockenen Zeit keine Wolke am Himmel erscheint, ja selbst zuweilen die Regenzeit ein ganzes Jahr lang ausbleibt. In solchen Fällen empfinden die Bewohner aller „Inseln unter dem Wind" oder der Leewardsinseln die schrecklichste Verlegenheit. Alles wird öde und das Vieh verschmachtet. So war im Jahre 1800, als es seit beinahe achtzehn Monaten nicht geregnet hatte, mehr denn die Hälfte des Heerdenviehes gestorben. Fruchtbäume, Zitronen-, Limonien- und Orangenbäume starben meistens aus; nur die Kokosbäume bewahrten sich in der allgemeinen Dürre frisch. Dergleichen Trockenheit, während in den übrigen Gegenden dieser Zone der Regen in Strömen fällt, sobald die Sonne, den Aequator überschreitend, sich dem nördlichen Wendekreise nähert, wird von den hiesigen Bewohnern dem Umstande zugeschrieben, daß der Luftstrom, von Osten oder Westen ziehend, nirgends aufgehalten, mit seinen Wasserschätzen vorüberfährt. Eben dieser Luftstrom aber werde, meinen sie, zum Vortheile aller andern Inseln des großen Archipels, der den merikanischen Meerbusen umspannt, vom festen Lande aufgehalten. Die Wolken werden da gleichsam eingedämmt und verbreiten ihre Niederschläge. Aber wahrscheinlich sehr irrig glaubt man so. Denn es ist bekannt, daß mit Antritt der Regenzeit der beständige, trockene Nordost- und Ostwind aufhört, daß Windstillen eintreten,

und West- und Südwestwinde erfolgen, welche, minder trocken, die aufsteigenden Dünste nicht verzehren, daher die Regengüsse erfolgen. Es ist also wohl nicht durch den Ostwind die allmälige Anhäufung der Dünste zum Regen bewirkt. Hingegen liegen Curassao und die übrigen Leewardsinseln nahe an der Ostküste der Terrafirma, deren Gebirge hier gleichsam eine Wetterscheide bilden, die Südwestwinde auffangen und brechen, so daß die Wolken besonders auf der Westseite des Gebirgs sich sammeln, wo dann Regen in Strömen herabfällt, während die Ostseite trockener bleibt. Auf der ostindischen Halbinsel, auf Ceilon, in Arabien u. s. w. hat man die nämlichen, und noch weit auffallendere Erscheinungen. Eine andere Ursache der Trockenheit, vermuthe ich, liegt in der Armuth an Wäldern auf diesen Inseln. Die ersten hieher gekommenen Pflanzer robeten allen Wald aus. Die östlichen Gestade des benachbarten festen Landes sind ebenfalls nicht holzreich. So wurden die Berge nackt und die Quellen verschwanden natürlich immer mehr.

Die natürlichen Erzeugnisse des Bodens sind von keiner Erheblichkeit, wenigstens nicht für den Handel. Mangel an Feuchtigkeit und Regen schwächt den Pflanzenwucher. Man baut gegenwärtig überall fast nichts als Mais, und so wenig Zucker, Baumwolle, Tabak u. s. w., daß es kaum des Nennens werth ist. Man sieht aus den holländischen Preiskuranten voriger Jahrhunderte, daß die Baumwolle von Curassao von der ersten Güte gewesen sein müsse. Die Indigopflanze wächst noch heutiges Tages wild umher im Grase. Aber wegen Mangel an Holz und Wasser ist der Anbau von beiden zu Grunde gegangen. Dagegen ist noch immer viel Hornvieh-, Schaf- und Schweinezucht gewesen. Der Boden aller drei niederländischen Inseln bringt nicht Lebensmittel genug für seine Bewohner hervor. Nach sehr genau aufgenommenen Verzeichnissen verbrauchte man sonst (vor dem Jahr 1800)

in Curassao, Bonayre und Aruba jährlich ungefähr 8300 Faß Mehl und über 21,000 Scheffel Mais, was an Geldwerth über 215,000 Pezos (zu zwei Gulden holl.) betrug.

Der vornehmste Erwerb der Inseln kam von der Schifffahrt, vom Handel und vom Schiffbau. Wegen der Nähe des spanischen Südamerika's war hier für den Schleichhandel der größte Verkehr, ein wahrer Stapelplatz des westindischen Archipels. Die Menge der zuströmenden Fremden, welche Erfrischungen suchten und jedes Gemüse theuer zahlten, belebte den Gartenbau, wie die Viehzucht, und steigerte den Werth der Grundstücke. Größe, Bequemlichkeit und Sicherheit des Hafens machte Curassao zum Ruheorte der Schiffe. Hier besserten sie ihre Schaden aus. Daher fand man auf Curassao mehr und geschicktere Schiffszimmerleute, als im ganzen übrigen Westindien. Das Holz ließ man von Portorico und andern Gegenden kommen. Auch der Maulthierhandel war sehr einträglich. Er warf bestimmt eine Million Gulden ab. Man holte die Maulthiere von Venezuela und brachte sie von hier zu den übrigen westindischen Inseln.

Das alles hat sich aber seit den südamerikanischen Staats-Umwälzungen sehr verwandelt. Nun handeln die Südamerikaner unmittelbar mit Westindien und Nordamerika; Curassao wird nicht mehr beachtet. Der Schleichhandel hört auf. Schon dadurch mußte auch der Gewinn Curassao's am Schiffbau vermindert werden, welcher sonst eine Million jährlich eintrug. Und seit dem Frieden von Amiens ward er fast ganz vernichtet, weil Curassao seitdem wenig Ruhe und Sicherheit genoß. Die Zimmerleute zerstreuten sich zum Theil auf den übrigen Inseln Westindiens. Es wurde seitdem jährlich mit Ausbesserung der Schiffe, die sonst zu dem Behuf aus allen Gegenden hieher kamen, kaum soviel gewonnen, daß man die Pfahlwerke an den Werften unterhalten konnte.

Viel Volks wanderte aus; der Fremden wurden weniger; die Grundstücke fielen im Preise.

Die drei Inseln Curassao, Bonayre, und Aruba hatten vor dem Jahre 1800 eine Bevölkerung von zweiunddreißigtausend Seelen, die Fremden mitgerechnet, welche sich hier des Handels willen zwei, drei und mehr Jahre aufzuhalten pflegten. Im Jahre 1815 war die Bevölkerung schon auf 18,000 Seelen vermindert. Nach einer damals von den Engländern veranstalteten Zählung befanden sich auf Curassao

| | Männl. | Weibl. | Zusammen |
|---|---|---|---|
| Weiße | 1216 | 1555 | 2781 |
| Farbige Freileute | 777 | 1384 | 2161 |
| Freie Schwarze | 755 | 1147 | 1871 |
| Farbige Sklaven | 244 | 376 | 621 |
| Schwarze Sklaven | 2699 | 2657 | 5336 |
| Insgesammt | 5721 | 7049 | 12,770 |

Dazu aber waren viele ansäßige Fremde, desgleichen auch die Bewohner von Aruba und Bonayre nicht gerechnet. Die Zahl dieser betrug zusammen 5240 Seelen, die mit den obigen die Summe von 18,010 Seelen ausmachten. — Curassao hat nur einen Hauptort, dies ist Wilhelmsstadt. Außerdem liegen die übrigen Wohnungen einzeln umher auf der ganzen Insel, in der Nähe ihrer Gärten und Wiesen zerstreut.

Wilhelmsstadt ruht am Fuß eines Hügels sehr angenehm, hart am Meere, und zwar auf einer Halbinsel, welche die St. Annenbai bildet.*) Diese Bai zieht sich anfangs, wie die Mündung eines Flusses, lang und schmal in das Land hinein, ungefähr sechs-

*) Einige Erdbeschreibungen nennen sie, doch irrig, St. Barbara-Bai; diese aber ist von Wilhelmsstadt weiter ostwärts.

zig Ruthen breit; im Hintergrund aber bildet sie ein weitläufiges Wasserbecken, wie einen Landsee. Das Becken heißt auch der Binnensee oder Grand Lagon. Die Einfahrt der Bai ist etwas beschwerlich; aber als Hafen für die Schiffe vortrefflich, diese mögen im langen Arme der Bai oder im Binnensee anlegen. Hart am Eingange des Hafens und neben der Stadt, zusammenhängend mit ihr, steht die Veste Amsterdam, mit einigen ältern und neuern Schanzwerken. Die letztern befinden sich unmittelbar am Ufer. Die Veste ist einfach und zweckmäßig gebaut, nicht erhöhter, als die Stadt selbst. Alle Wohngebäude auf dem Lande, wie in der Stadt, sind nach niederländischer Art, mit spitzen Giebeldächern, aber doch meistens ansehnlich. — Die Vorstadt Pieter May stößt fast an die Ringmauern, zieht sich längs dem Meerufer, einerseits an den Berg oder Hügel Altena hinauf, anderseits an dem Wasser entlang, welches als Auszweigung des Binnensees die Halbinsel von Wilhelmsstadt bildet. Auf dem gegenüberliegenden Ufer der Annenbai erblickt man eine zweite Vorstadt, Oversy, Autrebande, Anderseite geheißen. Auch sie ruht am Fuß eines Hügels, über welchen die kahlen Gipfel der Driegebröders hervorragen. Es sind dies drei mäßige Berge, die mit ihren gekrümmten, nackten Rücken und ostwärts steil niedergehenden Abhängen, einander sehr gleichend, beisammenliegen.

Gegen Morgen von Curassao steigt die Insel Bonayre aus dem Meer. Sie ist kaum zur Hälfte so groß, als Curassao, und wie diese ohne Bach, trocken, arm an Holz. Die Einwohner, deren Gebäude überall zerstreut umherliegen, bauen auf ihren Gütern nichts, als Mais. Ehemals waren sie durch Viehzucht, Schifffahrt und Handel ziemlich wohlhabend. Man zählte im Jahr 1800 hier gegen dreitausend Einwohner, meistens Weiße. Aber die Volkszahl hat seitdem um zwei Drittheile verloren.

Die Insel Aruba, obgleich etwas kleiner, als Bonayre, ist

doch bevölkerter geblieben; der größere Theil ihrer Einwohner aber bestand aus Negern und einigen wenigen Indianern. Sie hatte im Jahr 1810 noch 2930 Seelen. Sie liegt westwärts von Curassao Anbau und Benutzung des Bodens, so wie dessen Beschaffenheit, ist in allem dem der andern Inseln gleich. Auf beiden Inseln gibt es viele wilde Ziegen und, besonders in Bonayre, wilde Esel, die von den Einwohnern eingefangen zu werden pflegen, und mit denen oder deren eingesalzenem Fleische man Handel treibt. Auch hier befindet sich kein Dorf, kein Flecken.

Unweit Bonayre ragen aus dem Meere noch die Avesinseln. Sie sind aber unbewohnt; nur Felsen und Klippen, hin und wieder von einem Gesträuch umweht.

Die Verwaltung der Kolonie steht unter einem Gouverneur, dem ein Kolonialrath zugeordnet ist. Letzterer theilt sich in einen Polizeirath und einen Justizrath. Jeder von beiden ist aus vier Mitgliedern zusammengesetzt, die sich, im Fall eines von ihnen abgeht, durch freie Wahl selbst ergänzen. Der Gouverneur führt in beiden Abtheilungen Vorsitz; versammelt sie auch in wichtigen Fällen vereint um sich, und beruft dann wohl noch die Suppleanten derselben und die Hauptleute der Miliz oder Landwehr dazu. Auf Curassao und den Nebeninseln hat er seine Unterbeamten.

Die Besatzung der Kolonie bestand bis zum Jahre 1800 aus einer Kompagnie Artillerie von 153 Mann, und drei Kompagnien Infanterie, jede zu 60 Mann, die Offiziere nicht gerechnet. Die jährliche Besoldung betrug

| | |
|---|---|
| für die Offiziere | 11,540 Pezos |
| für eine Artillerie-Kompagnie | 25,269 „ |
| für drei Infanterie-Kompagnien | 26,989 „ |
| | 63,798 Pezos. |

| | | |
|---|---|---|
| | Transport | 63,798 Pezos. |
| Die Besoldung der bürgerlichen Beamten, mit Inbegriff der des Gouverneurs betrug | | 28,633 „ |
| | Zusammen also | 92,431 Pezos. |

Seitdem freilich hat sich Manches geändert. Durch Staatsumwälzungen, Regimentsverwandlungen und Kriege verarmte das Volk; aber die Beamten standen sich darum nicht minder gut, und besser, als zuvor. Denn die Besoldung der bürgerlichen Beamten allein stieg endlich auf siebenzig- bis achtzigtausend Pezos, und das Alles mußte das Volk zahlen, während es doch von Jahr zu Jahr weniger Erwerb und Verdienst hatte.

Die vorzüglichsten Quellen öffentlicher Einnahmen waren Abgaben von Einfuhr der westindischen Erzeugnisse, vier bis fünf Prozent; — vom Mehl sieben Stüver das Faß; — von allen mit fremden Schiffen ankommenden Gütern fünf bis sechs Prozent; — von Ausfuhr aller westindischen Erzeugnisse mit fremden Schiffen fünf bis sechs Prozent; — Accise vom Getränk; — Hafengeld; — Ausfuhr vom Mehl sechszehn Stüver das Faß; — vom fünfzigsten Pfennig bei Handänderungen liegender Güter; — vom Kopfgeld der Sklaven, zu vier Realen der Kopf; — Familiengeld u. s. w.

Die Kolonie war bei allen diesen Abgaben noch lange Zeit blühend, wie ein guter Boden noch manches Jahr aus eigener Kraft Aernten gibt, bis er ausgesogen ist. Selbst die Verwandlungen des Mutterstaats, aus vereinigten Niederlanden in eine batavische Republik, hatte auf das Glück des bürgerlichen Lebens in Curassao um so weniger störenden Einfluß, da der Gouverneur Johann Rudolf Lauffer, der seit dem Jahr 1796 ernannt war, strengrechtlich seine Pflicht erfüllte, und unter allen Umständen Frieden und Handel schützte. Er war ein Mann von vielen, meist durch eigenen Fleiß erworbenen, besonders mathematischen und

technischen, auch philosophischen Kenntnissen. Er liebte die deutsche Literatur sehr, und der Weltweise Fichte gehörte in Curassao zu seinen Auserwählten. Voll rastloser Thätigkeit überall gegenwärtig, den Saumseligen zur Ermunterung, den Leidenden zur Hilfe, den Bedrängten zum Rath, ward er durch Geschäftseifer, Ueberlegenheit des Geistes und Leutseligkeit im Umgang eben so sehr hochgeachtet und gefürchtet, als geliebt. Das Volk in Curassao hieß ihn zuletzt nur Vater Lauffer.

Mit besonderer Klugheit und Milde hatte er stets Behörden und Schiffe der benachbarten französischen Inseln behandelt, wie es damals die Stellung der batavischen Republik gegen eine so mächtige und übermüthige Bundesgenossin, als die französische Republik war, erforderte. Niemals aber vergab er das Geringste dem Recht und der Ehre seiner Regierung. In diesem Punkt blieb er, und hätt' es eigenen Untergang gegolten, unbeugsam und hartnäckig. Die Franzosen hatten Ursache, ihn zu schätzen. Denn mehrmals, wenn ihre Schiffe, von Allem entblößt, in den Hafen von Curassao einliefen, um sich wieder herzustellen, half er ihnen aus der Noth, indem er für die an sie zu machenden Lieferungen Bürgschaft leistete.

---

## 2. Anschlag der Franzosen gegen die Insel.

Eines Tages (6. Hornung 1800) erschien die französische Fregatte la Vengeance von vierundfünfzig Kanonen vor dem Hafen von Curassao. Der Schiffshauptmann Pitot befehligte sie. Sie hatte sich vorher in den Antillen mit der nordamerikanischen Fregatte la Constellation, von vierundvierzig Kanonen, geschlagen. Der Kampf war anhaltend und mörderisch gewesen, bis sich beide Schiffe außer Stand gesehen hatten, das Gefecht weiter fortzusetzen.

So kam die Vengeance im traurigsten Zustand vor der St. Annenbai an. Man mußte sie mit Schaluppen in den Hafen bugsiren.

Pitot, der Schiffshauptmann, eilte sogleich nach Wilhelmsstadt, Anstalten zur Ausbesserung seiner Fregatte zu treffen. Allein Niemand wollte sie an den Werften annehmen, Niemand die erforderlichen Geräthe und Bedürfnisse anders, als gegen baare Zahlung oder gegen Bürgschaft von der Regierung, hergeben. Darüber langes Unterhandeln. Am schwierigsten war die Versorgung der Mannschaft mit Lebensmitteln. Diese Mannschaft, worunter sich auch verschiedene Reisende befanden, z. B. ein Divisionsgeneral Pelardy, ein Schiffshauptmann Jacquelin u. s. w., bestand aus ungefähr vierhundert Mann, die nicht allein während Herstellung des Schiffs, welche sechs bis sieben Monate Zeit erforderte, sondern auch zur Rückreise mit Lebensmitteln versorgt sein mußte. Am Bord war für keine acht Wochen Vorrath. Pitot schloß endlich mit den in Curassao befindlichen Agenten des Gouvernements von Guadeloupe einen Vertrag für mehrere Monate. Als derselbe zu Ende gegangen war, erklärten die Agenten kurz und bestimmt, sie wollten und könnten ihm weiter keine Lebensmittel liefern. Die Noth stieg. Pitot versammelte am Bord die vornehmsten Offiziere und Angestellten der Fregatte. Man vereinigte sich, in dieser verzweifelten Lage den Gouverneur Lauffer um Beistand anzugehen. Der gesammte Schiffsrath, Pitot an der Spitze, begab sich (3. Heumonat) in das Gouvernementshaus. Lauffer empfing die Bittenden gütig, beruhigte sie, und versprach, was in seinen Kräften liege, zu thun, um zu beweisen, wie lebhaft er am Wohl und Weh alles dessen Theil nehme, was die französische Republik angehe. Wirklich übernahm er von dem Tage an die Versorgung der gesammten Schiffsmannschaft mit den erforderlichen Bedürfnissen.

Pitot war oder schien von Dankbarkeit gerührt. Er meldete

auf der Stelle das Betragen des Gouverneurs an die französischen Oberbehörden nach Guadeloupe, in den verbindlichsten Ausdrücken. In Guadeloupe hingegen faßte man sogleich den Vorsatz, vermittelst der Fregatte Vengeance vor Curassao die Insel zu nehmen. Eiligst wurden also sechs bewaffnete Fahrzeuge abgeschickt, drei Brigantinen, jede von sechszehn Kanonen, und drei Goeletten, jede zu zwölf Kanonen, die leichte Eroberung zu machen. Der französische Agent Bresseau übernahm selbst die Leitung des ganzen Werks.

Man muß über die freche Undankbarkeit der französischen Behörden erstaunen. Man kann erstaunen, wie untergeordnete Behörden der Regierung Frankreichs wagen durften, Besitzungen einer befreundeten, bundesgenössischen Macht, mitten im Frieden feindlich, ohne allen Anlaß zu überfallen. Gewiß war dazu aus St. Cloud keine Weisung vom ersten Konsul gekommen. Die Agenten von Guadeloupe handelten also ganz eigenmächtig; ohne Zweifel in Hoffnung, bei diesem Staatsstreich gute Beute für sich zu machen. Die Entschuldigung einer solchen Eroberung war nachher bald zu ersinnen. Man konnte den Schritt nur als Nothwendigkeit erklären; etwa sagen, Curassao wäre außerdem ein Raub der Engländer geworden. Man kannte zu Guadeloupe, wie in Europa, den Grundsatz der gemeinen Politik: Was nützlich ist, das ist rechtlich! Freilich, die Verletzung des Völkerrechts war schreiend! Aber was gilt Völkerrecht? Ungefähr so viel, als in Bundesverträgen „immerwährender Friede und ewige Freundschaft." Leute vom Fach kennen den Werth solcher Floskeln.

---

### 3. Bresseau landet.

Zu Curassao ahnete Niemand die verrätherischen Anschläge, als man eines Tages (den 23. Heumonat) bei Morgensanbruch fünf

bewaffnete Fahrzeuge gegen die Küste der Insel fahren sah. Sie hatten französische Flagge aufgesteckt. Allein die Art, wie sie erschienen, mit wenigen Segeln, eins dicht neben dem andern, stark mit Mannschaft besetzt, und besonders, daß man deutlich Linientruppen erkannte, mußte Besorgniß erregen. Der Argwohn stieg, je näher sie kamen. Es konnte auch eine feindliche Unternehmung unter französischer Flagge gegen Curassao sein.

Lauffer, auf jeden Fall gegen Ueberraschung sicher zu stehen, ertheilte die nöthigsten Anordnungen. Der Hafen ward mit einer Kette gesperrt, vom Pontonschiff Ceres nach der gegenüberliegenden Seite. Man schlug Lärmen. Die Landwehr versammelte sich unterm Gewehr.

Die Landwehr von Curassao, zu ihrem Ruhm verdient es gesagt zu werden, war immer brav, aber durchaus schlecht bewaffnet. Der Gouverneur hatte 12,000 Pezos Unkosten daran gewagt, gute Flinten zu bekommen, und diese doch nicht erhalten können. Für das Pfund Pulver hatte er sogar zwei Pezos zahlen müssen. So scharf lauerten freundliche und feindliche Kaper den mit Munition befrachteten Fahrzeugen in diesen Gegenden auf. Unterstützung von Kriegsbedürfnissen damals aus Holland selbst zu erwarten, wäre sehr eitel gewesen. Sie war mehrmals und vergebens begehrt worden. Man hatte seit einem Jahre mit den spanischen Nachbarn unterhandelt, nur zweihundert gute Flinten verlangt; allein die Regierung von Venezuela gewährte bloß Hoffnungen, die sie nie erfüllte.

Es war neun Uhr Morgens, als die Fahrzeuge einrückten, alle zugleich; eins nach dem andern in ungefähren Zwischenräumen von zwei Minuten. Sie versuchten die Kette zu sprengen, mußten sich aber gefallen lassen, vor der Veste Amsterdam, unter den Kanonen derselben, unter denen der Stückschanzen und des Pontonschiffes Ceres, vor Anker zu gehen. Der Gouverneur schickte ohne Verzug

einen Offizier, um zu erfahren, wer sie wären und in welcher Absicht sie ankämen? Er ließ auch den Befehlshaber auffordern, ihm einen Abgeordneten mit seinen Aufträgen zu senden. Der batavische Offizier kam zurück und meldete, es wären Fahrzeuge von Guadeloupe, bestimmt, der Fregatte Vengeance, die auf der andern Seite der Bai vor Anker lag, Truppenverstärkung zu bringen. Die Sache machte sich aber verdächtig; denn die Besatzung der Fahrzeuge betrug bei neunhundert Mann; wohl zu viel für eine einzelne Fregatte.

Eine Stunde verging. Die erwartete Botschaft vom Befehlshaber der Fahrzeuge erschien nicht. Der Gouverneur, ungeduldig, ließ ihm sagen: würde nicht auf der Stelle Jemand gesandt, der über die Weisungen, welche die Schiffe hätten, genügende Aufklärung geben könne, müßten sie als Feinde behandelt und ohne Weiteres in den Grund gebohrt werden. Nun trat ein französischer Offizier ans Land. Er brachte vom Oberbefehlshaber, dem Agent Bresseau, einen Brief an den Gouverneur. Dieser erbrach, las, schüttelte den Kopf und erwiederte dem Ueberbringer: der Inhalt sei zu wichtig; er müsse denselben dem versammelten Rath vorlegen.

Der Kolonialrath versammelte sich. Lauffer theilte Bresseau's Schreiben und den darin enthaltenen seltsamen Antrag der guadeloupischen Agentschaft mit. Es war der, die Insel Curaſſao mit stärkerer Besatzung gegen allfällige feindliche Angriffe zu versehen. Während der Kolonialrath noch über das räthselhafte Abenteuer in Berathung war, erschien ein französischer Abgeordneter, Namens Joubert, und meldete, der Agent Bresseau bitte um Erlaubniß, der Sitzung des Rathes beizuwohnen, sich über seine Sendung ausführlicher erklären zu können. Man gewährte. Es dauerte nicht lange, so erschien Bresseau, begleitet vom General Pelardy und einem zahlreichen Gefolge von Offizieren, unter welchen nicht bloß Europäer, sondern auch Mulatten waren. Bald

darauf trat auch der von Guadeloupe mitgekommene General Jeannet*) herein, abermals gefolgt von einem Schwarm Offiziere von allerlei Farbe. Nach den ersten Höflichkeiten übergab Bresseau dem Kolonialrath ein Schreiben der obersten Behörde von Guadeloupe, und äußerte, nebst den Generalen Pelardy und Jeannet, den Wunsch, mit dem Gouverneur vertraulichen Zusammentritt zu haben, um Alles gütlich abzuthun.

Der Gouverneur begab sich mit ihnen in ein besonderes Zimmer. Hier nun erklärte Bresseau mit schlichten Worten, die Agentschaft von Guadeloupe habe für nöthig erachtet, Truppen nach Curassao zu schicken, weil man in Guadeloupe bestimmte Nachrichten erhalten, daß die Engländer in Jamaika eine Unternehmung gegen die Insel rüsteten. General Jeannet sollte auf Curassao den Kriegsbefehl zur Vertheidigung der Kolonie übernehmen; und welche Abänderungen rücksichtlich der Verwaltung der Insel vorzunehmen wären, ward nebenbei sehr ausführlich auseinandergesetzt.

Der Gouverneur hörte kaltblütig den wortreichen Vortrag an. Er wunderte sich mit Recht, daß die Herren zu Guadeloupe so genau von dem unterrichtet waren, was auf dem entlegenen Jamaika vorginge, und setzte in die Angaben gerechtes Mißtrauen. Er erwiederte endlich: „Ich habe Mannschaft genug, um allen Unternehmungen der Feinde, die sie mit ihren in diesen Gegenden befindlichen Truppen wagen könnten, Widerstand zu thun. Im Uebrigen wird der Kolonialrath auf die Anerbietungen des Beistandes antworten, mit denen uns die Agentschaft von Guadeloupe beehren will.“ — Bresseau schien betroffen. Er bemerkte, daß auch die Ausrüstung der Fregatte La Vengeance und die Reklamation wegen des Schiffes Mary Gegenstände seiner Sendung

*) Oeffentliche Blätter nannten ihn Genet, und titelten ihn sogar Admiral, beides mit Unrecht.

wären. (Die Mary war nämlich ein amerikanisches Schiff, welches von guadeloupischen Kapern in den Hafen von Curassao aufgebracht worden war; der Gouverneur hatte das Schiff, als widerrechtliche Prise, zurückbehalten.) Der Gouverneur entgegnete: was die Fregatte beträfe, hätte er selbst sich schon mit den Angelegenheiten derselben seit dem dritten des Heumonats befaßt. Darum wäre weiter keine Sorge nöthig. Was die reklamirte Mary beträfe, wäre darüber nicht einzutreten, weil eine Proklamation der batavischen Regierung — der Gouverneur wies sie vor — vollkommen entschieden hätte.

Bresseau that, als wäre ihm das ganz unbekannt gewesen, stand auf und sagte: „Nun, Herr Gouverneur, das wird sich am Ende Alles geben.“ Er nahm den Ton des freundschaftlichsten Einverständnisses an, und bat nur, man möchte doch die Kette im Hafen öffnen, und den Fahrzeugen gestatten, innerhalb derselben vor Anker zu legen, weil die Truppen der Division in der That Erfrischung nöthig hätten. Er, so wie die beiden Generale, gaben ihr Ehrenwort, es solle keinem Menschen die mindeste Ungelegenheit verursacht werden, und sobald die Gegenstände ihrer Sendung abgethan sein würden, wollten sie nach Guadeloupe zurückkehren, falls man in Curassao keine Verstärkung verlange.

Der Gouverneur bezeugte sich auf diese Versicherung hin gefällig. Er ließ die Kette öffnen und die Fahrzeuge hereinkommen. Er gestattete auch, an Bord der Fregatte La Vengeance so viel Mannschaft zu bringen, als man zur Ersetzung des Abgangs nöthig finden möchte.

Aber schon am Abend desselben Tages gab es Händel mit dem General Jeannet. Dieser hatte, ohne Vorwissen des Gouverneurs, Wachten ans Land gestellt, von welchen einige Offiziere der batavischen Landwehr beschimpft, andere Leute sogar mißhandelt worden waren. Der Gouverneur ließ die französischen Wachten

entwaffnen und verhaften. Der General bat, weil er sein Unrecht einsah, um Verzeihung; verhieß Genugthuung, und ersuchte um Erlaubniß, nur eine Landwache halten zu können. Es ward ihm gewährt. Der Gouverneur gab ihm sogar die Losung des Tages. Doch traute dieser den schönen Worten Bresseau's und der beiden Generale nicht ganz, sondern ließ die Wachten der Stadt durch eine Kompagnie Landwehr verstärken. Theils war es überhaupt gut, gegen die zudringlichen Gäste vorsichtig zu sein, theils auch nützlich, um Unordnungen vorzubeugen, welche durch Anwesenheit jener schwarzen Soldaten leicht möglich waren.

---

### 4. Aufforderung zur Uebergabe.

Die Franzosen, lauersam und schlau, trachteten nur festern Fuß zu fassen. Den dritten Tag nach ihrer Ankunft bat General Jeannet, es möchte ihm bewilligt werden, einen Theil seiner Truppen ans Land zu setzen; es wären viel seiner Leute krank. Der Gouverneur, ohne sich dem Vorwurf der Unmenschlichkeit auszusetzen, konnte es nicht abschlagen. Es ward aber beinahe das gesammte Kriegsvolk ausgeschifft. Es schlug am rothen Wege Lager auf. Der Gouverneur, freilich mißvergnügt, konnte für den Augenblick nichts ändern. Bresseau beeilte sich nun gar nicht, die Geschäfte seiner vorgeblichen Sendung zu beenden. Statt dessen gingen die Franzosen mit den Bürgern freundlich um, breiteten Gerüchte vom bevorstehenden Schicksal der Kolonie aus, falls man Bresseau's Vorschläge nicht annehmen würde. Da hieß es, die Stadt werde mit glühenden Kugeln zusammengeschossen und verbrannt, die Veste geschleift werden; Alles müsse dann ohne Gnade über die Klinge springen, und dergleichen mehr. Man wollte die Einwohner in Angst setzen, um sie zu stimmen. Täglich

sah man bald die Fregatte, bald die Fahrzeuge der Freibeuter allerlei Wendungen machen, denen aber immer mit entsprechenden Wendungen des Pontonschiffes Cérès geantwortet ward. Inzwischen sandte der Gouverneur eilfertig einen gewissen J. Obediente nach Venezuela, um von den Spaniern der benachbarten Küste Gewehre, Pulver und, wo möglich, einige Truppen zum Beistand zu erhalten. Seine Wünsche wurden nicht erfüllt.

Die Sache schien drohender zu werden. Schiffshauptmann Pitot traf alle Anstalten, die Fregatte dicht vor die Stadt zu ziehen. Es war am sechsten August. Gouverneur Lauffer, kaum davon benachrichtigt, ließ dem Kapitän sagen: er müsse liegen bleiben, wo er wäre. Pitot meldete zurück: sein Anker wolle nicht halten, wo er läge. Lauffer ließ antworten: so könne er sein Schiff nach dem Waaygat ziehen, wo die Kriegsschiffe der Niederlande anzulegen pflegten; dort sei der beste Ankerplatz von der Welt. Zugleich schickte ihm der Gouverneur seinen Hafenmeister, Martin Thysen, und den Artillerie-Lieutenant Duncan Munro, als Seemann, zur Beihilfe. Pitot nahm diese nicht an, sondern ließ durch sie sagen: er wolle sein Schiff hinziehen, wo es ihm gefalle, und zwar nun bestimmt vor die Stadt. Der Gouverneur gab sogleich Befehl, das Pontonschiff Ceres vorwärts zu ziehen, um mit seinen Batterien besser spielen zu können, und ließ durch einen von Pitot's mitgekommenen Offizieren zurückantworten: die geringste Bewegung der Fregatte gegen die Stadt gelte als Feindseligkeit, und habe zur Folge, daß die Fregatte in den Grund gebohrt werde. Zugleich ward die Trommel gerührt. Die Landwehr begab sich auf ihre Posten. Das that Wirkung. Die Fregatte stellte ihre Bewegungen ein, sobald der zurückgegangene Offizier an Bord gekommen war. Kurz nachher erschien Pitot selbst beim Gouverneur. Es gab einigen Wortwechsel; doch erklärte der Franzose, er habe nun für gut befunden, seine

Stelle nicht zu verändern, sondern liegen zu bleiben, wo er sei. „Desto besser für Ihre Fregatte,“ erwiederte Lauffer, „bei der ersten verbotenen Bewegung hätt' ich sie zusammenschießen lassen.“

Den folgenden Tag gegen Abend schickte Bresseau ein an den Rath der Kolonie gerichtetes Briefpäckchen. Es enthielt, nebst seinem Schreiben, nichts Geringeres, als eine Kapitulation für Curassao und ein Manifest der Agentschaft von Guadeloupe. Das Schreiben (vom 19. Thermidor Jahr 8 der französischen Republik) begann mit Vorwürfen gegen den Rath oder vielmehr gegen den Gouverneur von Curassao, wegen der feindseligen Stellung gegen die französischen Schiffe im Hafen, die doch, als Fahrzeuge einer bundesverwandten Macht, gekommen wären, Hilfe gegen die Engländer, ihre gemeinschaftlichen Feinde, anzubieten. Es ward nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß Lauffer ein geheimer Anhänger des Erbstatthalters und der Briten sei. Länger könnten die konsularischen Agenten Frankreichs bei dem verdächtigen Betragen der Regierung Curassao's nicht gleichgültig bleiben. Daher hätten die Agenten das beigefügte Manifest erlassen. Bresseau erklärte, wenn man nicht sogleich jene feindselige Stellung enden, die Landwehrmänner auseinander lassen, die Kanonen von den Wällen, die Wachten und Posten zurückziehen, nicht Alles auf den gewöhnlichen Friedensfuß setzen würde, er gezwungen sei, die Feindseligkeit Curassao's mit Feindseligkeit zu erwiedern.

Das Manifest (gegeben im Nationalgebäu der konsularischen Agentschaft zu Basse-Terre in Guadeloupe, den 25. Messidor Jahr 8 der französischen Republik, und unterzeichnet: Jeannet, Baco und Bresseau) zählte eine ganze Reihe Klagen und Beschwerden gegen den Gouverneur von Curassao auf, z. B. wie er die Anglo-Amerikaner offenbar zum Nachtheil der französischen Flagge begünstige, da doch jene den Franzosen offenen Krieg in den Antillen machten. Zum Beweis gelte, daß Curassao den ame-

rikanischen Kreuzern Aufenthalt und Ausbesserung ihrer Schiffe gestattet; daß die Franzosen, wenn sie sich mit Amerikanern zugleich im Hafen von Curassao befanden, von diesen ungestraft bebeleidigt und gekränkt werden konnten; daß man aus Curassao sogar Franzosen und Batavier, unter dem Vorwand, sie seien Ruhestörer, fortgewiesen habe; daß man, seit dem 8. Mai 1799, den Flaggenbaum im Fort habe weghauen lassen, an dem seit der Revolution immer die Nationalfarben Frankreichs neben denen von Holland gewehet hätten; daß das Gouvernement von Curassao seit Anfang des Jahres 1700 den seltsamen Machtspruch gethan, jeder Korsar solle 1599 Gulden Strafe zahlen, der inner drei Meilen von der Insel das Fahrzeug einer mit der batavischen Republik verbündeten Macht angreifen würde: ein Machtspruch, den selbst das batavische Vollziehungs-Direktorium zu thun sich nie erlaubt haben würde; ein Machtspruch, in dessen Folge wirklich ein französischer Kaper, der bei Curassao, und weiter als drei Meilen von der Insel, ein amerikanisches Schiff nahm, verfällt worden sei, so wie ein anderer mißhandelt worden wäre, der eine amerikanische Goelette zwischen Curassao und Bonayre genommen hätte; daß zu Curassao sogar der Prediger der kalvinischen Sekte (**le ministre de la secte calviniste**), seine Schamlosigkeit so weit getrieben habe, öffentlich zum Haß gegen die Franzosen aufzufordern, indem er, am Jahresfest des Untergangs von der Flotte des Marschall d'Estrées bei den Avesinseln, Gott für die Rettung Curassao's von der Gewalt der Franzosen gedankt. Aber man bemerke nun endlich wohl, dies alles sei Wirkung einer erbstatthalterischen Faktion auf Curassao; der konsularischen Agentschaft zu Guadeloupe sei das Dasein solcher Faktion auch längst von dem tugendhaften Braak, Befehlshaber des Postens von Surinam, und einem Andern von Curassao selbst angezeigt worden. Daher habe die konsularische Agentschaft, zur Sicherheit Frankreichs in diesen Ge-

schen Bresseau und Pitot vorfiel, hatte der Gouverneur dem vollständigen Rath der Insel, bestehend aus allen Gliedern des Großen Rathes und den zwei ältesten Offizieren jeder Kompagnie, der Linientruppen sowohl als der Landwehr, die von Bresseau gesandten und übersetzten Schriften vorgelegt. Mit Erstaunen und Unwillen hörte man den Inhalt. Es war nur eine Stimme über die beispiellose, bundesbrüchige Frechheit der guadeloupischen Agentschaft und Bresseau's. Eine nachdrückliche Verwerfung aller jener ehrlosen Anträge war die Antwort, und diese empfing Bresseau am Abend, da die Fregatte den Hafen verließ.

Der letzte Umstand besonders brachte in den Entwurf der Guadeloupesen einen gewaltigen Riß. Auch General Pelardy und andere französische Offiziere, die mit der Vengeance hatten abreisen wollen, und zurückgeblieben waren, befanden sich in bitterer Verlegenheit, denn ihr gesammtes Gepäck war auf die Fregatte gegeben. Sie beschworen nun den Gouverneur, ihnen zum Erreichen der Fregatte zu helfen. Er rüstete ihnen eine Goelette. Man hatte die Vengeance des Morgens, noch südwestwärts dem Hafen, am äußersten Horizont erblickt; sie schien mit Hülfe der Segel zwischen Curassao und Aruba den Durchgang zu versuchen. Allein die Goelette kam Abends mit dem General und seinen Offizieren zurück, ohne die Fregatte gesehen zu haben.

---

### 5. Bresseau's verstellte Abreise.

Bresseau, nun er sich eines guten Theils der Streitkräfte beraubt sah, auf die er gezählt hatte, stimmte den Ton um. Der Kolonialrath erhielt von ihm ein Schreiben, in freundlichen Ausdrücken, worin er deutlich zu verstehen gab, es sei ihm um Rückreise nach Guadeloupe zu thun. Nur war er noch um Fahrzeuge zum Transport der Truppen verlegen. Der Kolonialrath, herzlich

zufrieden, die zweideutigen Gäste los zu werden, setzte einige Fahrzeuge in Requisition und stellte sie zu Bresseau's Verfügung. — Ein paar Tage nachher wandte sich dieser abermals an den Rath, und verlangte einigen Beistand an Geld. Man bewilligte ihm siebentausend Gourden (Piaster). Er kam mit neuen Bitten ein; der Rath erhöhte ihm die Summe auf zehntausend Gourden, welche der Gouverneur alsbald auszahlte. Kurz, was der Agent von Guadeloupe begehrte, um seine Reise zu erleichtern, ward ihm zugestanden. Man rüstete ihm vier Fahrzeuge zum Transport seiner Truppen vollständig aus; lieferte ihm alles erforderliche Geräth und Bedürfniß zur Reise; schoß ihm in Allem 10,500 Gourden vor, sowohl den rückständigen Sold seiner Leute entrichten, als andere Nothwendigkeiten der Division bestreiten zu können; theilte ihm von den Vorräthen und Lebensmitteln, die damals in der Kolonie eben nicht überflüssig waren, auf einen vollen Monat für mehr denn neunhundert Mann mit; Arzneien, Kleinigkeiten aller Art, — nichts schlug man ihm ab. Auf Treu und Glauben, gegen schriftliche Versicherung, daß diese, wie die der Vengeance gemachten Lieferungen sogleich nach der Ankunft in Guadeloupe gezahlt werden sollten, gab man willig und freudig.

Endlich hatten die Franzosen nichts mehr zu verlangen. Sie waren reichlich versorgt. Man erwartete in Curassao voller Ungeduld den Augenblick ihrer Abreise, weil ihr Aufenthalt im Hafen den Handelsverkehr der Insel zerstört hatte. Denn natürlich wagte sich kein Schiff von irgend einer Nation her, sobald man vernahm, die Guadeloupesen wären da.

General Jeannet kam zum Gouverneur, sprach vom Absegeln, äußerte aber neue Bedenklichkeiten. Er fürchtete nämlich feindlichen Fregatten zu begegnen, und in dem Fall wünschte er Erlaubniß zu haben, in den Schiffsrheden oder Baien der Insel vor Anker zu gehen oder landen zu dürfen, falls der Feind wagen sollte, die

Fahrzeuge mit Schaluppen anzugreifen. Allerdings war der Fall möglich. Der Gouverneur konnte den Truppen einer befreundeten Macht die Zuflucht nicht verweigern, da die Engländer in den westindischen Gewässern fast überall kreuzten. Er machte es sich zur Pflicht, jedem Fahrzeuge der Division schriftliche Erlaubniß auszustellen, auf den Fall der Gefahr, in alle Hafen und Baien einzukehren und zu landen, um sich zu retten oder zu vertheidigen.

Es war nun nichts mehr zu verlangen übrig. Bresseau beurlaubte sich durch seinen Aide-de-Camp Chaudry beim Gouverneur, und dankte diesem für allen Beistand, den er geleistet. General Jeannet nahm persönlich Abschied, bezeugte dem Gouverneur in den verbindlichsten Ausdrücken seine Erkenntlichkeit, und bat um Anlaß, ihm zu beweisen, wie gern er dankbar sein möchte. Der Gouverneur ersuchte ihn, auf Abschlag der Zahlungssumme für die gemachten Lieferungen, drei- bis vierhundert Gewehre zum Gebrauch der Landwehr, und für seine Person ein gutes Astrolabium und einen Meßtisch zu schicken, wenn dergleichen allenfalls in Guadeloupe zu haben wären. Man schied freundschaftlich von einander.

An demselben Tage noch, es war der 3. Herbstmonat, segelten alle Fahrzeuge ab. Bemerkenswerth ist, daß zugleich drei französische Korsaren vor dem Hafen erschienen waren, die sich mit der Division vereinigten. Aus den folgenden Begebenheiten ward es erst wahrscheinlich, daß Bresseau diese Fahrzeuge erwartet, und bloß darum unter allerlei Vorwand gezögert hatte, die Anker zu lichten.

In Wilhelmstadt war man froh, des lästigen Besuches Ende zu sehen. Die Franzosen segelten langsam, und am Abend gingen sie wieder vor dem Hafen St. Michel vor Anker. Sie sagten, das Meer sei zu still, und der Küstenwind von Südwest zu schwach gewesen. Und doch kehrten sie in einem Hafen ein, der im Westen

desjenigen lag, aus welchem sie erst hervorgegangen waren. Sie blieben da auch den folgenden Tag, ungeachtet sich der Küstenwind frischer aufmachte, und ihnen die günstigste Gelegenheit bot, ihren Weg zu verfolgen.

Dies neue Zaudern hätte wieder Argwohn erregen können. Indessen man hatte es nicht mit Feinden zu thun, sondern mit Befehlshabern und Truppen einer verbündeten Macht, welche mit den Holländern einerlei Feind bekämpfen mußten. Man war ihnen in allen Fällen Unterstützung schuldig. Sie hatten auf ihre frühern Vorschläge Verzicht gethan; wollten der Kolonie von Curassao ihren Beistand nicht aufzwingen. Das war genug. Es stand dem Gouverneur nicht zu, ihnen sogleich Rechenschaft abzufordern, warum sie bei St. Michel anhielten. Hätte er wohl gar auf der Stelle die Besatzung von St. Michel mit frischer Mannschaft verstärkt, es würde beleidigendes Mißtrauen, oder unnöthige Furcht verrathen haben. — Inzwischen ließ er sie beobachten. Und bald genug ward er überzeugt, er habe auf bundesgenössische Verhältnisse, Freundschaftsversicherungen und gegebene Ehrenworte zuviel Vertrauen gesetzt.

---

## 6. Versuch der Franzosen, die Insel zu erobern.

Denn am 4. Herbstmonat, Abends acht Uhr, empfing er Nachricht, die Franzosen seien zu St. Michel ans Land gegangen, unter dem Vorgeben, man habe in der Ferne fünf englische Kriegsschiffe gesehen. Und, um dem in St. Michel befehlenden batavischen Offizier beizustehen, hätten sie dort beide Vesten besetzt. Eben dies meldete auch General Jeannet selbst dem Gouverneur in einem eigenen Briefe.

Lauffer war außer sich vor Zorn über die Treulosigkeit, mit der man eine Erlaubniß mißbrauchte, die er auf Treu und Glau-

den für Nothfälle an bundesverwandte Truppen ausgestellt hatte. Schmählicher war die Gastfreundschaft nicht zu mißbrauchen, als hier geschah, wo man Besitz von der Veste eines befreundeten Staates nahm, unter deren Schanzen sich wenige Tage zuvor ein französischer Korsar gerettet hatte, der von einer britischen Fregatte fast genommen worden war. Die Erscheinung von fünf englischen Kriegsschiffen blieb offenbare Lüge. Auf keiner Seite von Curassao hatte man Schiffe wahrgenommen. Selbst die Franzosen, die damals auf der Insel wohnten, nannten es Märchen.

Sobald der Gouverneur Nachricht von der Landung hatte, brach er in der Nacht an der Spitze von fünfhundert Mann gegen St. Michel auf. Als er bei den Häusern von Blaauw ankam, machte er Halt, und schrieb an seinen Fähnrich Fikkert, der die beiden Vesten von St. Michel befehligte, einen Brief, mit Auftrag, dem General Jeannet anzuzeigen, er solle seine Truppen einschiffen, weil der Gouverneur mit hinreichendem Kriegsvolk da sei, die beiden Vesten zu besetzen, und die Franzosen, so wie ihre Fahrzeuge in Schutz zu nehmen, wenn sie von einem Feind angegriffen werden sollten.

Er wartete vergebens auf Antwort. Er schrieb einen zweiten Brief und schickte ihn mit dem Befehl ab, Fikkert solle selbst zu ihm kommen. Auch darauf blieb die Antwort aus. Selbst die Träger der beiden Briefe, weil man sie angehalten hatte, kehrten nicht zurück. Lauffers Verlegenheit stieg. Unmittelbar gegen Franzosen Feindseligkeiten zu beginnen, schien in der Stellung eines batavischen Gouverneurs politisch unrathsam; aber es wäre auch in militärischer Hinsicht mehr als gewagt gewesen. Denn die Streitkräfte waren durch den Zuwachs, welchen sie aus Guadeloupe erhalten hatten, auf zwölfhundert Mann gesteigert. Dazu hatten sie, vermöge der besetzten Vesten, die vortheilhafteste Stellung. Besonders die neue Veste, weil sie auf einer damals unzugäng-

lichen Höhe gebaut war, gab ihnen einen mächtigen Stützpunkt, von welchem aus die Umgegend beherrscht werden konnte. Alle Wege und Stege waren überdies mit schwerem Geschütz besetzt. — Der Gouverneur mußte erwarten, ob die Franzosen, die bei Besetzung von St. Michel immer noch eine Art Entschuldigung haben konnten, das Aergste unternehmen und die Kolonie geradezu feindlich behandeln würden. Vielleicht war ihnen nur daran gelegen, Schrecken einzuflößen, entweder um noch mehr Geld zu erpressen, oder die schwächere Partei zu bereden, die Kolonie gutwillig zu übergeben. Immer mußte Lauffer von seiner Seite vermeiden, voreilig zu handeln. Er ging daher folgenden Tags nach Wilhelmsstadt zurück.

Hier vernahm er, daß zwei der stärksten Korsarenschiffe Bresseau's des Morgens auf der Höhe des Meeres erschienen wären und ihre Stellung zwischen den Inseln Bonayre und Curassao genommen hätten. Bald darauf kam Botschaft, daß, sobald sich der Gouverneur mit seinen Leuten von den Häusern von Blaauw entfernt habe, die Franzosen in alle Wohngebäude von St. Michel eingedrungen wären, geplündert und das Vieh weggetrieben hätten. Folgenden Tags schwärmten ihre Spähwachten schon bis Hato, Mahuma u. s. w., Wohnungen, drei Wegstunden nordwärts von Wilhelmsstadt. Die guadeloupischen Negersoldaten machten sich an die Neger der Kolonie, wiegelten sie zur Empörung, zur Verjagung und Beraubung ihrer Herren auf. Das war so schwer nicht. Eine Menge Sklaven lief ihnen zu, und vereint mit denselben sammelten sie sich, alle bewaffnet, zu Haay, unweit dem rothen Weg. Die ungeheuern Gräuel von St. Domingo drohten auf dieser Insel erneuert zu werden. Freiheit und Gleichheit ward ausgerufen; der Gouverneur mit seinen Leuten als Feinde der Volksrechte, als Orangisten verwünscht. — Freilich war damit noch nicht erwiesen, daß der Agent Bresseau und die

Generale an all den Unordnungen Theil hätten. Es konnten Ausschweifungen der Neger und des Korsarengesindels sein, die vielleicht nicht zu verhüten waren.

Der Gouverneur stellte indessen am rothen Weg eine Wacht von 150 Mann der Besatzung mit zwei Feldstücken beim Hause des ehemaligen Gouverneurs de Veer auf, mit Befehl, keinen verdächtigen Menschen gegen die Vorstadt der Anderseite zu lassen. Denn diese Anderseite bildet einen beträchtlichen Theil der Stadt selbst. Sie ist gegen den rothen Weg ganz offen und wehrlos, und war daher verwegenen Plündereien leicht zugänglich. Als gegen Abend gemeldet ward, daß sich nahe bei Haay die Negerhaufen und Soldaten vermehrten, verstärkte Lauffer jene Vorwacht noch mit zweihundert Mann.

Folgenden Morgens in der Frühe rückte Bresseau's Kriegsvolk wirklich gegen die Stadt an. Der Gouverneur warf sich aufs Pferd, gab dem beim Hause Kikkert aufgestellten Reservekorps, welches vier Feldstücke bei sich hatte, die nöthigen Befehle, und eilte zum Posten am rothen Wege. Aber schon unterwegs bei der Synagoge kam ihm ein Reiter entgegengesprengt und meldete, die holländischen Soldaten hätten die Flucht ergriffen. Er setzte seinen Weg dennoch fort, denn er konnte an solche Feigheit von Linientruppen nicht glauben. Aber er mußte sich bald davon überzeugen. Sie kamen ihm in wilder Verwirrung athemlos entgegengestürzt. Sogleich ließ er die Reserve bis zur lutherischen Kirche vorrücken, die Flüchtlinge wieder zu sammeln. Umsonst. Die Soldaten befanden sich in unbeschreiblicher Unordnung. Hätten nicht die drei Kompagnien Landwehr, die bei ihnen gewesen, und schändlich im Stich gelassen waren, die Feldstücke gerettet, und durch regelmäßigen Rückzug die Flucht der Soldaten gedeckt, diese wären gewiß alle gefangen worden. Bresseau's Plänkler hatten sich indessen schon der Häuser Kikkert, Schotborg und Monge bemeistert,

und richteten, vereint mit den Franzosen, an dem andern Gestade beständiges Feuer auf die Holländer, jedoch ohne große Wirkung. Ein Soldat ward an der Seite des Gouverneurs getödtet, und ein Mann von der Landwehr tödtlich verwundet.

Es blieb nichts übrig, als die Anderseite zu verlassen, und sich über die Bai nach der Stadt einzuschiffen. Fünf Feldstücke ließ man beim Hause Kikkert zurück. Doch nur eins derselben konnten die Franzosen, und zwar ganz unbrauchbar geworden, mit sich nehmen; denn das Pontonschiff Ceres bestrich mit unaufhörlichem Feuer die große Straße der Anderseite.

Folgenden Morgens verbreiteten sich die feindlichen Streifparteien im Osten der Kolonie, und entführten alle Sklaven, alles Vieh und was sie sonst fanden. Bresseau vertheilte nach allen Gegenden Proklamationen, deren er von Tag zu Tag neue machte, abschreiben und anschlagen ließ. Lauffers Lage war verzweiflungsvoll. Er hatte nicht so viel Streitkräfte, als die Franzosen, um im offenen Felde Spitze zu bieten. Er war auf die schändlichste Weise von Truppen einer engverbündeten Macht, nach den herzlichsten Freundschaftsversicherungen, betrogen und überfallen worden. Er sah sich von ihnen auf allen Seiten zu Land und zu Wasser umringt und gesperrt. Durch die Lieferungen, welche man der Mannschaft der Vengeance, und durch die, welche man der Division Bresseau gemacht hatte, waren die Vorräthe an Lebensmitteln fast erschöpft. Seit zwei Monaten hatte kein amerikanisches Schiff in Curassao angelegt. Man fand nur noch für ein paar Tage Brod. Die meisten Wasserplätze lagen in der Gewalt der Franzosen. Seit ungefähr achtzehn Monaten hatte es nie geregnet. Ungeheure Dürre versengte das Land. Mehr denn die Hälfte Viehes war daher umgekommen. Rings um die Stadt hatten die Franzosen das Heerdenvieh weggetrieben. Die meisten Sklaven aus den Wohnungen der Nachbarschaft war zu ihnen übergelaufen;

und diejenigen, die sich noch in der Stadt befanden, gaben die unzweideutigsten Beweise nachahmungslustiger Gesinnungen.

An kräftigen Widerstand der Stadt, an Vertreibung der Franzosen ließ sich nicht denken: denn die gesammte Landwehr hatte höchstens sechszig gute Gewehre; die übrigen taugten wenig. Sowohl Landwehr als Besatzung waren seit zwei Monaten vom strengen Dienst ziemlich angegriffen. Jetzt gezwungen, sich inner die Besten und Schanzen zurückzuziehen und einzuschließen, mußte man sich lediglich mit dem schweren Geschütz vertheidigen, und dazu noch die waffenfähige Mannschaft zum Wasserholen gebrauchen, oder Holzwerk und Geschütz in die neue Schanze zu schleppen, die der Gouverneur auf der Höhe, Scharlo genannt, anlegte. — Ohne Lebensmittel, ohne Wasser, sah man vor, entweder verhungern oder verschmachten, oder in die Gewalt einer Horde von Räubern und Mördern fallen zu müssen. Die Gräßlichkeiten von St. Domingo, vor denen die Menschheit erbebt, standen den Pflanzern von Curassao bevor. Schon waren, wie gesagt, fast alle Neger der Kolonie übergegangen. Jetzt standen sie bewaffnet, jubelnd, racheathmend oder raublustig. Was ließ sich erwarten? Die erst während Bresseau's Aufenthalt nach Curassao gekommene und mit ihm vereinte Bande des Rigaud bestand (ausgenommen die Kanoniere) aus sechszig Offizieren und Mulatten, alle von St. Domingo, alle in die Kunst des Kriegs, und noch mehr in die Kunst der Kriegsgräuel eingeübt. Zwei Mulatten, einer Namens Birot, ein Anderer Namens Bonnet, die beide auf St. Domingo die Grausamkeit so weit getrieben hatten, daß sie schwangere Weiber zersägen ließen, hatten den Rang von Brigadechefs, und befehligten unter dem Agent Bresseau Divisionen oder Kolonnen.

Bresseau selbst, wie man wohl bemerkt haben wird, hatte sich schon als einer jener Menschen gezeigt, die, mit Verlust alles sittlichen Sinnes, gleich diebischen Gaunern, nur den dumm ge-

führten Streich für den schlechtesten halten. Er wäre unter andern Umständen ein trefflicher Kabinetsmann, etwa wie Fouché, der Herzog von Otranto, geworden, der zu Enghiens Hinrichtung sagte: „C'est plus qu'un crime, c'est une faute!“ und sich mit diesem Einfall etwas wußte.

Die Feinde der Niederländer — denn so muß man wohl die Franzosen nach allen diesen Ereignissen nennen — freuten sich der vortheilhaftesten Lage. Nach Vereinigung mit Rigauds Bande und der Mannschaft jenes guadeloupischen Korsaren, dessen Fahrzeug noch auf dem Schiffswerft lag, so wie mit denjenigen Franzosen, die jenseits der Bai wohnten, und gern oder ungern mit den Guadeloupesen gemeine Sache machen mußten, waren sie über fünfzehnhundert Mann stark; alle mit guten Gewehren versorgt und Meister von der Anderseite. Nah und fern machten ihre Plänkler anhaltendes Feuer gegen die Stadt, während man ihnen, weil sie hinter den Mauern der Quergassen versteckt lagen, nicht beikommen konnte. Sie standen in Besitz der Maisvorräthe und Lebensmittel, die sich noch in den Magazinen der Anderseite oder auf der Klip befinden mochten. Sie hatten sich alles Viehes bemächtigt und was sie sonst in den Pflanzwohnungen vorfanden. Die abtrünnigen Neger schleppten ihnen zu. Ja, der betrogene Kolonialrath selbst hatte sie vor ihrer geheuchelten Abreise noch auf einen vollen Monat mit Mundvorrath versorgt. Zudem konnten sie darauf zählen, daß jedes amerikanische Schiff, das etwa in den Hafen einkehren wollte, in ihre Gewalt fallen mußte, weil ihre Korsaren die Insel rings blokirten. Auch alles Kaufmannsgut der drei Ladungen von Mary, Kuba und Oliveros, die sie ohnehin ansprechen zu können glaubten, hatten sie sich zugeeignet. Ihr Kriegsvolk, noch kräftig und frisch, war durch Hoffnung großer Beute ermuthigt. Beschwerliche Arbeiten wurden ihm nicht gegeben: dergleichen verrichteten die abtrünnigen Sklaven. Selbst

im schlimmsten Fall, der unter solchen Umständen doch kaum gedenkbar schien, konnten die Franzosen aus der Bai von St. Michel immer wieder in die offene See stechen und sich retten. Aber auch dieser traurigen Möglichkeit, Hab' und Gut zu verlassen und durch Flucht Weibern und Kindern nur das Leben zu bewahren, mußten die Einwohner von Curassao entsagen. Denn wohin mit ihnen? Die französischen Korsaren kreuzten ringsum. Nichts konnte denselben entrinnen. — Nur der Gouverneur blieb unerschütterlich, entschlossener zu seinem Tode, als zur Uebergabe der Kolonie.

---

## Curassao unter britischem Schutz.

Vier Tage waren unter gegenseitigen Beschießungen verstrichen, als man von der Veste Amsterdam am neunten Herbstmonat, da eben die Sonne untergehen wollte, in der Ferne eine Fregatte mit amerikanischer Flagge entdeckte. Die beiden Korsarenfahrzeuge, bei Bonayre aufgestellt, zogen sich schnell zurück nach St. Michel.

Fast zu gleicher Zeit erblickte man ein anderes Schiff von drei Masten, ebenfalls mit amerikanischer Flagge. Herr Philips, Konsul der Vereinigten Staaten auf Curassao, schickte, mit Genehmigung des Gouverneurs, ein Boot hinaus, sie um Beistand anzurufen.

Folgenden Morgens erfuhr man, daß die Fregatte keine amerikanische, sondern eine englische und zwar die Fregatte Nereide von vierundvierzig Kanonen sei, befehligt durch Kapitän Friedr. Watkins; ferner, daß der Dreimaster ein amerikanisches, von den Engländern in der Nacht vorher gekapertes Kauffahrteischiff sei, mit Kriegsbedürfnissen, z. B. 5500 Flinten, 30,000 Pfund Pulver, Bohlen zu Laffeten u. dgl. m., beladen. In Bezug auf

diesen Dreimaster war man sehr verschiedener Meinung; in jedem Fall schien seine Ladung verdächtig für Curaſſao gewesen zu sein. Entweder sollte diese in die Hände von Bresseau's Korsaren fallen, oder war geradezu für ihn bestimmt gewesen, und so hätten die Waffen auf jeden Fall zur Wehrbarmachung der Neger von Curaſſao dienen müssen, wäre das Schiff nicht von den Briten genommen worden.

Hauptmann Watkins ließ dem Gouverneur sagen: wiewol in Diensten seiner britischen Majestät, gegenwärtig wirklich im Krieg gegen die batavische Republik, stehe er doch nicht an, dem Gouverneur so viel Hilfe, als er leisten könne, anzubieten, da er die beklagenswerthe Lage der Kolonie vernommen hätte. Er sähe schauderhaftes Unglück vor, und thue, was Menschlichkeit gebiete.

Der Gouverneur versammelte den Rath, und gab ihm Kenntniß von Watkins Anträgen. Seltsames Geschick! — Franzosen, Hollands Verbündete, standen als Feinde da; Engländer, Hollands Feinde, erboten sich zur Rettung. Trauriges Schweigen herrschte im Rath. Jeder schien zwischen Pflicht und Verzweiflung zu wanken. Aber es blieb nur Wahl, entweder mit den Engländern zu unterhandeln, oder in die Gewalt des Korsaren- und Negergesindels zu gerathen. An letzteres konnte Keiner ohne Grauen denken. Was war von einem Menschen, wie Bresseau, zu erwarten, der mit Mord, Raub und Verwüstung die Summen und Lieferungen vergalt, welche die Kolonie ihm, seiner Division und der Fregatte La Vengeance gemacht hatte, und die über hunderttausend Gourden Werths betrugen!

Der Rath bevollmächtigte den Gouverneur, mit Watkins einzutreten, und vor allen Dingen zu vernehmen, unter welchen Bedingungen derselbe Hilfe gewähren wolle. Watkins erwiederte: die Kolonie solle sich unter britischen Schutz stellen, und zwar nach den gleichen Kapitulationspunkten, wie Surinam, das heißt, ihre

bisherige Administration beibehalten und englische Besatzung aufnehmen. — Ein vollzusammengesetzter Rath mit allen Offizieren vernahm den Vorschlag, bewilligte ihn, und in Folge des Beschlusses unterzeichnete Lauffer die Kapitulation am 13. September 1800. Die Uebergabe der Kolonie selbst erfolgte erst fünf Wochen später, bis mehrere englische Schiffe eintrafen.

Unterdessen leistete die Fregatte in der That die wesentlichsten Dienste, die sie gewähren konnte, und die zugleich die allerdringendsten waren. Denn nicht nur ward Bresseau gezwungen, seine Blokade aufzuheben und seine Fahrzeuge zurückzuziehen, daß man wieder Hoffnung hegen konnte, von irgendwo her Lebensmittel zu empfangen, sondern Kapitän Watkins lieferte auch Munition und fünfzig gute Flinten. Damit ward Lauffer im Stande, theils starke Spähwachten auszuschicken, theils diejenigen zu decken, welche Mundvorrath einholen mußten; theils zur Hut der kleinen Vesten Republik und Pieter May Vorwachten anzuordnen. Denn die Guadeloupesen streiften schon nahe bei dem Abhang der Höhe von Altona, und die Negersklaven schleppten schon Kanonen auf den Weg von Piscadero. Auch am Abhang beim rothen Weg, unweit dem katholischen Kirchhof, warfen die Franzosen eine Stückschanze auf, die am 13. September vollendet und den folgenden Tag mit drei Achtzehnpfündern besetzt war. Aus diesen beschossen sie die Stadt und Veste zehn Tage lang.

Ehe sie damit anfingen, schickte Bresseau aber noch einen Brief an den Kolonialrath, mit Aufforderungen und einer Proklamation. — Die letztere verdient, weil sie Treiben und Ton dieser Menschen bezeichnet, in ihrem ganzen Inhalt gekannt zu sein:

„Im Namen der beiden verbündeten Republiken von Frankreich und Batavien.

„Einer der konsularischen Agenten auf den Inseln im Wind, auf Sendung in Curassao, in Erwägung u. s. w. beschließt:

1. „Die Kolonie von Curassao ist, in Gemäßheit des Beschlusses der Agentschaft vom 25. Messidor dieses Jahres und durch die Thatsache offenen Angriffs gegen die französische Division, von heute an unter den Schutz der französischen Regierung gesetzt.

2. „Der provisorische Gouverneur Lauffer, Urheber jenes Angriffs, Haupt der Faktion der Orangisten, ist durch diese Thatsache, nebst seinen Mitschuldigen und Anhängern, zum Feind der beiden Republiken von Frankreich und Batavien erklärt und für alle Folgen verantwortlich.

3. „Im Namen der beiden verbündeten Republiken sind die Veste, die Schanzen und alle von jenem Faktionshaupt besetzten Posten in Belagerungsstand erklärt.

4. „In Folge dieser Erklärung ist allgemeiner Aufruf an alle in dieser Kolonie befindlichen Franzosen erlassen, sich unter den Befehl der französischen Generale, in deren Hauptquartier, genannt Landhaus de Veer, zu stellen, und von dem Augenblick an sollen ihre Person und ihr Eigenthum unter Obhut der französischen Republik stehen. Diese Obhut und Sicherheit wird gleichfalls allen batavischen Bürgern gewährt, welche die Posten verlassen, sich in ihre Wohnungen zurückziehen und ruhig bleiben.

5. „Jeder Franzose, er sei seit 1789 naturalisirt oder nicht, der bei Kundmachung des Gegenwärtigen sich im Dienst bei der Landwehr oder in einer andern Stelle vom Gouverneur Lauffer befindet, ist gehalten, sogleich den Gehorsam aufzusagen.

6. „Wenn in der Veste, in den Schanzen und übrigen von den Truppen der französischen Republik angegriffenen Stellungen bewaffnete Franzosen angetroffen werden, sollen sie als Auswanderer, als Mitschuldige der Orangisten angesehen, und als solche nach den Gesetzen beurtheilt und bestraft werden.

7. „Jedes Mitglied der Landwehr, welches nicht nach drei wörtlich geschehenen Aufforderungen die Waffen ablegt, wird durch

die That selbst als Feind der batavischen Republik erklärt und dem gemäß nach den Gesetzen seines Landes bestraft.

8. „Befehlshaber und Hauptleute der Linientruppen, die nach einer ähnlichen Aufforderung sich weigern würden, die Waffen abzulegen, oder gar das Zeichen geben würden, auf die französischen Truppen zu feuern, sollen als Mitschuldige der Orangisten betrachtet und als solche behandelt werden; im entgegengesetzten Fall aber, wenn sie Blutvergießen verhindern, sollen sie beibehalten und selbst im Rang befördert werden, je nachdem sie sich im Betragen gezeigt haben.

9. „Jeder, der ertappt werden sollte, wenn er aus den Fenstern auf französische Republikaner schießt, oder auf irgend einen andern Nationalkokarde tragenden Bürger, wird ohne Gnade füsilirt.

10. „Allen und Jeden ist ernstlich verboten, in Gebäude und Magazine der Stadt einzubrechen, zu plündern, Feuer in die Häuser zu legen. Wer dabei angetroffen wird, der wird füsilirt.

11. „Es sind hiemit unter den Schutz des französischen und batavischen Edelsinnes (Loyauté) gesetzt die Weiber, Kinder, Greise und Krankhafte, von welcher Nation sie auch sein mögen. Ihre Personen sollen gewissenhaft (religieusement) beachtet werden.

„Dem Bürger Joubert ist befohlen, gegenwärtige Proklamation aller Orten, wo es nöthig sein wird, kund thun und anschlagen zu lassen.

„Im Hauptquartier zu St. Michel den 18. Fructidor Jahr 8 der französischen einen und untheilbaren Republik.

Bresseau.

Durch den Delegirten: Joubert."

Der Kolonialrath, im Geist des starkmüthigen Gouverneurs, achtete es der eigenen Ehre zuwider, mit einem Manne, der die

Gesetze der Ehre und des Völkerrechts mit Füßen trat, irgend Geschäftsverkehr einzugehen. Als daher keine Antwort erfolgte, begann Bresseau das Feuer.

Die Noth, welche sein Geschütz verursachte, war unbedeutend gegen die des bevorstehenden Hungers. Man hatte kaum noch für zwei Tage Brod. Ein Glück, daß die Nereide das Meer von guadelonpesischen Kapern gesäubert hatte. Wenigstens beruhigte sich Jeder mit Hoffnungen und hielt den Kampf muthig aus. Man betrog sich auch nicht. Es liefen bald drei amerikanische Fahrzeuge, befrachtet mit Mehl und andern Lebensmitteln, in den Hafen ein; dazu kamen dann noch zwei ähnlich-beladene aus Caraccasbai. Am 13. Sept. Abends 8 Uhr endlich fiel auch nach achtzehn Monaten wieder der erste Regen. Das belebte alles Volk der Kolonie. Man ging den Rotten Bresseau's neugestärkt entgegen. Diese, die nun Alles daran setzten, den ehrlosen Krieg glücklich durchzuführen, um mit der Schande, die an den Ursachen klebte, nicht noch die Schmach schlechten Ausganges zu behalten — denn wie viele Verbrechen lassen sich nicht zuletzt durchs Glück adeln! — machten die äußersten Anstrengungen. Sie umgingen den Binnensee. Sie kamen in drei Kolonnen, die Stadt auf der Seite vom Fort Republik und Pieter May anzugreifen. Der Gouverneur aber, ihre Bewegungen unaufhörlich verfolgend, trat ihnen aller Orten in den Weg. Er hatte auf den Abhang der Höhen von Scharlo und Altona starke Vorhut geworfen, und in so vortheilhafter Stellung, daß die Franzosen nicht anzugreifen wagten. Sie mußten in ihr altes Lager zurückkehren.

Endlich, am 20. Herbstmonat war es, erschienen noch zwei amerikanische Fregatten, der Marymac und der Potapsco. Sie fuhren in den Hafen ein. Letzterer brachte wesentliche Hilfe, sowohl an Flinten, die er dem Gouverneur lieh, als dadurch, daß er achtzig Mann zur Unterstützung sandte. Die Freude der Stadt

war groß; die Rettung der Kolonie von den Räuberbanden Bresseau's und den drohenden Gräueln der Neger schon so gut als entschieden.

Wirklich drang panisches Schrecken in die Guadeloupesen. Sie mußten besorgen, daß ihre Fahrzeuge von den Fregatten zerstört oder aufgefangen, und ihnen wohl gar die Entführung der Beute oder eigene Flucht unmöglich werde. Eilfertig und still schiffte sich daher Bresseau mit dem größten Theil seines Volks und Raubes in der Nacht vom 22. zum 23. Herbstmonat zu St. Michel ein, und da die dreizehn Fahrzeuge nicht Raum genug boten, alle Mannschaft zu fassen, ließ er einen Theil derselben, die er auf Vorposten gestellt hatte, im Stich. So groß war Verwirrung und Angst unter den Leuten, die, Einer über den Andern, zu den Fahrzeugen drängten, daß sie unter einander schlugen und rauften, die ersten auf den Schiffen zu sein. Zu Piscaderos, wohin sie auch ein paar Fahrzeuge zur Fortbringung der Beute geschickt hatten, schossen sogar die hintersten ihrer Soldaten selber auf die davon eilenden vordern. Ein Theil der Zurückgebliebenen suchte sich auf Canots, die sie am Ufer fanden, nach Coro zu den Küsten des festen Landes zu retten. Einige gingen in den Wellen des Meeres unter, andere ergaben sich kriegsgefangen.

So endete das ruchlose Beginnen der Franzosen von Guadeloupe. Am 12. Weinmonat kamen die britische Fregatte Meleager und die Korvetten Nimrod und la Legere an, welche achtzig Seesoldaten mit ihren Offizieren brachten. Nach und nach trafen auch die Fregatten Decade, Diana und Crescent ein, und am 17. ward die Kolonie, laut Uebereinkunft mit dem Kapitän Watkins, förmlich übergeben, die batavische Flagge abgenommen, die britische aufgepflanzt. Wenige Tage später erschien der Vizeadmiral Lord Hug Seymour auf der Fregatte Amphion.

Die englische Besatzung von Curassao vervollständigte sich, und bestand zuletzt in Allem aus hundert und fünfzig Mann.

Jetzt erfuhr man erst zu Curassao mit größerer Bestimmtheit, daß Bresseau's Vorgeben, man rüste auf Jamaika eine Unternehmung gegen diese batavische Insel, durchaus Lüge gewesen sei. Denn der Gouverneur von Jamaika hatte sogar Linientruppen zur Besitznahme von Curassao verweigert, nachdem ihm Admiral Seymour die Kapitulation der Insel mitgetheilt hatte. Seymour hatte sich daher genöthigt gesehen, Seesoldaten dazu anzuwenden, je nachdem von den Schiffen und Fregatten seines Geschwaders in Jamaika nach und nach einliefen, so daß der letzte Transport der Besatzung erst drittehalb Monate nach geschlossener Kapitulation, und vier Monate später, als die Erscheinung Bresseau's, eintraf.

---

## 8. Beschluß der Geschichte.

In Europa erfuhr die batavische Regierung am 8. Weinmonat (1800) aus einem (unterm 31. Juli ) von Curassao geschriebenen Partikularbriefe die Landung der bewaffneten Franzosen von Guadeloupe, und deren Absicht, sich ihrer zu bemächtigen.*) Sogleich ward dem Vizeadmiral de Winter nach Paris, wo er in Abwesenheit des Botschafters Schimmelpennink dessen Geschäfte versah, Auftrag gegeben, mit den ernsthaftesten Gegenvorstellungen bei der französischen Regierung einzukommen: Frevel wie diese, könnten nur dienen, die befestigte Ordnung in den Kolonien umzustürzen, den Untergang alles Handelsverkehrs zu verursachen, und die Achtung der batavischen Regierung zu vernichten.

*) Der vom Rath zu Curassao nach Holland geschickte amtliche Bericht ist erst unterm 10. Weinmonat 1800 gegeben worden, unterzeichnet J. R. Lauffer, C. A. van Ek, G. Duykink, Jakob Steeling, Cornelis Berch, A. de Veer und A. A. Beutner.

Admiral de Winter erfüllte seine Pflicht. Wie wenig die französische Regierung von Bresseau's Unternehmen wußte, und wie wenig sie dasselbe billigen konnte, erhellet aus der Antwort, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ch. Maur. Talleyrand (26. Vendemiaire Jahr 9. der Republik) ertheilte. „Seit dem 19. dieses Monats," schrieb Talleyrand unter anderm, „habe ich mittelbar die erste Nachricht von diesem seltsamen Ereigniß erhalten; man fügte sogar hinzu, die französischen Agenten hätten sich der Insel bemächtigt. Ob ich gleich Bedenken trug, solchem Gerücht zu glauben, schrieb ich doch sogleich dem Bürger Semonville. Die beigebogene Abschrift meines Briefs an diesen wird Ihrer Regierung keinen Zweifel über das Benehmen der französischen Regierung in einer Sache lassen, deren ganze Wichtigkeit sie fühlt. Wenn durch die mannhafte Aufführung des batavischen Gouverneurs auch der verbrecherische Anschlag gegen Curassao ohne Frucht geblieben, ist die That nichts desto minder zu rügen, und ich werde durch einen Bericht an den ersten Konsul strenge Untersuchung dieses Vorfalls und Bestrafung der Schuldigen verlangen."

Inzwischen verzog sich diese Untersuchung lange. Die Briten blieben indessen Herren der Kolonie. Sie hielten jedoch hier nur Besatzung, und mischten sich keineswegs in die Administration. Gouverneur Lauffer behielt den Zivil- und batavischen Militär-Oberbefehl. Nach dem Frieden von Amiens zog die englische Besatzung ab. — Erst im Frühjahr 1804 kam der französische Kommissär Duny nach Curassao, und sammelte über das Vergangene die Thatsachen. Gouverneur Lauffer wurde nach Europa geschickt, um sich zu rechtfertigen. Er ward im Haag vor ein Kriegsgericht gestellt, das aus zwei Admiralen, zwei Generalen, zwei Obersten und drei Rechtsgelehrten zusammengesetzt war. Das Kriegsgericht sprach ihn (den 25. Wintermonat 1805) aufs Ehrenvollste von

jedem Vorwurfe frei. Da in seiner Abwesenheit ein anderer Gouverneur auf Curassao ernannt worden war, bot man ihm eine Pension an. Er schlug sie aus, weil er, der aus seinem eigenen Vermögen zur Vertheidigung der Insel 150,000 Gulden aufgeopfert hatte, bei dem, was ihm noch blieb, ihrer nicht bedürftig war.

Die konsularischen Agenten Frankreichs zu Guadeloupe hingegen wurden durch Entsetzung von ihren Stellen bestraft. Mehr geschah nicht, wie dringend auch der batavische Botschafter Schimmelpennink in seiner Note (vom 9. März Jahr 7 der batavischen Republik) an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf die schwerste Genugthuung angetragen hatte. „Nein," schrieb er, „ich fordere nicht mehr Zurückstellung einer durch diese Verrätherei verlornen Kolonie, sondern im Namen der furchtbar verletzten öffentlichen Treue, im Namen der grausam mißbrauchten Gastfreundschaft, im Namen selbst der schändlich aufs Spiel gesetzten Ehre Frankreichs fordere ich, daß die feierlichste Rache das Haupt der Schuldigen treffe, die sich mit einem Verbrechen besudelten, dergleichen die Geschichte gesitteter Nationen kein ähnliches kennt. — Nur ein großes Beispiel der Nationalstrenge kann die Menschheit wegen so ungeheurer Schmach rächen. Und diese Strenge begehrt meine Regierung, verlangt die Ehre des französischen Namens, und fordern unsere Staatsverträge." — Wie gesagt, die Agenten wurden mit Absetzung bestraft; man sagt aber, sie seien nachher anderswo wieder angestellt worden.

---

# Europens Niedergang Amerika's Aufgang.

Als der Verfasser die nachfolgende, freilich nie gehaltene, Rede im Jahr 1818 zuerst in einer Zeitschrift mittheilte, war es ihm darum zu thun, auf eine lebhafte und täuschende Weise zu zeigen, wie etwa ein Bürger Nordamerika's mit schlichtem Menschenverstande Leben und Treiben der Europäer beurtheilen würde, wenn derselbe, als Augenzeuge, bei seiner Heimkunft aus der alten Welt, zu Mitbürgern spräche. Man muß sich darum den Redner als Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung, z. B. des jungen Ohiostaates, denken, und es dem Uebermaß seiner Vaterlandsliebe zu gut halten, wenn er uns Europäern zuweilen gar zu nahe tritt.

---

Auch ich, meine Herren, kann nicht anders, als mich dem geschehenen Antrage widersetzen. Die leisesten Beschränkungen freier Niederlassung europäischer Ankömmlinge, welche wir, außer vorhandenen allgemeinen Gesetzen, aufstellen würden, wären Grausamkeiten gegen die Unglücklichen, welche ihre alte Heimat verließen, um im Schooß unsers beglückten Freistaates Ruhe zu suchen; wären Verletzung aller Klugheit, die wir zum Emporheben des öffentlichen Wohlstandes vonnöthen haben.

Ich will hier keineswegs wiederholen, was schon von den Vortheilen gesagt ist, die der Anbau des Bodens, die Zunahme des Gewerbfleißes, und die innere Stärke unseres Staates, aus ungestörter Niederlassung der Ankömmlinge ziehen. Ich will mich nur begnügen, die leere Furcht zu zerstreuen, welche der ehren-

werthe Herr äußerte, der vor mir redete und vielleicht Andern einflößte: daß allzuschnelles und übermäßiges Anschwellen der Bevölkerung unsern Sitten, unsern Verfassungen, unserer innern Ruhe gefährlich werden könne, weil die Zahl der neuen Einwohner gar bald die der ältern übermannen dürfte. Wozu denn eine Furcht, die noch durch die Erfahrung keines einzigen amerikanischen Staates bestätigt ward? Wie lächerlich, daß wir vor Plagen der Uebervölkerung zittern sollen, wir, die wir noch um uns her unermeßliche, fruchtbare Einöden erblicken, deren jungfräuliche Erde kein Pflug berührt hat; wir in einem Lande, das kaum achtzig Seelen auf jede seiner Geviertmeilen rechnen kann!

Der ehrenwerthe Herr bildet sich zwar in der Fülle seiner Besorgnisse ein, der größere Theil europäischer Auswanderer bestehe aus Bettlern und Thunichtguten, oder aus Verbannten oder flüchtigen Empörern, Rebellen und Unzufriedenen, die allen Gesetzen den Krieg machen möchten; er nimmt daher auch keinen Anstand, sie insgesammt Auswürflinge des alten Welttheils zu nennen. Ich bin entgegengesetzter Meinung. Bettler bleiben in Europa zurück, weil sie zu derjenigen privilegirten Volksklasse gehören, die nur Steuern empfängt, aber keine entrichtet. Ueber das Weltmeer kommt kein Bettler; denn auch der Aermste, welcher die Ueberfahrt nicht zahlen kann, bringt Hände und Füße, statt des Kapitals, und zahlt damit vorerst seine Fracht, dann seine Kost. Und alle übrigen Personen, welche der ehrenwerthe Herr für Thunichtgute und Unzufriedene hält, sind nach meiner Ueberzeugung ungefähr solche Leute, wie wir sein würden, wenn uns das Schicksal verurtheilt hätte, in Europa zu wohnen. Ich halte sie zum Theil für die edelsten Kinder des alten Welttheils, die entweder den gewaltsamen Zusammensturz des morschen Palastes fürchten, oder die Unbequemlichkeiten einer finstern gothischen Burg hassen, und ihr ein freies, leichtes Landhaus vor-

ziehen. Ja, ich halte sie zum Theil für die in Europa gebornen Söhne Amerika's, welche, mit der Milch unserer Grundsätze gesäugt, Heimweh nach der fernen Mutter leiden. Sollen wir stiefbrüderlich diesen Söhnen Amerika's erschweren, sich an das Mutterherz zu legen?

Ich habe meine Ueberzeugungen nicht in Mariette oder Chelicotte gesammelt. Anderthalbjähriger Aufenthalt im alten Welttheil, wo ich einen Theil Englands, der Niederlande, Deutschlands, des Schweizerlandes und Frankreichs sah, belehrte mich, daß die Auswanderungen daselbst nothwendig fortdauern müssen; daß die wackersten und fleißigsten Menschen am innigsten wünschen müssen, diesseits des Weltmeers, unerreichbar den Steueredikten, Konfordaten, privilegirten Ständen, stehenden Armeen und politischen Kombinationen, in unangefochtener Sicherheit ihrer Menschenrechte zu leben. Mein Aufenthalt belehrte mich, daß Europa unheilbar elend sei, wie überhaupt das Alter, welches die unheilbarste aller Krankheiten ist; daß Europa's Niedergang Amerika's Aufgang werden müsse; daß die Natur nicht aufhöre, ihren großen Kreislauf der Dinge fortzusetzen; daß, wie die Kultur einst aus Asien nach Europa überging, und hinter sich nichts als Sandwüsten und Barbaren zurückließ, eben so die höhere Veredlung unsers Geschlechts nun von Europa hinweg in unsern Welttheil einzieht, und nichts zurückläßt, als gothische, verhärtete Formen des Mittelalters in Feldern, die unterm Fluch des Feudalwesens und Heerwesens und Kirchenwesens unfruchtbar bleiben müssen.

Noch ist der Eindruck, welchen Europa auf mich gemacht hat, zu frisch, und er ist nur mächtiger geworden, seit mein Fuß vor zween Monaten wieder das freie amerikanische Ufer berührte. Es sei mir daher zur Berichtigung falscher Urtheile erlaubt, in dieser erlauchten Versammlung einige Folgerungen meiner Erfahrungen

niederzulegen. Sie werden zugleich das beste Schutzwort für die künftigen Ansiedler sein.

Uns Allen ist bekannt, wie Europa durch die bessern Grundsätze, welche im Anfang der französischen Staatsumwälzung laut zur Sprache gekommen waren, erst in eine Art geistiger Gährung versetzt, darauf in langen Kriegen unterjocht worden ist durch den Mann, der alle Verhältnisse, die er fand, zu Fußschemeln einer hartherzigen Eitelkeit machen wollte.

Man hat in Europa dicke Bücher über den Gang der französischen Staatsumwälzung und über die Ursachen geschrieben, welche beinahe einen ganzen Welttheil unter das Scepter jenes glücklichen Waghalses bringen konnten. Beinahe einen ganzen Welttheil, sage ich. Denn Großbritannien, wäre es nicht vom Meere beschützt worden, würde ohne Zweifel das Loos aller andern erfahren haben. Und ohne Moskau's Brand, und ohne den Frost jener russischen Nächte, würde Napoleon Asien bedroht haben.

Jeder, je nachdem er irgend einem Stande angehörte, nahm andere Ursachen des französischen Glücks und des europäischen Unglücks wahr. Die Soldaten schrieben es der verbesserten Taktik und Strategie der Franzosen, die Priester dem Verfall der Religion oder vielmehr ihres eigenen seelenhirtlichen Einflusses und Ansehens zu; die Adelichen dem Hochmuth der Bürgerlichen; die Politiker den Staatsfehlern einzelner Höfe, den unzeitigen Friedensschlüssen und gegenseitigen Verrätherereien.

Genug, jeder betrachtete die großen Schicksale des Welttheils durch die Brille seines Handwerks. Könige und Völker blieben übel berathen. Denn bei aller erstaunlichen Gelehrsamkeit fehlte es, Sie werden es kaum glauben, den Europäern meistens am Besten, nämlich am schlichten, gesunden Menschenverstand. Wundern Sie sich nicht, meine Herren, wenn ich in gewissen Dingen den gesunden Menschenverstand der Bewohner eines ganzen Welttheils in Zweifel

ziehe. Erinnern Sie sich, daß die gegenwärtigen politischen und kirchlichen Verhältnisse dieses Welttheils nur erst eine halbvollbrachte Loswindung von der Barbarei finsterer Zeitalter sei; daß dort in allen Ländern mehr oder weniger noch gewisse Begriffe, Stiftungen und Herkömmlichkeiten als ausgemachte Wahrheiten, als unabänderliche Bedürfnisse gelten, Sachen, die bei uns schon zu den Vorurtheilen gehören; daß mehr oder weniger sich alle Reiche Europens in ihren Formen und Begriffen verwandt sind; daß diese Formen und Vorstellungen durch tausendjährige Darangewöhnung und Weitervererbung aufs innigste mit der Denkart der Völker verwachsen sind; daß folglich weder Philosophie noch gesunder, unbefangener Menschenverstand, beide im Grunde eins, ihr ursprüngliches Recht behaupten können. So wie es alten Leuten, auch wenn sie noch so gescheidt sind, schwer fällt, sich von Schulbegriffen, angenommenen Systemen und Gewohnheiten ihrer Jugendzeit zu trennen, so ist dies ganzen Nationen noch weit schwerer.

Ich habe in Europa Soldaten und Priester, Staatsmänner, Adeliche und Bürgerliche gesprochen. Wie gesagt, Alle beurtheilten die Dinge nach Maßgabe ihres Berufs. Fragte ich aber nach der Ursache ihrer Hauptursachen, fragte ich: woher die Ueberlegenheit der französischen Strategie und Taktik? woher die Spannung zwischen Bürgerlichen und Adelichen? woher die falsche Politik der Kabinete u. s. w.? so zuckte man die Achsel; so meinte man, die Frage führe zu weit; darüber ließen sich abermals dicke Bücher schreiben.

Schlichter Mutterwitz hat aber keiner Folianten vonnöthen, das zu erkennen, was vor den Augen aller Welt, die sehen will, offen liegt. Der gesunde Menschenverstand behauptete einige Jahre lang in Frankreich sein Recht mitten unter allen Ausschweifungen der Leidenschaften hohen und niedern Pöbels. Dadurch ward Frankreich mächtig. Man schaffte bloß die erblichen Vorrechte be-

günstigter Einzelnen, zu Gunsten einer ganzen Nation, ab, weil man endlich begriff, einem Volke von achtundzwanzig Millionen Menschen gebühren wohl dieselben Rechte, wie einzelnen seiner Glieder, die sich ihrer Vorrechte zum Schaden von achtundzwanzig Millionen erfreuten. Damit empfingen folglich alle Franzosen einerlei Recht vor Gericht, vor dem Thron, zu den Aemtern und im Heere; einerlei Verpflichtung zu den Staatsbedürfnissen und zur Vertheidigung des Reichs. Und weil auf diese Weise alle Franzosen ein Vaterland hatten, indem der Unterschied von Schooßkindern und Stiefkindern desselben verschwunden war, hatten sie alle gegen auswärtige Feinde auch etwas mehr zu vertheidigen, als eine Ministerialgrille. Darum fochten sie mit jener unbezwingbaren Begeisterung, die man nicht bei den Andern durch den hohlen Namen des Ruhms, durch Ordensbänder, durch Branntewein, durch Stockschläge erkünsteln konnte. Darum hatten sie an der Spitze ihrer Brigaden und Kriegsheere nicht die altadelichsten, aber die tapfersten und geistreichsten Heerführer; in ihrer Staatsverwaltung die feinsten und kenntnißvollsten Beamten, weil Kenntniß, Verdienst und Talent nur, aber nicht Stammbaum und Anciennetät, zu den wichtigsten Geschäften brauchbar machten. Diese vortrefflichen Geister vervollkommneten natürlich, was sie berührten, und schufen ihrer Nation jene Ueberlegenheit, welche der Klügere allezeit über den Minderklugen zu haben pflegt.

Die meisten andern Länder des Welttheils dagegen blieben dem Herkömmlichen getreu. Sie gedachten dessen, was ihre Väter gewesen, nicht was sie sein sollten. Der Traum von einer glänzenden Vergangenheit ist oft der gefährlichste eines Staatsmannes und eines Volkes. Es blieben die Nationen ohne wahre Begeisterung zum Kampf; die Ministerien voller Männer, wie sie Geburt und Zufall gemacht hatte; die Heere von Feldherren geführt, die durch

Herkunft zum Befehl geboren, durch Dienstalter befördert, im Kamaschendienst erzogen waren.

Das Alles sah das Auge des gesunden Menschenverstandes; aber sein Mund mußte schweigen. So weit ging die Verhärtung der Europäer in ihren Vorurtheilen, daß sie den Zusammenhang der natürlichsten Ursachen mit ihren natürlichsten Wirkungen nicht begriffen; daß sie jeden, der hell überd Chaos der barbarischen Formen hinwegsah, für einen närrischen Träumer oder für ein jakobinisches Ungeheuer hielten. Ich selbst hätte für beides gegolten, wenn ich nicht Amerikaner gewesen wäre. Darum ward mir verziehen, weil man uns für halbe Wilde oder zusammengelaufenes Volk hält, dem es noch an wahrer Kunst und Ausfeilung des gesellschaftlichen Zustandes fehlt.

Auch Frankreichs Ueberlegenheit hörte endlich wieder auf, sobald Bonaparte im Weihrauchdampf der Schmeichelei den gesunden Menschenverstand verlor; als er nicht mehr dem Staate, sondern als der Staat ihm diente; als er in die mürbe Politik der Europäer zurückging; als er neuen Adel machte, alten hervorsuchte, Konkordate und Hofalliancen schloß und vor Mesalliancen erschrak. Von dem an waren der Geist des Volkes und der seinige verschieden; stand er, als Sohn der Revolution, mit den bessern Grundsätzen derselben eben so wohl im Widerspruch, wie als Großkaiser mit den Herkömmlichkeiten der übrigen Europäer. Er konnte nicht beiden dienen, noch weniger beider Herr sein. Von da an ergriff er nur halbe Maßregeln. So riesenhaft diese auch zuweilen schienen, blieben sie doch nur halbe, weil sie nicht mehr dem Ganzen und dem gesunden Mutterwitz gemäß waren. Er stand zuletzt einzeln, wie der Selbstsüchtige immer steht. Er konnte sich nur durch Gewaltsmittel aufrecht halten; das heißt: er ward höchst schwach, selbst an der Spitze seiner Heere schwach, weil diese nicht mehr aus eigenem Interesse, sondern als seine Automaten fochten,

für fremde Plane und Launen. Eine Regentenlaune, ein Ministerialplan hat wahrhaftig wenig Begeisterndes an sich.

Umgekehrt war dagegen während des allgemeinen Elendes in Europa ein anderer Geist erwacht. Denn in der Noth vergißt sich Etikette, Konvenienz und Herkommen. Richtiger Verstand behauptet sein Recht, wenn alte Uebung nicht mehr aushilft. Die Minister der Höfe begriffen endlich, man müsse zusammenhalten. In den Heeren hatten sich während der langen Kriege endlich einzelne geistvolle Männer aufgeschwungen. Die Völker wußten endlich, wofür sie zu kämpfen hatten, da man ihnen fast nichts mehr, als die Augen zum Weinen gelassen hatte. Man schmeichelte dem Bürgerstand; dieser redete lauter. Vom Throne herab sprach man endlich herzlicher. Regenten und Regierte hatten endlich nur ein und dasselbe Interesse. Man wartete den gelegenen Augenblick zur Selbstthätigkeit ab. Er kam. Die Völkerschaften, zumal des nördlichen Deutschlands, standen auf. Ihre Bewegung lockte die andern. Die Höfe folgten; manche mit Furcht und Zittern. Es war ein großes Auffahren. So mußte Napoleon untergehen; er war nicht mehr zu retten. Er hatte sich selbst den Stab gebrochen. Alles war Naturnothwendigkeit. Sie zu verstehen, thun keine Folianten noth.

Als ich nach Europa kam, war England noch im vollen Siegerstolz; Deutschland im freudigen Taumel; Frankreich von Unglücksfällen betäubt und verwirrt. Es war ein seltenes und seltsames Schauspiel. Das ganze Verhältniß von vorher war wie auf den Kopf gestellt; das unterjochte Europa siegend, das siegreiche Frankreich unterjocht. Im altväterischen Europa ertönte, wie vormals in Frankreich, die Sprache der lautern Vernunft; in Frankreich hingegen riefen die zurückgekehrten Emigranten das alte Herkommen, die alten Privilegien, die alte gute Zeit zurück. Ein Jahr reicht hin zur Reform von Gebräuchen, kein Jahrhundert zur Re-

form eines Volks. Im übrigen Europa schien man plötzlich Alles gelernt, in Frankreich Alles verlernt zu haben. Hier kamen plötzlich alte und neue Ducs und Pairs, Baronen, Ritter, Prälaten, die sich wieder Rang und Schritt streitig machten; das Volk sollte wieder allein dienstbar, die allein seligmachende Kirche wieder allein mächtig werden. Napoleon hatte gut vorgearbeitet; die Sache ging desto leichter. Im übrigen Europa hinwieder sprach zu eben der Zeit ein freierer Geist. Nicht Adel, nicht Clerus, sondern Weisheit des Monarchen und Vertrauen des Volkes sind die besten Thronstützen. Das fühlte jeder. Man redete und schrieb ehrlicher, denn jemals, über öffentliche Angelegenheiten. Während die Franzosen im Sack und in der Asche den Todestag Ludwigs XVI. begingen, feierten die Deutschen den Tag der Leipziger Schlacht. Rußland stiftete den heiligen Bund, der alle Häupter der christlichen Welt in Europa zu einer Bruderfamilie, zum ewigen Frieden vereinen sollte. Von England aus ging die Idee, die afrikanischen Seeräuber zu zähmen. Man sprach von neuen Staatsverfassungen; von der Gleichheit in bürgerlichen Lasten und Genüssen; von Repräsentativsystemen der Monarchien; von Entfernung des päpstlichen Einflusses u. s. w. Man hätte schwören sollen, es komme die goldene Zeit.

Inzwischen man irrte sich. Es blieb bei den wilden Wehen. Schon der Gang des Wiener Kongresses eignete sich, Viele vom Rausche überspannter Erwartungen zur Nüchternheit zurückzuleiten Die Fortdauer der ungeheuern Auflagen und stehenden Heere mitten im Frieden mäßigte das Entzücken der Engländer. Die Versöhnlichkeit des britischen Kabinets mit den Barbaresken nach Viscount Exmouths vor Algier erfochtenem Siege lehrte, wie wenig von Sidney Smiths Planen und dem gewünschten Verein der Seemächte gegen die Raubstaaten zu hoffen sei. Auch die Deutschen, einst die begeistertsten von allen, lernten sich, während der bedäch-

tigen Verhandlungen eines von ihren Fürsten gehaltenen Bundestages zu Frankfurt, in Geduld üben.

Dieser Gang der Dinge ließ sich voraussehen; denn die Wunder des alten Testaments geschehen nicht mehr. So lange die Stadt brennt, stellt man Zeremoniel und Titulatur und Etikette ein; man hilft oder flieht. Der Klügste oder Stärkste ist dann der Liebste. Stehen aber die Häuser wieder am alten Platz, stehen auch die Menschen wieder auf den alten Füßen. Der Herr Graf sieht verächtlich im Vorbeigehen den handfesten Handwerksmann, der ihm den Palast rettete; und das gnädige Fräulein schämt sich in der Seele, den braven Bauersmann mit beiden Armen umschlungen zu haben, der sie aus den Flammen trug. Die Ordnung ist wieder hergestellt, nicht die der Natur, sondern der Kunst und Verkünstelung; die alte Sitte gilt wieder, nicht das unverdorbene Sittlichkeitsgefühl und ewige Recht.

So war's in Europa. Nach der Umwälzung hatte man eine Rückwälzung gemacht. Alles bequemte sich ins alte Geleis. Der Vortheil der Gesammtheit ward über den Vortheil der Einzelnen vergessen; der allgemeine Nutzen über den Eigennutz; das Große über das Kleine. Wie konnt' es anders sein? Die europäische Denkweise, in die Begriffe und Ueberbleibsel einer altfränkischen Vorwelt eng verwachsen und versponnen, konnte unmöglich die Fäden alle zerreißen, mit denen sie an der gewohnten Umgebung hing. Stoßet einen betagten Mönch aus dem Kloster, er wird entweder aus Gram über seine Freiheit sterben, oder die ganze Welt für ein Kloster ansehen. So blieb's, nicht wie es war, sondern wie es gewesen. Die erblichen Stände sonderten sich wieder gebührend von einander. Männer, in der Sturmzeit durch eigene Kraft ausgezeichnet und gehoben, hießen und blieben Glücksritter und Emporkömmlinge, oder man erfand ihnen, aus übermäßiger Gnade, und den Formen nichts zu vergeben, Ahnen

und Stammbäume; die Spanier jagten ihre Liberales fort, nahmen die Jesuiten ins Land und die Inquisition dazu; die Italiener sangen und trillerten wieder; der Vatikan donnerte wieder und gab Kirchengesetze. In England blieb's beim Schreien und Boxen; in Deutschland beim Lesen und Schreiben.

So sah ich den alten Welttheil. Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende und Tausende wohnen, welche durch die Umwälzungen und Rückwälzungen höchst unglücklich geworden sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende klagen, die den größten Theil ihres Vermögens verloren oder für eine ihnen heilige Sache aufgeopfert hatten, und nun zur Unterhaltung von stehenden Heeren, von prächtigen Höflingen, von müßigen Abteien und Klöstern über Vermögen steuern müssen, während Andere privilegirt sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende Hunger leiden, und wegen Uebervölkerung jammern, während Majorate, Fideikommisse, geistliche Korporationen im Besitz unermeßlicher Ländereien sind, die für den Glanz weniger Menschen unveräußerlich daliegen? Dürfen wir uns wundern, wenn der Menschenverstand, bei Tausenden erwacht, und zwischen willkürliche Schranken eingeklemmt, sich wie der lebensfrohe Noviz aus dem Kloster hinwegsehnt? Dürfen wir uns wundern, daß Auswanderungen nach Amerika immerdar fortdauern, ja immer mehr zunehmen müssen, wie das Mißverhältniß zwischen der Einsicht dessen, was sein sollte, und dem Mißwerke, welches dasteht? So wollen wir denn, meine Herren, keinen Augenblick anstehen, die Ankömmlinge aus dem alten Welttheil mit offenen Armen zu empfangen; denn sie kommen deswegen, weswegen wir hier sind. Sie sind die europäischen Amerikaner. Als die Osmanen nach Griechenland gekommen waren, wanderten die Wissenschaften, Künste und Gewerbe über Meer nach Italien und ins Abendland. Was geschieht, ist Naturnothwendigkeit.

Ich wünschte Redner genug zu sein, um Ihnen, meine Herren, das Gefühl lebendig zu machen, welches mich, so lange ich auf europäischem Boden wanderte, fast beständig drückte, weil sich mir beständig daselbst das umgekehrte Verhältniß unsers Zustandes zur Schau stellte. Denn bei uns gilt der Mensch, was er in sich werth ist; bei den Europäern nur nach dem eingebildeten Werth, welchen ihm sein äußeres Gepräge aufstempelt. Bei uns genießen diejenigen das höchste Ansehen, welche als gute Landwirthe Andern zum Muster dienen, als Gewerbsleute großes Vermögen sammelten, als Staatsmänner und Gesetzgeber weise Einrichtungen trafen. Wir sind keineswegs undankbar gegen die Tapfern, welche durch Muth und Klugheit unsere Freiheit beschützten. Aber ein Penn, ein Washington, ein Franklin und Alle, die sich um Werke des Friedens, um Anbau des Bodens, um öffentlichen Wohlstand verdient machten, werden billig höher gepriesen, als alle unsere Helden, deren wir doch im Freiheitskriege nie Mangel hatten, nie Mangel haben werden.

In Europa hingegen ist's, wie im Lande der Wilden, unserer Nachbarn, wo der beste Krieger der größte Mann ist. Alles wird dort vom Kriege her und für den Krieg berechnet. Zur Einquartierung der Soldaten sind die Häuser der Städte und Dörfer benummert; zur Ergänzung des Heeres sind die Reiche im Innern eingetheilt; zur Bestreitung der Unkosten werden die Steuern erhoben. Nicht den Erfindern nützlicher Dinge, nicht Gesetzgebern und Weisen, sondern rühmlich gefallenen Soldaten und glücklichen Generalen, werden öffentliche Denkmale gesetzt. Die Fürsten gehen am liebsten in Soldatenuniformen, und Generale stehen den Königen näher, als die Weisesten der Nation. Bei vielen Völkern wird der Rang des bürgerlichen Beamten nach dem Maßstabe der Militärstufen bestimmt. Und der Zweikampf, der Ueberrest des tollen Faustrechts aus dem Mittelalter, der bei uns unehrlich und

jedes Amtes verlustig macht, wird dort noch Ehrensache genannt. Selbst die Gelehrten, die Dichter, die Geschichtschreiber, meistens vom Ruß ihres Zeitalters geschwärzt, schildern die Kriegsthaten ihrer Nation glänzender als Alles, als wäre der Ruhm des Zerstörens dem des Erbauens vorzuziehen.

Wirklich haben die Fürsten in jenem Welttheil nöthig, das meiste Gewicht auf den Krieg zu legen, und selbst den Frieden nur wegen des Krieges zu schätzen. Denn bei der in Europa herrschenden Verwirrung oder Verkehrtheit der Begriffe, wo das Natürliche und Gerechte Träumerei und Hirngespinnst heißt, und das Naturwidrigste durch Herkommen gesegnet und geadelt wird, muß auch nicht Frieden, sondern Krieg der herrschende Zustand sein. Wie wäre es anders möglich? Alles Naturwidrige ist ja immer Empörung wider sich selbst; muß ja ewigen Zwiespalt im Innern der Reiche, und der Staaten gegen Staaten zur Folge haben. Diese ewigen Kriege tragen nicht wenig zur Beförderung der Länderschulden, Auflagen und Auswanderungen bei; und dem Elende der Europäer ist kein Ende abzusehen, weil jedes Ereigniß sie in neue Spannungen setzt und jeder Friedensschluß den Zunder für neue Kriegsflammen gibt.

Die vornehmsten Mächte Europa's sind England und Rußland; England, weil es den meisten Reichthum, Rußland, weil es den wenigsten, aber dagegen Krieger hat, die auf den Wink gehen und nicht kostspielig sind. Beide Mächte werden, was sie sind, auch am längsten bleiben, aus dem einfachen Grunde, weil England durch den Ozean und seine Flotten, Rußland durch das rauhe Klima und seine Wüsten geschützt ist. Diese Vortheile hat kein anderes Land. Daher vermochte selbst der Allesbezwinger Napoleon nichts gegen Großbritannien, und ging es ihm bei Moskau, wie seinem Vorgänger Karl XII. aus Schweden bei Pultawa. Nur wer stark und dabei unangreifbar ist, mag unüberwindlich

heißen. Die übrigen Mächte Europens sind es nicht; selbst Frankreich war es nie, weil es leicht, bei aller Stärke, angreifbar blieb.

England und Rußland werden aufhören zu sein, was sie sind, sobald England arm und Rußland reich wird; dann besitzt England keine Kolonien, folglich keinen Welthandel, folglich keine Flotten mehr. Dann hat Rußland keine Wüsten mehr, folglich größere Bevölkerung, habliche, gesittete, gewerbliche Leute, und der Krieg wird ihm kostbarer. England und Rußland gehen unaufhaltsam dem Gipfel ihrer Größe, das heißt, ihrem politischen Untergange zu. Denn Großbritannien ist nur stark und reich durch seine starken und reichen Kolonien; sind diese zur Selbstständigkeit reif, so schüttelt der erste Windstoß die Früchte vom Baum. So fielen wir ab. So fällt Südamerika vom verarmenden Spanien ab. Wird einst Rußland hinlänglich bevölkert und angebaut sein, so hört es auf, als bloßer Staat dazustehen. Es wird ein Weltreich. Weltreiche sind von keiner Dauer, weil gewöhnliche Regenten nicht fähig sind, sie zusammenzuhalten. Außerordentliche Regenten, die man „die Großen“ nennt, sind aber, zum Glück der Welt, eben so selten, als unwünschbar. Europa wird noch lange von jenen beiden Staaten Gesetze empfangen. Wir Amerikaner haben sie nicht zu fürchten, weil wir die Vortheile von beiden in uns vereinigen. Uns beschützen Weltmeere, Küsten und Flotten, wie England; und ungeheure Einöden uns, wie Rußland. Es ist lächerlich, Amerika mit europäischen Mächten schrecken zu wollen! Unser furchtbarster Feind schläft noch in den Wäldern unserer Einöden. Er wird, wenn diese ausgelichtet sind, mit dem allgemeinen Luxus eines vollblütigen Lebens erwachen. Vielleicht nach einigen tausend Jahren haben wir die Freiheit verloren. Ueberlassen wir aber diesen Kummer den Urenkeln unserer Urenkel. Alles unterm Himmel stirbt den Alterstod, zuletzt der Erdball selbst.

Es dauert nicht mehr lange, meine Herren, und es wird zwischen den beiden Hauptmächten des alten Welttheils, zwischen dem britischen und russischen Reich, eine polarische Spannung sichtbar werden, die in der ganzen Kette der zwischen ihnen liegenden Staaten empfunden werden muß. Von diesen letztern Staaten sind Frankreich, Oesterreich und Preußen die bedeutendern. In diesem Augenblick ist durch den Sturz des Riesen Napoleon noch der Schwerpunkt europäischer Politik gänzlich verrückt. Frankreich neigt zu England; Oesterreich und Preußen zu Rußland. In Kurzem wird Frankreich wieder nothwendig mit Rußland gegen Britannien; wird Preußen und Oesterreich mit England gegen Rußland gewendet stehen. Spanien, Portugal, Dänemark und Schweden sind von der alten Höhe gefallen. Spanien kann nur im Schoose der Armuth wiedergeboren werden.

Die Spannung europäischer Politik im Großen wiederholt sich unter allen einzelnen Völkern und Völkerschaften des alten Welttheils gegen einander im Kleinen; von Nachbar zu Nachbar. Die Europäer kennen sich unter einander viel zu gut. Daher traut Keiner dem Andern. Die Unnatur ist zu groß. Es wäre leicht Allen geholfen. Dazu würde keine große Weisheit gehören, sondern gute Gesinnung, reiner Beweggrund in Allem, und gesunder Menschenverstand über Alles. Daran gebricht's. Der Stärkere verschlingt die Rechte des Schwächern, und man verlangt doch gegenseitiges Vertrauen. Man vertheilt Länder und Völkerschaften, wie stumme Heerden, und verlangt Ehrfurcht für das Völkerrecht. Man tauscht gegenseitig große Landstriche und Unterthanen, nach Köpfen gezählt, aus, und verlangt doch Anhänglichkeit und Treue derselben. Man schreibt, ohne das Volk zu hören, Auflagen und Gesetze aus, verringert dem Einzelnen damit den Genuß seines Eigenthums und Rechts, und fordert Vaterlandsliebe. Man besoldet stehende Heere zum Schutze des Landes, und fordert im

Kriege das Land selbst auf, sich zu vertheidigen, weil die stehenden Heere nicht hinreichen. Man scheidet die Bewohner der Reiche in unvermischbare Kasten, wie Hindus, in hohen Adel, niedern Adel, Bürgerstand und Bauern. Schwierig ist's, von einer Kaste in die andere überzugehen. Heirathen aus der einen in die andere sind für die höhere entehrend. Jede hat ihren bleibenden Geschäftskreis. Dem hohen Adel gehören die höchsten weltlichen und kirchlichen, dem niedern die untern Stellen; Bürgern und Bauern bleiben die geringern Aemter, Gewerbe, und allenfalls Betrieb von Künsten und Wissenschaften. Dennoch fordert man Eintracht und Gemeinsinn.

Der nordamerikanische Bürger, steht er auf europäischem Boden, fühlt sich wegen dessen, was er hat und ist und spricht und als Christ glaubt, in peinlicher Beklemmung. Denn Alles ist vorgeschrieben, abgemessen, zugewogen, geregelt, wie in China. Man weiß nicht immer, wenn man fehlt! Denn in manchen Ländern sind so zahllose Gesetze und Verordnungen, daß selbst die, welche sie gaben, oder vollziehen sollen, nicht alle kennen; geschweige die, welche gehorchen müssen. Ich übertreibe nichts. Hören Sie das Zeugniß der bei uns einwandernden Europäer. Jeder wird von seinem Geburtslande Unglaubliches melden.

Noch habe ich nichts vom europäischen Religionszwang gesprochen. Bei uns bekennt sich jeder ungehindert zu dem Glauben, welchen er für wahr, oder seinem Gemüthe entsprechend, hält. In Europa ist dies verboten. Bei uns vereinigen sich die Glaubensgenossen jeder Art für ihre Kirche; sie ernennen ihre Lehrer. In Europa wird ihnen gegeben. Die katholische und protestantische Kirche liegen noch allezeit im heimlichen Streit mit einander. Die katholischen Fürsten streben nur schüchtern nach größerer Unabhängigkeit vom Papst. Dieser sagte in einer Bulle vom Jahre 1809 unverhohlen: Mögen die Fürsten endlich einsehen, daß sie unserer Herrschaft und unserm Throne unterworfen sind durch das Gesetz

Christi! — Sie werden auch dies unglaublich finden, meine Herren; aber dennoch ist dem also.

Ich fürchte durch allzugroße Umständlichkeit Ihre Geduld zu ermüden. Aber ich denke genug gesagt zu haben, um begreiflich zu machen, wer es sei, der von Europa her zu uns einwandert. Es sind keine Thunichtgute, keine Auswürflinge. Ich zweifle nicht, jeder von uns würde, hielten ihn nicht stärkere Fesseln, den alten Welttheil verlassen, um fern von endlosen Krieges- und Friedensplagen, ganz seiner Person, seiner Familie, seines Eigenthums, seiner Freiheit, seiner Meinung, seines Urtheils, seiner politischen und religiösen Ueberzeugung froh zu werden. Ich zweifle nicht, und wiederhole es, die Auswanderungen der Europäer werden fortdauern und wachsen; denn die Ursachen vervielfältigen sich, je mehr der Kulturstand der Nationen mit ihren uralten Institutionen in Widerspruch und Entzweiung geräth.

In Frankreich ist die meiste Lichtmasse, wenigstens ist sie hier am meisten erwärmend in das Wesen der Volksmasse übergegangen. In Großbritannien und Irland nicht minder. Daher werden die Gährungen hier am lebhaftesten bleiben. Frankreichs Genius wird die gothischen Begriffe des zurückgekehrten Adels und Klerus von sich ausscheiden; der Geist der Nation den Geist der Regierung durchdringen, und Frankreich dadurch in kurzer Zeit wieder die verlorne Ueberlegenheit gegen die Reiche des festen Landes zurückgewinnen. In Frankreich sind nicht bessere Köpfe, als in Spanien, Deutschland und Italien; aber die bessern Köpfe haben offenere Wege, an die Spitze der Geschäftsverwaltung, der Armeen und Gesetzgebung zu gelangen. Anderwärts verrammeln Klerus und Adel die Wege. Dadurch werden anderwärts die Fürsten in demselben Verhältniß schwach, wie sie auf gleiche Weise vorzeiten stark gewesen sind.

Die Regierungsformen sind nur Formen; der Regierungs-

geist ist die Hauptsache. Weil dieser aber wenig gekannt ist, hadert man viel um jene. Republikanische oder monarchische Formen, auf sie kommt wenig an. In Europa sind noch einige Republiken; sie sind den Monarchien durchaus nicht gefährlich. Formen bestreiten die Formen nicht; nur Geist den Geist. Das Schweizerland ist republikanisch, harmlos, unschuldig. Die Schweizer haben nicht die Freiheit, wie wir. Darum wandern Viele aus, weil die politischen Institutionen ihrer Republiken mehr künstlich, als natürlich sind. Wir haben den Vortheil der Jugend voraus; sie haben den Nachtheil des Alters. Bei uns ist das Urtheil frei, bei ihnen das Vorurtheil. Bei uns gilt das reine Recht, bei ihnen statt dessen das Herkommen. Wir führen nach unsern und des Jahrhunderts Bedürfnissen ein neues Gebäude auf; sie müssen sich in das Wesen eines alten Hauses fügen, das nicht für sie gebaut war, sondern für Leute von anderm Geschmack, andern Bedürfnissen und andern Begriffen.

Wir haben von den einwandernden Europäern nichts zu befürchten, so lange sie, verfolgt vom Unglück und Unwesen ihres alten Welttheils, zu uns herüber kommen, aber nicht aus Uebermuth. Sollten sie einst kommen, durch bloßen Golddurst getrieben, mit vermessenen Spekulationen und angefüllt mit europäischen Thorheiten, um diese bei uns gültig zu machen; sollten sie einst kommen, um mit ihrem Fanatismus Andersglaubende zu verketzern und die heilige Freiheit der Andacht und religiöser Ueberzeugungen zu beeinträchtigen; sollten sie einst kommen, bei uns, wie bei sich, die Preßfreiheit, das ehrwürdige Organ des Volksgeistes, die Quelle der öffentlichen Erkenntniß, zu hemmen oder zu zerstören; sollten sie einst kommen, um zwischen unsern gleichgebornen Söhnen des Vaterlandes ihren heillosen Unterschied von Ständen und Kasten, von Adelichen und Unadelichen aufzustellen: dann will ich der Erste sein, welcher hier, welcher überall Beschränkung freier Nie-

verlassung der Europäer predigt, und auf Strafgesetze gegen die Vergifter der Sitten, der ewigen Rechte der Menschheit, des gesunden Menschenverstandes und der bürgerlichen Ordnung anträgt.

Denn ewig fern bleibe von unsern glückseligen Pflanzungen und Savannen das Elend der Europäer, welches sie mit Gelassenheit ertragen, noch ohne weit grösseres Unglück von sich schleunig abwälzen können. Ihnen wäre besser gewesen, wenn sie mit den Institutionen barbarischer Zeitalter, die sie beibehielten, auch den Geist der finstern Jahrhunderte bewahrt hätten, aus welchen jene Institutionen hervorgegangen sind. Nun aber klagen ihre bessern Einsichten die Wirklichkeit an, und die Wirklichkeit verdammt ihre bessern Einsichten. Die Gräuel der französischen Staatsumwälzung gingen aus diesem Widerspruch hervor, welchen mit Vorsicht zu lösen die dringendste und schwerste Aufgabe aller Fürsten bleibt, denen eigener Ruhm und Wohlfahrt ihrer Nationen noch über Alles geht. Klugheit muß die Schritte berechnen; Leidenschaft wagt sie nur.

Und du, frisches, jugendliches Amerika, von den Händen europäischer Habsucht mit Blut getauft, und mit der Bluttaufe zur Freiheit geweiht, blühe umrauscht und beschirmt von deinen Ozeanen mit den Jahrtausenden, die da kommen, zur Herrlichkeit auf, der du von Gott bestimmt bist in den Geschichten der Menschheit. Jüngst noch verachtet und verspottet von deiner eisgrauen, altklugen Pflegemutter, bist du jetzt schon die Bewunderung ihrer Weisesten, der Neid ihrer Gewaltigsten, der Trost ihrer Unglücklichsten. Afrika schläft träg unter dem Sonnenstrahl seines heißen Himmels; Asien ist im Kreislauf der Dinge zur alten Wildheit der Urwelt heimkehrend; Europa folgt schüchtern der orientalischen Altmutter; Amerika soll fortan die Heimat menschlicher Kultur und die Leuchte des Erdballs sein, zu der die einzelnen Wesen aller Zonen segnend und sehnsuchtsvoll hinschauen.

---

# Erinnerungen aus Rhätien

während

der Staatsumwälzung

in den Jahren 1797 bis 1799.

Das Nachstehende erschien zuerst gedruckt in den „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. Erster Band. Winterthur 1803", einer Sammlung von Beiträgen zur neuesten Geschichte der Schweiz von verschiedenen Verfassern, und führte die Aufschrift: „Emigration der Bündner". Die damals beigefügten diplomatischen Aktenstücke und viele andere Einzelnheiten, welche einer spätern Zeit und einem weitern Kreise von Lesern nicht mehr zusagen können, sind in dieser Ausgabe hinweggelassen worden.

---

## Erster Abschnitt.

### 1.

Am Fuße der Alpen, in wohlthätigem Geschäftskreise, Bürger eines Freistaats, geliebt von Manchen, geschätzt von Vielen, — wohnte ich zufrieden in dem bündnischen Thal von Reichenau, am Zusammenflusse des vordern und hintern Rheins, von der Natur zur lieblichsten Einsiedelei geschaffen.

Dort steigen schroff zur Rechten und Linken Hochgebirge gen Himmel, mit ihren Waldgürteln und Felsenscheiteln. Kleine Gewölke spielen fast immer um ihre Brust. Droben ruhen die stillen Matten der Alpen, einzelne Hütten, verlorne Ställe. Keine Jahreszeit raubt den Gebirgen die Mannigfaltigkeit des Reizes; jede schmückt sie mit neuen Wundern.

Im Thale strömt der junge Rhein. Seine Ufer sind von Gebüschen überhangen. Kleine Ebenen, einzelne Gruppen von Bäumen und Felsblöcken, niedere Hügel, leichte Wäldchen verbinden mit der schauerlichen Pracht der Alpenwelt die Anmuth eines Parks

im englischen Geschmack. Hinter einem Hügel am Gebirge zeigt sich ein halb verstecktes Dörfchen. Es ist Damins. Seine Kirche strahlt von der Höhe des Hügels über das Thalgelände. In der Ferne, zwischen langen Gebirgsreihen, verlieren sich Berg' und Himmel mit bläulichem Duft.

Die Schweizerlandschaften, mit Ausnahme der Seegegenden, gewinnen den Bündner Thälern den Preis der Schönheit nicht ab. — Hier arbeitete die Natur im erhabenern Style.

Erschütternd vor Allem ist der Blick von der Spitze des Kalanda-Gebirgs, beim Schlosse Reichenau, über das wunderbare Chaos. — Weit umher ein Heer von zusammenstoßenden Felsenthürmen, die in schwächern Farben am fernen Horizonte verrinnen. Kahle Fluren, an denen kein Strauch keimen, und woran die müde Natur selbst keinen Grashalm mehr hängen mag — Einöden zwischen den Felspyramiden auf den höchsten Bergrücken, wo nie der Fuß eines Sterblichen hintrat, und Adler und Geier nicht weilen mögen. Nichts Lebendes in der Höhe, nichts Reges und Lautes, als der rinnende Gletscherbach, der aus seinen Eisgewölben über Abgründen und durch Felsentrümmer taumelt; oder die stäubende Lauwine, die, beschneiten Firsten entschlüpfend, ihren Donner dröhnend durchs Labyrinth der Gebirgskammern wälzt; oder gährende Wolken, welche in geheimer Oekonomie bald zusammenziehen, bald aus einander jagen, und die Brust der Berge umwickeln, deren besonntes Haupt darüber wie ein Land im Himmel glänzt. — Und tiefer unter den höchsten Gipfeln die grünen Alpengefilde, mit weidenden Heerden, einsamen Hirten und Hütten, wo Alles in patriarchalischer Einfalt wohnt, wo keine Ahnung herrscht von den unermeßlichen Fortschritten des menschlichen Geistes, von dem verfeinerten Genuß des Lebens und den Gräueln der gereizten Leidenschaften. Drunten in ferner Vertiefung halbverschattet von krausen Gebüschen freundliche Dörfer; zwischen Kunstgärten und Weinhügeln

helle Landhäuser; Flecken und Städtchen, welche der Trümmer alter Ritterschlösser spotten, die, wie Memento Mori's, seit Jahrhunderten an den Felswänden kleben. — Bei solcher Ansicht glaubt man zuweilen in einem Traum zu wohnen, der mit phantastischer Feenhand Sitten entfernter Jahrtausende, Gegenden entfernter Himmelsstriche, Novazembla's Eis und Italiens Blumen zusammenfügte.

---

## 2.

Verschieden, wie die landschaftliche Natur, ist auch Bildung und Denkart der Bewohner des rhätischen Hochlandes. — Europa hat wenige Länder, wo so außerordentliche Umstände zusammenspielen, das bunteste Gemisch von Gesittungsstufen zu bilden.

Der Bau der Thäler, welcher, wie in einzelnen Kammern, die eine Masse der Einwohner von der andern sondert, trägt dazu nicht wenig bei. Getrennt von den Nachbarn durch ungeheure Berghöhen, lebt jede Thalschaft für sich. Orts- oder Gemeindsrechte erschweren die Niederlassung der Fremden, und fremd gelten selbst Bündner in jedem Thale, wo nicht ihre und der Aeltern Heimat ist. — Man verheirathet sich selten in ein entlegenes Thal; bleibt, bei dem ewigen Umgang mit sich selbst, auf eine gewisse Zahl von Begriffen und Kenntnissen beschränkt; treibt sich seit Jahrhunderten in dem gleichen Kreise der Bedürfnisse herum; bewahrt ungestört Sitten, Gebräuche, Vorurtheile, Denkarten und Neigungen der Vorfahren.

Lage und Klima der Wohnsitze vermehrt den Grad ihrer Verschiedenheiten. Andere Bedürfnisse, andere Beschäftigungen, anderer Wohlstand herrschen in den rauhen Hochgebirgen; andere in den Geländen tieferer Thäler. Die Natur selbst entzog den Bewohnern so verschiedener Gegenden das gemeinsame Interesse, und machte sie in der Mitte des Festlandes zu Eiländern. Wäh-

rend die Hirten in der Nachbarschaft der höchsten Alpen mit Witterung und kargem Boden streiten, welcher ihnen für die langen Winter kaum das Brennholz gebiert, genießt das Volk der heitern Thalungen gemächlichern Daseins. An seinen Hügeln reift die Traube; seine Ebenen tragen Korn und Obst; seine Straßen sind vom Handel belebt. — Der rohe Berger in halber Wildheit bleibt seiner eigenen Anlagen und der Mittel unkundig, sie zu entwickeln; die Leute des Thals, minder um Erhaltung besorgt, erheben sich über das Nothdürftige zum Genuß des Anmuthigen. Wohlstand bildet Sinn für das Schöne. Vermehrter Umgang entfaltet Keime aller Tugenden und Laster des gesellschaftlichen Lebens.

Wenn aber auch weder Klima noch insularisches Leben nicht ausreichen sollten, einzelnen Bezirken des Hochlandes den unterscheidenden Charakter einzelner Völkerschaften zu geben: so würde es die Mannigfaltigkeit der Sprachen können, die sonst Nationen zu scheiden pflegt.

Das Volk der rhätischen Gebirge ist, ohne Zweifel, aus angeworfenen Trümmern verschiedener Reiche entsprungen. — Zweige des großen, uralten galischen Stammes, verirrt in diese Einöden, belebten sie unter dem Namen der Taurisker und Lepontier zuerst, wie alte Schriftsteller nach schwankenden Sagen sie nennen. — Die Kriege der Gallier in Italien, mehr als ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, verursachten in Thuscien Auswanderungen. Die Wildnisse der Lepontier und Taurisker wurden Zufluchtsort Unzähliger, welche hinter unwirthbaren Felsen, vor den Schrecken des Kriegs, vor den Grausamkeiten der Barbaren, diejenige Ruhe zu finden hofften, welche in den schönen Gefilden Italiens so selten einheimisch war. Livius zeichnete die Sage davon auf. Der Führer der Flüchtlinge Thusciens soll Rhätus geheißen haben. Sein Name erbte auf das Volk. Noch heutiges Tages bewähren halberloschene Spuren die Aechtheit der

Sage. Nicht die Namen ganzer Gegenden oder Ortschaften, und deren Aehnlichkeit mit ehemals berühmtern in Thuscien sind ein so bleibendes Denkmal davon, als die noch bis auf unsere Zeiten gekommene alt-italienische Sprache. Sie wird die romanische genannt, denn Roma beherrschte damals Italien, und der Name der mächtigen Stadt überstrahlte alle übrige Gegenden der Halbinsel. Die thuscischen Flüchtlinge bewahrten ihre Mundart unvermischt mit der ihrer Nachbarn, von welchen die Scheidemauern beschneiter Gebirge sie trennten.

Man sieht es dieser romanischen Sprache an, daß sie unverkennbares Kind der römischen sei. Dem Sprachforscher muß sie von Werth sein. Es sind Nachklänge der römischen Zunge, nicht aus den Tagen Augusts, sondern älterer Jahrhunderte, nicht der gebildeten, sondern der rohern Volksklassen Norditaliens.

In spätern Tagen — man behauptet, in den Tagen der Kriege Hannibals des Karthagers — scheint eine neue Auswanderung aus dem Gebiet von Latium oder Campanien die unbewohnt gebliebenen Bergthäler Rhätiens bevölkert zu haben. Von den hohen Quellen des Inn bis zu den Grenzen des Tyrols zieht sich an den Nordseiten des Valtelins das fünfzehn bis sechszehn Stunden lange Bergthal Engadin hinab. Dort wird noch heutiges Tages in der Zunge der latischen Flüchtlinge geredet. Ihre Sprache heißt die ladinische. Obgleich Schwester der romanischen, ist sie doch gebildeter, wohltönender, näher an das Lateinische und Neuitalienische rührend.

So werden in Bünden also zwei Sprachen geredet, welche im übrigen Europa unbekannt sind. Es wird in ihnen gepredigt, geschrieben, gedichtet, und mehrere Volksschriften sind in denselben gedruckt. Die Völkerschaften, so sich derselben bedienen, sind durch sie mehr noch, als durch Felsenwände, vom nähern Verkehr und Umgang mit den Nachbarn zurückgehalten.

Eine dritte Sprache des Landes ist die deutsche. Sie dehnt sich am weitesten aus. Die Mundart des Volks nähert sich der schwäbischen. Von gebildetern Klassen wird sie aber reiner und sanfter gesprochen, als in der ganzen übrigen Schweiz. Sie war von jeher, mit Ausnahme des Lateinischen, Sprache der Kanzeleien des Landes. Mit zunehmendem Verkehr der deutschen und romanischen Gegenden erweiterte sie ihr Gebiet zum Nachtheil der romanischen Zunge. Diese ist in einigen Gemeinden schon ganz, in andern halb erloschen, so daß Prediger den Gottesdienst in beiderlei Zungen verrichten müssen.

Die vierte Landessprache ist endlich die italienische. Sie lebt an den Grenzen Italiens, und besonders in den Thälern von Misocco, Calanca und Puschiavo.

Ohne Mühe läßt sich der Einfluß von so mancherlei Sprachen auf ein Volk erkennen, welches kaum, wie es gegenwärtig ist, anderthalb Hunderttausend Seelen zählen mag. Und wenn es auch keine Musterkarte von Resten der Celten, Thuscier, Latier, Italiener, römischen und allemannischen Ansiedler, selbst von Hunnen wäre, die bis hieher zu Attila's Zeiten vordrangen, und spätern Deutschen, mit welchen wahrscheinlich Kaiser Friedrich der Rothbart die Thäler von Rheinwald, Savien, Avers und Tenna bevölkert hat, — so würde die staatsthümliche Verfassung allein genug gewesen sein, Graubünden in den Wohnsitz einer Menge kleiner, mit einander wenig gemeinhabender Völkerschaften aufzulösen.

Nach der Staatsumwälzung im fünfzehnten Jahrhundert, durch welche das Gebirg Freiheit empfing, ward das Volk unmittelbar selbstherrlich, so wie es vorher leibeigen und unterthan war. — Möglich größte Freiheit jedes Einzelnen wurde die Grundlage der neuen Staatsverfassung. Diese Sehnsucht nach Lebenswillkür und bürgerlicher Fessellosigkeit kann nur in Familien, in kleinen

Gesellschaften gestillt werden, wo leichtere Uebersicht der geringen Gliederzahl, wo Einfalt der Verhältnisse, weder Strenge noch Vielheit der Gesetze erheischen.

Verschiedenheit der Gebirgsörtlichkeiten, der Landessprachen, der Sitten, der heimatlichen Gebräuche, der Rechtsame, begünstigte die Neigung der Leute. So entsprang der rhätische Föderalismus, ein Bundessystem, wie außer diesem die gesittete Welt keins gekannt hat.

Jeder einzelne Bürger ward in seiner Gemeinde freier Herr. Er gab zu öffentlichen Angelegenheiten seine Stimme; war jedes Staatsamtes fähig, und trug, als Patrizier seines Dorfs oder Städtchens, schneidende Vorrechte vor den spätern Ankömmlingen oder deren Nachkommen (Hintersassen). Er kannte, als freier Mann, keine Abgaben. Geistliche und Schuhllehrer wurden von ihm kärglich, obrigkeitliche Personen meistens gar nicht besoldet.

Das Beisammenwohnen einiger Familien bildete ein Dorf. Jedes Dorf war als ein eigener kleiner Freistaat anzusehen, mit besondern Privilegien, Rechtsamen und Jurisdiktionen. Es führte seine Orts-Haushaltung unabhängig unter dem Vorsitz eines Cuvig (oder Dorfmeisters).

Sich aber zu stärken und dem Gericht Unparteilichkeit zu geben, traten mehrere Dörfer zusammen mit Vorbehalt ihrer besondern Rechte, und stellten eine Gemeinde dar — eine größere Republik. An ihre Spitze trat der Ammann, begleitet von Rathsherren, Gerichtssäßen und Geschwornen. In der Landesgemeinde, wo das Volk sein Hoheitsrecht übte, und Knaben von sechszehn Jahren, an einigen Orten sogar von vierzehn Jahren, stimmfähig gehalten wurden, hielt der Ammann den Vorsitz, so wie im Gericht. Er besorgte die allgemeinen Staatsgeschäfte im Namen der Gemeinde, und war bei den allgemeinen Bundes- oder Standes- und Landes-Versammlungen Repräsentant seiner kleinen Republik,

nachdem er von der Landesgemeinde mit den nöthigen Instruktionen versehen war.

Ein Kreis von benachbarten Gemeinden, unbeschadet ihrer besondern Vorrechte, bildete einen größern Staat, der parteilosern Rechtspflege willen, und führte den Namen Hochgericht. Ein Landammann (an andern Orten Podesta, an andern Landvogt geheißen) stellte, umgeben von seinen Räthen, die vollziehende Gewalt vor. Eitelkeit mehr, als Golddurst, fand in solchen Staatsämtern einige Nahrung. In Kirchen, in Prozessionen und öffentlichen Gesellschaften genoß der „regierende Landammann“ den Vorrang, auch ward ihm in der Anrede die Bezeichnung Ihro Weisheit gebracht. Jedes Hochgericht war eine so unabhängige Republik, als es irgend einer der Schweizerkantone gewesen, doch mit dem Unterschiede, daß es mit andern Hochgerichten einen Bund formte, welcher mit dem Auslande unterhandeln konnte.

Der Bund hatte wieder seine besondere staatsthümliche Gestalt und Gliederung. Er besaß seinen Areopag, Bundesversammlung genannt, zusammengesetzt aus den Deputirten der Gemeinden und Hochgerichte. Dieser Areopag behandelte in jährlichen Sitzungen die Angelegenheiten der im Bunde begriffenen Republiken, schied ihre Zwiste, wog ihre Interessen. Den Vorsitz in der Bundesversammlung (oder am Bundestag) führte ein Bundeslandamman (im Zehngerichtenbund) oder Bundespräsident (im Gotteshausbund) oder Landrichter (im Ober- oder Grauenbund).

Drei solcher Bundesschaften zählte Rhätien seit dem fünfzehnten Jahrhundert, und daher der Name der drei Bünde im hohen Rhätien.

Sämmtliche waren mit einander durch besondere Verträge verknüpft. Was Bundesversammlungen für jeden einzelnen Bund waren, galten Standes- und Landesversammlungen, aus den „Deputirten der ehrsamen Räthe und Gemeinden“ bestehend,

für gesammte drei Bünde. Auch diese Versammlungen hatten, wenn nicht außerordentliche Fälle eintraten, jährlich nur einmal statt. Ein Kongreß (der drei Herrenhäupter oder) der Vorsteher der drei Bünde beseitigte inzwischen die laufenden Staatsgeschäfte von minderer Erheblichkeit.

So schien menschliche Kunst mit den Launen der bildenden Natur um den Preis gewetteifert zu haben, wer von beiden am meisten beitrage zur Auflösung der Rhätier in eine Menge kleiner Völkerschaften, welche weder Himmelsstrich, noch Bedürfnisse, weder Sitten noch Gesetze, weder Sprachen noch Verfassungen mit einander gemein hatten.

Auch die Religion, welche selten eine Nation ohne Spaltung ließ, wollte an der großen Trennung hier nicht ohne Antheil bleiben. Die römisch-katholische und die reformirte Kirche haben das Land unter sich getheilt, wie in der Schweiz. Sie bewachen sich gegenseitig mit eifersüchtigem Blick. — Andere Glaubens- und Kirchenparteien werden nicht geduldet. Noch einen verstohlenen Ueberrest von Beguinen findet man im abgelegenen Gebirg, der aber ohne Bedeutung ist.*)

Wie mannigfaltig schillernd mußte die Volksthümlichkeit unter Umständen werden, welche, wie in diesen Bergen, sich in keiner Gegend Europa's so seltsam vereinigten.

---

3.

Es ist ein schweres Geschäft, über den Charakter eines Volks abzusprechen, oder ihn mit seinen feinern Zügen aufzufassen und

*) Zu Tiefenkasten wohnen dergleichen. Sie unterscheiden sich durch strengere Disziplin und fleißige Krankenpflege. Auch ihre schwarze Kleidung hat etwas Ausgezeichnetes.

zu zeichnen, besonders bei einem so zusammengesetzten Volk, wie das von Bünden.

Wirklich ist dies gegenwärtig auch nicht mein Vorhaben. — Ich habe mit leichten Umrissen die Hauptgegenstände dargestellt, welche auf den Nationalcharakter den ersten und entschiedensten Einfluß haben. Ich werde wieder einige Wirkungen dieses Charakters beschreiben, und dem Scharfsinn des Lesers überlassen, sich ein Bild von Sinn- und Denkart des rhätischen Volkes zusammenzustellen.

Mehr, als in den Thälern, herrscht unter den Bewohnern der Gebirgshöhen eine gewisse Gleichheit des Charakters.

Die Natur droben ist wild, und so auch ihr Mensch. An beiden bricht das Messer der Kunst.

Alpenwirthschaft ist die vorzüglichste Beschäftigung der Hochländer. Minder wird sie in den an Handelsstraßen reichenden Gegenden getrieben, wo die Unterhaltung mehrerer hundert Saumrosse zur Führung der Kaufmannsgüter über die steilen und gefahrvollen Bergrücken einträglicher ist. Man schätzte den jährlichen Ertrag des bloßen Fuhrlohns für Bünden gegen 324,000 Gulden.

Keine Stätte der zwischen den Klippen zerstreuten Alpengefilde bleibt unbenutzt. Bis zum Saum der ewigen Schneefluren und Gletscher klimmt das Vieh. Im südlichen Theil von Bünden haben noch, außer den Landeseigenthümern, auch die sogenannten Tessini, oder italienischen Schäfer, ihre Wirthschaft.

Diese, meistens wohlhabende Männer aus dem Bergamaskischen, Mailändischen u. s. f. hüten ihre eigenen, zahlreichen Heerden. Sie treiben dieselben während der Sommermonde in die hohen magern Bündneralpen. Der Zins, welchen sie dafür erlegen, wirft alljährlich große Geldsummen ab.

Schon seit mehrern Jahrhunderten zogen die italienischen Hirten in diese Hochgebirge. Ihre Heerden bestehen aus vielen tausend

Schafen. Sie vertheilen dieselben in den Alpen, und wohnen droben vereinzelt, in kleinen Hütten, die ihre Hand aus übereinandergeschichteten Steinplatten gebaut hat. Dahin flüchten sie während des Sturms. Dahin holen sie aus der im Mittelpunkt liegenden großen Hütte, ihrem Magazine, die Lebensvorräthe. Das Fleisch der Schafe, welche an den Abgründen steiler Felsen verunglückten, Käse und Schotten, Heidekörnmehl und Polenta machen ihre ärmliche Nahrung. Ein brauner Kittel von grober Wolle ist ihr Kleid; ein schlechter Mantel ihre Decke, ein Lager von Lüsche oder Alpenschilf, oder gedörrtes Gras, ihr Bett. Treue, zottigte Hunde sind ihre Gefährten und Wächter, die mit Kleien in Schotten gerührt gefüttert werden.

So leben die Schäfer während der heißen Sommertage neben den unwirthbaren Gletschern.

Und, wie sie, die bündnischen Hirten. Wochen verfließen droben, ohne daß ihnen ein Mensch in der Einsamkeit begegnet. Die Besorgung der Heerde und Ruhe nach Arbeit theilt ihre Stunden. Das einfache Leben, und der Trotz, welchen sie allen Witterungen bieten, leiht ihrem Körper unzerstörbare Gesundheit. Die reizende Einöde auf grünen Auen zwischen Felsen und Wolken wird ihnen Bedürfniß. Nicht ohne Sehnsucht und Wehmuth erinnern sie sich dahin zurück, wenn das hohe Alter ihnen der Alpen Wiedersehen untersagt. Immer sich selbst angehörend, zwanglos, unabhängig, drückt sie die Fessel des gesellschaftlichen Lebens. Das Fügen in die Verhältnisse des Bürgers däucht ihnen schwer. Darum sind sie unbändiger und wilder, als der geschmeidigere Thalbewohner, aber auch biederer und treuherziger, denn er. In ihrer stillen Oberwelt nehmen sie die hohe Einfalt und Rauhheit derselben an.

Nur verwegene Gemsenjäger verlieren sich in die Alpengipfel. Diesen Waghälsen ist keine Felsspitze steil, keine Kluft schwindlicht.

Bündner selbst treiben nur selten die gefahrvolle Jagd. Statt ihrer schwärmen fremde Kerls, meistens Tyroler, oder Ausreißer, oder entschlüpfte Verbrecher, zwischen den Klippen. Obwohl das Gesetz sie verfolgt und die außer dem Wege bewaffneten Wilddiebe vogelfrei sind, schweifen sie doch furchtlos umher. Gleichgültigkeit, Religiosität, Aberglaube des Bündners, welcher den Tyroler Wildschütz für kugelfest, oder gar mit dem Teufel verbündet hielt, nahmen sie in Schirm.

Doch nur kurze Zeit sind die höchsten Regionen unsers Welttheils von Hirten und Jägern besucht. Der frühe Winter erscheint. Alle flüchten in die Niederungen mit ihren Heerden und Hunden. Ein zeitiger Schnee wälzt sich über die sterbenden Alpen. Die Quellen erstarren. Die Seen werden Eisplatten; die Wasserfälle Kristallsäulen. Adler und Geier schweben tiefer. Selbst der scheue Berghaas, der Bewohner der höchsten Reviere, der nie eines Obdachs bedarf, steigt zu den tiefern Waldungen hinunter. Nur das Murmelthier, seiner Wohnung getreu, bleibt droben, um vom Weinmond bis zum März seinen langen Winterschlaf zu halten. — Es ist unmöglich, das Schauerliche einer vom Winter beherrschten Gebirgshöhe zu malen. Alles Leben stockt. In den entseelten Gestrüppen der hohen Felsmassen kein Vogel, kein Gewürm. Ein einförmiges Chaos von Eis- und Schneewüsten und Trümmern gestürzter Berge lagert seine Schrecken zwischen Klüften und schattigten Abgründen aus. Keine Spur des Lebens, keine Wohnung, kein Wanken begegnet dem Auge in der weiten Stille. Nur zuweilen irrt ein Gewölk über das todte Einerlei herab, wie über den Leichnam einer Welt, deren der Schöpfer vergessen will. Riesenhafte Felsensäulen ragen schwarz aus Tiefen in Schnee und Nebel verloren, wie trauernde Grabmäler der verstorbenen Natur.

Dies ist der Anblick, welchen der Bewohner der höchsten Bergthäler ein halbes Jahr lang über sich hat. Und eben so lange

zählt er die Tage seines Winters. In dieser Zeit halten sich die Aelpler still in ihren Hütten, die niedrig und eng, aus Holzstämmen zusammengefügt, inwendig vertäfelt, nur gegen des Winters Strenge berechnet sind. Breite Steine belasten das Schindeldach, damit es der Wind nicht entführe. Kleine Fenster werfen ein kümmerliches Licht in die Stube, worin ein großer von Mauersteinen in Viereck gebauter Ofen den beträchtlichsten Raum einnimmt, im Verhältniß zum übrigen Hausgeräth. Die ganze Familie ist um den Ofen hingelagert, entweder auf den hölzernen Bänken daran herum, oder oben auf den Steinplatten. Die Küche ist in des Hauses Flur oder Eingang. Der Keller, mit Käse, Butter, Zieger, Milch u. s. f. gefüllt, ist nur einige Schuh tief in die Erde gegraben. Mit dem Wohnhause meistens unter gleichem Dach befindet sich der Viehstall.

Der Berger Hausgeräth, einfach und gering, ist nur für die Nothdurft. Viele Familien spinnen, weben und schneidern ihre Kleidung selbst. Sie besteht gewöhnlich aus halbwollenem Zeuge. Jedes Thal ändert Schnitt und Farbe. Nur die Weiber zeichnen sich durch einige Pracht im Sonntagsschmuck aus. An verschiedenen Orten prangen sie mit Gold- und Silbertressen an Haube und Wamms und Goller, und silbernem Kettenschmuck und scharlachenen Aermeln. Nach der Sueven und Sicambern uralter Sitte, die schon Tacitus kannte, tragen sie ihr Haar, in Flechten gewunden, auf dem Wirbel des Kopfs, oben in einen runden Knoten, um eine löffelförmige Silbernadel, geschlungen.

Die weibliche Tracht begünstigt die schönen Formen nicht. Sie ist steif, einzwängend, eckigt. Ueberhaupt gehören die rhätischen Alpenbewohner nicht zu den schönern Gattungen. Dort wehen die Winde schneidender, und die Hitze der Sonne, von den Wänden der Felsenkessel zurückprallend, brennt tiefer. Jedes Vergnügen wird mit einer Gefahr oder Mühe erkauft. Ein freundlicher Be-

such des entlegenen Nachbars fordert eine Reise über Berge und Thäler. Die Speise, derb und schwerverdaulich, ist einfach und ohne Mannigfaltigkeit. Der Bergbewohner unterscheidet sich daher durch seine Gestalt. Seine Muskeln sind stark und fest, seine Schritte schwer und sicher. Braun von Farbe, hager von Antlitz, breit von Schultern und Brust, zeigt sein ganzes Wesen das inwohnende Gefühl von Stärke und jenen pochenden Trotz, dem vor keiner Gefahr bangt, der mit den Schrecken der Natur spielt, aus den freundschaftlichsten Unterhaltungen leuchtet, selbst durch Wein und Freude nie erlöscht, sondern nur in Spottlust verwandelt werden kann.

Wie die Männer, so die Weiber. Durch schwere Arbeiten und den Ungestüm der sie umringenden Natur abgehärtet, scheinen sie ihres Geschlechtes eigenthümliche Vortheile kaum zu kennen, des Mannes Wildheit zu zähmen. Miene und Anstand tragen eine gewisse Keckheit, welche den Mädchen in Jahren der Blüthe nicht übel steht, aber betagten Matronen zuweilen furchtbares Ansehen gibt. Thätiger ist überall im häuslichen Kreise das Weib, am Webstuhl und Spinnwirbel, in Stall und Garten. Der Mann, nach Besorgung des Viehes, pflegt herrisch der Ruhe im behaglichen Nichtsthun, oder beim Spiel und Wein des Winters, bis der Schnee einsinkt und die Heerden zu den Berghalden eilen.

Die Einförmigkeit der Lebensart gibt dem Gemüth eine durch alle Alter dauernde Eintönigkeit. Die dürftige Gegenwart muß überall den Maßstab zu dem bieten, was außer dem engen Horizont der Hirtenerfahrung ruht. Die Weisheit des Mannes wird nach den Jahren desselben gezählt. In den Gebirgen findet man daher noch besondere Ehrfurcht vor tugendhaften Greisen. Aber die Vorurtheile der Vorwelt ziehen ungestört auf die Nachwelt, und die Kinder nehmen der Väter Sitte, Brauch und Einrichtung, als heiligen Theil des Erbes, so ihnen hinterlassen wird.

Dieser Mangel nützlicher Mannigfalltigkeit und Biegsamkeit der Vorstellungen, dieses Genügen an dem, was ist, sonder Gelüst nach dem unbekanten Bessern, erstarrt den Geist, unterhält eine gewisse Trägheit des Gemüths, welche endlich jenen dumpfen Zustand zum Natürlichen macht, wo, bei stockender Thätigkeit aller Seelenvermögen, die Gedanken aussterben, wie im Uebergange vom Wachen zum Schlaf. — Man hat häufige Gelegenheit, dies wahrzunehmen, an dem öden Vorsichhinstieren der Augen, an dem Auffahren und Gaffen des Angerufenen, der sich lange von der Zerstreuung nicht sammeln, oder besser, lange nicht Stärke genug gewinnen kann, eine Gedankette festzuhalten. Zuweilen sah ich, besonders am geschäftslosen Sonntage, in ihren Feierkleidern einen Haufen junger Bursche, an die wärmende Sonne hingepflanzt, viertelstundenlang ohne alle Unterredung, träg ins Leere hinstarren, oder einem Vorübergehenden nachgaffen, und träumen. Ihre äußern Bewegungen sind ohne Bedeutung und Anmuth, ihre Tänze schwerfällig und, statt des Lebhaften, wild; ihre Gesänge eintönig und gedehnt. Die Mädchen singen zur Unterhaltung eben so gern einen Davidischen Psalm, als ein Lied der Liebe.

Das rauhe Klima des Hochlandes muß nicht als Urheber dieser Unvollkommenheiten angeklagt werden. Am Gotthard beherbergt das wilde Bergthal von Urseren ein reges, thätiges, freundliches Völkchen von aufgewecktem Geist. Eben so das hohe Thal Engadin. Die unfruchtbarsten Höhen des Jura in der Grafschaft Neuchatel, die Thäler von Locle und Chaux-de-Fonds zeugen bekanntlich die seltensten Künstler, und Geister von eben so großen Talenten, als großer Regsamkeit. Der Spruch mannigfaltiger Erfahrung weiset aus, daß der reinere Himmel, der die Berghöhen umgibt, die Entwickelung des menschlichen Geistes weder besonders hindert, noch begünstigt. Das Talent gedeiht auf jedem Boden.

Es ist das Einsamleben (Mangel an Bevölkerung) und allzu-

wenige Beschäftigung, was der Kultur des Gebirgsmenschen am meisten entgegenwirkt. Reisende haben dieselben Bemerkungen von einigen Schweizer-Gegenden und vom Tyrol gemacht.

In einem Lande, worin Viehzucht getrieben wird, kann nur eine geringe Zahl von Einwohnern Nahrung und Arbeit finden, während die Heerden eines weiten Landstrichs bedürfen. Die Menschen vereinzeln sich also in demselben, und die Folge der Isolirung sind Entbehrung des geselligen Umgangs, verschiedenartigen Ideentausches, mannigfaltigerer Erfahrungen. Das Hirtenleben selbst gibt keine anhaltende Beschäftigung und gewöhnt zum Müßiggang. Indem nun der Hirt mit der Welt wenige Berührungspunkte kennt, hat er auch nur für den geringsten Theil derselben Reizbarkeit und Sinn.

Es ist wahr, daß beim Mangel des gesellschaftlichen Umgangs die Sitten der Gebirgsbewohner einfach bleiben. Man kennt dort keine feinen Umtriebe, keine Heuchelei, keinen Luxus mit seinen Giften. Man ehrt das Recht des Andern, erröthet vor der Lüge, nennt den Schelm bei seinem Namen. Man hat es noch nicht zur scheußlichen Schamlosigkeit getrieben, mit Lastern zu prangen, und Herzensgüte für Verstandesschwäche zu halten. Allein diese Tugenden sind keine Kinder der Ueberzeugung, sondern der Gewohnheit. Man hat Sitte ohne Sittlichkeit. Die Hirten Geßners und Theokrits und der rührende Zauber patriarchalischer Einfalt wohnen nicht in unserer Wirklichkeit. Neben den Tugenden der ungekünstelten Naturmenschen liegen auch alle seine Fehler. Er ist hart und roh. Ohne Sinn für zartere Freuden, wartet sein das Vergnügen nur in wilden Taumeln, oder im träumenden Nichtsthun. Der Wein und ein Räuschchen, welches selten ohne Balgerei der Freunde endet, so selten es ihnen auch wird, gehören zu den Lieblingen der Berger. Selbstrache und Schlägerruhm werden nicht für so schändlich gehalten; körperliche Stärke gilt als

ein bedeutendes Verdienst. Man erkennt die Kampflustigen bald an ihrem Fingerring, der einen so großen Glasstein in sich schließt, daß er, unterm Nachdruck geballter Faust, leicht ein Gehirn einschlägt. — Auch bei den Tyrolern sind diese Schlagringe nicht unbekannt. Die dasigen Raufbolde zeichnen sich aber mehr als die bündnischen aus. Sie treiben, unter dem Namen der Robler, ihre Balgereien gewissermaßen methodisch; Hahnenfedern an ihren runden Hüten bezeichnen ihr Gewerbe.

Es ist ein kraftloser Behelf, die Berg- und Hirtenvölker durch Schriften und Schulen zu veredeln. Nur Vermehrung der Menschenzahl durch Vermannigfaltigung der Erwerbszweige ist das natürliche Mittel, durch welches unter einer weisen Gesetzgebung ein Volk aus seiner Verwilderung gezogen werden mag.

In Bünden selbst gibt das Engadin ein auffallendes Beispiel. So hoch, so wild auch die Gebirge sind, die das auf dem Bergrücken liegende rauhe Thal umgeben, so karg die Natur, so arm der Boden hier sein mag, blieb den Bewohnern nichts unüberwindlich. Aber nicht Viehzucht allein ist's, was sie nährt, sondern mancherlei Gewerbe und Handel. Als Zuckerbäcker, Destillateurs, Spezerei- und Seidenhändler u. s. f. legen sie in allen Gegenden des Welttheils ihre kaufmännischen Niederlassungen an. Es gab eine Zeit, da man nur allein im Venezianischen gegen tausend handelnde Engadiner fand.

Mit dem Erwerb aus der Fremde wird die Heimat bereichert. Der rastlose Gewerbsfleiß that Wunder. Fast keine Schweizerlandschaft, außer Locle und La Chaux-de-Fonds, kann mit dem Engadin in Rücksicht der unwirthbaren Höhe und zugleich des auf derselben erschaffenen Wohlstandes verglichen werden. Bequeme Wohnungen und Prachtgebäude verschönerten die Wildniß und verdrängten die ärmlichen Hütten der Vorwelt. Die Dörfer gewannen städtisches Ansehen. Wohlunterhaltene Straßen ziehen über Hügel und Wald-

ströme, durch Felsen und Moore. Jedes Haus verräth durch innere Ordnung, jede Wiese, jeder Garten durch sorgsame Umzäunung und Pflege, des Eigenthümers behagliche Wohlhabenheit.

Die Trägheit der meisten einsamen Bergbewohner ist die Quelle ihrer Armuth und der sie fast immer begleitenden Unreinlichkeit. Im Engadin führt Fleiß zum Wohlstand und einer Nettigkeit, die schier nirgends wie hier im ganzen Bündnerlande angetroffen wird. Vom Wohnzimmer der Familie bis zum Stall des Viehes, in allem Hausgeräth und in der Kleidung selbst des ärmern Volkstheils herrscht, mit der Einfalt, Sauberkeit.

Unter dem Einfluß des Reichthums, der von den Alpen und aus fremdem Handel floß, milderten sich hier gemach des Volkes Denkart und Sitten. Hier mehr, als in andern Gegenden Rhätiens, waltet ein aufgeweckter Geist; in keinem Thale, wie hier, ist Neigung zum Wissenschaftlichen so gemein, ungeachtet der Abwesenheit guter Unterrichtsanstalten. Das Engadin lieferte von jeher den übrigen Bünden die meisten Schriftsteller und seine vorzüglichsten Prediger.

Freilich unter den Rosen des geselligen Lebens schoß auch manches Unkraut auf. Unarten der Menschen aus den Ebenen reifen auch auf den Gebirgen. Man begegnet im Engadin der seltsamsten Mischung von Charaktern. Alte Zeit und neue Zeit, Hirteneinfalt und sogenannter Weltton, paaren sich wunderbarlich.

Aber kein Kulturstand des menschlichen Geschlechts, sei er tief oder hoch, sättigt die Wünsche des philosophischen Träumers. Denn das Gute und Böse, unsterbliche Zwillinge, begleiten sich unaufhörlich, durch die physische und moralische Welt.

Ihr rühmet entzückt des Aelplers Glück, sein natürliches Leben, ungekränkt vom erkünstelten Bedürfniß, seinen anspruchslosen Gradsinn, seine Frömmigkeit. Aber der Gepriesene, kaum fähig, euern Glückwunsch zu begreifen, führt häufig nur eine Art Pflanzen-

lebens. Unwissenheit und Einfalt des kindlichen Alters, gepaart mit der Macht roher Triebe reiferer Jahre, bilden seinen Charakter, unter der Leitung stummer Gewohnheit. Wie im Lebenslauf des einzelnen Sterblichen jede Stufenzeit, hat in der Geschichte der Nationen jeder Bildungsgrad eigenthümliche Reize, eigenthümliche Gebrechen. Das Kind, ohne des Mannes Laster, besitzt auch nicht dessen Tugend. Der Greis entbehrt der Jünglinge Leidenschaft, aber auch ihren empfänglichen Sinn für das Schöne und ihren Muth für das Gute.

Enthaltsam im Ruhme und Tadel der verglichenen Nationen und Zeiten, sollen wir eingedenk bleiben der ewigen Gesetze der Natur, nach welchen sie Menschengeschlechter und Blumen reifen läßt. Die unbezwingliche Nothwendigkeit ist's, welche mit dem Stachel unruhiger Triebe uns auf den Straßen zur Vollendung treibt. Der rohe Naturmensch, waffenlos und nackt, fühlt den Reiz weniger, doch mächtiger Bedürfnisse. Er stillt dies laute Fordern, und weckt mit der Stillung sich neue Gelüste. Sie zu befriedigen, sinnt er neuen Mitteln nach. In der Erweiterung der Kenntnisse entfalten sich unbemerkt die Knospen tausend unbekannter Wünsche. Aus dem Grabe eines vergessenen Bedürfnisses keimen wuchernd viele andere auf. So entwickeln sich alle Anlagen der Menschen um einander. Kein Gesetz kann Rückgang, keines Stillstand erzwingen. Des Priester-Vorurtheiles Winseln kann die Ausbildung der Nation nicht hemmen, der Guillotine Schrecken sie nicht beflügeln.

---

## 4.

Nirgends vielleicht, als im Lande der Graubündner, stand der Föderalismus in wilderer Größe; nirgends aber gab er den zweifellosern Beweis, wie verderblich sein Geist der Menschenveredlung

sei. Indem er hier jede Gemeinde mit Selbstherrlichkeitsrechten ausstattete, löste er sie von ihren Nachbarschaften und vom gemeinsamen Staatszweck ab. Indem er jeden Bürger fast zum Unabhängigen erhob, zerschnitt er die Bande des gesellschaftlichen Vereins und führte die Menschen zu jener traurigen Unbehilflichkeit zurück, worin sie, jeder seiner eigenen Kraft überlassen, im Stande der Wildheit leben.

Wenn daher Graubünden, seit Jahrhunderten vom Genius der Freiheit angelächelt, nichts weniger, als in blühendem Zustande war, wenn seine mannigfaltigen Hilfsquellen weder gehörig anerkannt, noch von einer weisen Verwaltung benutzt wurden, während in einem eben so gebirgigten Nachbarlande, dem Tyrol, unter monarchischer Regierung Industrie die kahlen Felsen fruchtbar machte: darf es uns nicht wunderbar dünken.

Ich fühle mich fast versucht, eine Vergleichung Bündens mit dem Tyrol, welche beide Länder viele Aehnlichkeiten unter einander haben, anzustellen. Doch so merkwürdig dieselbe aus mehrern Gesichtspunkten sein würde, gebietet mir mein Zweck, ihr zu entsagen. Aber einzelne Theile sei es mir erlaubt, daraus zu heben, weil eben diese ein helleres Licht über nachfolgende Erzählungen werfen dürften.

---

Das Tyrol begünstigt wegen rauhen Bodens und Klima's den Ackerbau nicht. Nur des Einwohners angestrengtester Fleiß zwingt in engen Thälern dem kargen Erdreiche Früchte ab. — Gärten und Aecker liegen oft auf so jähen Berghängen, daß weder Vieh noch Pflug sie berühren kann. Mit den Händen wird der harte Boden umgeworfen, und der Dünger auf des Landmanns Schultern hingeführt. — Landstriche, von Sand verschlemmt und Steinen hoch überdeckt, werden wieder urbar, indem der Bergschutt abge-

räumt, in der fruchtbaren Erde Grube an Grube geöffnet, jener hineingesenkt, und der nützliche Boden darüber gebreitet wird. — In den wilden Confin-Thälern des italienischen Tyrols trägt der Bauer erst Erde über die kahlen Felsenplatten, und schafft Aecker, wo die Natur sie zu bereiten vergaß.

Fruchtbarer sind die unter wärmerm Himmel gelegenen Ländereien des Bozner Kreises. Aber auch hier erblickt das Auge des Wanderers die Spuren hoher Thätigkeit überall vom Ufer der Etsch bis ins Gebirg, wo das Land untermauert in Terrassen emporsteigt, wo, wie in Italien, der rankende Weinstock die Pfade umschattet, und fast keine Spanne Bodens ohne Zins ist.

Auch in den Bündner Thälern wird Ackerbau getrieben, vorzüglich aber sind die weiten Gelände von Maienfeld bis Reichenau, und das Thal Tomiliasca oder Domleschg und Heinzenberg, demselben günstig. Selbst im Hochlande des Thales von Disentis wird der Pflug geführt, und Roggen und Waizen, auch Hirse und Gersten, wenn gleich in geringer Zahl, geärntet. Der früh herbeieilende Winter gestattet kaum einen Herbst. Darum wird das Getreide früh mit Sicheln geschnitten, und in hohen hölzernen, leiterförmigen Gestellen, die Aehren niederwärts geflochten, gedörrt.

Dennoch ist die Landwirthschaft im Ganzen sehr vernachläßigt; man hängt Vorurtheilen an, und hält alle Neuerung für gewagtes Spiel. Der Ackerbau, mancherlei Unfällen der Wetters ausgesetzt, und größere Thätigkeit heischend, wird der Viehzucht tief untergeordnet. Selbst in denjenigen Gegenden, wo er am stärksten getrieben wird, weiht man ihm im Durchschnitte kaum den zwanzigsten Theil des Bodens.

Trägheit, Vorurtheil, Eigennutz und falsche Dorfklugheit verhindern den Flor der Landwirthschaft seit Jahrhunderten. Große Allmenden, die dem nicht in die Alpen gesandten Vieh auf wenige Monate hin Futter gewähren, mehr des Reichen, als des Aermern

Vortheil, dehnen sich im Bezirke jeglicher Gemeinde aus. Man hat berechnet, daß wenn diese Strecken Landes, jetzt ohne bedeutenden Gewinn, unter die Haushaltungen vertheilt, und der dem Vieh dadurch erwachsende Abbruch durch den Kleebau ersetzt würde, Bünden, ohne Nachtheil seines Viehstandes, so viel Korn anbauen könnte, als es ungefähr für seine jetzige Bevölkerung vonnöthen haben könnte. Lehmann behauptet, daß das jährliche Produkt des Landes an Getreide aller Art auf 2,264,314 Maaß, deren jedes 15 Pfund gutes Mehl zu Hausbrod gibt, steigen möchte, wovon man aber wenigstens den siebenten Theil für Samenkörner abzuziehen habe. „Gesetzt nun," fährt er fort, „man nähme eine Bevölkerung von 250,000 Seelen an, ließe täglich jede Person ein Pfund Brod verzehren, deren zwanzig aus einem Mäß Kernen gebacken würden, so beträgt es auf eine Person jährlich 18 1/4 Mäß Kernen; die Konsumtion des ganzen Landes stiege mithin jährlich auf 4,562,500 Mäß." Man darf bei dieser Berechnung aber nicht vergessen, daß Lehmann damals noch die nun verlornen Unterthanenlande zu Bünden zählte.

Zu den vorzüglichern Hindernissen des Anbaues in Bünden zähle ich außerdem noch die großen Verödungen des Landes durch den Rheinstrom. Dieser stiftet seine furchtbarsten Verwüstungen gerade in denjenigen Thälern, welche die mildesten und ergiebigsten sind. Ich nannte sie droben, das Thal von Chur (von Reichenau bis Maienfeld) und Tomiliasca.

Letzteres könnte noch ein Dorf bauen, wenn es den Rhein zwänge, das geraubte Land zurückzugeben, und eine vorgezeichnete Bahn zu laufen. Aber der Gemeinden Hoheitsrecht vereitelt der Einsichtsvollern Wünsche. Der erste Anblick dieses reizenden Geländes lehrt schon den Wanderer, daß hier die Natur freundlicher, als irgendwo in Rhätien, alle Vortheile anbietet, welche zur Verannehmlichung des Lebens führen; daß nur der Mensch sie zu be-

nutzen vergißt. Er sieht Dörfer im Schatten unzähliger Obstbäume, Kornfelder hoch in die Berge hinauf, Wein (von Chur bis Maienfeld) in üppigem Wuchs. Und mitten durch die lachende Ebene raset der Strom; Niemand denkt das durch ihn Verlorne wieder zu erringen, noch sich vor künftigem Verlust zu schützen. Ungestört dehnt er in ungewissem Lauf eine Sandwüste um sich her aus, und droht selbst den Dörfern. Statt der Streichwuhren oder Dämme setzt man ihm höchstens Schupfwuhren entgegen, die seine Gewalt gegen das jenseitige Ufer leiten, und drüben bedient man sich des Vergeltungsrechts. So schwärmt der Rhein im Zickzack durch die prächtigen Thäler und versandet den schönsten Theil derselben.

Es ist geschehen, daß Privatleute für diese unbenutzten Sandsteppen den Gemeinden kaufsweise ansehnliche Summen boten. Aber Selbstsucht, Argwohn und Neid verwarfen die Anerbietungen, uneingedenk des baaren Gewinnes, des vermehrten Erwerbs und Landreichthums. So richtete im Wallis die Rhone wahrscheinlich unter gleichen Umständen gleiche Verwüstungen an.

---

Ein Teppich uralter, schöner Waldungen behängt die Hüften der Gebirge. Vielleicht füllten sie, ehe menschliche Wohnungen solche verdrängten, auch alle Thäler. Man rodete aber die Forsten aus bis zum Fuße der Berge. Wir wissen aus alten Geschichtschreibern, daß das üppige Rom, nachdem Rhätien seine Provinz geworden, von hier den Lerchenbaum und die stolze Tanne mit unermeßlichen Kosten nach Italien zum Bau seiner Brücken, Paläste und Inseln im Meere führte. Diese Gehölze, welche, unter der Hand einer weisen und kraftvollen Regierung, des Landes Schatz und Reichthum geworden wären, sind es nicht mehr.

Die Schaar der kleinen rhätischen Republiken kannte kein Forstgesetz. Jede Gemeinde beholzte sich aus ihrem Waldkreise ohne

Schonung. Der Baum wird gefällt, wo er am bequemsten zu finden ist. Nirgends wird junge Holzung nachgezogen. Das Vieh treibt in die gemißhandelten Haine, und zerstört nagend die jungen Schößlinge, welche der Boden freiwillig unter dem Schutte des Abholzes zeugt.

Daher ist der Preis des Holzes in Bünden beträchtlich. In verschiedenen Gegenden des Landes fängt es schon an empfindlich zu mangeln. Dies alles führt zu keiner größern Sparsamkeit. Häuser und Dächer werden nach wie vor von Holz gebaut, und eben so die Umzäunungen der Gärten, Wiesen und Aecker; die kräftiger von niedrigem Mauerwerk oder lebendigen Hecken zu schützen wären.

Nur wo die eiserne Noth gebeut, sucht man des Holzes Mangel mit Torfen zu decken. In einigen der rauhesten Gebirgsgegenden, wie im Thale von Avers, bereitet man künstliche Torfe aus dem Mist der Kühe und Pferde, welcher mit Rietgras und dickstänglichten Alpenpflanzen vermengt, in Formen geschlagen und an der Sonne gedörrt wird. In Friesland und andern Provinzen Bataviens hat man die gleiche Methode, nur daß man sich des Strohes daselbst statt der Alpenpflanzen bedienen muß. Der Naturforscher Frank von Berkhey behauptet, daß die Einwohner Palästina's schon vor Jahrtausenden diesen Torf gemacht haben, und will dies aus Ezechiel Kap. 4 V. 12 beweisen: „Du sollst einen Gerstenkuchen essen, und sollst ihn mit Menschenkoth backen;“ — oder weiterhin: „Siehe! ich gebe dir Rindermist für Menschenkoth, und damit sollst du dein Brod bereiten.“

---

Die Industrie der Bewohner des Tyrols ist bekannt. Fast jedes Thal derselben enthält deren Spuren; sie leitet den Wohlstand über unwirthbare Felsen.

Im Vor-Arlberg werden alljährlich viele tausend Zuber, Eimer und Böttiche verfertigt, und über den Bodensee verführt, desgleichen gezimmertes Bauholz und ungeheure Lasten Rebstöcke. Mehrere Gemeinden nähren sich allein von Stroharbeiten. Kinder, Weiber und Greise flechten eine zahllose Menge Körbe, Hüte, Teller u. s. f., die dann nach Deutschland gehen. — An andern Orten, besonders in den Bregenzer Wäldern, werden die Mousselin-Stickereien ein belohnender Erwerbszweig. Personen jedes Geschlechtes und Alters verschönern den Mousselin mit Gold-, Silber- und Seidenfäden, und ihre zarten Arbeiten werden um theuren Preis den prachtliebenden, weichlichen Städten zugesandt. Baumwollenspinnereien und Webstühle findet man überall. Das einzige Dorf Dornbirn zählte vor dem Revolutionskriege sechshundert Weber. — Das Montafun zeichnet sich durch Flachsspinnereien aus. Die Weiber holen sich selbst den rohen Flachs von den Schweizern und bringen denselben verarbeitet zurück.

All dieser heimatliche Fleiß hindert dennoch eine beträchtliche Zahl Tyroler nicht, jährlich auszuwandern, und nachher mit dem im Auslande erbeuteten Gewinn zu ihren geliebten Felsen heimzukehren. Als Maurer, Zimmerleute, Kornschnitter, Krautschneider, Wetzsteinhändler, Steinmetze u. s. f., ziehen sie schaarenweise im Frühjahre aus in die Schweiz und ins Reich. Selbst junge Knaben werden von ihren Aeltern als Hirten ins Ausland vermiethet, und im Herbste von ihnen zurückgeholt.

Ein gleicher Erwerbsfleiß beseelt die italienischen Tyroler, vorzüglich die in den wilden Thälern Primör, Judicarien und Vallafredda des Konfinenkreises. Sie verbreiten sich als Steinmetzen, Zimmerleute, Schornsteinfeger, Maurer, Seiler, Bretschneider, Bilderhändler u. s. w. durch Italien und Deutschland. — Andere, besonders aus dem Zillerthal des Schwazerkreises, treiben Handel mit den mühsam von ihren Gebirgen zusammengesuchten

Kristallen, Graniten, Marmorsorten und andern Mineralien, oder mit Kräutern, Samen, Holzarten, Thee und dgl., oder den in ihren Dörfern verfertigten Eisenwaaren, Messern, Pfannen und mancherlei Geräth in Küche und Wirthschaft nützlich. Am wichtigsten aber ist der Oelhandel des Schwazerkreises. Erfahrne Landleute bauen in ihren Gärten die Lavendel- und Rosmarinstaude an, und destilliren daraus in eigenen Werkstätten das feine Oel, oder bereiten Quintessenzen aus Salbei, Wachholder, Tanne u. s. w., oder sie ziehen aus einem im Achenthale befindlichen Stinkstein das (unter dem Namen des Dirschenöls feilgebotene) Steinöl; das für den Hundsbiß gepriesene Skorpionenöl gewinnen sie von den Thieren dieses Namens, welche ihnen über das Gebirg der welsche Tyroler bringt. Jährlich tragen gegen vierhundert Männer diese Oele zum Verkauf durch die Welt.

Minder künstlerisch, doch gleich arbeitsam, ist das Völkchen der wilden Thalungen des Imbster-Kreises. Man zählt jährlich gegen Tausende, die zur Fremde eilen, um in den Bergwerken als Knappen, oder (wie in Westphalen) als Teichgräber und Reiniger von Teichen, oder als Holzfäller in Waldungen ihr Brod zu erwerben. — Hingegen Stukaturarbeiter, Vergolder, Zimmerleute, Baumeister und Maurer sind im Gerichte von Ehrenberg heimisch. Ihrer weit über tausend ziehen jährlich hinaus, um mit ihrer Kunst dem Auslande, mit ihrem Gewinn der Heimat zu nützen. Der Imbsterkreis liefert noch die tyrolischen Kanarienhändler, welche die Kanarienvögel an ihnen wohlbekannten Orten, besonders zu Günzburg, Eßlingen, Geißlingen und Mühldorf zusammenkaufen, um sie nachher mit Wucher fremden Ländern zu verhandeln. Andere treiben mit geringern Vögeln gleich großen Handel, oder führen die Raubvögel ihres Felsenlandes zur Schau durch Europa.

Der Lorenzer-Kreis des Tyrols beherbergt ein sinnvolles Völkchen in dem von schwarzen Kalkfelsen umfangenen, kesselförmigen

Thale von Gröden. Der unfruchtbare Winkel, zu arm seine Kinder zu nähren, zwang sie, von der Kunst zu heischen, was die Natur verweigerte. Das harte, duftige Holz der Zirbelnußkiefer, welche die Hochgebirge liebt, der schneereine Alabaster, bei Klausen gebrochen, gibt Männern und Weibern und Kindern einträgliche Beschäftigung. Mit geübter Hand schnitzen sie mancherlei Figuren, Thiergruppen, Kruzifixe, Uhrgestelle u. s. w. Weit und breit durch Deutschland, Holland und Rußland wird das Schnitzwerk von den Tyrolern vertragen. — Das Teferegger-Thal macht dem Grödenthal den Ruhm des Kunstfleißes streitig. Wem sind die Wollenteppiche unbekannt, die in allen Hauptstädten unsers Welttheils der Tyroler ausbietet? Der Teferegger Bauer in seinem öden Waldthal ist nur Handelsmann, nicht Fabrikant. So wie die Teppiche, kauft er die in Lienz, Hall, Innsbruck und andern Orten des Tyrols verfertigten seidenartigen Lederhandschuhe auf, die angenehmer Geruch und schöne Glasur empfiehlt, und trägt sie bis zu den Toiletten der hungarischen Damen.

So hat jeder Kreis des Tyrols, und fast jedes Thal seinen eigenen, selbstgewählten Industriezweig. Was aber alle Kreise, ohne Unterschied, dem Auslande liefern, sind — Hirten und Galanteriekrämer.

Nicht ohne Bewunderung kann man dies thätige Bergvolk beobachten. Unter einem rauhen Himmel, zwischen Wäldern, Strömen und Felsen bereitet der Tyroler den üppigen Städten Europens Artikel des Luxus; vermehrt ihre Bequemlichkeiten, deren er selbst in seinen Wildnissen spottet; zieht von ihren Thorheiten Zoll, und kehrt wohlhabend, und Menschenkenner, in die geliebte Einöde zurück. Keine Stadt, kein bedeutender Flecken des Tyrols ist ohne Manufakturen. Roveredo und Botzen liefern Seidenstrümpfe und Flöre der besten Gattung, Ala und Avio Sammet- und Seidenstoffe, Innsbruck Dünntuch und Bänder; künstliche

Blumen von Leinwand und Seiden das wilde Pitzthal u. s. w. Schwerlich ist ein Land in der Welt, verwahrloset von der stiefmütterlichen Hand der Natur, wie dieses, und durch menschliche Kunst so wohl unterhalten. Venedig und Holland öffneten dem kaufmännischen Geiste ihrer Bürger das weite Meer, Reichthümer zu sammeln. Aber das Bergland Tyrol, ohne schiffbare Ströme, ohne besuchte Handelsstraßen, ließ seinem Bewohner keine Hilfsquellen, als die seines erfinderischen Geistes.

---

Tyrols Nachbarin, Rhätia, die Mutter eines freien Volks, darf nicht in den Wettkampf mit jenem treten, wenn der Lorbeer dem Kunstfleiß zufallen soll. — Nur ein Thal, das einzige, welches sich gegen Tyrol, wie Pforte zu demselben, öffnet, das Engadin ist ihm zu vergleichen. Ein ähnlicher, gewerbiger Wandergeist herrscht hier, wie dort. — Wenn nicht die große Handelsstraße über das Gebirg nach Italien die Stadt Chur und den Flecken Thusis belebten, und einige Häuser zum Transit- und Speditions-Handel lockten, würde man in Bünden außer den Produkten der Aecker, Heerden und Wälder kaum Erwerbszweige anderer Art kennen.

Das Seltsamste von Allem ist, daß sich noch Lobredner für den Mangel aller Gewerbigkeit erheben, und nicht ohne Erfolg das Vorurtheil verbreiten konnten, den Bergvölkern sei Handel, Fabrikwesen und Manufaktur tödtliches Gift für Sittlichkeit und Freiheitssinn. — Herrschsucht, Egoismus und Frömmelei erfanden das Mährchen; guthmüthige Unwissenheit lallte es nach. Das Vorurtheil hat so allgemein gefallen, daß die Frage noch jetzt ein Räthsel sein würde, wenn nicht Erfahrung den Träumereien widerspräche.

Wer war es, der zuerst gegen Einführung des Handels, der

Fabriken und Manufakturen auf dem Lande eiferte? — Städter waren es, welche sich durch dieselben bereichert hatten, ohne darum in Lastern zu schwimmen; Herrschlustige, welche vor dem Umsturz ihrer Stühle zitterten, wenn der Landmann, wohlhabender, mit dem verfeinerten Lebensgenuß auch höhere Wünsche wagen müßte; obrigkeitliche Personen, welche Traktaten mit Königen schlossen, und ihr Volk zum Kriegsdienst ins Ausland warben, unbekümmert, daß der heimkehrende Soldat Laster und Seuchen der Fremde zurückbringe; Patrizier und Eitle, welche ihren Vorzug in feinen Kleidern fanden, und es verwegen, sittenlos und beklagenswürdig nannten, wenn der wohlhabende Bauer ihnen gleich gekleidet zu den Thoren der Stadt eintrat.

Fabriken und Handel, sagt man, sind der Untergang von Ackerbau und Viehzucht. Ich zweifle daran. Hat die Viehzucht im Appenzell gelitten, seit die Spinnereien und Webstühle daselbst eingeführt worden, die Nichtbegüterten zu nähren? Oder sind Gegenden der Schweiz, die den Ufern des Zürichsees den Rang des Anbaues streitig machen, wiewohl Fabrik und Handlung dort blühen? — Sind Ackerbau und Viehzucht des Kantons Basel im Verfall, wo der dritte Theil der Landbewohner am Webstuhle und am Spinnrade lebt? wo man im Jahre 1754 an 1238 Posamentirstühle und im Jahre 1786 weit über 2200 zählte? Nur Erfahrung und Sachkenntniß darf über einen Gegenstand dieser Wichtigkeit entscheiden. Wenn hin und wieder ein einzelnes Thal, oder eine einzelne Gemeinde allzuleidenschaftlich und zum Nachtheil ländlicher Arbeiten den Manufakturen anhängt, werden die übeln Folgen bald das Gleichgewicht herstellen. Ihre verwahrloseten Aecker werden die wohlfeile Beute thätiger und klügerer Rechner.

„Wenn plötzlich Handel und Gewerbe stocken, sind alle Manufakturisten an den Bettelstab geworfen.“ — Die Bemerkung ist

wieder heim, flohen unzählige in die wildesten Berge, verheiratheten sich andere, um dem Soldatendienste zu entgehen. Ja, im Unter-Innthale und Vinschgau errötheten die jungen Bauern nicht, ihre Hand mit Diebstählen zu beflecken, weil sie eine mehrjährige Zuchthausstrafe der langen militärischen Sklaverei vorzogen. Erst als Joseph II. mit dem Pardon zugleich die Versicherung gab, daß ihrer keiner wider seinen Willen zum Soldatenstande gezwungen werden sollte, kehrten die Geflüchteten heim.

---

Wenn Graubünden ohne Fabriken ist, dürfte dies etwa noch zu keinem harten Schluß gegen die Staatsökonomie des Landes berechtigen. Wichtiger aber ist die Bemerkung, daß Bünden selbst der nothwendigsten Handwerker entbehrt. Savoyarden, Tyroler und Deutsche ziehen für die ersten Bedürfnisse beträchtliche Geldsummen aus dem Lande. Baumeister, Wasserbaukünstler, Feldmesser, Zimmerleute, Maurer, Färber, Schmiede, Töpfer, Schreiner, Drechsler, Gold- und Silberarbeiter u. s. w., ja sogar Schneider und Schuster sind meistens Ausländer, die ihre Waare oder Kunsttalente eine Zeit lang zu Markte bringen und dann sich wieder entfernen.

Wenn die bisherigen Tabellen der Aus- und Einfuhrartikel richtig waren, so würden die Bündner, wenn sie selbst Professionen treiben lernten, jährlich eine Summe von wenigstens zwei- bis dreimalhunderttausend Gulden ersparen. Es ist vergebens, dieser öffentlichen Trägheit Schutzreden zu halten und eines Volkes selige Unwissenheit zu rühmen, welches längst den Namen eines polizirten Staates trug, ohne Willen und Kraft, in den Rang seiner gebildetern Nachbarn einzutreten.

Rohe Stoffe werden in Menge ausgeführt, statt einen Theil derselben im Lande zu verarbeiten. Es fehlt zum Beispiel nicht

an Wolle, nicht an Hasenfellen; aber an Hutmachereien. Nur für den einzigen Artikel der Hüte entrichtet man Fremdlingen jährlich 20,000 Gulden. Deutschland, Schweiz und Italien empfangen eine außerordentliche Menge roher Thierhäute, — man kauft sie gegerbt zurück, denn Bünden ist ohne hinlängliche Gerbereien. So könnte ich noch unzählige andere Gegenstände versäumter Gewerbigkeit nennen.

Selbst aber die rohen Stoffe, welche das Land liefert, werden nicht einmal gewürdigt. Unbenutzt vermodert in den Waldungen eine ungeheure Last des Abholzes. Niemand unternimmt es, den Ueberfluß einzusammeln, um wenigstens Asche daraus zum Düngen der Felder zu brennen, oder eine Potaschensiederei anzulegen. Dies Beispiel, statt mehrerer.

Noch hat das Land mehrere moorige Gegenden, im Domleschg, im Engadin, im Schamserthal, den Vierdörfern u. s. f.; Menschen und Vieh erkranken in den ungesunden Ausdünstungen — eben so gibt es hin und wieder kleine stehende Seen. Vergebens äußerten einzelne Männer ihre Wünsche und Vorschläge zu deren Austrocknung — es blieb beim Alten. Die durch kein festeres Band und Gesetz verknüpften Gemeinden fanden es im Gefühl ihrer Oberherrlichkeit nicht behaglich, das Gute zu unterstützen.

Wie abstechend war die Industrie der freien Niederlande gegen die des freien Bünden! Dort waren die schönsten Theile von Nordholland, der Wormer, Purmer, Schermer, Huygenwarder und Sypsche Polder bis zum Jahre 1620 sechs große Seen. Eine anhaltende Arbeit von zehn Jahren verwandelte sie in dreißigtausend neunhundert Morgen blühenden Landes.

Es ist kein Geheimniß, daß das Eingeweide des rhätischen Gebirges Schätze von Mineralien verbirgt. Ich will nicht der verschiedenen Marmorarten gedenken, unter denen eine an blendender Weiße und Reine dem cararischen Steine gleichkommen soll, nach

Versicherung der Kenner, in den Splügner Bergen; nicht der vernachlässigten Silbergruben, an verschiedenen Orten, von denen ich mich der am rothen Horn bei Erosen an den Grenzen des Schalfiks erinnere, welche ehemals mit reichem Gewinn von Plurser Kaufleuten bearbeitet worden, und der Silberminen von Schams, von welchen die Freiherren von Haldenstein beträchtliche Ausbeute zogen, wie die ungeheure Menge Münzen bezeugt, welche sie aus den gewonnenen Silberstangen schlagen ließen. — Man verzeiht einem Hirtenvolke die Verachtung des Goldes und Silbers, wenn nur Brod und Eisen seine Forderung sind. — Aber auch des Eisens hat Bünden nicht genug, und muß es dem Auslande zahlen, während seine eigenen Gebirge daran nicht arm sind. Die Eisenbergwerke vom Thale Ferrera tragen noch heutiges Tages den Besitzern guten Gewinn. Das Erz wird auf dem Vorder-Ferrera gegraben und im Thale geschmolzen. Auf dem Hinter-Ferrera entdeckt man Silbererz. Die ganze Bergkette des Schamserthales enthält Schätze von Mineralien. Der Kankül hat ergiebige Eisengruben, desgleichen der Finel, wo man auch Spießglas antrifft. Der Annaberg gibt Blei und Kupfer. Der Splügen zeigt, außer seinem Gipsberg, Spießglas- und Kupfer-Erz, weiße und dunkle Kristallen. An den Quellen des Rheins findet man in weißem Gestein Gold- und Silber-Talk, und bleifarbigen Talk-Glimmer. Auf den Höhen von Bergün und Filisur kannte man sonst reichhaltige Silberminen. Weit umher finden sich mancherlei Farbenerden, Serpentinsteine, Spuren von Steinkohlen; selten aber Kunstfleiß für sie, oder ein wagender Unternehmer.*)

Der Staat an sich, oder die Regierung, war immer zu arm, Anlagen zu machen. Privatpersonen wagten, nicht ohne Gefahr,

*) Erst seit 1814 hat man mehrere Bergwerke begonnen.

bei den verwickelten Hoheits- und Eigenthumsrechten der Dörfer, Gemeinden und Hochgerichte, bei dem Mangel schneller Justiz und durchgreifender Polizei, zuweilen einen leichten Versuch; aber so unbedeutend derselbe auch immer sein mochte, scheiterte er jedesmal.

---

5.

Es würde ein Wunderwerk sein, wenn in diesem Vaterlande wilder Freiheit, wo kaum die nützlichsten Gewerbe bekannt sind, die Musen und die Künste der Freude natürliche Heimat hätten, und einen Haufen frommer Verehrer um ihren Altar sähen.

Zwar sangen auch Orpheus, Homer und Ossian unter Halbwilden, oder Nationen geringer Gesittung, ihre unsterblichen Gesänge. In Rhätien wohnt aber dafür kein Sinn. Man würde sich, glaub' ich, kaltblütig mit Keulen bewaffnen und in Thierfelle hüllen, nach Sitte der Urwelt, wenn das Bündnergebirg durch ein Erdbeben zur Insel, und von der kultivirten Welt losgerissen würde.

Wenn aber die Natur durch Erscheinungen ihrer erschütternden Herrlichkeit in landschaftlichen Szenen fähig wäre, rohe Seelen zu entzücken und den schlummernden Dichtergeist zu erwecken: so müßte sie es längst schon in Rhätien gewesen sein. Alles hier ist groß, feierlich, begeisternd. Ich kam aus den Prachthallen von Paris, noch immer träumend von den Zauberwerken der Kunst — ich trat in die Gebirgshallen von Bünden, und es ward mir, als hätt' ich nichts gesehen; wie Nürnberger Tand neben den unsterblichen Schöpfungen der Raphaele, verschwebten zusammenschrumpfend die Meisterstücke aller Schulen unter den Riesenbildern der majestätischen Wirklichkeit. Die Natur steht da in furchtbarer Anmuth. Hier sind die Thäler tiefer, die Berge höher, die Wälder finsterer, die Ströme reißender. Alles, was die Gefühle rühren, die Ein-

bildungskraft entzünden kann, bietet die Hand zum geheimnißvollen Bund. Das Ganze ist ein riesenhafter Irrgarten seltsamer Schönheit; jeder Theil ein Prachtstück, werth, für sich zu gelten. Wolken und Gebirge ziehen leisen Fluges durch einander. Der Adler hängt am Himmel, wie ein schwirrender Käfer. Der Regenbogen schimmert drunten im Thal, und glänzt wie ein siebenfarbiges Thor am Fuße des dampfenden Stromfalls. Der Hirt wandelt in den Blumen des Alpenlenzes über Gewittern.

Aber kein ossianischer Geist erwachte unter diesen ossianischen Landschaften. — Gefühllos schleicht meistens der Mensch durch den Wundergarten, nur bekümmert um den Bissen seiner Nahrung, oder um das kleine Ziel seiner elenden Leidenschaft.

So lange die Gemeinden, stolz auf ärmliche Ortshoheit und getäuscht von Vorurtheilen, lieber Abnahme, als Anwachsen der Volkszahl sehen, wird mit dem Mangel der Bevölkerung die Industrie, mit der Industrie besonderer und öffentlicher Wohlstand, mit dem Wohlstand Veredlung des Lebensgenusses fehlen.

Seitdem Bünden seine Unterthanen verlor, zählt es kaum 120,000 Seelen. — Da sich die Einwohner der Dorfschaften nur von ihren Heerden und geringem Ackerbau erhalten, und andere Erwerbszweige verachten, wächst der todte Güterreichthum, indem sich örtlich die Volkszahl durch Sterben, Krieg und Auswanderung mindert. Entvölkerung war diesen Republiken oft willkommen. Es gibt deren, wo dieselbe Staatszweck zu sein scheint. In dem Hochgericht Oberhalbstein zielten Gesetze und Ordnungen dahin. Kein Beisasse durfte sich in diesem Freistaate verheirathen, bei Strafe, das Land zu verlassen. Kein Fremder durfte, als Gemeindsmann, angenommen werden, und keine Güter kaufen, oder als Geschenk annehmen. Die Bevölkerung nahm daher sichtbar ab, und betrug schon vor einigen Jahren wenig über 5000 Seelen. Dennoch besteht das Hochgericht aus siebenzehn Dörfern!

Bei allmäliger Aufhebung der allgemeinen Hütungen im Herbst, und der Allmenden, bei daraus entspringendem bessern Anbau des Landes, bei Einführung der Manufakturen und Fabriken, freier Niederlassung nützlicher Fremden, würde Bünden um die Hälfte mehr Einwohner ernähren können, und in glänzenderm Wohlstand sein.

---

6.

Es gebricht den Bündnern nicht an Talenten. — Ich könnte hier eine Reihe von Männern aufzählen, deren Namen auch das Ausland mit Achtung spricht. Der Minister Ulysses Salis von Marschlins zeichnete sich als gewandter Staatsmann, glücklicher Volksredner, geübter Schriftsteller aus. Seine Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin u. s. w. sind ein historisch-diplomatisches Meisterstück. Dem trockensten Stoffe wußte er Anmuth und Interesse zu geben. Seinen Feinden selbst zwang er Huldigung ab. — Salis-Seewis, der Dichter, Matthissons glücklicher Nebenbuhler, nahm längst seinen Rang unter Deutschlands Lieblingsdichtern ein. Rosius a Porta ward der Geschichtschreiber der Kirche seines Vaterlandes und errichtete sich in diesem Felde der Literatur mit der Historia reformationis ecclesiarum rhaeticarum ein Denkmal.

Die Söhne reicher Familien, entweder von Hauslehrern oder fremden Schulen erzogen, dankten ihre Ausbildung mehrentheils deutschen Akademien und Reisen durch die berühmtern Länder Europens, oder erwarben sie im Kriegsdienst der Fürsten und in angesehenen Handelshäusern des Auslandes. Ihr Geist, genährt mit den Blüthen der Wissenschaft des Jahrhunderts, fand für die Stillung seiner Wünsche in den heimatlichen Thälern, zwischen den Heerden und Felsenhütten, die Nahrung nicht mehr. Einsam

suchte Jeder die verlorene, schönere Welt wieder um sich her aufzubauen, selbst mit Verzicht auf die Hoffnung, seine Freuden Andern mittheilen zu können.

Es sind daher in den Gebirgen viele Familien, welche auserwählte Privatbibliotheken besitzen; andere, welche Naturalienkammern anlegten; andere, welche andere merkwürdige Sammlungen veranstalteten, je nachdem Vorliebe im Felde der Wissenschaften ihre Wahl lenkte. Die in verschiedenen Thälern des Landes zerstreuten Freunde der Literatur vereinigen sich zu Lesegesellschaften. Die Auswahl der in denselben umlaufenden Schriften ehrt den Geist der Mitglieder. Jene, wenn auch fruchtlosen Versuche gelehrter Gesellschaften, sind Beweise vom Triebe des gebildetern Volkstheils in Bünden, sich schönere Lebensgenüsse zu gewinnen und wo möglich die unsichtbaren Bande der rohen Unwissenheit zu zerfeilen, in welchen ein freies Volk die Früchte der Freiheit nie schmecken darf.*)

In den Hirtenstaaten gelten weder ausgebreitete Gelehrsamkeit, noch feiner Kunstsinn, als Güter, welche die Achtung des Volks fesseln. Sie stehen mit dem Geburtsadel in gleichem Preise; sind ungangbare Münzen im Lande, mit denen nur in der Fremde gewuchert werden kann.

Der Einfluß der Wissenschaften auf die Sitten ist inzwischen unverkennbar, und rührt den Beobachter nirgends inniger, als da, wo der gebildete Mann isolirt steht, wie der verlorene Sprößling eines fremden Volkstammes. Mitten in den Wildnissen romantischer Felsenwinkel finden wir uns plötzlich in den Zirkel der feinern Welt versetzt, in den Kreis lieblicher Familien, die durch Geistesgewandtheit, gefälligen Ton, zartes Gefühl uns bezaubern, ohne

*) Seit der Staatsumwälzung freut sich Bünden, neben andern Verbesserungen, auch einer guten Kantonsschule zu Chur.

die Ausschweifungen des Luxus und die Verzerrung lächerlicher Moden zu kennen.

Wären die reichern und gebildetern Geschlechter des Landes, wie in vielen Kantonen der Schweiz, in einer einzigen Stadt vereint, wie sie jetzt in allen Dorfschaften zerstreut sind, so würde die rhätische Hauptstadt keiner in Helvetien nachstehen, weder in äußerer Pracht und Größe, noch in Bildung und Annehmlichkeit der Bewohner. Denn seit den ältesten Zeiten war Graubünden der Wohnsitz vieler edeln und reichen Geschlechter, welche sich auf dem Schlachtfelde und im Kabinet Ruhm erwarben. Ihrer viele sind untergegangen, und andere haben sich an deren Stelle erhoben. Noch heutiges Tages sieht man die Denkmäler erloschener Herrlichkeit, trauernde Ruinen alter Ritterschlösser, fast überall an den Felsenhalden der Thäler. Der reisende Bridel zählte deren hundert und zweiundfünfzig. Lehmann, sachkundiger und sorgfältiger, als er, nennt uns, außer den zweiundvierzigen der ehemaligen Unterthanen-Lande, nur im eigentlichen Bünden hundert und sechsundsechszig alter Rittersitze, von denen jetzt noch kaum sechszehn bewohnt sind. — Wo ist ein Land, welches in so engem Umfang eine so große Menge adelicher nun öder Wohnsitze trug?

---

7.

Der Beruf der Geistlichen, als Lehrer des Volks und Verkünder der Geheimnisse ihrer Religion, fordert einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung, wo nicht Gelehrsamkeit in des Wortes strenger Bedeutung. Wie unter polizirten Nationen, waren und sind die Priester auch bei den wildesten Völkerstämmen von jeher im Besitz ausgebreiteterer Kenntnisse und tieferer Ein-

sichten, welche die alltäglichen Erfahrungen des einzelnen Menschen übersteigen.

Die bündnische Geistlichkeit aber, zufrieden, die einfachen und geringen geistlichen Bedürfnisse der Landleute zu stillen, fühlte weder gesetzlichen Zwang, noch immer innern Trieb, die höhern Regionen menschlichen Wissens zu befahren. — Gelehrsamkeit ist eine Geliebte, welche den gemeinen Sterblichen mehr durch reiche Morgengabe, denn durch ihr Selbst reizt. Als Braut vor ihren Anbetern verschleiert, sind Hoffnung und Urtheil über die Unbekannte mancherlei; erst dem enthüllt sie sich, der standhaft um sie warb, bis sie die Seine ward. In den Hirtenthälern der Bündner ist ihre Mitgift nicht lockend. Weder Glanz hoher Ehrenstellen, noch Genuß einträglicher Aemter sind mit ihrer Hand verbunden — es finden sich daher der Werber und Nebenbuhler wenige.

Weder die protestantischen, noch katholischen Geistlichen konnten sich erklecklicher Pfründen rühmen. Ihrer viele hatten bisher kaum die jährliche Einnahme von dreihundert Bündner Gulden; die vorzüglichste reichte an sechshundert Gulden.*) Auch diese Einnahme mußte erst aus dem Ertrag der Pfarrgüter oft erbeutet werden. Es war daher keine Seltenheit, Landgeistliche an der Krippe oder hinter dem Pfluge zu sehen. So leben sie noch jetzt in jener Armuth und freilich oft sehr unwillkürlichen Verläugnung der Welt und deren eiteln Pracht, welche wir an den ersten Bekennern des Christenthums bewundern. Sie würden aber auch noch jenes Auskommen, so dürftig es immer sein mag, nicht besitzen, wenn Verzweiflung sie nicht zu einem außerordentlichen Mittel gezwungen hätte. Die reformirten Geistlichen verbanden sich nämlich auf dem Kapitel zu Steinsberg im Jahre 1790, durch förmlichen Synodalbeschluß, ihre Stellen niederzulegen, wenn ihr Gehalt nicht

*) Der Louisd'or macht in Bünden 13 1/2 Gulden.

verbessert werden würde. Die rhätische Christenheit evangelischen Glaubens, in Gefahr, dem alten Heidenthume in die Arme zu fallen, trat mit den verzweifelten Seelenhütern in Unterhandlung, und von jenem Jahre her schreibt sich die Pfründenverbesserung, deren ich oben erwähnte.

Bei dem gegenwärtigen Verfall des wahren Eifers in der Religion, wo die Zahl der Märtyrer immer kleiner wird, und keine Prinzen königlichen Geblüts Thron und Purpur zurückwerfen, um in tiefer Armuth den Völkern das Evangelium zu predigen, darf es uns demnach nicht Wunder nehmen, wenn in den rhätischen Gebirgen die Söhne reicher Familien, welche allenfalls für Schulen und Universitäten den nöthigen Aufwand machen könnten, sich weigern, den geistlichen Stand zu wählen. Er bleibt den Aermern überlassen, welche für die geringe Aernte eine geringe Aussaat opfern.

Der künftige Volkslehrer begibt sich zu irgend einem Dorfpfarrer auf einige Jahre in Kost und Unterricht; erlernt etwas Latein, Glaubenslehre und Predigtenmachen, besucht, was aber nicht immer der Fall sein muß, die theologische Schule zu Basel oder Zürich, und wirbt sodann um die erste Kanzel, so leer wird im Vaterlande. Die Landleute bestellen sich in ihrem Dorfbezirk den Pfarrer selbst. Es hängt von ihnen ab, demselben bis an das Ende seiner Tage ihr Seelenheil anzuvertrauen, oder ihn seines wichtigen Amtes zu entlassen. Der Pfarrer, schon durch diesen kleinen Umstand gebunden, seine Gemeinde mit christlicher Liebe und Sanftmuth zu behandeln, wird ihr ein Vorbild stiller Ergebenheit in alle Schicksale.

Unter solchen Verhältnissen erreicht die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen keinen hohen Grad; prunklose Frömmigkeit und Demuth sind der einzige Schmuck, welcher ihnen bleibt. Männer, wie ein Rosius a Porta, ein Saluz in Chur, oder der vor-

treffliche Pfarrer Bawier daselbst, durch seine Deportationsreden bekannt, sind von der großen Regel freilich Ausnahmen.

Als der einzige Gelehrte seines Dorfes sucht jedoch mancher ehrliche Pfarrer in der Einsamkeit diesen Ruf und Namen auf irgend eine Weise zu rechtfertigen. Er widmet sich daher zuweilen Wissenschaften, welche, so wenig Verwandtschaft sie immerhin auch mit seinen alltäglichen Geschäften haben, ihm im Kreise seiner Bekannten und Pfarrkinder den Glanz seltener Gelahrtheit um so mehr erwerben, je minder einer derselben seine Stärke zu beurtheilen vermag. — Die orientalischen Sprachen zum Beispiel, aus deren Kunde zuletzt den Hirten Rhätiens wenig Heil erwächst, haben besonders viel Verehrer. Einst verließ ein gutmüthiger, braver Pfarrer das hohe Gebirg, wo in rauher Flur sein armes Dorf gelegen war, um meine Meinung über die rechte Aussprache des hebräischen Ajin zu vernehmen.

Wenn Bünden früher einige gemeinnützige Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften gehabt hätte, sie würden die besten Wirkungen gezeugt haben. Wo macht man auch sonst beschwerliche Gebirgsreisen wegen des hebräischen Ajin? — Aber es schließen Andere in ihrer Einsamkeit Freundschaft mit Spinnen und Mäusen.

---

## 8.

Wenn zuletzt die größere Zahl frommer Geistlichen mehr im stillen Vertrauen auf Eingebungen des heiligen Geistes, als im stolzen Dünkel auf eigene Kraft und weltliche Weisheit, die schwere Bürde des priesterlichen Amtes übernehmen muß, so darf Jeder mit Recht erwarten, daß die wissenschaftliche Bildung des Volks nicht vorzugsweise glänzend sei.

Wirklich lebt das Hirtenvolk der rhätischen Alpen in ange-

stammter Rohheit fort. Die flüchtigen Spuren von Bildung, die hin und wieder hervorschimmern, sind nachahmungslose Denkmäler einzelner hervorstrebender Geister, die durch den Zufall besserer Erziehung, oder benutzter Reisen, sich von ihren Zeit- und Landesgenossen, nicht immer ohne Gefahr, auszeichneten. Die Bauart der Hütten, die Bewirthschaftung der Felder und Wälder, die Nothwehr gegen Felsen und Ströme, Alles trägt das Gepräge jener Unbehilflichkeit, welche Kind der Geistesträgheit oder Geistesarmuth ist.

Es gebricht aber im Ganzen den Rhätiern, wie ich schon sagte, mehr an Ausbildung, als Anlage. Ein gesunder Mutterwitz, treffende Urtheilskraft in dem gewöhnlichen Lebenskreise, eine gewisse Schlauheit, die unter dem Namen der Klugheit gilt, bezeichnen den Bündner im Allgemeinen. Es scheint Verdienst zu sein, den Andern auf die beste Weise überlisten zu können. Die regierenden Familien nennen diese Gabe „Politik", die Bauern Eigenschaft eines „geschwinden Kopfs." — Mit diesem Zug ist ziemlich allgemein herrschende Neigung zur Spötterei verwandt. Man findet sie in den Hütten der Alpen und Thäler. Die Fehler, oder albernen Streiche der Nachbarn werden in Spottliedern besungen; oder man bezeichnet die Lächerlichen mit eben so lächerlichen Beinamen, oder stellt ihre Thorheiten mimisch dar.

Jene unglückliche Menschenrace, welche man in der ganzen Kette der Alpen, bis tief ins Tyrol findet, genannt Kretinen, Geschöpfe menschlicher Gestalt, mit ungeheuern Kröpfen, sprachlos, verkrüppelt, sind auch in Bünden keine Seltenheit. — Bis jetzt, meines Wissens, hat man weder die Ursachen dieser traurigen Entstaltung des Menschen, noch die Mittel der Heilung zu entdecken gewußt. Einige haben sie dem Gletscherwasser, Andere den Quellen der Kalkfelsen, Andere dem schnellen Wechsel der Wärme und Kälte in den Gebirgen u. s. w. zugeschrieben.

Ich wag' es nicht, mit ungewissen Muthmaßungen hervorzutreten; aber eine selbstgemachte Beobachtung sei mir erlaubt anzuführen. Auf meinen Spaziergängen zwischen Chur und Reichenau wurde ich auf die Verschiedenheit der Holzarten aufmerksam, welche das Thal und die an beiden Seiten desselben emporgehenden Berge bedecken. Die nordwestliche Thalhälfte leuchtete heller und grüner vom mannigfaltigen Laubholz, welches bis in die Höhe des Gebirgs steigt; die südöstliche Hälfte hingegen war mit dem düstern Schwarzgrün der Nadelhölzer bekleidet. Die Scheidelinie zwischen dem natürlich auftreibenden Laub- und Nadelholz ist dabei sehr genau bezeichnet.

Ich verknüpfte auf einzelnen kleinen Reisen diese Bemerkung bald mit einer andern. Die südöstlichen Bergseiten waren unfruchtbarer, nackter, zerfallener auf der ganzen Linie von Maienfeld bis zum Rheinwald, der die Quellen des Rheines verbirgt; fruchtbarer hingegen, minder zerfallen sind die nordwestlichen Berghalden. Dort erhebt sich mit seinen Fruchtfeldern, Dörfern und Alpen bis in die Wolken amphitheatralisch der weite und schöne Heinzenberg des Domleschgerthals; dort im Schamserthale, wie Nachbildung des Heinzenbergs, ein fruchtbares Hügelland, bis zu den fernen Gebirgsspitzen. — Freunde, welchen ich diese Bemerkung mittheilte, bezeugten, daß in verschiedenen andern Geländen Graubündens ein ähnliches Verhältniß walte.

Im Winter und Sommer sind die nordwestlichen Halden früher angesonnt, während die gegenüberstehende Gebirgswand noch lange in ihrem eigenen Schatten liegt. Dort löset der Strahl der Sonne die feuchten Nebel und Ausdünstungen allmälig, die Wärme steigt langsam mit den Stunden des Tages. Hier hingegen bilden Bergschatten und Sonnengluth schnellern Uebergang, Wind und Wetter mögen auch auf die verschiedene Richtung der Gebirgs-

lagen nicht ohne wichtige Einwirkung bleiben. In jeder Hinsicht verdienen diese Beobachtungen erweitert zu werden.

Fast in gleichem Verhältniß, wie diese Schattirungen des Klima's, und mit der Grenzlinie des wildwachsenden Laub- und Nadelholzes, trennen sich die Gegenden und Dorfschaften, welche Kröpfige und Kretinen zeugen. Wie auf die vegetabilische Natur wirken Licht und Schatten auf die animalische.

Die Stadt Chur, zum Beispiel, liegt im Schattenstrich. Sie hat daher Kröpfige; doch erinnere ich mich nicht, daselbst eigentliche Kretinen gesehen zu haben. Mannigfaltigere und bessere Nahrungsmittel schwächen vielleicht des Uebels Kraft. Aber doch bemerkt man in dieser Stadt außer den Kröpfen viele ungesunde, verkrüppelte, nervenlahme Menschen.

Das Dorf Ems, ebenfalls im Schattenstrich gelegen, zwischen Reichenau und Chur, ist vorzüglich reich an Mißgestalten, ungeheuern Kröpfen, Taubstummen u. s. f., während das gegenüberliegende Feldsberg, von Ems nur durch den Rhein geschieden, aber im Sonnenstrich, keine Kröpfige zählt, noch weniger Kretinen.

Im Ganzen genommen ist die Zahl dieser von der Natur Versäumten nur ein sehr geringer Theil des Volks. Ich zweifle auch daran, daß man jene Verkrüppelung der Menschen jemals austilgen werde, so lange die Lage der Dorfschaften dieselbe bleibt, und man sie nicht in die Sonnenseite verpflanzen kann.

Ich kehre zu meinen Gedanken über die wissenschaftliche Bildung des Volks zurück. Wenn diese sehr vernachlässigt ward, so lag der Grund davon offenbar in der ehemaligen reindemokratischen Landesverfassung, und den Hoheitsrechten der Gemeinden. Nicht der Weiseste, sondern die Mehrheit des Volks gab das Gesetz.

So wie die Landleute ihren Pfarrer wählten nach Willkür: so übten sie auch unbeschränkt das gleiche Recht über die Erzieher und Lehrer ihrer Jugend. Nur in wenigen Ortschaften Graubündens

kannte man Sommerschulen. Der Unterricht wurde auf drei bis vier Wintermonde beschränkt. Gewöhnlich wurden die Hausväter im Spätjahr versammelt, und dann von ihnen erst die Vorfrage entschieden: ob im bevorstehenden Winter Schule gehalten werden solle oder nicht? Zuweilen fiel die Antwort so, daß das Dorf während eines ganzen Jahrs ohne Schule blieb.

Da, einige größere Dörfer und Flecken ausgenommen, keine Gemeinde sich rühmen kann, für den öffentlichen Unterricht mit besondern Fonds ausgerüstet zu sein: so muß der Schulmeister sich mit der ärmlichen Gabe begnügen, welche ihm jedes Kind von Seiten seiner Aeltern bringt. Die Besoldung ist daher sehr gering, und Männer, welche irgend Fähigkeit besitzen, ihr Brod auf andere Weise zu gewinnen, machen auf die Lehrerstelle keinen Anspruch. Dazu kömmt noch, daß Parteiung sich eben so gut in die Schulmeisterwahl, als in die Ernennung der Pfarrer oder des Landammanns mischt, und es nicht selten geschieht, daß der Lehrer der Dorfjugend selbst weder einen Brief leserlich schreiben, noch Gedrucktes fließend ablesen kann.

Nicht ohne Kummer sahen viele redliche Männer die Verwilderung ihrer Landsleute; aber jene unselige Selbstsucht einzelner Herrschlustigen, welche in ihren Finsternissen vor jedem Lichtstrahl zittert, und mit der Veredlung der Menschheit ihre Kraft einbüßt, begnügte sich nicht nur, der Blindheit des Landmanns öffentliche Lobreden zu halten, sondern sie eiferte gegen jeden Versuch des Bessern.

Es ist vergebliches Bemühen, solchen Menschen edlern Sinn gegen Mitmenschen, und richtigere Ueberzeugungen einzuflößen. Ihr phosphorischer Glanz erlischt, wenn keine Finsterniß ist; darum hassen sie die Erleuchtung Anderer, während sie selbst auf ihr Licht stolz sind.

Die Schilderung, welche Aristoteles in seiner Politik (B. 6. H. 4)

von Völkern macht, bei welchen die Demokratie gelten könne, paßt sich ganz dem Bündnerstaate an. Er hält diejenigen für die Besten, welche sich Feldarbeiten widmen. Die Demokratie, sagt er, wird dort ohne Hinderniß eingerichtet, weil die Menge sich mit dem Ackerbau und der Heerdenbesorgung beschäftigt. Das geringe Glück der Landleute erlaubt nicht, müßig zu sein, und läßt diesen nicht viele Zeit, Versammlungen beizuwohnen. Gezwungen, das Nothwendige zu erwerben, gehört der Landmann ganz seiner Arbeit und verlangt keine fremdartige Zerstreuungen. Er zieht ländliche Geschäfte dem Vergnügen zu regieren vor; und wenn Aemter nicht sehr einträglich sind, liebt er mehr den Gewinnst seines Fleißes. — Laßt solchem Volke das Recht, seine Obrigkeit zu erwählen, und deren Rechenschaft zu beurtheilen, so wird es zufrieden sein, und seinen Ehrgeiz begrenzen.

Der Stagyrit geht immer von dem Grundsatz aus, daß Aristokratie (Herrschaft der Weisen und Tugendhaften) die beste Grundlage republikanischer Verfassungen sei, und so sich auch in der von ihm geschilderten Demokratie aristokratische Formen entwickeln können. Aber dem Manne, der die Konstitutionen von hundert und fünfzig Völkern sammelte und prüfte, konnte es nicht entgehen, daß die Demokratie beim leisesten Mißverständniß ausarten müsse. — In einer Demokratie, sagt er, wo Alle gleiches Recht zur Herrschaft haben, ist es gut, daß die Mittelklasse die größere sei. Sind die Meisten arm, so wird entweder Oligarchie werden deren Charakter, nach Aristoteles Begriff, Herrschaft der Einzelnen durch Reichthum, Geburt und Unterricht ist), oder Anarchie, und die Reichen werden geplündert (denn der Wille des Souveräns ist Gesetz).

Die Geschichte Graubündens ist eine Beispielsammlung zu den Lehren des Aristoteles. — Das Volk, unwissend und träg, schwankte beständig zwischen Oligarchie und Anarchie. Eine Weile gelenkt

von seinen Angesehenen, die durch Unterricht und Reichthum herrschten, erhob es sich wieder gegen dieselben, gereizt von Gegenfaktionen, sammelte sogenannte „unparteiische Strafgerichte," welche nie ihr Werk schlossen, ohne die Kassen der regierenden Familien zu leeren. Jedes Jahrhundert zählte dergleichen wilde Aufstände des Volks.

Die Landsgemeinden waren mehrentheils wenig besucht. Man überließ die Führung der Geschäfte den Vorgesetzten der Dorfschaften, und diese, meistens Ergebene einer oder der andern reichen Familie, folgten den Winken derselben. War die Gemeinde aber vollständig versammelt, wie etwa an Tagen der Besatzung (Wahl der Obrigkeiten und Deputirten), so eröffnete sie sich gewöhnlich mit frommem Gebet, und schloß mit furchtbarem Geschrei, Rippenstößen und Ohrfeigen.

So entsprach also das selbstherrliche Volk den Erwartungen, welche man von seiner Unwissenheit schöpfen konnte. — Als es noch über Unterthanenlande herrschte, war es an ihm, die Amtleute in denselben zu ernennen. Diese aber erkauften ohne Scheu ihre Stellen von den Gemeinden. Die Kandidaten boten für jede ihnen günstige Stimme bestimmtes Geld, und der Meistbietende gewann. — Aehnliche Feilheit der Stimmen fand überall statt, so oft einträgliche Aemter oder Pachtungen zu vergeben waren.

Tiefer kann kein Volk sinken, entehrender keine Regierungsform sein, als da, wo Verwaltung der Gerechtigkeit Wucherern anvertraut wird. — Dies war der Fall in dem Freistaat der drei Bünde.

---

## 9.

Die Verderbtheit des sittlichen Charakters von den Bewohnern der ehemaligen Unterthanen-Lande Rhätiens sucht, unstreitig mit Recht, eine ihrer Quellen in der ehemaligen Staats-

verwaltung. Denn obgleich zu Zeiten auch uneigennützige Männer die Regierung der Unterthanenschaft übernahmen, arbeitete doch ihre Kraft wider den Strom langer Gewohnheit zu matt. Die Gerechtigkeit ehrte nur sie, ohne des verwilderten Volkes Sinn zu bessern; und die einzelne gute That versank in der Menge vorhergegangener und nachfolgender schlechten Verfügungen.

Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß auch der wärmere italienische Himmel, glühendere Einbildungskraft, reizbarere Nerven u. s. w., desgleichen innere Einrichtungen des Landes, und viele andere Nebenumstände auf Veltlins Verschlimmerung der Gemüthsart hingewirkt haben. Die ehemaligen welschen Vogteien der eidgenössischen Schweiz beherbergten ein weit verderbteres Geschlecht, als die Vogteien in der deutschen Schweiz. Das Volk des italienischen Tyrols ist weit unmoralischer, rachsüchtiger, falscher, als jenes vom deutschredenden Theile.

Valtelin, Cleven und Bormio waren von jeher das Vaterland der Rabulisten. Man begegnete auf allen Straßen einem Troß von Advokaten, Notarien, Konsultatoren, Prokuratoren, Assessoren u. s. f. Die Prozeßwuth war grenzenlos. — In der italienischen Schweiz fand das Gleiche statt. Im italienischen Tyrol herrschte dasselbe Uebel. Die Gerichtsstuben schollen von falschen Eiden wieder. In dem einzigen Konfinen-Kreise des Tyrols schwebten jährlich mehr Prozesse vor den Tribunalien, als in den übrigen Kreisen Tyrols, mit Ausnahme des Vorarlberg. In einem einzigen Dorfe fand man drei bis vier Advokaten ansässig. Der Wanderer begegnete in den trientinischen Bezirken bald hie, bald da dem auf einem Pfahl erhöhten Eisenkreuze (martyri), dem schauerlichen Denkmal gelungener Meuchelmorde, und die größere Anzahl der zu öffentlichen Arbeiten verdammten Züchtlinge sind Söhne dieser Landschaften.

Der Italiener auf mildem Boden, im Schatten seiner Oliven-

und Kastanienwälder, scheut die mühsame Arbeit; zieht leichtern Gewinn vor. Der Deutsche, in rauhen Gebirgen, von Kindheit an zum strengen Kampf mit der Natur gewöhnt, ist fest und ausdauernd. — Der Italiener ist freigebig, leichtsinnig, verschwenderisch. Der Deutsche hält wirthschaftlich das Seinige zu Rath, was im Schweiß des Angesichts erworben ward. — Der Italiener ist heftig, feig, aber grausam und heimtückisch. Der Deutsche zürnt: ist unerschrocken, persönlich tapfer, aber zum Verzeihen geneigt, und redlich. — Der Italiener zieht List und Schlauheit dem Ruhm der Gradheit vor; der Deutsche, minder geschmeidig im Denken und Handeln, glaubt durch Falschheit seinen Ruf zu entehren. — Der Italiener ist wollüstig, liebt mit Leidenschaft, und Eifersucht. Der Deutsche, kältern Bluts, liebt mit Anstand, ehrt Tugend und überläßt sich selbst bei gefährlicher Versuchung, welche das Herkommen heiligt, nicht leicht unerlaubten Ausschweifungen. Zu jenen Versuchungen gehören die nächtlichen Besuche, welche die Liebhaber in den Gebirgen ihren Mädchen abzustatten pflegen. Man nennt in der Schweiz diese bis zu unsern Tagen gekommene Sitte der Vorwelt zu Chiltgehn, oder chilten; in Bünden zu Hengert; in den Gebirgen von Franken z'Fenstern; im Tyrol z'Nachten, oder 's Haingartlen

---

## 10.

Erst in den letzten Jahrzehnden des achtzehnten Jahrhunderts hatte Graubünden eine öffentliche Erziehungs-Anstalt, für die Söhne reicher Geschlechter, welche den Besuch ausländischer Schulen, oder Anstellung fremder Hauslehrer entbehrlicher machte. — Planta, ein Bündner Gelehrter, und Nesemann, ein Deutscher, stifteten im Jahre 1760 zu Haldenstein, Schloß und Dorf am linken Rheinufer, im Angesicht der Stadt Chur, ein Semi-

narium. Bald erhielt diese Erziehungs-Anstalt ausgebreiteten Ruhm. Nicht Bündner allein, sondern Schweizer, Deutsche und Italiener besuchten dieselbe, welche weit umher als die vorzüglichste in ihrer Art galt. Männer, die späterhin in der Geschichte Bündens und der Schweiz ausgezeichnete Rollen spielten, und die ersten Stellen des Staats betraten, empfingen dort ihre Bildung.

Aber auch diese Schule, ihres Ruhmes und ihrer Verdienste ungeachtet, ward weder vom Staate, noch von den Obrigkeiten der Gemeinden unterstützt, sondern als Unternehmen wohldenkender Privatleute, ihrem Schicksale überlassen; die Republik gedachte sich weder den Glanz noch den Segen einer Stiftung zuzusichern, welche zu den Unentbehrlichkeiten des Landes gehörte.

Ulysses von Salis (franz. Minister oder Gesandter in Bünden) blieb nicht gleichgültig. Dieser, im Besitz eines der größten und ansehnlichsten Schlösser des Landes, genannt Marschlins, glaubte des Vaterlandes Nutzen mit seinem besondern Vortheil nicht schicklicher verbinden zu können, als wenn er sich an die Spitze solcher Bildungs-Anstalt begäbe. Er stiftete im Jahre 1771 in dem Schlosse Marschlins ein Philantropin, nach Form des ersten, vom Reformator des deutschen Schulwesens in Dessau angelegten. Mit diesem Philantropin ward das Seminarium von Haldenstein vereinigt.

Der durch seine theologischen Schriften und Abenteuer zu jener Zeit berühmte Doktor Bahrdt empfing die Leitung der Anstalt. Er wandte jedes Mittel auf, derselben Leben und Glanz zu ertheilen. Dennoch blühte sie nicht lange, und nie konnte sie sich rühmen, dem alten Seminar von Haldenstein an innerm Werth geglichen zu haben. Frühen Ruf und frühen Untergang zugleich gab Bahrdts Name und sein Leichtsinn dem Marschlinser Philantropin. Die Feinde des Hauses Salis, und vor allen des Ministers, entzogen ihre Söhne dem Unterricht jener Anstalt, die

ihnen in den Händen solches Mannes mehr Werkzeug schlauer Selbstsucht, als ungeschminkter Vaterlandsliebe schien.

Joh. Baptista von Tscharner, ehemals Bürgermeister der Stadt Chur und Standespräsident von Bünden, Vater einer zahlreichen Familie, und unverdrossener Arbeiter für sein Vaterland, hob den in Marschlins verlornen Faden auf, und stiftete eine kleine Anstalt zu Jenins, einem Dorfe unweit Maienfeld, auf seinem beträchtlichen Landgute. Bald erweiterte er den Plan. Das gegeräumige Schloß der Herrschaft Reichenau, am Zusammenflusse des Vorder- und Hinter-Rheins, wurde einem neuen Seminar gewidmet, und der Greis Nesemann, dessen Namen das gebildete Bünden ehrte, Tscharners Lehrer, trat als Direktor an die Spitze desselben.

Doch Tscharners Bemühen, dem Staate eine Anstalt zu geben, in welcher auch die höhern Wissenschaften gelehrt wurden, verunglückte aus den gleichen Ursachen, wie das Marschlinser Philantropin; selbst Nesemanns anerkannte Verdienste konnten es gegen den Groll der bündnischen Faktionen nicht schützen, und nicht von seinem Untergange retten. — Die Familie Salis sah in Tscharner das Haupt ihrer mächtigen Gegenpartei. Ausgerüstet mit mannigfaltigen Kenntnissen, durchdringendem Scharfsinn, schlummerloser Thätigkeit, war er von allen rhätischen Patrioten lange der einzige Mann, welchen sie am meisten fürchtete.

Schon stand das Seminarium von Reichenau seiner Auflösung nahe, als ich mich entschloß, den letzten Versuch zu seiner Erhaltung zu wagen. Tscharner trat mir, mit Vorbehalt einiger Rechte, das Seminarium als Eigenthum ab; ich erwählte den ehrwürdigen Nesemann zum Mitdirektor der Anstalt, und von ihm und der Thätigkeit des Herrn Bartels, eines jungen in mathematischen Wissenschaften ausgezeichneten Gelehrten, unterstützt, so wie von dem Fleiß der Unterlehrer, sah ich mit Vergnügen

das Institut wieder mit frischen Kräften emporgehen, welches, von Bündnern, Schweizern und Italienern zahlreicher besucht, dem Kampf der Parteien Troz zu bieten schien.

Nie war die liebliche Einsamkeit von Reichenau schöner belebt. Selbst von Mailand und Genua wurden neue Zöglinge in eben dem Zeitpunkt angekündigt, als die Revolution der Schweiz sich gegen Graubünden zog, und ich, nachdem das Institut einige Jahre lang geblüht hatte, dasselbe im Maimonat 1798 aufzuheben gezwungen war.

Nur allzufrüh eilten meine Ahnungen in Erfüllung. Der rhätische Freistaat, von innern Gährungen ergriffen und äußern Stürmen angefallen, stürzte zusammen. Die Fluren am Ufer des Rheins, wo sonst jugendliche Unschuld und Freude spielten, verwandelten sich in Schlachtfelder erbitterter Heere; und die Säle, wo einst die Lehren der Weisheit und Liebe offene Herzen, und die Künste ihre Altäre fanden, wurden Sterbekammern und Kerker derer, die blutend oder gefangen dem Tode auf dem Kampfplatze entrannen.

---

## 11.

Eine Anstalt des öffentlichen Unterrichts, welche durch ihre Einrichtung und Zwecke sich von allen andern Schulen der Nachbargegenden unterschied, scheint als Eigenthümlichkeit Bündens der nähern Beschreibung nicht unwerth.

Die Jünglinge, welche zu Reichenau gebildet werden sollten, waren meistens bestimmt, Landwirthe, Kaufleute oder Gelehrte zu werden. Vermöge der Staatsverfassung hatte jeder derselben einst Anspruch auf die ersten Würden des Vaterlandes zu machen. Mit der wissenschaftlichen Bildung mußte zugleich Erweckung strenger Sittlichkeit und republikanischen Sinnes vereint sein. Entfernt von den Verführungen der Stadt und dem rohen Beispiele der Dorf-

bewohner; in einer angenehmen Einsamkeit, ohne klösterlichen Zwang; — im vertrauten Umgange mit ihren Erziehern, ohne mit der Furcht vor dem Lehrer zugleich die Achtung zu verlieren, die dem Freunde gebührt, sahen sich die Zöglinge zu Reichenau in einer eigenen Welt, wo nur die Tugend geliebt, nur der Fleiß geehrt ward.

Gewohnt, sich als Brüder zu sehen, galt unter ihnen kein Unterschied. Der Sohn des Edelmannes und des Bauers, der Reiche und Aermere, der Einheimische und der Ausländer genossen von den Lehrern gleiche Behandlung. — So kam es den Zöglingen nie in den Sinn, eine Ungleichheit unter sich selbst einzuführen, welche nur Werk der Eitelkeit war.

Sinn für Ordnung zu entfalten, sah man die Stunden des Schlafs, der Arbeit, der Zerstreuungen, des Essens, des öffentlichen Unterrichts abgemessen; und wöchentliche Untersuchungen ihrer kleinen Habseligkeiten, ihrer Bekleidung, ihrer Papiere und Bücher angestellt. Tags und Nachts, in ihren Schlafsälen und Arbeitszimmern, bei ihren Spielen und Studien bemerkt, ohne von ewigen Weisungen und Predigten gedrückt zu werden, lernten sie handeln, wie vor den Augen des beständigen Richters, ohne in blöde Schüchternheit zu versinken. — Ihre Spiele im Freien galten Stärkung der äußern Sinnwerkzeuge und körperlicher Kraft. Ihre Spaziergänge wurden, ohne Rücksicht der Witterung, bald durch Felder und Gebüsche, bald zu den Gipfeln benachbarter Hügel gehalten. Man übte sich, die Gluth der Sonne zu verachten, oder seinen Leib Sturm und Regen auszusetzen. Selbst im Winter die beschneiten Berge zu erklettern, fand man weder mühsam noch unlustig.

Verschiedene Lehrer hatten das Geschäft des Unterrichts unter sich getheilt. Jeder von ihnen gab in denjenigen Wissenschaften Unterweisung, welche er selbst als Lieblinge auswählte. Doch

herrschte hier keine Willkür und Verwirrung, sondern der halbjährige Cursus der Lehrgegenstände wurde entworfen, in Programmen mitgetheilt und ausgeführt.

Von den ältern Sprachen wurde nur in der griechischen und lateinischen Unterricht ertheilt; von den neuern aber in der französischen, englischen, italienischen und deutschen. — Schön und recht schreiben in diesen verschiedenen Sprachen, nebst Uebungen im guten mündlichen und schriftlichen Vortrage, war mit jenem verbunden.

In mehrern halbjährigen Lehrläufen wurden Geometrie, Arithmetik, Algebra, Buchhaltung, Naturgeschichte, Naturlehre, Logik, Anthropologie, Moralphilosophie, Naturrecht, allgemeine Geschichte der Welt, besondere Geschichte des Vaterlandes, allgemeine Geographie, Erdbeschreibung und Statistik von der Schweiz und Bünden vorgetragen.

Die Zöglinge waren durch die Natur der Lehrart gebunden, mit fester Aufmerksamkeit dem Vortrage zu folgen, der ihnen nur Stoff zum eigenen Studiren außer den Stunden des wirklichen Unterrichts gab, und davon sie jedesmal nachher die Ergebnisse vorzulegen hatten. Trägheit und Fleiß kannten keine andere Strafen, keine andere Aufmunterungen, als welche in der Zufriedenheit der Lehrer und dem Wetteifer der Schüler lagen. Sporns genug für die Jugend. Selten hatten die Lehrer Ursache, über Schlaffheit und Unthätigkeit zu klagen; aber oft mußte ihr Gebot diejenigen zu Zerstreuungen auffordern, welche sich dem Vergnügen Tage lang zu entziehen suchten, um in den Arbeitszimmern ihre Wißbegierde zu stillen und ihre Kenntnisse zu erweitern.

Als letzter Zweck ihrer Bemühungen ward ihnen weder Ruhm noch Gewinn zur Hoffnung gemacht. Die Wohlfahrt des Vaterlandes war das Ziel. „Das Vaterland bedarf in diesen Zeiten Männer von Geist und Entschlossenheit!“ so war der all-

gemeine unter allen Formen erscheinende Ruf ans Herz der Jünglinge: „Arbeitet, denn auch eure Zeit wird kommen. Eure Stimmen werden einst in den Volksversammlungen gehört werden. Unwissenheit, Trägheit, Krämergeist drückt das freigeheißene Land nieder. Zwietracht zerlöset die ewigen Bünde. Familien- und Faktionenherrschaft führt uns zum Untergang. Einer von euch kann durch Weisheit, Vorsicht und Seelengröße einst Retter des Vaterlandes werden!“

Früh ward den Jünglingen die Liebe des Vaterlandes, und Gefühl für der Menschheit unvergängliche Rechte eingeflößt. Ihre Versuche in Gedichten, Reden, philosophischen und historischen Abhandlungen wurden der Abdruck ihrer Empfindungen und Begriffe. — Als nachher die Revolution ausbrach, traten mehrere der Zöglinge unter die Fahnen des Vaterlandes freiwillig; verschiedene standen im Gewühl der Schlachten als Männer; andere bezogen deutsche Universitäten, um dort ihre Bildung zu vollenden.

Außer dem Unterrichte in der Religion ihrer Väter und dem für sie eingerichteten sonntäglichen Gottesdienste, außer den Räthen der Lehrer und dem Werthe, welcher überall der Tugend, dem Abscheu, welcher überall dem Laster oder fehlerhaften Gewohnheiten bezeugt ward, hatte die kleine Republik noch ihre besondern moralischen Institute.

Es war ein Tag in jeder Woche; an diesem versammelten sich die Zöglinge zum Gerichte über sich selbst. Aus ihrer Mitte hatten sie für mehrere Wochen Präsident und Schreiber zur Führung des Protokolls gewählt. — Wer Beschwerden gegen einen seiner Mitschüler hegte, trug sie vor. Man hörte die Vertheidigung des Beklagten, ließ beide Parteien abtreten, berathschlagte die fernere Untersuchung des Vergehens, oder über den Grad der dafür geeigneten Strafe. Es ward abgestimmt. Der Beklagte, wenn nicht der Kläger selbst, oder ein Lehrer für ihn bat, unterwarf sich ge-

duldig einem Urtheil, welches er selbst oft hatte mitfällen helfen in ähnlichen Lagen Anderer, und er nie ungerecht heißen konnte. Den Schluß dieser richterlichen Sitzungen machten gewöhnlich Redeübungen über den Werth oder Unwerth von Handlungen berühmter Männer des Alterthums und späterer Zeiten, meistens in moralischer Hinsicht. Da fanden Brutus und Cäsar, Charlotte Corday und Wilhelm Tell, die Preßfreiheit und der Krieg ihre öffentlichen Ankläger und Vertheidiger, welche in ausgearbeiteten Reden ihre Mitzöglinge bald durch die einfachen Wahrheiten der Vernunft, bald durch die Rührung der Gefühle zu Gunsten ihrer Sache zu stimmen suchten. Das Tribunal gab den Ausschlag. — Nicht nur die Lehrer wohnten diesen Sitzungen gewöhnlich bei, sondern selbst aus den benachbarten Ortschaften kamen die Neugierigen, um die jungen Redner zu hören.

Alles, was in Reichenau geschah, Lehr- und Freudenstunden, Tisch- und Schlummerzeit, konnte von Fremden beobachtet werden; jeder Ausländer hatte das Recht, die Anstalt Tage lang zu prüfen. Sie, die nur durch das Vertrauen des Publikums stark war, durfte sich den Augen desselben nie verbergen.

Nur einen Tag im Monat gab es, wo die Handlungen der Zöglinge Geheimniß blieben, wo selbst Aeltern und Verwandte den Beschäftigungen derselben nicht beiwohnen durften. Es war der Tag des S i t t e n g e r i c h t s. — Die Jünglinge wurden ihre eigenen Beurtheiler. Eine der Feierlichkeit und dem Zweck der Handlung angemessene Rede eines Lehrers eröffnete die Sitzung. — Abwechselnd trat einer nach dem andern von den Zöglingen ab. In verschlossenen Zetteln gab jeder der Zurückgebliebenen seine Meinung über die angenommenen oder abgelegten Fehler des Bruders, und jeder bezeichnete die hervorstechende Tugend oder gute Handlung desselben. Die Stimmenzettel wurden nach ihrer Verlesung vernichtet und diejenigen Charakterzüge, in welchen sich die

meisten Meinungen der Beurtheiler vereinten, ins Protokoll eingetragen. Der von den Jünglingen aus ihrer Mitte gewählte Präsident machte dem Beurtheilten den Inhalt des Protokolls bekannt, belobte seine Tugend, und ermunterte ihn, noch den haftenden Fehler zu entfernen, der seinen sämmtlichen Kameraden anstößig sei.

Indem die Erzieher hier die geheimsten Falten des Herzens sich öffnen sahen, und auf Spuren geleitet wurden, die ihnen außerdem vielleicht stets verborgen geblieben wären, gewöhnten die Jünglinge sich, auf die öffentliche Meinung zu achten; sie sahen ihre moralische Gestalt im Spiegel des allgemeinen Urtheils, und indem sie nach dem Bessern rangen, wurden sie ihre eigenen Bildner.

Dies ist in flüchtigen Umrissen das Gemälde vom Seminarium zu Reichenau, dessen Untergang durch die Revolution selbst von denjenigen, als wesentlicher Verlust des Landes, beklagt ward, welche mit Verdruß dasselbe auf dem Boden einer Herrschaft blühen sahen, deren Besitzer unter den Häuptern einer gegnerischen Partei standen.

---

## Zweiter Abschnitt.

### 1.

Indem ich mich nun der Erzählung jener wichtigen Ereignisse nähere, welche die Aufmerksamkeit Europens lange, und noch länger den Kummer der gesitteten Welt beschäftigten, fühle ich erst die ganze Schwierigkeit meines Unternehmens. Wie schwer ist es, sich selbst und seine Feinde und seine Freunde in dem Getümmel der außerordentlichsten Begebenheiten, in dem Drange wechselnder und unerhörter Umstände, zu erkennen und zu beurtheilen! Wie schwer, Thaten zu würdigen, welche der Druck des Augenblicks

zeugte, und mit seinem Verschwinden ohne Maßstab und Rechtsfertigung ließ!

Der Blick in die Wildheit der Staatsumwälzung erregt in mir die Empfindung, welche mich bei der Geschichte der Völkerwanderungen, oder der Reformation und ihrer Religionskriege ängstigt. Die konvulsivische Menschheit ist sich nicht selbst gleich; ich sehe Weisheit rasen und Tugend fehlen — und darf nicht wagen, sie zu verdammen.

Wenn jene alten, heiligen Bande gesprengt sind, welche sonst die Gesellschaft der Menschen zusammenzogen; wenn nur kaum die Verknüpfung unter Aeltern und Kindern, Brüdern und Gatten im Sturm ausdauert; wenn die alten Gesetze verwischt, die neuen kaum geschrieben sind; alle Leidenschaften gegen einander im Harnisch stehen; die Begriffe sich verwirren; Entzücken und Argwohn jeder öffentlichen That nachschreien; aus dem Schoose der Feigheit die Grausamkeit springt; wenn im Taumel der Hoffnung und Furcht das Nützliche mit dem Gerechten, die Ursache mit den Folgen, das Wesentliche mit dem Zufälligen in gleichem Werthe und Preise laufen; wenn der rauschende Strom der Ereignisse alle Grundsätze hinwegfluthet; die Klugheit verzweifelnd nach dem Moment hascht, der schon nicht mehr ist, und die Weisheit an sich selbst irre wird; wenn im Wirbel entgegengesetzter Schicksale Eigenthum, persönliche Freiheit, Leben und Ehre, Stütze und Schirm verlieren; wenn so jeder einzelne Mensch, so ein ganzes Volk Schwerpunkt und Gleichgewicht einbüßt, aus dem Gewöhnlichen hinweggeschleudert, immer mit Uebertreibung sieht, urtheilt, handelt; mit einem Worte: in einer Revolution — da gilt anderes Maß und anderes Gewicht zur Würdigung handelnder Personen. Der Mann in der Ruhe, der Mann in verzweifelnder Rastlosigkeit, — oder der Mann in friedlichen gleichlaufenden Verhältnissen, und der Mann im Gewühle vorüberstürzender Ereignisse, wird zu einem

andern. Persönliches Interesse und das Heiligthum unbesiegbarer Wahrheiten reißen ihn gleich stark empor; er nimmt an dem Umsturze der Dinge Theil, er schlafe oder wache; alle Welt ist durch die Erschütterung aus dem Geleise gehoben; Jeder eilt oder irrt in neuen Bahnen; große Leidenschaften reizen großen Widerstand und Alles treibt dem Aeußersten zu.

Nachdem das betäubende Gewitter vorübergezogen ist, und wir auf das Ueberlebte zurückschauen, so erstaunen wir vor Verwandlungen, die zum Theil unser Werk sind, und können kaum begreifen, daß alles möglich gewesen sei; so wenig, wie ehemals, daß es möglich sein würde. — Mancher, der bei mildem Temperament, und zartem moralischen Sinn, in das Abenteuer der Umwälzung gezogen wurde, ward allmälig, und immer der guten Sache zu lieb, Mörder der Freiheit, Mörder der heiligsten Rechte, während er noch immer, obgleich er den Fluch des Volks hörte, Volksretter, Schutzengel der Menschheit, politischer Heiliger zu sein meinte. — Mancher, der an den Wahrheiten der Vernunftgesetze fest hielt, ohne Klugheit in ihrer Anwendung, richtete so unersetzlichen Schaden an, als der Andere, welcher der Klugheit das Gebot der Moral aufopferte. Sieyes sprach das Todesurtheil über seinen König; unter andern Verhältnissen war er dessen, oder der königlichen Würde Vertheidiger. Bonaparte hätte im Gebrause ergrimmter Leidenschaften kein Reich gesetzlicher Ordnung herstellen, und Robespierre keine Schreckensregierung in Tagen einführen können, wann die Wuth der Faktionen ermattet war.

Wer aber kennt das Gewebe der Verhältnisse? Und wie mangelhaft steht, bei der Unkunde des Wichtigsten, das Urtheil der Welt über den handelnden Mann?

Wer diese Bemerkungen für eine vorläufige Entschuldigung staatsumwälzerischer Verbrechen nimmt, irrt sich. Aber sie sind hinreichend, die Feder des Geschichtschreibers zu rechtfertigen, wenn

sie mit Schüchternheit Gegenstände berührt, über welche der Weiseste nicht ohne Besorgniß absprechen darf.

---

2.

Jeder Kanton der Schweiz machte, freiwillig oder gezwungen, seine eigene Revolution. Diese war daher nirgends dieselbe, sondern wechselte von Ort zu Ort Zweck und Mittel. Die Bedürfnisse und Beschwerden waren nirgends die gleichen. Diejenigen, welche die Staatsveränderungen wollten, oder ihr widerstanden, hatten von Kanton zu Kanton kein gemeinsames Interesse. Die Ansichten und Beurtheilungen der großen Verwandlung waren daher mannigfaltig und eben so verschieden, wie die Wünsche dessen, was an die Stelle des Eingestürzten zu setzen sei.

Daher die ungeheure Zwietracht in Helvetien, welche weder das Unglück drei verwüstender Jahre, noch die Gefahr der Vaterlandsvernichtung tilgen konnte.

Graubünden hatte schon unabhängig von der Schweiz und dem Einflusse Frankreichs seine Reform begonnen, als die gesammte Eidgenossenschaft noch in wirklicher oder scheinbarer Ruhe lag. Dort aber war es weder um Einführung französischer Grundsätze, noch um Vereinigung mit der Schweiz, noch um das Einheitssystem zu thun, sondern um wesentliche Verbesserung der Landesverfassung und Losreißung von der Herrschaft allzumächtig gewordener Familien.

Dieser Kampf verlor sich nachher im Gewühl der großen Umwälzung der Eidgenossenschaft, und das Interesse desselben verschmolz in das allgemeinere der Schweiz, ohne eigentlich durch seine Natur mit ihm verwandt zu sein.

Je näher die Zeit der helvetischen Staatsumwälzung rückte, je

größer ward in Bünden Uneinigkeit und Anstrengung beider Parteien. Mißtrauen lauerte in allen Mienen. Man wog die Worte, sie mochten gegeben oder empfangen werden. Zwischen Brüder trat Kälte; Väter und Söhne sahen sich mit Argwohn.

Dies hielt mich nicht ab, mit den geistvollsten Männern beider Parteien in freundschaftlichen Verhältnissen zu leben. Wir besuchten uns gegenseitig. Die feinere Erziehung, das zärtere Gefühl für Schönheit in Kunst und Natur, die Anmuth und Gewandtheit im Umgange der einen zog mich an sie; die edeln Grundsätze und der helle Geist vieler Männer der patriotischen Partei machte mir die vertrauliche Verbindung mit der andern süß.

Wie oft mahnte ich zur Versöhnung! — Die Wahrheit und das Glück des Vaterlandes lag zwischen beiden.

An der Spitze der Parteien standen scheinbar, mehr durch ihren Rang, als durch ihr Talent, der kaiserliche Resident Baron von Kronthal und der französische Geschäftsträger P. J. R. Comeyras. Beide sahen sich nie; jener wohnte in Chur, dieser in einem Seitenflügel des Schlosses von Reichenau. Schon dieser Umstand verursachte, daß ich den letztern näher kennen lernte, während ich den erstern nur selten besuchte, oder von ihm besucht ward. Dennoch mußte ich den Baron von Kronthal, als Mensch, wegen seiner deutschen Gradheit höher schätzen, als den französischen Residenten.

Comeyras war ein Mann von Kenntnissen und Geist, in Schrift und Rede gewandt; es scheint nur von ihm abgehangen zu haben, den Mehrtheil Graubündens an Frankreichs Interessen und Wünsche zu binden. Die Angesehensten des Landes umringten ihn. Ihr Einfluß, ihre Einsichten standen zu seinem Gebot. Er aber, düster, wunderlich, verschlossen, floh den Umgang. Bünden schien seinem Ehrgeiz zu enge, seiner Habsucht zu arm. Er sehnte sich nach einer höhern Stufe, in ergiebigern Geländen. Italien, damals

von Bonaparte zum erstenmal überwunden, war das Peru der fränkischen Angestellten. Die Schätze des Adels und der Kirche lockten den Räuberschwarm, welcher unter allerlei Titeln und Aemtern der siegenden Armee folgte. Dahin sehnte sich Comeyras; sein Aufenthalt inner den rauhen Gebirgen eines dürftigen Hirtenvolks glich ihm einer Verbannung.

Das häusliche Leben dieses Ministers war geeignet, das öffentliche Zutrauen zu verscheuchen. Er war in sich gekehrt, ungesellig, zurückhaltend. Abgelegene Oerter, fern von Menschen, besuchte er am liebsten. Auf seinen Spaziergängen ging er, als fürchtete er Mörder, mit Sackpistolen bewaffnet. — Sein Geiz, der bis in die kleinsten Ausgaben der Küche trat, machte ihn noch verhaßter. Er zankte mit seinen Bedienten um die niedrigsten Summen.

Die allgemeine Verachtung aber begleitete ihn. Sie blieb ihm nicht gleichgültig. Er wollte sich lieber gefürchtet, als verachtet sehen. Wegen unbesonnener Schimpfreden, welche einst, wenn ich nicht irre, ein Oberhalbsteiner beim Glase Weins öffentlich gegen den Minister ausstieß, verlangte dieser Genugthung. Der Magistrat verurtheilte den freien Landmann zu einer fußfälligen Abbitte. Comeyras, selten in Amtstracht, warf sich zu dieser Feierlichkeit in seinen Schmuck. Umgürtet von seinem Schwert, mit einem Gefolge obrigkeitlicher Personen, trat der Minister aus dem Schlosse hervor auf den Platz. Der Gefangene ward zu ihm geführt; aber zum Fußfall vor dem republikanischen Minister konnte keine Macht das Knie des freien Bündners zwingen. Comeyras bemerkte es und fühlte sich verlegen bei dieser elenden Posse. „Ei, stelle dich doch nur so!“ sagte ein Landammann des benachbarten Dorfs. Der Oberhalbsteiner zog seine Knie etwas ein. — »C'est assez!« rief der Gesandte Frankreichs: »je ne demande pas cette humiliation!« und jetzt folgte eine feierliche, wohlgesetzte Rede des Ministers, in welcher er die seiner Nation eigenthüm-

liche Großmuth rühmte, wiewohl der Bauer davon kein Wort verstand; wandte sich sodann, und schritt majestätisch in seine Zimmer zurück.

Nie war vortheilhaftere Gelegenheit, sich ein Denkmal der Dankbarkeit zu stiften, als beim Abfall der ehemaligen Unterthanen-Provinzen des Landes. Kaum waren diese mit Cisalpinien vereint, erfolgte zwei Monate später die Konfiskation alles bündnischen Privateigenthums in Valtelin und Cleven. — Da die Beeinträchtigten sogleich dem Residenten ihre Vorstellungen dagegen eingaben, erklärte er auf ausdrücklichen Befehl des Obergenerals, daß diejenigen, welche für die Freiheit und Vereinigung des Valtelins mit Bünden gestimmt hätten, ihr Eigenthum zurückempfangen sollten. Obwohl er nun diese einzeln alle kannte, verließ er sie doch mit getäuschten Hoffnungen.

Endlich erhielt er vom Pariser Direktorium den Ruf, als Regierungskommissär nach Korfu, Cefalonien und Zante zu gehen, um die orientalischen Departements zu organisiren. Bei dieser Gelegenheit drang er in mich, ihn dahin zu begleiten, um in jenen Gegenden, was ihm von der Regierung vorzüglich anempfohlen war, den öffentlichen Unterricht durch Einrichtung des Schulwesens zu befördern. Ich fühlte mich durchaus nicht berufen, der Reformator von Korfu und Cefalonien zu werden, noch weniger in vertrauter Verbindung mit solchem Manne, und lehnte seine wiederholten Anträge eben so oft zurück.

Er reisete ab, es war im Hornung 1798, nur von seiner Schwester begleitet, einer liebenswürdigen, geistvollen Dame, welche durch die Milde ihres Wesens den übeln Eindruck der rauhen Denkart ihres Bruders schwächen zu wollen schien. Aus ihren Briefen erfuhr ich, daß dieser Italien lange in verschiedenen Richtungen durchreisete, ohne an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. Das letztemal schrieb sie von Ancona. Ich kann mich nicht

enthalten, ein Bruchstück aus dem letztern derselben mitzutheilen, welcher einige mit weiblichem Sinn über Italien gezeichnete Bemerkungen enthält, und des Lesers Achtung mit der meinigen verknüpfen wird.

---

Ancona, den 27. März 1798.

. . . Sie glauben gewiß, wir seien an Ort und Stelle. Sie irren sich, mein Lieber. Vierzehn Tage schon leben wir hier, und wissen noch nicht, wann weiter? Wir wollten uns anfangs in Otranto einschiffen, aber da hat man meinem Bruder so viel vorgeplaudert, daß er den Einfall gänzlich fahren ließ. Nun ist er seit acht Tagen in Rom — — unterdessen quält mich die Langeweile rechtschaffen. — — Es gibt kein traurigeres Leben, als was ich jetzt führe. Ich wohne im Palast eines ehemaligen gnädigen Herrn; meine Zimmer sind prachtvoll. Man sieht nichts als Spiegel, Kristallen, Marmor und Seiden. All der Pomp blendet aber nur die Augen. Nein, es wohnt in solchen Prachtsälen nicht das wahre Glück — ich such' es vergebens! Warum darf ich nicht in friedlichen Hütten wohnen, am Busen meiner Familie, im stillen Genuß des Lebens, davon der schönste Theil wäre, auch Andere froh zu machen? —

Ich fasse es kaum, wie man in Italien noch lachen kann. Die Spuren der Verwüstung hängen überall; der Krieg hat die häusliche Seligkeit verdrängt — und doch lacht, tanzt und singt man unter den Trümmern ehemaligen Glücks. Gewiß, der Mensch ist doch bei allen seinen Fehlern ein gutes Thierchen.

Eine junge venezianische Dame, die mit uns nach Korfu reisen will, ist meine Gesellschafterin worden. Sie ist sehr interessant. Wir nähern uns einander täglich mehr; in Sinn und Urtheil immer harmonisch.

Alles, was mir von Korfu, meinem künftigen Aufenthalt, erzählt wird, tröstet wenig. Die Stadt ist sehr traurig und schmutzig. Aber eine Meile von da, am Ufer des Meeres, in ziemlich angenehmer Gegend, liegt ein Kloster. Dort sollen wir wohnen, wenigstens wird Alles zu unserer Aufnahme bereitet.

Ich habe auch schon Griechen gesehen — o, es sind nicht mehr Alcibiaden! — und griechische Priester, so abscheuliche Gestalten haben Sie noch nicht gefunden. Die locken mich gewiß nicht zur frommen Andacht. Ich will Engel, aber keine Dämonen, zu Verkündigern des Himmels.

Unsere Reise von Mailand hieher war sehr glücklich und sehr angenehm. Wir sahen fünf bis sechs herrliche Städte und durchschweiften das schönste Land der Natur. Aber die Landleute hier scheinen weder so glücklich, noch so wohlhabend zu sein, wie in andern Ländern, und besonders wie bei Ihnen, in Bünden und in der Schweiz. Das kömmt vielleicht von ihrer Trägheit und wenigen Gewerbslust. — Und der Krieg, und die Revolution und die Freiheit, ach, das alles wird aus den Leuten da keine Scipionen und Cincinnaten, und aus den Strohhütten keine Schlösser machen! Wohin wir kamen, umschwärmte uns ein Haufe Müßiggänger, gewiß nicht aus angestammter Artigkeit, sondern um die Börse in Kontribution zu setzen. Hier zu Lande bezahlt man alles, was man will und nicht will, was man empfängt und nicht empfängt.

Von den italienischen Städten ist Ancona die traurigste, die wir sahen. Außer dem Hafen und der Garnison wäre sie noch übler. Es gibt hier ein paar tausend Juden, die man nicht an ihrem Aeußern erkennt, und eben so viele Griechen, glaub' ich.

Es ist wahr, die Italienerinnen sind schön. Bei jedem Schritt begegnet man einer lieblichen Grazie. Nur sprechen muß man sie

ja nicht hören, denn ihr Organ ist unausstehlich grob und laut. Man erschrickt, wenn man aus dem Munde einer himmlischen Gestalt die männliche, rauhe Stimme hört. Meine Landsleute fürchten sich inzwischen davor nicht; und die Weiber und Mädchen sind ihrerseits auch nicht blöde. Man kann die Menge derselben kaum zählen, die sich unsern Kriegern anhängen. Es hat beinahe das Ansehen, als wären diese mehr zur Eroberung der Schönen, denn des Landes gekommen.

Welch ein Kontrast dieser Sitten mit denen der Schweiz! — Ehrwürdiges Volk in deinen wilden Thälern, beneide deine Nachbarn um den paradiesischen Himmel nicht. — — — —

---

Noch im Juni war Comeyras in Rom. Aus öffentlichen Blättern erfuhr ich späterhin, er sei in Ancona gestorben, ohne den Ort seiner Bestimmung gesehen zu haben.

---

## 3.

Sein Nachfolger bei der rhätischen Republik wurde Florent Guiot, ein Mann, genährt mit dem Geist der Alten, voll Seelengüte, und würdig durch seine Denkart, Diener einer Regierung zu sein von bessern Grundsätzen, als Frankreichs damaliges Direktorium war.

Er liebte die Schweiz. Er kannte die Gesinnungen des französischen Direktoriums, und zitterte vor dem Ruin des Landes, dem er die Staatsverbesserung durch eigene Kraft, ohne Fremder Gewalt wünschte. — In einem Herzen, welches für Freiheit schlug, nährte er zugleich die Gefühle der Humanität. Er beklagte die Unthaten der fränkischen Kommissäre in Helvetien, ihre Gelder-

pressungen, als Unglück seines eigenen Vaterlandes, dessen Ehre geraubt ward.

Vielleicht trug eben dieser Gradsinn, den er in seinen Denkschriften an die Regierung kaum verhüllen mochte, nicht wenig dazu bei, daß man ihn von Seiten höherer Behörden vernachlässigte, oder in Gefahr setzte, sich bloßzustellen, wenn die seltsamen, geschrobenen und sich oft widersprechenden Instruktionen der französischen Beamten in der Schweiz nicht etwa damalige Politik, oder Nachlässigkeit und Verworrenheit der Geschäftsführung von Seiten des Luxembourg waren.

Gewiß aber ist es, daß der Resident, ungeachtet der Güte seiner Gemüthsart, bald zur Verachtung beider Parteien in Rhätien ward. Die Freunde der österreichischen Partei, indem sie seinen Republikaner-Sinn haßten, spotteten der ohnmächtigen Drohungen, die, allzuoft in seinen Noten wiederholt, erst erfüllt wurden, da er selbst schon vergessen war. — Die patriotische Partei, welche auf seine feierlichen Verheißungen hin, und mehr von Leidenschaft, als Vorsicht geleitet, allzurasche, vielleicht übereilte Schritte wagte, schmähte seiner, da die von ihm gepflanzten Hoffnungen abstarben, und er keinen andern Schirm mehr, als kraftlose Worte, gegen die Verfolger gewähren konnte.

---

## 4.

Die helvetische Eidgenossenschaft, welche zu ihrer Entwickelung hundertjähriger Anstrengung aller Kräfte bedurft hatte, und durch das Schrecken unzweideutiger Siege dem Staatenbund in den Alpen eine dauernde Ehrfurcht gewonnen hatte, wurde binnen wenigen Wochen zerstört. — Die vereinigten Niederlande und Genua theilten das Schicksal der Eidgenossenschaft; Venedig aber, un-

glücklicher, als alle, ward sogar aus dem Register der Staaten gelöscht. *)

Dies war das fürchterliche Werk einer neuentstandenen Republik, welche gegen die Verschwörung der Monarchen ihren Freiheitskrieg mit der Losung: Krieg den Tirannen, Friede den Völkern! und mit der Verheißung, die Ketten aller Sklaven zu brechen, begann, aber ihn mit Vernichtung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit uralter Freistaaten und Schöpfung einer neuen Königskrone endete.

Die französische Republik durchlief in einem Zeitraum von zehn Jahren alle Verwandlungen, zu welchen Rom ein halbes Jahrtausend vonnöthen gehabt hatte, und wußte der Unterjochung anderer Freistaaten den Schein der Großmuth zu leihen, wie Rom gethan, als es Griechenlands Meister worden. Auch Rom nannte

---

*) Die Freistaaten föderativen Systems dankten die Entstehung ihrer Form meistens der Vorliebe und Anhänglichkeit, die jeder einzelne Theil derselben für seine bisherigen Verhältnisse und Rechtsame hatte, von denen er zu Gunsten der Stärke nichts opfern wollte. Früher oder später führte Zwietracht der Bundesstaaten unter einander sie zum Untergang. So dauerte die jüdische Republik der vereinten Stämme Israels von Josua bis Saul über 400 Jahre. Der griechische Staatenbund, von Stiftung der Amphyktionen bis Philipp von Mazedonien und der Schlacht bei Chäronea 1100 Jahre. Die helvetische Eidgenossenschaft, datirt vom ewigen Bunde der acht alten Orte, über 400 Jahre. Der rhätische Freistaat der drei Bünde beinahe auch 400 Jahre. Die Republik der vereinten Niederlande, seit der Union zu Utrecht, über 200 Jahre. — Merkwürdig ist's, daß fast alle föderativen Freistaaten bei ihrer Auflösung, außer der unaussöhnlichen Zwietracht, gegen die keine Bundesordnung mächtig genug war, auch die äußern zerstörenden Verhältnisse in einem auffallenden Grade mit einander gemein hatten.

einst Griechenland frei, gab den verschiedenen Staaten daselbst in Europa und Asien die ehemaligen Rechte und Gesetze zurück (Livius B. 33. K. 30), ordnete keine Statthalter an, achtete selbst des oberherrlichen Titels nicht, da es im Besitz des Landes selbst war, und sich darin, ohne ein stehendes Heer, durch Trennung der griechischen Landschaften und ihrer Verfassungen Verschiedenheit, zu erhalten wußte.

Längst schon war jenes glückliche Verhältniß untergesunken, durch welches Helvetien früher seine Hoheit gegen die benachbarten Reiche behauptet hatte. Während diese sich durch Ausbesserung der Verfassung und Vergrößerung ihres Gebiets stärkten, hatten die Eidgenossen keinen Versuch gewagt, ihre im Laufe verschiedener Jahrhunderte, verschiedener Umstände und Bedürfnisse entstandene Konföderation zu vervollkommnen. Während die Regierungen der Grenzreiche mit der Weisheit des Jahrhunderts vorrückten und die Einsichtsvollsten des Staats um ihre Throne sammelten, blieben die Obrigkeiten der meisten Kantone sorglos um die Fortschritte der Wissenschaften und deren Benutzung. Während Frankreich und Oesterreich ihre Kraft in Kriegen übten, vergaßen die Eidgenossen ihr eigenes Heerwesen. Sie zählten auf den Muth der Schweizer, und bedachten nicht, daß Feldherrntalente eben so selten sind, als persönliche Tapferkeit gemeines Gut ist.

Endlich gezwungen verließen die Obrigkeiten ihre Stühle, und gaben dem Volke, mit der Freiheit, zugleich Mißtrauen gegen sich. Berns und seiner Nachbarn vereinzelter Widerstand reizte nur des Luxembourgs Stolz, ohne ihn zu schrecken. Die Herrschaft aller aristokratischen Kantone stürzte zusammen. Nur die Demokratien hielten im alten Bündnisse noch fest an einander, und rüsteten sich, Freiheit und Verfassung zu vertheidigen, da sie auf fränkische Treue nicht zählten.

Begebenheiten so außerordentlicher Art, und von unausbleib-

lichem Einfluß auf die Lage der rhätischen Republik, welche den Anbruch des Jahres 1798 bezeichneten, erregten hier nur matte, vorübergehende Erschütterung auf die Gemüther des den Schweizern gleichsam blutverwandten Volks. Man schien vor den Gewittern geborgen zu sein, welche Helvetien verheerten, und sich glücklicher zu fühlen, diesmal minder fest dem Bund der Eidgenossen angeknüpft gewesen zu sein.

Der Verlust der Unterthanenlande hatte schon, wie gemeldet, im Jahr 1797 einen Aufstand in Bünden befördert. — Das Haus Salis mit seinen Anhängern, welches vorzüglich den Abfall jener Provinzen verschuldet zu haben angeklagt worden, sah seine Hoheit gestürzt. Das Heft der Regierung lag in den Händen der patriotischen Partei. Die drei Bundeshäupter des Staats waren ihrer Aemter einstweilen entsetzt; eine außerordentliche Nationalversammlung, gebildet aus den Deputirten aller Gemeinden, und Landtag geheißen, hatte übernommen, entweder den Fehler des ehemaligen Kongresses zu verbessern, oder ihn doch zu bestrafen. — An der Spitze des Landtags stand Joh. Bapt. Tscharner, der auch mitten im Siege über seine Gegner nicht seinen Grundsätzen der Mäßigung entsagte.

Bonaparte's Spruch aber über das Schicksal der verlornen Grafschaften und des Valtelins blieb unwiderruflich. Der Landtag behielt nur das traurige Geschäft, durch Bestrafung der Angeklagten den Unwillen des Volks zu versöhnen. Er berief ein „unparteiisches Gericht“ und löste sich selbst in einen engern Ausschuß auf, um dem Staate die Kosten zu mindern.

Das Gericht begnügte sich, die Schuldig-Erklärten mit Entsetzung von ihren Aemtern und ansehnlichen Geldbußen zu bestrafen. — Noch war man damit beschäftigt, als die Unruhen in der Schweiz ausbrachen, und ein fränkisches Heer siegend über das Vaterland der Eidgenossen zog.

Zu denjenigen demokratischen Orten der Schweiz, welche nach dem Falle von Bern gegen Frankreichs Ansinnen in Rüstung standen, gehörte Graubündens Nachbar, Glarus. Dort war man entschlossen, die altväterliche Verfassung mit altväterlichem Muthe zu verfechten. Das Volk von Glarus hatte am 15. April seinen Entschluß gefaßt, die Beschlüsse durch fünfzehn Schreiber abschreiben und durch viele Eilboten in die Stände der Eidgenossenschaft versenden zu lassen, welche noch nicht in der Franken Gewalt lagen.

Zwei dieser Eilboten von Glarus kamen auch nach Bünden, das Volk zu den Waffen zu rufen und zur Vertheidigung gemeiner Sache. Sie erzählten, wie schon achthundert der Ihrigen im Felde ständen, und diesem Vortrab viertausend andere Streiter folgen würden. Diese, vereint mit den Völkern der übrigen Urkantone, sollten sofort von Kanton zu Kanton ziehen, dort von ihrer Beute leben, sich im Fortwälzen gleich der Schneelauine vergrößern, bis sie die ganze Schweiz fortgerissen und die Franzosen innert den Grenzen Helvetiens vertilgt haben würden.

Jene Boten von Glarus aber, statt sich an die Regierung des Landes zu wenden, richteten ihre Aufträge an einzelne Bürger; sie trugen Sendschreiben an jeden der drei Bünde besonders, statt daß diese an die alte, bundesmäßige Behörde von „Häuptern und Räthen gemeiner drei Bünde" hätten bezeichnet sein sollen, falls der Stand Glarus die seit vier Monaten bestehende landtägliche Regierung nicht erkennen wollte.

Die Boten und ihre Geschäfte blieben dem landtäglichen Ausschuß nicht lange geheim. Sie wurden vor denselben berufen, und ertheilten sehr unbestimmte Antworten auf die vorgelegten Fragen. Sie hatten ein offenes, untersiegeltes Schreiben ihres Standes, mit dem Befehl, sich zehn und mehrere Tage in Bünden aufzuhalten, und dies offene Schreiben dem Volk aller Orten vor-

zulesen. Die drei Briefe an die verschiedenen Bünde wurden ihnen abgenommen, geöffnet und dem Landtag vorgelegt.

Nur der Name der Eidgenossen schützte die Ausgesandten vor strengerer Ahndung ihres Beginnens, mit Vorübergehung der Regierung das Volk in den Gemeinden aufzustiften, Krieg gegen Frankreich zu erklären. Die Familie Salis fiel wieder in Verdacht zurück, nicht ohne Einfluß auf die Art dieser Sendung gewesen zu sein. Wenn auch ihr Groll gegen Frankreich, und die Möglichkeit, durch unmittelbaren Aufstand des Volks den Landtag zu sprengen, die Urtheile des Strafgerichts zu vernichten und sich an das Ruder der öffentlichen Geschäfte zu schwingen, diesen Argwohn nicht rechtfertigte, bekleidete ihn doch mit hoher Wahrscheinlichkeit der geheime Zutritt der Boten zu den vornehmsten Gliedern der Salis.

Indem der Landtag die Beleidigung seiner Würde empfand, wurden die Patrioten zu gleicher Zeit den Abgrund gewahr, in welchen sie durch die Umtriebe gestürzt werden sollten. Ihre Erbitterung stieg mit den wachsenden Gründen ihres Verdachtes; ihr Haß ward unversöhnlicher, um so mehr, da zu derselben Zeit, als ihnen (wie sie glaubten) das Blutbad in einer Volksempörung bereitet worden, sie ihre offene Neigung zu einem Vergleich mit den Mächtigen ihrer Gegenpartei bezeugt hatten.

Der landtägliche Ausschuß, indem er den Glarner Eilboten untersagte, fürder in bündnischen Gemeinden den Kreuzzug zu predigen, ertheilte dem Stande Glarus kaltsinnige Antwort mit Bedeuten, daß man, so außer Ordnung und Sitte auch die Gesandtschaft gewesen, den Gemeinden die überschickten Schreiben dennoch mittheilungsweise eröffnen wolle.

So rettete der Landtag durch seine Wachsamkeit und Fassung den rhätischen Freistaat vom frühern Untergang, und entfernte die Gräuel des Krieges um einige Monate. Denn es ist außer Zweifel,

daß die Theilnahme Bündens an dem Kriege der kleinen Kantone den Einzug der Franken in diese Gebirge zur unmittelbaren Folge gehabt haben würde.

---

5.

Die Gährungen und Verwandlungen in der Schweiz, das Vordringen der Franken im Norden und die Truppenversammlung Oesterreichs im Tyrol — alles fachte den stilllodernden Grimm der bündnischen Faktionen zu hellern Flammen an. — Der Friede des Pariser Direktoriums mit dem deutschen Kaiser ward nur wie ein unbestimmter Waffenstillstand angesehen. Man glaubte nicht nur nahen Ausbruch neuen Krieges — man hoffte ihn. Denn so unversöhnlich war Aller blinde Wuth, daß Jeder nur im Untergang des Gegners sein Leben fand.

Gewohnt, zuweilen meine Freunde und Bekannten in Chur zu sehen, bemerkte ich bald die Spannung der Gemüther. Jeder sprach mit Leidenschaftlichkeit für seine Sache. Mein Umgang mit Männern beider Parteien, meine Neutralität zwischen ihnen, ehemals Gegenstand des Lobes, ward jetzt Vorwurf. Beiden wurde ich verdächtig. Jeder glaubte mich zum Feinde übergeneigt. Es ward Bedingung, Partei zu nehmen.

Ich verseltente meine Besuche in der gährenden Stadt. Der Genuß der mit den Lenzmonden aufblühenden Natur, und das unschuldige Vergnügen freundschaftlicher Mittheilungen, welche allen politischen Stoff von sich ausschieden, wurde um so reizender; je zweifelloser mir die kurze Dauer dieses Glückes ward. — Der als Künstler und Dichter liebenswürdige Karl Graß, welcher damals zu Sils im Domleschger Thale wohnte, besuchte mich zuweilen. Seine Briefe, welche ich als Kleinodien des verlornen Paradieses aufbewahre, athmen den Geist, der damals uns Alle

beseelte. Ich theile einige Bruchstücke aus denselben mit. Indem sie den Sinn derer, die damals parteilos dem Gange der Ereignisse in Bünden zusahen, darstellen, gewähren sie mir das Vergnügen, länger in der Erinnerung jener frohen Stunden zu verweilen.

---

19. April 1798.

.... Freund B* begleitete mich. Er war bei Ihren letzten Worten: „wie glücklich könnten wir sein, und sind es doch nicht!“ in das Zimmer getreten, und an diesen Faden knüpfte sich nun beim Wandern ein neues Gespräch über menschliche Glückseligkeit.

Bald wandelte ich allein. Die kahlen Eichen streckten ihre knotigen Arme in die Luft. Auf dem Rheine schwammen einige Flöße mit reißender Schnelligkeit den Strom hinab. Ich dachte: hinunter geht Alles schnell, und sah, wie der Wind das dürre Laub über den Hügel trieb, und die Flöße mit kleinen Menschengruppen sich hinter den Krümmungen der Felsen verloren. Ehe ich mich dessen versah, hatte meine Phantasie das vorige Thema ergriffen.

Das war mir ärgerlich. Ich demonstrirte mir daher von neuem, daß es eine Thorheit sei, das Leben von der Seite der Glückseligkeit zu betrachten, so lange unsere Empfindung selbst von etwas außer ihr modifizirt wird, und so lange das, was uns wichtig und wünschenswerth erscheint, nur die Folge eines Kontrastes ist.

Ich kam ins Domleschg, und wählte meinen Weg über die Höhe von Ortenstein und Almens, um das ganze Thal vor Augen zu haben. Die Menschen arbeiteten an der Bestellung ihrer Aecker. Die Vögel sangen, und die Kirschbäume waren mit Blüthen übersäet. Es ergriff mich eine eigene Art von Wehmuth. Ich dachte an das idealische Jugendleben unter den Blüthenbäumen der Kindheit, und an die Träume des glücklichsten Alters; wie mit dem

Frühlinge meine Brust immer höher schwoll und glühendere Wünsche nährte, wie aber das Zurücksehen auf das, was ich wollte, und die Vergleichung mit dem, was wirklich geschah, mit jedem Jahre etwas von dem Genusse des Hoffens zerstörte.

Sehr natürlich fand mein Herz von diesen Empfindungen den Uebergang zu folgender Apostrophe: „Glückliches Rhätien! du genossest einer zu idealischen Ruhe, um nicht aus deinem lieblichen Traumleben schmerzhaft gerissen zu werden. Dein Zustand war der eines abgeschiedenen Völkchens im Kindheitsalter der Welt. Einfalt und harmloser Sinn ließen dich schlummern, während die Stürme der Zeit eine halbe Welt umwühlten. Deine Armuth gab dir Simplizität und diese bewahrte deine Gutmüthigkeit. Niemand forderte von dir, und du begehrtest von Keinem. Deine Träume lösen sich finster. Besorgnisse verdrängen deine Freuden; du fühlst nun erst, wie glücklich du warst, als du deinen eigenen idealischen Zustand nicht kanntest."

So führte mich der Zufall unwillkürlich auf das Kapitel zurück, das wir am Morgen angefangen hatten, und wahrscheinlich wird es uns im ganzen Leben nicht anders ergehen. Wir werden einsehen, daß das Sorgen und Suchen des Herzens nach dem heiligen Etwas, das ihm völliges Genüge gewährte, eine Thorheit sei, und werden dennoch nie aufhören, die Düpes unserer Empfindung zu bleiben.

Das Ideal, das aus der Kinderzeit
Und aus den goldnen Blütentagen
Wir mit uns durch das Leben tragen,
Verfälscht dem Blick die Wirklichkeit.
Wir sehn, durch optischen Betrug
Des Herzens, unserm innern Zug
Nach Glück, in der Erscheinungswelt
Phantomen Reize hingestellt.

Was die Erfahrung auch dagegen sage,
Entscheidet dennoch, in der Wage
Des Urtheils, nur die Sinnlichkeit.
Wir werden magisch hingezogen,
Wo sie den Dingen Schimmer leiht,
Und immer wiederum betrogen.

Was ist zu thun? — der beste Rath,
Da Alles uns zum Besten hat,
Ist, dünkt mich, weislich nachzugeben,
Und nach der Kunst allein zu streben:
In dieser Welt voll Trug und Schein
Bei dem Betruge froh zu sein.

---

29. April 1798.

. . . Sie fragen, was die Musen der Albula machen? Freund, reisen Sie nur einmal dem überhangenden Felsenufer der brausenden Albula nach, und Sie werden finden, daß Ihre Frage ein wenig satyrisch klingt.

Wo ist die zarte Muse, welche den Pfad des Entsetzens am Schien oder Bergüner-Stein wandeln mag? — Wo fände sie nur ein heimatliches Plätzchen?

Einzig am Erguß der Albula in den Rhein stehen einige Ueberreste von ehemaligen Rebhügeln, und oben drüber blicken ein paar weiße Mauern hervor, inner welchen vielleicht vor Zeiten Kinder der Freude jubelten und das Echo der umliegenden Berge weckten. Gegenüber diesen Hügeln, zur Seite des romantischen Schlosses Baldenstein, steht ein Felsenhügel mit wenigen Eichen begrenzt. Er wird der Rosenberg genannt. Auch da wuchsen vormals Reben. Nachbaren kamen auf diesem Hügel zusammen, und feierten kleine ländliche Feste. Ganze Tage lang weilten sie dort beisammen, und bewirtheten sich auf dem grünen Teppich des Bodens.

Alles dieses war. Die Rebhügel sind ausgestorben; der Rosenberg verwildert, und die graue Sage wandelt den Tagen der Vorwelt wie ein stiller Schatten nach. — Hier zögert die Muse nicht unter Ruinen; meine Nachforschungen waren vergebens.

Vergebens wagte meine Phantasie
Auf der Begeistrung sanftem Flügel
Den Zauberzug vom Blumenhügel
Ins goldne Land der Poesie:
Die Führerin erschien mir nie,
Denn meine Muse nennt sich Freude!
Doch ach, sie scheint der Welt entflohn,
Ihr Lieblingsland gleicht einer Haide
Und überall tönt Klageton.

Wirklich kann man sagen, der Sinn für Freude leidet in unserer Zeit allgemein. Ehemals eilte Alles, was einen Anfall von Spleen und Hypochondrie hatte, in die Schweiz, um von ihren heitern Bergen Gesundheit und Zufriedenheit zu holen; jetzt hat man von Glück zu sagen, wenn man ohne Salto mortale den Sorgen und Grillen, die nun auch sogar den Weg in die Alpen kennen, entfliehen mag.

Glauben Sie nicht, daß ich deshalb über unsere Zeiten ein Klaglied anstimmen werde. Ich weiß, was geschieht, muß nun sein. Unsere Schreckentage sind die Kinder der längst verblichenen Jahrhunderte. Darum kann ich weder mit dem Einen eifern, noch mit dem Andern klagen. Aber doch bleibt's wahr: die Menschenwelt hat einen großen Freudenbankerot gemacht.

Ich würde vielleicht glauben, Bünden sei ein Land, wo Armuth und Mangel geistiger Kultur den Sinn für die Freuden des Lebens weniger entwickeln. Aber wenn ich dann wieder so mannigfaltige Szenen, die nur Früchte des vollendetsten Familienglücks sein können, Szenen, deren Zeuge ich zum Theil selbst gewesen,

oder die ich aus Erzählungen kenne, in mein Gedächtniß heimrufe, — dann werden mir auch die Rebhügel und die verfallenen Lusthütten an der Albula bedeutend; dann kann ich, wenn mir Leute aus dem Dorfe erzählen: „dort sahen unsere Väter manchen fröhlichen Tag!“ nicht anders als fragen: „und warum das Alles jetzt nicht mehr?“ Und wie wird's, wenn die Gewitter, die jetzt hinter den Bergen donnern, einst über uns hängen? — —

---

## 6.

Die neuhelvetische Staatsverfassung, deren vorzüglicher Urheber Peter Ochs von Basel gewesen, und welche nun an die Stelle der eidgenössischen treten sollte, konnte in der Schweiz kaum mit größerm Unwillen angesehen werden, als in Graubünden. — Der französische Resident Guiot, als er sie mir mittheilte, rief: „sie kann unmöglich das Glück der Schweiz machen!“ — Alle Parteien hatten nur einen Sinn, nur eine Stimme: diese Verfassung könne nicht dauern.

Demungeachtet ward sie unter dem Schrecken der fremden Bajonette in Helvetien angenommen.

Der große Streich war geführt. — Ein fremdes Heer breitete sich über dem Schweizerboden aus. Den Redlichen des Landes blieb nichts übrig, als entweder die Staatsverwandlung anzunehmen, wie sie kam, durch Mitwirken die Uebel derselben zu mildern, und durch die Trübsale der Gegenwart das Vaterland einer bessern Bestimmung zuzuführen, oder aber sich zu waffnen gegen den übermächtigen Feind und die alte Verfassung bis zur letzten Kraft zu verfechten. Das letzte wählten die demokratischen Kantone. Auf eben der Stelle, wo einst unter Blut und Siegen die Schweizer-Freiheit aufging, sollte sie wieder, doch nicht ungerächt, zuletzt untergehen.

Der Zürich-See sah einzelne kleine Gefechte — wilder aber und ruhmvoller war der Schweizerkampf in den Gefilden von Rothenthurm und an den Höhen des Morgarten, wo Aloys Reding mit seinen Schwyzern gegen die Ueberwinder Europa's stritt.

Wenige Wochen nach Unterwerfung der demokratischen Kantone schrieb mir Aloys Reding. Ein Auszug seines Schreibens wird die Empfindungen dieses im Unglück seines Vaterlandes berühmt gewordenen Schweizers treuer darstellen, als meine Feder es vermag. Er führt die Sprache eines Mannes, der selbst die Klage um den unersetzlichen Verlust unter seiner Würde hält, und ein unüberwundenes Herz aus dem allgemeinen Unglück rettete.

---

Schwyz, 25. Juni 1798.

— — — Es ist bekannt, daß jeder Staat seine Höhe und sein Alter erreicht, und dann der Tod dem politischen Körper so unvermeidlich ist, als dem menschlichen.

Ach, bester Freund, dieses war auch unser Loos. Bei Sterbenden ist die letzte Krisis immer heftig; aber über alle Erwartung hartnäckig und tobend war der Todeskampf unsers kleinen Staats. Der Vater verlor seinen Sohn, der Sohn den Vater, der Freund seine Freunde, und alle brachten großmüthig, ohne sich zu beklagen, der edeln Freiheit diese so theuern Opfer dar, aber — nur vergebens waren sie dargebracht! — Doch nein — waren wir auch zu schwach gegen diese große und sieggewohnte Nation, die von unsern Vätern so theuer erfochtene Freiheit zu behaupten: so waren wir doch nicht schwach genug, selbige so leicht mit der Ehre unsers Namens zu verlieren. Und es war nicht Fanatismus, wie so viele behaupten, sondern wahre und reine Freiheitsliebe, und das Bewußtsein der gerechten Sache, welche ein so kleines Volk in einem so

äußerst ungleichen Kampf mit Standhaftigkeit zu beseelen vermochten. . . .

---

Kaum hatte sich die neue Regierung des umgeschaffenen Schweizer-Staats in Aarau gesammelt, so sandte sie an Graubünden die Aufforderung, in die helvetische eine und untheilbare Republik überzutreten.

Diese Aufforderung ward für den fränkischen Residenten Guiot das Zeichen, sich über die Gesinnungen Frankreichs deutlicher zu erklären, und unverhällt den Wunsch seines Direktoriums — ein Wunsch des Luxembourg galt damals Befehlen gleich — dem Volke vorzulegen.

Noch rauchte das Bajonet der Franken vom Blut der Schweizer, und Rapinats und seiner Gefährten Plünderungen füllten die Welt noch mit frischem Abscheu. — In dieser Zeit erschien die Einladung an Bünden, zur Vereinigung mit der Schweiz.

Der Landtags-Ausschuß, auf den Empfang solcher Botschaft lange vorbereitet, hielt es weder für klug, noch vortheilhaft, zu entsprechen. Es gelang ihm, das helvetische Direktorium mit allgemeinen Erwiederungen hinzuhalten, und die Wünsche Frankreichs weder zu erfüllen, noch zurückzustoßen. Da man seinem Loose nicht answeichen konnte, glaubte man genug zu thun, im weisen Zaudern das Volk allmälig zu dem großen Entschluß vorzubereiten, und dem gelegenern Zeitpunkt nachzulauschen.

Es war ursprünglich niemals der patriotischen Partei in Sinn gekommen, ihr Vaterland mit Helvetien zu verschmelzen. Ihr höchstes Ziel war Einschränkung des unbegrenzten Föderalismus durch Reform der Staats-Verfassung, Bändigung der Anarchie, welche aus der hohen Gewalt der Gemeinden entsprang, durch Stärkung der Zentralregierung, durch Herstellung eines Gleich-

gewichts zwischen vollziehender und gesetzgebender Gewalt, durch Erschaffung von Ehrfurcht gegen bestehende Gesetze gewesen. Man wollte den Umtrieben und dem Verfolgungsgeist der Faktionen durch weise Wahlgesetze Schranken bauen, und den Wohlstand des Landes erhöhen durch Einführung des Rechtes der allgemeinen Niederlassung, und Aufhebung jenes Zwanges, der überall die Fortschritte des Landbaues, der Handlung, des Kunstfleißes, der wissenschaftlichen Bildung lähmte.

Aber alle diese Plane verschwanden jetzt. Es blieb nach dem Umsturz der Eidgenossenschaft nur die Frage übrig: „ist es Bündens Interesse, sich an die Schweiz zu schließen, oder nicht?“ oder, was eben so viel galt: „wer wird uns künftig beherrschen — Oesterreich oder Frankreich?“

Man war bald darin einig, daß es bei den bevorstehenden Stürmen in jedem Fall für Bünden räthlicher sei, sich an das Land der Eidgenossen zu schließen, und dessen Loos zu theilen, als sich zu vereinzeln, und schwach und beistandslos unterzugehen; — daß es bei den fortwährenden Revolutionen und Regimentswechseln der fränkischen Republik leichter sein werde, die alte Unabhängigkeit der Alpen zurückzugewinnen, als unter einer Monarchie, deren Grundsätze denen des Freistaats entgegenstanden, deren Regierungsmaximen stetiger, wandelloser waren, deren Macht minder eigenen Schutz, als Erweiterung der Herrschaft bezielte; — daß Frankreich in einem künftigen Kriege, so furchtbar auch die neue Koalition der Monarchen sein mochte, dennoch durch eigene Einigkeit und aller Koalitionen Zwietracht, durch Ueberlegenheit in Waffenkunst, Feldherrntalenten, National-Enthusiasmus endlich, als Sieger, aus dem Kampf gehen, und das Schicksal Helvetiens entscheiden werde.

So sehr Erfahrung die Richtigkeit jener Ansicht bewährte, war doch die Gegenpartei anderer Ueberzeugung. Ihren Grundsätzen

gemäß konnte sie nicht anders, als ihr Heil an das Schicksal der Fürsten schließen. Indem sie mit Eifer nur dem Willen des Volks, oder vielmehr seinen Vorurtheilen, seiner Unwissenheit, seiner Vorliebe zum Gewohnten, fröhnen zu wollen schien, mußten Vorurtheil, Aberglauben, Unkunde der politischen Verhältnisse und Trägheit des Volkes ihren Absichten dienen.

Einige Freunde forderten mich auf, meine Gedanken über die künftige Vereinigung mit der Schweiz bekannt zu machen. Die Hoffnung, das öffentliche Urtheil berichtigen und manche Gemüther beruhigen zu helfen, machte mich willig, ihrem Gesuch zu entsprechen. In einer kleinen Flugschrift stellte ich die Veränderungen dar, welche Italien und die Schweiz, unsere Nachbarländer, erlitten, und die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, daß eine arme kleine Republik, wie Graubünden, ohne mitten im Frieden den Druck der Grenzstaaten, oder im Kriege die Gräuel des Kampfplatzes zu dulden, für sich selbst, unabhängig bestehen könne. — Zu arm, um mit Gold, zu schwach, um mit Waffen die Neutralität zu decken; gedrängt von neuen Bedürfnissen, welche die veränderte Lage zeugt; zerrissen von Faktionen, welche nicht ersterben, so lange ihr feindseliges Interesse lebt, werde Bünden im ersten Kriege schutzlos unter dem Schwert des Siegers fallen, ungewissen Schicksals, ob es zertheilt an die Nachbaren, oder verbunden mit Helvetien, oder Provinz Oesterreichs werde.

Der Eindruck, welchen das Flugblatt hervorbrachte, verlor sich in der großen Wallung entgegengesetzter Meinungen und Empfindungen. Aber von diesem Augenblicke an rechnete mich die Partei der Patrioten, welche zur Freiheit und dem Untergang der Familien-Herrschaft geschworen hatten, zu den ihrigen, während die Gegner derselben sich von mir entfernten, und fühlen ließen, daß das Loos ihrer Feinde mein Loos geworden sei.

7.

Da wo der Strom des Hinterrheins aus dem lachenden Tomiliaska durch eine finstere Gebirgsenge hervorbricht, ruht an seinem Ufer auf Sandsteinfelsen, im Schatten ungeheurer Waldberge, das alte Schloß Rhäzüns. — Die Geschichte dieser Burg verliert sich in das Zeitalter des Faustrechts und der abenteuernden Ritterwelt. Aber zu der Zeit, da der graue Bund seine Freiheit gründete, und unter der Linde von Trons sie feierlich beschwor — es war im Jahre 1424 — galten die Freiherrn von Rhäzüns als Mächtige im Lande, und als Mitstifter des freien Bundes. Von daher stammten die Vorrechte von Rhäzüns in der Staatsverfassung dieses Theiles der rhätischen Republik.

Die Herrschaft, im Besitz nicht unbeträchtlicher Güter und Zehnden, wechselte im Lauf einiger Jahrhunderte seine Besitzer oft, bis sie durch Tausch oder Kauf an das Haus Oesterreich kam, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie verblieb dem Erzhause, bis zu unsern Zeiten. Ein Verwalter übte im Namen des Kaisers die herrschaftlichen Rechte und bezog die Einkünfte für ihn.*)

Der Freiherr von Rhäzüns hatte auf den Bundestagen des grauen Bundes Sitz und Stimme. Schon dieses Recht bereitete dem Hause Oesterreich Einfluß auf die Angelegenheiten Rhätiens. Er war außerdem immer einer von den fünfzehn Gliedern des höchsten Tribunals oder Appellations-Gerichts besagten Bundes, und

*) Ein sachkundiger Mann behauptet, der Kaiser beziehe, nach Abzug aller Auslagen, keine 300 Dukaten davon. Man schätzt die Güter sammt Gebänden, Zehnden, Zinsen u. s. f. auf etwa 60,000 Gulden. Kaiser Joseph wollte Rhäzüns verkaufen, wollte viel darauf gewinnen, forderte 100,000 Wiener Gulden, fand aber keinen Abnehmer um diesen Preis.

hatte Vollmacht, abwechselnd mit den Hochgerichten Lugnez, Grub und Flims, und dem Abt von Disentis, jedes dritte Jahr drei Personen für die Stelle des Landrichters, oder des Hauptes vom grauen Bunde, vorzuschlagen.

In den ehemaligen Händeln Graubündens wußte sich das Haus Oesterreich dieser Rechtsame zu bedienen, um seinen Anhang gegen die übrigen Faktionen zu stärken. — Als Herr von Rhäzüns, als Mitstand des grauen Bundes hatte der Kaiser auch jetzt noch Stimme in Berathung über Abänderung der Staats-Verfassung zu geben. — Und eben dieses war der feste Punkt, an welchen die Familie Salis mit ihren Anhängern gelehnt, ihren Widerstand gegen die Helvetisch-Gesinnten bereitete.

Die Eroberung der Schweiz von den Franzosen schien Oesterreich aufzufordern, sich den Besitz von Bünden zu sichern. Indem es durch die rhätischen Bergwälle und Engpässe seine eigenen Erblande gegen künftige Angriffe schirmte, und seinen Arm scheidend zwischen Helvetien und Cisalpinien bis zum Gipfel des Gotthard hinaufstreckte, hatte es alle Mittel in der Gewalt, die eine oder andere der jungen Republiken zu erschüttern, nachdem die Gelegenheit lockte; hatte es offene Thore zum Einfall in die verlorne Lombardei, oder sichern Rückzug in die wilden Gebirge; hatte es alle Zwangsvortheile durch Erschwerung des Verkehrs zwischen Italien und dem Norden, die Tyroler Handelsstraßen zu beleben.

Den Häuptern der patriotischen Partei war dies kein Geheimniß; aber was furchtbar sein sollte, reichte ihnen vielmehr Zuversicht, daß Frankreich niemals die Besitznahme Bündens durch österreichische Waffen gestatten könne, ohne das Dasein der zwei neugeschaffenen Freistaaten dem Ohngefähr preiszugeben. Sie bestritten die Unvergänglichkeit der Rhäzünser Rechte. Sie bewiesen aus dem Fundamental-Gesetz des Landes, daß der Freiherr von Rhäzüns verpflichtet sei, sich unbedingt dem zu unterwerfen,

was die Mehrheit des souveränen Volks zu beschließen gutachte. Mit der allgemeinen Aufhebung aller einzelnen Herrschafts-Rechte müßten auch die von Rhäzüns verloren gehen.

„Die Hasen dekretirten einst die Gleichheit aller Thiere. Der Löwe antwortete nichts, wies aber seine Tatzen und Zähne.“ Diese Fabel, welche einst der Stifter der cynischen Schule, Antisthenes, erzählte, lag im Munde der Kaiserlich-Gesinnten. Das tiefe Schweigen Oesterreichs zu den Ereignissen in Rom und Helvetien, die mit Eifer im Innern seiner Staaten betriebenen Rüstungen, die Kälte und das Zögern des Wiener Hofes in den Unterhandlungen mit Frankreichs Machthabern, deuteten auf geheime Entwürfe, von welchen Bünden nicht ausgeschlossen sein konnte.

Im Tyrol und Vorarlberg sammelte sich ein kaiserliches Beobachtungsheer. Die fränkischen Truppen näherten sich den Grenzen von Granbünden. Die Faktionen wurden reger und thätiger, je näher der entscheidende Moment rückte. Zwischen ihnen schwankte in ungewissen Richtungen das Volk.

Unterdessen war von Aarau ein zweites Aufforderungsschreiben des schweizerischen Direktoriums erschienen, welches Vereinigung forderte. Der französische Minister drang nun darauf, daß die Gemeinden abstimmen sollten. Die Patrioten, so wenig auch die Verhältnisse der Schweiz anlockend waren, fühlten die Nothwendigkeit einer Erklärung. Ihr eigenes Loos und die künftigen Schicksale des Vaterlandes hingen an derselben. Es schien nur allzugewiß, daß Bündens Selbstständigkeit im Lauf weniger Monde enden, und diese kleine Republik entweder mit der Schweiz alle Verhängnisse derselben theilen, oder in Unterwürfigkeit gegen Oesterreich, als Provinz dieser weitläufigen Monarchie, Venedigs Loos empfangen werde.

Der Landtag legte den Gemeinden das Einladungsschreiben der Schweiz vor, und verlangte Entscheidung: ob Bünden sich mit

Helvetien vereinen wolle? — Guiots Noten, welche diesen Gegenstand berührten, wurden nachdrücklicher, während sich der kaiserliche Resident Baron von Kronthal in feierliches Schweigen verhüllte.

Der Abscheu des Volks gegen die französische Nation, veranlaßt durch die Gräuel der Revolution, durch die Mißhandlungen der italienischen Staaten und Helvetiens, genährt durch Edelleute und Priester, ward nun von neuem und stärker denn jemals aufgerührt. — Fast in allen Gemeinden hatten die reichen Geschlechter des Hauses Salis ihre Schuldner, Klienten und Diener, und eben so viele Eiferer gegen die Vereinigung mit Helvetien. Man zeigte auf die Schweiz, wie ihre Staatskassen von den Franzosen geplündert, ihre Arsenäle entführt, ihre Dorfschaften durch fremde Kriegsknechte beschwert waren. Noch nicht mit Wahrheiten zufrieden, erfand man unsinnige Mährchen, welche das Herz des leichtgläubigen Landmanns erschüttern mußten. Man ließ erkennen, daß das neue Frankreich nicht nur alle irdische Habe und Lust, sondern auch die ewigen Güter bedräue, daß in der Schweiz aller Gottesdienst eingestellt, und die Taufe der Kinder aufgehoben würde. Priester, besonders der katholischen Kirche, verwandelten ihre Kanzeln in bürgerliche Rednerbühnen, und fachten mit allen Künsten geistlicher Kriegsführung jene Gluth frommer Raserei wieder an, welche seit einem Jahrhundert erloschen war. Die Furcht vor dem Unwillen Frankreichs mußten herumgebotene mündliche Aeußerungen des kaiserlichen Geschäftsträgers*) und die Nähe österreichischer Schaaren an den Grenzen schwächen.

*) Der Herr von Kronthal hatte nämlich erklärt: daß Se. Majestät bei Neuerungen in Bünden, die der guten Ordnung und seinen Erblanden gefährlich wären, nicht gleichgültig bleiben, und noch weniger deren gewaltsame Einführung erlauben würde.

Diese Stimmung hatte der große Haufen, während die Einsichtsvollern aller Gemeinden, vereinzelt unter der stürmischen Menge, den Leidenschaften nichts, als Vernunftgründe entgegen zu stellen hatten.

Die Mehrheit der Gemeinden verwarf, wie man voraussehen konnte, in den Landsgemeinden vom 29. Juli die angetragene Vereinigung, oder verschob die Entscheidung; die Minderheit hingegen begehrte, mit der helvetischen Republik Unterhandlungen zu beginnen.*)

Der Sieg der Anhänger Oesterreichs und des Adels war entscheidend. Von jetzt an verlor der landtägliche Ausschuß, mit dem öffentlichen Zutrauen, den Glauben an sich selbst. Seine Maßregeln trugen den Stempel der Furcht. Ihn deckte nur noch das Ansehen des französischen Ministers, welcher keine andere Regierung anerkannte.

Die siegende Partei verschleierte ihre fernern Entwürfe und begnügte sich, das Volk einsweilen in Erbitterung zu erhalten. Man ehrte die Ausgelassenheiten des Pöbels als gerechten Unwillen freier Männer gegen Verräther des Vaterlandes. Weder die Gesetze, noch die schwache Regierung des Landes, noch Guiots drohende Noten, konnten Beleidigungen abwehren, welche überall den Patrioten geschahen. Diese sahen sich in die Zeiten des Faustrechts oder rohen Naturstandes zurückgestellt. Jeder suchte sich zu schützen, so gut er's vermochte. Der Verfolgungsgeist lösete die letzten Bande der Ordnung.

Zu denjenigen Gemeinden aber, welche für die Vereinigung gestimmt hatten, gehörten auch Maienfeld und Malans, welche der Rhein vom Lande Sargans scheidet. Diese beharrten um so

*) Von 63 Stimmen waren aus sämmtlichen Hochgerichten 34 gegen die Vereinigung, 18 aufschiebend, und 11, die Unterhandlung wollten.

fester auf ihrem Entschluß, um so weniger sie von der Versöhnlichkeit der Gegenpartei zu erwarten hatten. Sie pflanzten auf ihren öffentlichen Plätzen den Freiheitsbaum; ihre Bürger schmückten sich mit der Schweizer-Kokarde. Gleicher Trotz beseelte die übrigen Patrioten, wo deren einige beisammen waren. Selbst in Chur, wiewohl die Mehrheit der Zünfte Frankreichs und Helvetiens Einladung verworfen hatte, wurden die helvetischen Farben furchtlos zur Schau getragen.

Die gegenseitige Erbitterung stieg mit jedem Tage an. Nur die Nähe zweier fremden Heere schreckte vielleicht einen Bürgerkrieg zurück.

---

## 8.

Bürgerliche und kirchliche Schwärmerei haben mit einander gemein, daß ihre Kraft gleich sehr von Niederlagen und Triumphen genährt wird, und nur im Verhältniß mit den Graden des Widerstandes, den sie findet, steigt oder fällt.

Was anfangs Sache einzelner Männer gewesen, wurde schnell Sache des Volks; was bisher Gegenstand des berechnenden Verstandes geblieben war, verwandelte sich in Angelegenheit bewegter Herzen.

Das Hochgericht Maienfeld, welches seinen Namen von einer kleinen Stadt in der Nähe des Luziensteigs empfängt, wird von einem heitern und fleißigen Volke bewohnt. Die Landschaft ist eine der anmuthigsten Graubündens; unter dem Einfluß milden Himmels reifen Korn, Obst und Wein auf dem fruchtbaren Boden zur Fülle, und geben dem Landmann, mit dem Wohlstande, ein Gefühl von Behaglichkeit, welches der Vorläufer des Strebens nach edlerm Lebensgenuß zu sein pflegt.

Hier war der Herd aller derer, welche eine Vereinigung Rhätiens

mit der Schweiz gewollt hatten. Von hier aus gingen die bedeutendsten Bewegungen gegen die übrigen Gemeinden zu Gunsten Helvetiens. Die Gemeinde Malans, Maienfelds Nachbarin, ward die Sprecherin aller derer, welche helvetisch gesinnt waren. Sie brachte ein Ausschreiben in Umlauf, welches alle gleichgestimmte Gemeinden stimmen sollte, gemeinschaftlich beim landtäglichen Ausschuß, beim helvetischen Direktorium, beim französischen Residenten, beim bündnischen Gesandten in Paris und vor der ganzen Welt eine Rechtsverwahrung „gegen die unzulängliche Zahl und gegen die Gültigkeit der abschlagenden Stimmen von den meistens durch Intrigue und Gewaltthätigkeiten beherrscht gewesenen Landsgemeinden“ abzugeben. — Ja, man wagte einen noch entscheidendern Schritt: die Gemeinden des protestirenden Hochgerichts sollten sich als Helvetier erklären, sich von Bünden trennen, mit „Voraussetzung der Abhebung gerechter Beschwerden des erbvereinten Hauses Oesterreich“ unter französischer Vermittlung und angemessenen Bedingungen an die Schweiz schließen, und alle andere Gemeinden dazu ebenfalls einladen.

Dies verfassungswidrige, revolutionäre Verfahren drohte die unvermeidliche Auflösung des Staatskörpers und reizte den Gegendrang der Widersacher zur Wuth. In Trimmis, in Zizers und andern Dörfern wurden die Anhänger der Vereinigung aufs wildeste mißhandelt; in Chur plünderte man die Pulvervorräthe; in Ems schlug man vor, alle Patrioten vogelfrei zu erklären; man stellte Wachten aus; man untersuchte die Fuhrwagen, und betrieb die Aufhebung der landtäglichen Regierung.

Guiot, unfähig, den Knoten zu lösen, welchen er selbst schürzen half, nahm seine Freunde mit feierlichen leerdonnernden Worten in Schutz der fränkischen Republik. Die Verfolgungen vermehrten sich; jede Partei warf der andern vor, sie wolle das Vaterland in Sklaverei stürzen; jede pries von sich, sie suche des Volkes Freiheit,

Während die, welche sich Patrioten nannten, noch mit Entwürfen umgingen, durch theilweise Einverleibungen Bündens in Helvetien das Ganze zur Nachfolge zu zwingen und die Familienherrschaft auf immer zu zerstören, sannen die Häupter der österreichischen Faktion über einen Plan sehr verschiedener Natur.

So lange Frankreichs königlicher Thron stand, war das Haus Salis dessen Fürsprecher in den Gebirgen gewesen. Erst die in der Revolution erlittenen Verluste hatten es an die Sache des Hauses Oesterreich geknüpft, deren Gegner es ehemals oft gewesen. — Die Familie Salis erkannte in den übermüthigen Handlungen Frankreichs gegen Piemont, Aegypten, Rom, Helvetien und Neapel eben so viele Kriegserklärungen gegen den Kaiser; sah in Bernadotte's Beleidigung durch den Wiener Pöbel den Vorboten naher Feindseligkeiten beider Mächte und gründete ihre letzten Hoffnungen auf den unausweichlichen Krieg. Der allgemeine Haß Europens, welcher die Abscheulichkeiten des Luxembourg umringte, die Gährungen im Innern des unzufriedenen Galliens, die Zerstreuung von dessen unvollzähligen, übel verwalteten Armeen, die Erschöpfung und Verwirrung der Finanzen — alles schien den Untergang der stolzen Republik zu verheißen. Italien und die Schweiz, beide der schamlosen Räubereien und Machtsprüche des fremden Volkes müde, schienen nur der Eröffnung eines neuen Feldzuges der Deutschen gegen Frankreich zu harren, um das Joch der Fremdlinge zu zerbrechen, welche sich jeden Tag mit Hochverrath an den Rechten der Völker besudelten.

Die Schluchten und Engpässe Graubündens mußten dem Kaiser von unschätzbarem Werthe sein. Die Anhänger Oesterreichs, in vertrauter Verbindung mit dem kaiserlichen Geschäftsträger, faßten die Idee, sie dem Heere Oesterreichs auszuspielen, und doppelte Rache zugleich an den Feinden im Innern und an Frankreich zu üben. Der gefährliche Entwurf, ausgegohren im Zorn des Ehr-

geizes, mußte aber vom Volke selbst oder von einer durchs Land bevollmächtigten Regierung, wie Werk der eisernen Nothwendigkeit, vollzogen werden.

Die Kette kaiserlicher Schaaren schloß sich verstärkter an die östlichen Grenzen Graubündens, inzwischen der Geschäftsträger, Baron von Kronthal, zu Chur, öffentlich die Ursache davon nicht kennen wollte, und jedes Spruchs in Landesangelegenheiten sich sorgfältig enthielt. — Die Franken hingegen ließen ihre Truppen im Innern der Schweiz, während der Resident Guiot unaufhörlich mit ihnen drohte.

Diese verschiedenartige Handlungsweise der Gesandten wurde von den Anhängern Oesterreichs benutzt. Man ließ den Gemeinden erfahren, daß das erbvereinte Haus sich des bündnischen Freistaates mit Nachdruck gegen allfällige Gewaltthaten Frankreichs anzunehmen fest entschlossen sei; daß es dem Kaiser nur um Aufrechthaltung der rhätischen Verfassung, wie sie seit Jahrhunderten zur Zufriedenheit des Volkes bestanden, zu thun sei.

Oesterreichs vorgespiegelte Großmuth mußte die Dankbarkeit eines Landes wecken, welches den Zorn Frankreichs nur allzusehr auf sich gelenkt zu haben fürchtete. — Es schien der Sicherheit der Republik willen sogar vonnöthen, Oesterreichs Schutz zu erbitten. In Disentis, wo außer politischen Ursachen auch noch Religionsgründe eintraten, welche die dasige Abtei mit vieler Beredsamkeit geltend zu machen wußte, kam der gewagte Vorschlag zuerst in Anregung, daß die Republik sich unter den Schutz des Hauses Oesterreich begeben solle. Zwar hielten die geheimen Führer den Zeitpunkt noch nicht für schicklich; doch war es ihnen genug, daß das Volk mit jenem Gedanken, den es aus sich selbst geschöpft zu haben wähnte, vertraut ward, und ihn sogar in eben dem Verhältniß liebgewann, als sich gegen Frankreich Haß und Furcht vermehrten.

In der Folge, als die landtägliche Regierung gestürzt war, wurde der Plan wirklich vollzogen. Aber es geschah mit einer Uebereilung, welche die Umtriebe verrieth, und sogar das Volk, das immer leichtgläubig gefolgt war, zum Argwohn reizte, daß die Besetzung Bündens von den Truppen des Kaisers nicht Vaterlands-, sondern Faktionssache gewesen.

So weit war von der andern Seite die Leidenschaft der patriotischen Partei nie gegangen. Sie verwandte sich vielmehr nachdrücklich beim Residenten Guiot, daß nie das arme Land von fränkischen Truppen besetzt werde. Er empfing und zeigte mir mehrere zu dem Ende an ihn gerichtete Schreiben der Häupter der helvetischen Partei; ich selbst bin im Besitz solcher Briefe, worin auch ich beauftragt ward, Alles durch mündliche Vorstellungen beim Residenten zu thun, um den Einmarsch der Franken zu verhindern.

Erst nachdem Alles verloren war, als die Patrioten entweder Haus und Hof zu verlassen gezwungen waren, oder, nebst ihren Familien, Tag und Nacht mit Schrecken unter den morddrohenden Haufen leben mußten, scheinen sie zu ihrer Familien und ihres Eigenthumes Sicherheit den Schutz fremder Waffen gewünscht zu haben. — Guiot selbst, welchem auch seine Feinde Redlichkeit nicht abläugnen, nahm keinen Anstand, jenes lobenswerthe Bemühen der Patrioten öffentlich zu bezeugen.

---

## 9.

In der Darstellung des Zweckes und Geistes der rhätischen Parteien habe ich einen Vorgriff in die Erzählung vom Gang der Begebenheiten gethan.

Die landtägliche Regierung, stützenlos, unsicher, furchtsam, nahm im Anfange des Augusts 1798 ihr Ende. Man weiß nicht, ob mehr die Schlauheit und Kraft ihrer Gegner, oder eigener

Mißmuth und Entkräftung sie auflösete.*) Die verfassungsmäßige Bundesregierung trat an deren Platz, in sichtbarer Abhängigkeit von dem Geschlecht Salis, welches, den Zügel der öffentlichen Angelegenheiten in der geübten Hand, die Rückwirkungen begann.

Sobald der Landtag aufgelöset war, bemeisterte sich aller derer eine unglaubliche Furcht, welche jemals zu Gunsten der Vereinigung mit Helvetien das Wort geführt hatten. Sie sahen sich verhöhnt und beschimpft, ohne weder auf Schutz der Obrigkeiten zählen, noch sich selbst furchtbar machen zu können. Familiengroll, gekränkter Stolz, bevortheilter Eigennutz, kurz jede Art persönlicher Feindschaft, jede Art Leidenschaft hüllte sich gegen die Patrioten in den Schleier der Vaterlandsliebe, und nahm Vorwand zur Rache.

Einige von den Anführern der patriotischen Partei, welche den triumphirenden Gegner am meisten zu fürchten hatten, flohen nach Ragaz, einem Dorf auf Schweizerboden gelegen, an der bündnischen Grenze. Von hier aus briefwechselten sie mit Freunden und Anhängern im Innern des Landes, und bemühten sie sich, den Muth derselben aufzurichten. Aber ihr Beispiel entwaffnete den Zauber der Rede.

Die Flucht der Parteiführer gab dem Triumph der Salis neuen Glanz, und ihren Handlungen Sicherheit und Erfolg. Vergebens mahnten Guiots Hirtenbriefe zur Standhaftigkeit; niemand wollte als fruchtloses Opfer fallen; niemand Verheißungen glauben, die schon so oft getäuscht hatten.

Der französische Resident fing endlich selbst an, den glücklichen Gang der Dinge zu bezweifeln. Er beschloß vorläufig, seine Ge-

*) Von den Stimmen der Hochgerichte über die Fortdauer des Landtags waren 29 ihn bestätigend, 21 ihn entlassend, 4 verschiebend, 2 bedingt und 7 schwiegen gänzlich.

mahlin nebst Kindern in Sicherheit zu setzen, besonders da die Eröffnung des Krieges und Bündens plötzliche Besitznahme durch kaiserliche Völker täglich höhere Wahrscheinlichkeit gewann.

Dies vermehrte das Schrecken der Besiegten. Ihrer viele rüsteten sich, das Vaterland bis auf ruhigere Zeiten zu verlassen. Andere machten ihre kleinen Reisen im Lande beständig in Waffen, um Gewalt mit Gewalt zu vergelten. Es herrschte offene Gesetzlosigkeit.

Bei den verwickelten Rechten der Gemeinden, bei der Kraftlosigkeit der Landesregierung im Verhältniß zur Gewalt einzelner Hochgerichte, fehlte es schon von jeher an kräftiger Polizei für persönliche Sicherheit. Nur Gutmüthigkeit des bündnischen Volks ersetzte den Mangel öffentlicher Gesetze oder ihrer Vollstreckung. Man hörte selten von Diebstählen und Einbrüchen, wiewohl die Wohnungen der reichsten Privatleute in und neben den offenen Dörfern im Lande zerstreut liegen; noch seltener erfuhr man von Mordthaten, ungeachtet der Einsamkeit der Straßen zwischen Gebirgen und Wäldern, welche Angriff und Flucht der Thäter schützten. Diese allgemeine Sicherheit mußte um so auffallender sein, weil das Land oft von herumstreifenden Gaunerbanden, entwichenen Gefangenen und Züchtlingen durchstrichen ward. Es war kein ungewöhnlicher Anblick, in der Nachbarschaft der Landstraßen, am Wasser, oder zwischen Gebüschen und Felsen Familien dieses Gesindels um ihr Feuer gelagert zu sehen.

Wie gesagt, die Abwesenheit aller Sicherheit, die Ungebundenheit eines durch mancherlei Mittel aufgewiegelten Volkes und die Schadenfreude der siegenden Partei, welche nun an das Ruder des Staats getreten war, füllte das Gemüth der Patrioten mit Schrecken.

So gering bisher mein Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten Bündens gewesen, hatte doch mein Flugblatt, so ich für bedingte Vereinigung mit Helvetien geschrieben, Vorwand und

Grund genug gegeben, auch mich unter die Verfolgungswürdigen zu setzen.

Guiot, welcher fühlte, wie wenig ich auf den Schutz zählen dürfe, welchen er im Namen „der großen Nation“ feierlich ausgekündet hatte, eröffnete mir, daß auch er bald in die Nothwendigkeit gesetzt sein könnte, Bünden zu verlassen. Er rieth mir daher wiederholt, mich für einige Zeit zu entfernen.

---

## 10.

An einem schönen Augustmorgen fuhr ich auf dem Strome des Rheins hinab von Reichenau nach Ragaz. Dieser Fluß wird hier nur mit abwärtsgehenden Flößen befahren; er eilt mit reißender Schnelle am Fuße des Kalanda dahin, unbrauchbar für Schiffe und Kähne. — Das Dorf Ragaz ist der einzige Punkt, durch welchen die Schweiz, vermittelst einer Landstraße, Verbindung mit Rhätien hat, wenn man das Misorer Thal nicht rechnen will, welches sich gegen Bellinzona öffnet. Alle übrige Wege gehen beschwerlich, oft gefahrvoll über die Hochgebirge.

Ein ungeheurer Felsring, gebaut aus den höchsten Alpen und Eisbergen, umgürtet das eigentliche Rhätien. In Uri der berühmte Berg St. Gotthard ist der Knoten, welchen die helvetischen Alpen schlingen. Von hier aus fließen verworren die rhätischen Alpen.

Das ganze Land Graubünden schwillt stufenweis empor gegen den St. Gotthard, bis die Thalungen, anfangs weit und lachend, bald aber erhöht zu kältern Luftkreisen, in enge Schluchten zusammenschrumpfen, und kaum das rauhe Bett des Bergstroms formen mögen, der von den Gletschern donnert.

Vermählt mit dem grauen Gotthard, stehen ihm bündnischer

Seits der hohe Krispalt im Norden, verhüllt immerdar im festen Eismantel; der wüste Lukmanier im Süden, an dessen Schneewelt die Sonne machtlos seit Jahrtausenden vorbeizog.

Der Krispalt pflanzt auf Bündens Mitternachtsgrenze die Felsenmauer fort im schneereichen Bepcha und dem schroffen Kalanda bis zu der kleinen Ebene bei Sargans.

Der Lukmanier aber schließt an sich eine größere Masse von Bergfirsten, welche in wildem Zickzack und Halbmond Rhätiens Mittagsseite umklammern. Zuerst lehnen sich an ihn die fürchterlichen Eisgewölbe, aus welchen des Hinterrheins Quellen strömen; dann folgen die Höhen des Bernhardin und Splügen, mit denen sich, durch eine Gruppe von Eisthälern und Felsenthürmen, der Septimer verknüpft. Es hängen an diesem in südlicher Richtung der Malöja und Bernina. Hier lagern zwischen den ewigen Obelisken des Gebirgs jene starren Eismeere, die in der Alpenkette zu den ausgedehntesten gehören. Sechszehn Stunden schätzt man ihre Länge, gegen zehn Stunden ihre Breite. Sie scheiden von Bünden das anmuthsvolle Baltelin, und reichen bis an das ungeheure Berglabyrinth der ehemaligen Grafschaft Bormio, welches an die Tyroler Gebirge rührt.

Der hochgezackte Rhätikon scheidet von Bünden das Land der Tyroler. Er schweift in langer Linie von Südost gen Nordwest, bis wo sein letzter Pfeiler, der steile Falkniß am Rheinufer bei Maienfeld, gegen die Wolken ragt.

So ist das Völkchen von Rhätien durch seine Gebirge gegen die übrige Welt verrammelt, als wollte die Natur Selbstständigkeit oder Absonderung des kleinen Landes ertrotzen.

Nur zwischen Maienfeld und Ragaz, oder zwischen den Gebirgsenden des Falknisses und Kalanda, ist der große Felsring also durchbrochen, daß man, ohne Berge zu übersteigen, ebenen Landes in Bünden eintreten mag. — Dort öffnet der Luziensteig

seine Schlucht, durch welche die große Straße von Deutschland nach Italien führt; dort strömt der Rhein durch eine heitere Fläche, und scheidet vom Schweizerboden die bündnische Erde.

Die Straßen von Wallenstatt und Rheinthal gehen bei Ragaz über den Rhein (die Zollbrücke) und verbinden sich mit der Hochstraße, welche bis Chur geführt und wohl unterhalten ist.

Als hätte vor undenklichen Zeiten die Gewalt eines Erdbebens den festen Alpengürtel gesprengt, bildet eine Bergspalte im Unter-Engadin den Eingang von da ins Tyrol. Der Inn wälzt seinen schäumenden Strom in den Schlund. Eine Brücke beim Engadiner Dorfe St. Martin trägt über den Strom zum Tyroler Boden. In der Tiefe des Felsenrachens steigt das österreichische Schloß Finstermünz auf.

Außer diesen beiden Oeffnungen des Landes ist keine, welche ebenen Eingang ins Bündner Gebiet gibt, es sei denn das Thal Misox, welches sich vom Fuß des Bernhardin gegen die Gefilde von Bellinzona ergießt. — Selbst die große Handelsstraße nach Italien schweift über gedachten Bernhardin in die italienische Schweiz, oder über den Splügenberg gegen Chiavenna hinab.

Die Schweiz und Bünden haben demnach nur bei Ragaz (und der Zollbrücke) und über den Bernhardin durchs Misoxerthal zu jeder Zeit sichere Verbindungen und befahrbare Straßen. Diese aber befinden sich an den äußersten Spitzen der mitternächtlichen und mittäglichen Grenzen. Zwischen diesen beiden Punkten, dreißig Stunden weit umher, hängen die Schweizerkantone mit Bünden nur in unsichern Sommerwegen zusammen, welche allein von den benachbarten Landleuten außer den Wintermonden benutzt werden.

Derjenige Pfad, welcher, wenn man auf Vermehrung der Verbindungswege mit Helvetien denkt, vor allen andern die meiste Aufmerksamkeit verdient, ist über die Oberalp zwischen Urseren und Disentis. Wenigstens ist es hier in der ganzen Gebirgs-

kette, vom Krispalt bis zum Kalanda, allein, wo die Natur der Anlage einer Bergstraße keine unüberwindsame Hindernisse entgegensetzt. Weder auf der Seite von Urseren, noch auf derjenigen von Disentis, ist der Weg über die Oberalp so steil, oder, wie sonst bei solchen Pässen gewöhnlich, durch Felsen eingeschlossen und eng, daß er nicht durch bequem anzulegende Krümmungen für Saumrosse brauchbar gemacht werden könnte, ohne große Unkosten. Es ist zugleich diejenige Straße, durch welche Bünden am schnellsten mit dem Innern der Schweiz korrespondiren kann. *)

Und wenn auch, bis zu vergrößerter Industrie, die Oberalpsstraße, und durch sie die unmittelbare Verknüpfung von Luzern und den kleinen Kantonen, nicht einträglich genug wäre, um eigene Bergochsen zu unterhalten, **) welche nach der Uebung in den Gebirgen, während der strengen Wintermonde, Bahn im Schnee brechen und unterhalten müssen: so könnten ohne alle Schwierigkeit doch die Posten daselbst bei der milden Jahreszeit Fußboten anlegen;

*) Der Weg ist so bequem, daß mehr als einmal Kriegsheere ihn machten. Man weiß, daß schon im vierzehnten Jahrhundert die Schweizer herüber kamen und das Tavetscher Thal (1350) überfielen. In den letzten Jahren des fränkischen Revolutionskrieges bedienten sich dieser Passage abwechselnd die Armeen der Franken, der Russen und der Oesterreicher. Der fränkische General Loison ging sogar mitten im Winter 1798—1799 von Andermatt mit mehrern Kompagnien über die verschneite Oberalp nach Disentis.

**) Wenn die Wege in den Hochgebirgen durchaus verschneit zu werden drohen, waten auserlesene starke Ochsen, einer nach dem andern, durch den tiefen Schnee bergauf und ab, treten den Grund fest, und wiederholen dies täglich bei jedem frischgefallenen Schnee. Das Thal Urseren unterhielt, um die Bergstraße über den Gotthard während der Schneezeit offen zu halten, gegen fünfzig solcher Bergochsen, deren Eigenthümer dafür besondere Vorrechte genossen.

Minder brauchbar ist auf des Krispalts Nordseite ein Hirtenweg. Es öffnet sich nämlich im Hintergrunde von Uri beim Dorfe Amsteg das Maderaner Thal (auch von seinem Bache Kerstelenthal geheißen). Von hier aus steigt man vier Stunden lang in die Maderaner Alpen, windet dann sich durch die abgerissenen Bergtrümmer des Krispalt nnd erreicht endlich den jähen Fußsteig, welcher nach anderthalb Stunden zu dem Bündner Dorfe Tavetsch leitet. Der Pfad ist mühsam, gefährlich, und im Winter durchaus ungänglich.

Von nicht bessern Eigenschaften ist derjenige Hirtenweg, durch welchen sich Glarus dem Hauptthale Rhätiens mittheilen kann. Er schlängelt sich von dem Glarner Dorfe Elm im Sernftthal über die Jüzer Alpen am Vepcha, oder über die Flimser Berge. Oft schleicht man auf einem kaum zwei Fuß breiten Rand an den steilaufstehenden Felsenwänden über schwindelichten Tiefen. Nur gebirgskundige Männer besuchen ihn in den Sommermonden. Er senkt sich steil gegen Waltensburg und Flims in Bünden. Auch über die Pantenbrücke, an den Firnen des hohen Tödi vorbei, kann man, doch nicht ohne der Wildniß kundigen Führer, gen Disentis kommen. — Mehr als einmal war man darauf bedacht, einen dieser Wege in einen Hauptpaß über Disentis nach Bellenz zu verwandeln, vorzüglich wegen der Luganer Viehmärkte. Schon im Jahr 1542, und wieder im Jahre 1771, war die Rede davon.

Ein vierter Bergweg, nicht so mühsam oder gefahrvoll, als die letztgenannten, aber auch minder nützlich, ist der, so von Pfäfers aus den hohen Kalanda im Rücken umgeht und über Vettis und Kunkels durch enge Schluchten den Wanderer ins Bündner Thal bei Damins und Reichenau bringt.

---

11.

Als ich in Ragaz ankam, eilten mir zwei meiner Freunde entgegen, Tscharner, Präsident der landtäglichen Regierung, und Jost, von Zizers, ehemaliger Offizier in französischen Diensten. Beide befanden sich hier schon im selbstgewählten Exil seit einigen Tagen. Letzterm war von den Bauern seines Dorfes das Haus bestürmt und bewacht. .

Die bedenkliche Lage unsers Vaterlandes, Ahnungen seines schwarzen Schicksals, und Furcht und Zweifel über die Lösung der mannigfaltigen Verwirrungen, wurden unserer Unterhaltungen Stoff.

Am nämlichen Tage sahen wir noch einige andere Männer, welche geflüchtet waren, oder sich zum Verlassen ihrer Heimat rüsteten. Unter ihnen war auch der Bataillons-Chef Meier, von Trimmis, welcher unter Montesquiou den Vortrab der fränkischen Armee in Savoien geführt und durch seine Tapferkeit zuerst den befestigten Mont-Cenis erobert hatte. Von den Bauern seines Dorfes so sehr mißhandelt, daß noch jetzt ihm Kopf und Gesicht blutrünstig waren, ging er nicht anders, als bewaffnet umher, um denen zu trotzen, die ihm den Tod gedroht hatten. — Eben dieser Mann hatte nachher noch herbes Schicksal in den italienischen Kantonen zu erleiden, wo er, als General-Inspektor, von den Rebellen gefangen, verwundet, eingekerkert, an die Oesterreicher ausgeliefert und von diesen bis zum Lüneviller Frieden in den Gefängnissen von Ungarn zurückgehalten wurde.

So sehr wir auch Alle mit Fassung ein Loos annahmen, welches uns von Allem, was uns theuer war, trennte, erregte doch der Anblick des verlornen Vaterlandes, von welchem uns der Rhein nur schied, bald in diesem, bald in jenem, unverhehlbaren Kummer. Das zärtliche Bemühen eines Jeden, den Andern zur Standhaftigkeit, und durch Scherz sogar zur Heiterkeit zu stimmen, verrieth noch mehr, wie sehr Jedermann ergriffen war.

Meier vergrößerte unsere Besorgnisse durch die seinigen am meisten. Er fürchtete unerwarteten Einfall der Kaiserlichen in Bünden, und glaubte davon die untrüglichsten Vorspuren zu kennen. — Schon war öffentlich im Lande der Wunsch geäußert, man müsse den Schutz des Hauses Oesterreich anrufen und den alten Erbverein mit demselben gegen Frankreich und zur Sicherstellung der gegenwärtigen Konstitution ausdehnen.

Laut Erbeinigung des Hauses Oesterreich mit dem Freistaate der drei Bünde (die Urkunde datirt sich vom 15. Dezember 1518) war Bünden pflichtig, jeden feindlichen Durchpaß zum Angriff des Tyrols und der voralbergischen Lande zu wehren, freie Werbung im Kriege zu gestatten und getreue Aufsicht und Nachbarschaft zu halten. Wenn beide Theile im Kriege begriffen waren, sollte keines ohne des andern Vorwissen und Rath Frieden schließen; auch machte sich kaiserliche Majestät anheischig, um die Freundschaft der Republik dauerhaft an sich zu ziehen, jedem der drei Bünde jährlich 200 Gulden auszahlen zu lassen.

Die verzweifelte Lage der Dinge weckte nun in allen Gemüthern das heftigste Verlangen, durch theilweise Vereinigung Graubündens mit der Schweiz das Einrücken der kaiserlichen Truppen, vor dem Ausbruche eines Krieges, zu verhindern. Sobald die helvetisch gesinnte Herrschaft Maienfeld und das ebenfalls der Vereinigung holde Engadin Schweizerboden hießen, bildete man sich ein, werde der Kaiser, ohne offenen Friedensbruch, nicht in Bünden eindringen können.

Der Standespräsident Tscharner hatte schon unterm 31. Juli von Richter, Gericht und Rath, auch ganzer Gemeinde zu Malans bestimmte Vollmacht erhalten, sich nach Aarau zu begeben, um dort die theilweise Reunion zu bewirken. Er empfing nun ein förmliches Schreiben an das helvetische Vollziehungsdirektorium,

worin Maienfeld und Malans die Einverleibung und die Sendung schweizerischer Kommissarien forderten.

Er beschloß demnach unverzüglich seine Abreise, und forderte mich auf, ihn nach dem Hauptort der Republik zu begleiten.

Wir traten die Reise an.

---

## 12.

Allerdings hätte für den philosophischen Beobachter kein Zeitpunkt gelegener sein können, eine Wanderung durch die Schweiz zu machen, als der gegenwärtige. Eine Masse kleiner Völkerstämme, seit Jahrhunderten durch Verfassung, Gesetz und Gewohnheit getrennt, lebte nun, aufgelöset in einen Staat, als ein einziges Volk, und nach Zerstörung halbtausendjähriger Regierungsformen, unter einer neuen, deren Alter kaum sechs Monden zählte. Wie merkwürdig mußte jetzt das Urtheil des schweizerischen Landmanns über Veränderungen ausfallen, welche er theils ertrotzt, theils mit Widerwillen und nach verlornen Kämpfen empfangen hatte!

Allgemein scholl uns das Geschrei über der Franken unfreundliche Bedrückungen entgegen; allgemein das Geschrei, gegen den unrepublikanischen Aufwand der fränkischen Feldherren auf Kosten seufzender Schweizergemeinden; allgemein das Geschrei gegen Rapinats und seiner Gefährten Plünderungen öffentlicher Schätze. — Es schien ungewiß, ob die Wuth derjenigen größer war, welche sich als Freunde der Revolution in ihren Erwartungen betrogen sahen, oder derjenigen, welche ihre Besorgnisse in gräßlicher Erfüllung vor sich fanden. — Aber größer noch, als der Zorn gegen Frankreich, war an vielen Orten der Groll der ehemals Unterthänigen gegen ihre gestürzten Herrscher. Jene erblickten in der

Mißhandlung dieser gerechte Strafe, und in Unterdrückung und Erschöpfung der Städte Bürgschaft für die Freiheit des Landes.

Zu Wallenstadt machten wir die Bekanntschaft eines jungen Mannes, welcher in den Stürmen seiner Heimat eine Rolle gespielt hatte und jetzt zum Unterstatthalter eines Bezirks ernannt worden war. Sein Name ist Bernold. Als Dichter weihte er, unter dem Namen des Barden von Riva, seine Harfe dem Vaterlande, welchem sein Herz gehörte. Ihn tröstete die Hoffnung besserer Zeiten.

Am folgenden Tage, als wir über den See von Wallenstatt fuhren, befanden wir uns in Gesellschaft des Regierungsstatthalters vom Kanton der Linth, welcher die Bezirke seines Kantons bereisete. Er hieß Niklaus Heer, von Glarus. Ernst und in sich geschlossen, schien er mit den Beschwerden seines Volks beschäftigt. Aus seinen Unterhaltungen leuchtete heller Geist und Mäßigung.

Unser Gespräch rührte an die Ereignisse der letzten Zeit. Der reiche Stoff verkürzte uns den Pfad über den wildumuferten See. Wir zitterten für Helvetiens ewige Abhängigkeit; wir sahen keine Rettung aus Frankreichs Joch, als die Dazwischenkunft Oesterreichs und Galliens Niederlage — ein Mittel, schrecklicher, als das Uebel. Auch dem Sklaven funkelt im Kerker die Hoffnung mit jedem Tagesstrahl durchs Eisengitter, darum scheuet er den Tod.

Es ist gewiß, daß nicht kriegerische Stärke, sondern Sittlichkeit und Freiheitsliebe die Säule der Freistaaten war und sein wird; es ist gewiß, daß die Herrschaft über Frankreich früher oder später abermals zu einem erblichen Gute ausarten werde.

Als wir mit einander zu Lachen ankamen, am Ufer des Zürichsees, begegneten wir daselbst den ersten französischen Soldaten. Sie lagen am Hafen, auf den Straßen und Plätzen umher. — „Nur diese nicht in unserm armen Bünden!“ riefen Tscharner

und ich in gleichem Augenblick und in gleicher Stimmung. — Es war das Interesse der Schweiz, bei aufgehobenem Gleichgewicht Frankreichs und Oesterreichs, bei der hohen Wahrscheinlichkeit neuen Krieges zwischen beiden nebenbuhlerischen Reichen, erst Selbstständigkeit, ihr Dasein zu retten, und dann, unter günstigern Verhältnissen, Unabhängigkeit und Neutralität herzustellen. An Frankreich gelehnt, hatte die Schweiz, bei der Waffenüberlegenheit desselben, allerdings Hoffnung, durch Freundschaft der Republik dasjenige zu erretten, was bei deren Feindschaft und Oesterreichs Schutz hätte verloren gehen können. Venedig gab das traurige Beispiel.

Dies war unsere damalige Ansicht. Nicht vergebens thue ich deren hier Erwähnung. Es erklärt, wie wir bei allem Abscheu vor den Gewaltthätigkeiten der Franzosen dennoch fest an derselben hielten; wie wir bei unserm eigenen Groll dennoch dem Volke Vertrauen predigten.

Unsere Grundsätze waren die Grundsätze des leidenschaftlosern Theils der Nation. Vor den Augen derselben schwebte nur Erhaltung der Selbstständigkeit der Schweiz als Ziel. Allen kosteten die dafür gebrachten Opfer Kummer und Thränen — aber wenn denn nur des Vaterlandes Selbstheit gerettet wurde! — Kurzsichtigkeit und böser Wille machten es lange zum Verbrechen, die Sache Frankreichs gewählt zu haben. Oft verkannt, oft verfolgt, reihete man auch sie in den Rang der Unterdrücker und Vernichter der Schweiz, sie, die auf dem sichersten Wege die Erhaltung derselben suchten und fanden.

---

13.

Wir kamen Nachmittags in Stäfa an. Hier schollen die Seeufer von lärmender Freude wieder, als feiere man ein Fest. Die

öffentlichen Plätze waren mit Lustwandelnden angefüllt. Man hörte Musik des Tanzes und den Gesang der Freiheitslieder.

Welch eine Verschiedenheit zwischen jetzt und ehemals. Ich hatte Stäfa im Jahre 1795 gesehen. Trauer und stille Ergebung in ein hartes Schicksal herrschten damals in allen Gemüthern und Antlitzen. Mit allzulautem Ungestüm hatte damals das Land die Anerkennung verschollener Rechtsame von der gebietenden Stadt gefordert. Zürich hatte die Bitte wegen der Keckheit ihres Tones verworfen. Die strenge Behandlung brachte das Volk zum Schweigen, ohne es zu beruhigen; Zürich erzwang einen Gehorsam, der nur, wie eine Hülle, den Sinn für Empörung bedeckte. Die Strafgerichte wurden Triumphe der Märtyrer; was Schande sein sollte, nahm den Glanz des Rühmlichen an.

Ich kann nicht läugnen, daß ich in der Stimmung der Stäfner, zur Zeit ihrer Unterdrückung und wieder in der Epoche ihres Triumphes, bei weitem weniger Leidenschaftlichkeit wahrnahm, als in der Stimmung der Züricher.

Wir wurden in Stäfa bald von einigen Freunden erkannt. Man führte uns umher durch das Dorf, welches sich durch Größe, Volkszahl und städtische Gebäude glänzend von den Nachbarschaften unterscheidet. Hier hatte man ehemals Konzerte, Schauspiele und Lesegesellschaften, welches alles seit dem Jahre 1794 verstummt war. „Aber wir sind nun frei, hieß es, und was verloren ist, wird wiederkommen!“

Unter den aufgepflanzten Freiheitsbäumen ward einer gezeigt, welcher sich durch einen muthwilligen Einfall auszeichnete. — Man sah daran das Sinnbild der Gleichheit, eine Wage, schweben. In der einen Schale stand, als Zeichen der Stadt, eine Figur in ehemaliger Amtstracht der Züricher Rathsherren; in der andern, einfach gekleidet, ein Landmann. Aber Wind und Wetter hatten

die Gleichheit zerstört; der Rathsherr war vom Landmann in die Höhe gezogen.

Es ist in der menschlichen Gesellschaft ewiges Gähren und Reifen, und Uebergehen vom Schlechten zum Bessern. Während unvermerkt unter dem Finger des Jahrhunderts der Stoff verwandelt wird, müssen auch die äußern Formen, die ihn umfassen, entsprechende Aenderungen leiden. Weise Regierungen erkennen und ehren die ewige Entwickelung der Kräfte und geselligen Verhältnisse im Menschengeschlecht; sie leiten milde den Strom, welchen sie nicht dämmen und sperren können; so werden Barbaren gesittet, Sklaven frei und Bevogtete mündig. — Friedrich der Einzige war in diesem Sinne ein königlicher Revolutionär.

Die Lobredner des Bestehenden haben Wahrheit gesagt, wenn sie die Revolutionen der alten Schweiz, der vereinigten Niederlande, Nordamerika's, Frankreichs u. s. w. nicht Werk des Volks, sondern Werk weniger Einzelnen nannten. Kenntniß des Bessern, und des Weges dahin und Entschlossenheit sind freilich nur das Erbtheil von Wenigen.

Aber es ist auch gewiß, daß schwerlich eine Staatsverbesserung gedeiht, wenn die Mehrheit des Volks sie nicht will. Der Wille des Bessern folgt der Erkenntniß desselben.

Ich weiß sehr wohl, daß von jeher nicht die Absicht, sondern der Erfolg die Thaten kühner Männer adelte; daß Huß ein Jahrhundert lang unter den Sündern stand, ehe Luthers Siege seinen Namen retteten. Allein der vernünftige Mensch ist im Besitz gewisser Rechte, denen er nie, ohne seine Würde und die Absichten der Natur zu zerstören, entsagen kann. — Diese unveräußerlichen Rechte sind die nothwendigen Bedingungen seiner Vollendung, seiner moralischen Ausbildung. Ohne aufzuhören, ein vernünftiges Wesen zu sein, kann er sich nie von den Geboten seiner Vernunft losschwören. — Indem allen Menschen dies Recht zur Selbstver-

vollkommnung eigen ist, wird damit auch die Verbesserung aller seiner gesellschaftlichen Verhältnisse gestattet.

Keine Majorität kann gebieten, unmoralisch zu sein. Die Einzelnen haben in diesem Falle nicht nur das Befugniß, den Gehorsam aufzukünden, sondern selbst die Verpflichtung dazu.

Keine Majorität kann den einzelnen Bürger zwingen, wider die Gesetze der Vernunft und Natur zu denken, zu empfinden, wahrzunehmen; keine kann ihn zwingen, das Weiße für Schwarz, und den Irrthum und Unsinn für Wahrheit zu halten.

Wenn ein Staat, um die Uebervölkerung zu verhindern, nach dem Vorschlag des Aristoteles (Pol. L. 7. c. 16) die Geburten zu ermorden geböte, ehe sie Empfindung und Bewußtsein haben; wenn dem Gesetz, und hätten dreißig Millionen es gegeben, ein einziger tugendhafter Bürger widerstrebt, es nicht erfüllt, so hat er recht gethan, unrecht das Volk. „Man soll Gott mehr gehorchen, als dem Menschen!“ sagt die Schrift.

Ein ähnliches Bewandtniß mag es mit der Erblichkeit der Stände bei den Hindus haben, von der uns die Reisebeschreiber erzählen. Ein Hindu aus der obern Klasse kann einen Pulchar, der ihn berührt, auf der Stelle umbringen, ohne deswegen eine Strafe, wenigstens keine harte, zu befürchten (ungefähr wie in Europa hie und da der Edelmann einen Stoß oder Schlag von bürgerlicher Hand mit Erstechung des Thäters, wenn auch nicht ganz ungestraft, vergelten darf).

Wechselt die Namen, und die Fabel erzählt zuweilen von euch. Die Kriminalgesetze sind darin bei den Barbaren einerlei, daß sie gegen die gebildetern Stände, wo sie am strengsten sein sollten, die gelindesten, und gegen die untern grausam sind.

So sehr aber hängt das Urtheil des klügsten Mannes von einmal adoptirten Systemen und Verhältnissen ab, daß er ohne Er-

röthen die fürchterlichsten Widersprüche mit der Menschlichkeit und dem Rechte gut findet und Lobpreiser eigenen Schimpfes wird.

Aristoteles, welcher seine Philosophie aus der Betrachtung der Natur oder vielmehr der Erfahrung schöpfte und Alles wieder darauf bezog, machte auch den gesellschaftlichen Vertrag zu einem Werke der Naturnothwendigkeit; so wie ihn Rousseau hingegen für die Folge der Freiheit hielt.

Aristoteles lehrte seinem System zufolge, daß die Menschen sich nicht gleich geboren seien (daher mögen die Deutschen ihre Titel edel und hochgeboren leiten); es gäbe Wesen, von großer Geistesarmuth, geschaffen zum Dienst, gleich andern dem Menschen unterthänigen Thieren, geborne Sklaven.*)

Konnte ein Philosoph so sprechen, war's einem deutschen Schauspieldichter verzeihlich, wenn er sich Mühe gab, zu beweisen, daß Geburtsadel mehr, denn bloße Herkömmlichkeit, sei; daß der Edelmann aus altem Geschlecht wirklich eines edlern Stoffes sei, als der bürgerliche Mensch; so wie die adelichen Pferde Arabiens, außer ihrem Stammbaum, auch wirklich physische und sogar sittliche Tugenden voraus haben vor den unadelichen Pferderacen.**)

So ist's den Junkern im nördlichen und nordöstlichen Europa verzeihlich, wenn sie zu einem Gute gehörige Bauern (glebæ adscriptos) mit diesem zugleich verkaufen, oder einhandeln, und in dem Inventarium wie das vorräthige Vieh verrechnen. So ist's dem hartherzigen Pflanzer verzeihlich, wenn er unter Vorschützung unvermeidlicher Nothwendigkeit den Sklavenhandel vertheidigt, und die Erfindung des barbarischen Assiento segnet, der die Rechte der

*) *Aristoteles* Polit. L. 1. c. 1.

**) Kotzebue in seinem Buche vom Adel.

Menschheit auch in entfernten Weltgegenden tödtete und Negerfamilien in die Klasse des Viehes und kaufmännischer Waare warf.

So ist denn der Mensch überall mehr ein Geschöpf der Kunst, als der Natur. Erziehung und Gewohnheit verwandeln ihn in eine Maschine, indem sie seinen Geist verkrüppeln. Er gehört sich oft selbst nicht zu, noch seltener gehört ihm die Vernunft zu seinem öffentlichen Leben.

Endlich und endlich — o warum sollt' ich's nicht glauben, so finster auch noch die Aussicht in das vorliegende Jahrtausend ist — endlich werden sich auch in der moralischen Welt die verwandten Stoffe (Homoiomerien) des Anaxagoras zusammenziehen und einen neuen Himmel und eine neue Erde bilden.

---

## 14.

Als wir in Aarau, damaligem Wohnsitz der helvetischen Regierung, angekommen waren, machten Tscharner und ich sogleich die Einleitung zum Zweck unserer Sendung, die theilweise Einverleibung Bündens, und die Sicherheit der Personen und des Eigenthums für diejenigen zu bewirken, welche sich für die Vereinigung erklärt hatten.

So bereit wir die meisten Glieder der damaligen Regierung fanden, stämmten sich doch unserm Bemühen so viele geheime Hindernisse entgegen, daß wir nicht hoffen durften, bald am Ziele zu stehen.

Während nämlich der Landtags-Ausschuß in Bünden mit allen Kräften das Geschäft der Reunion betrieben hatte, war der bündnische Deputirte in Paris, Jakob Ulrich Sprecher, ein Mann so redlich als geistvoll, ohne bestimmte Aufträge deswegen geblieben, und bloß darauf beschränkt, die Neutralität und Unabhägigkeit Bündens zu sichern. Selbst wenn er auf die Reunion ange-

getragen hätte, würde er sich keines baldigen und glücklichen Erfolgs seiner Arbeiten haben schmeicheln dürfen, indem man erklärte, Entscheidendes könne nicht eher geschehen, als bis der im Werk liegende Handels- und Off- und Defensivtraktat mit Helvetien abgeschlossen sein würde.

Die kaiserlichen Minister hatten ferner in Rastatt und Selz gegen die französischen aufs Bestimmteste geäußert, daß der Wiener Hof in die Reunion, besonders wenn sie gewaltsam bewirkt werden sollte, nicht einwilligen würde.

Das französische Direktorium hatte demnach beschlossen, Bünden auf keine Weise zur Einverleibung zu zwingen, sondern, indem es ihm die freiwillige Reunion überlassen wollte, diese auf alle Weise zu begünstigen.

Inzwischen geschah für Letzteres von Frankreich aus wenig, auch da der erwähnte Traktat endlich abgeschlossen war. Frankreich, welches den Krieg mit Oesterreich zu erneuern vermied, trat selbst nicht in den Plan einer theilweisen Reunion, wiewohl mir der französische Resident unterm 20. August und 17. September wiederholt schrieb: „Ich bin fest überzeugt, daß diese partielle Einverleibung, da der Krieg wahrscheinlich wieder ausbricht, gleich vortheilhaft für die patriotischen Gemeinden, für Helvetien und für Frankreich sei; aber man muß sich schlechterdings deswegen an meine Regierung wenden, um, wenn es nöthig wird, ihres Beistandes gewiß zu sein."

Talleyrand wandte sich ebenfalls mit einer Anfrage über diese Einverleibung an Guiot. Die Antwort desselben scheint aber jenen nicht haben bewegen zu können, sich kräftiger für die Sache der helvetischgesinnten Gegenden einzulassen.

Guiot seinerseits gab den Muth nicht auf. Was er nicht durch die Entschlossenheit und Thätigkeit der patriotischen Partei gewonnen hatte, erwartete er von der nun siegreichen, an der

Spitze des Klerus und des großen Haufens. Er ließ sich mit ihr in nähere Verbindungen ein; schilderte ihr alle Vortheile, und die unumgängliche Nothwendigkeit der Reunion; er schmeichelte ihrem Ehrgeiz, daß sie ein Werk vollenden sollte, welches den Patrioten mißlungen war, und versuchte es, durch Intriguen die Intrigue zu zerstören. Aber es war vorauszusehen, daß er auch hier scheitern würde.

Noch unterm 4. September schrieb mir Guiot mit hoher Zuversicht: „Weit entfernt, an der Reunion zu verzweifeln, glaube ich hingegen, daß sie bald vollbracht werde, wenn der Krieg anders nicht unsere Plane zerrüttet.“ — —

„Ich werde gewahr, daß von Tag zu Tag der Eifer überall nachläßt, daß viele bedeutende Männer, die durch den ersten Sturm dahin gerissen waren, anfangen über ihren Irrthum nachzudenken und einzusehen, daß sie nur von der Intrigue überlistet waren. Mehrere Gemeinden des Unter-Engadins offenbaren schon ihre Reue, gegen die Vereinigung gestimmt zu haben. Ich kenne eine sichere Anzahl anderer, die unentschlossen schwanken. Binnen acht Tagen sind sie unser. Nur ein wenig Geduld, ein wenig Gewandtheit, und es wird gehen!“

„Die Bundeshäupter haben eine Standesversammlung den 12. August zu Ilanz zusammenberufen. Ich weiß, die Häupter haben, da ich jene Versammlung nicht offiziell anerkennen kann, den Vorsatz, besondere Unterhandlungen mit mir zu pflegen, und vielleicht gelingt's mir, sie zu bereden. — — Was macht's im Grunde aus, ob die Reunion durch einen Landtag, oder durch eine Bundes- und Standesversammlung bewerkstelligt wird, und ob das Peter oder Paul sei, der die Ehre davon trägt? — Das Wesentliche in meinen Augen ist, daß die Bündner der Schweiz vereinigt werden; und wenn einige Bürger, was ich doch nicht glauben möchte, sich darum aus Laune widersetzen wollten,

so würde mir das von ihren Grundsätzen und ihrem Patriotismus eine gar üble Idee geben."

Während die Gegner der Einverleibung den gutmüthigen Guiot mit schmeichelnden Deputationen und Versicherungen ihrer Ergebenheit, mit angenehmen Nachrichten und Hoffnungen umringten, erbitterten sie durch ihre Künste den Pöbel, arbeiteten ungestört ihren großen Entwurf aus, die Patrioten zu vernichten und Bündens Pässe Oesterreich zu öffnen.

---

## Dritter Abschnitt.

### 1.

Alle Briefe von den Grenzen und aus dem Innern Bündens waren eben so viele Gemälde von einzelnen Triumphen der Machthabenden, von Sorgen, Schrecken und Leiden der zerstreuten patriotischen Familien. Der Kummer um das Schicksal unserer Geliebten vergrößerte sich, je weniger wir einer nahen Rettung entgegen sehen durften. Furcht und Hoffnung verschlangen unsere Augenblicke; die Verzweiflung diktirte uns Plane, welche die kalte Vernunft wie fruchtlose Träume zerstörte. So verflossen die ersten Tage in Aarau.

Wenn uns damals die Hoffnung oft täuschte, wurden wir desto seltener von der Furcht betrogen. Die Ahnung einer ungewissen und um so schrecklichern Zukunft begleitete uns überall. Die Auswanderung der vornehmsten Patrioten ließ die in der Gewalt einer feindseligen Regierung zurückgebliebenen ohne Beistand, ohne Rath, ohne Fürsprecher. Fortdauernde Flucht einzelner Familien, ihre Zerstreuung in Italien und Helvetien, — hohe Wahrscheinlichkeit, daß die Menge derselben anschwellen werde, je fester die von leiden-

schaftlichen Maximen geleitete Regierung ihre Macht gegründet haben würde — unsere Pflicht, diese Unglücklichen nicht zu verlassen, die Nothwendigkeit, sie alle und ihre Zufluchtsörter zu kennen, machten uns den Gedanken annehmlich, eine Kommission zu bilden aus den vorzüglichsten Gliedern der patriotischen Partei, welche über das Schicksal Aller zu wachen habe. An diesen Ausschuß sollten sich alle Ausgewanderten anschließen; durch ihn sollten sie ihre Wünsche den Deputirten in Aarau mittheilen; durch ihn sollten die Hilfslosen unterstützt werden, und die Deputirten in Aarau, so wie die nach Paris zu sendenden, Instruktionen empfangen.

Um die Ausführung dieses Entwurfs zu beschleunigen, und ihm Leben und Haltbarkeit zu geben, beschloß Tscharner, sich selbst nach Ragaz zu den übrigen Freunden zu verfügen. Vergebens stellte ich ihm meine Jugend und meine Ungewandtheit in den diplomatischen Geschäften vor, um die Aufträge allein über mich zu nehmen, welche unsere Sendung veranlaßten. Er übergab mir die gesammten Vollmachten der patriotischen Gegenden, und verließ Aarau.

Von dem Ausschuß der Gemeinden Malans und Maienfeld wurde die Uebertragung der Vollmachten nicht nur späterhin genehmigt, sondern mehr als siebenzig Familien aus den verschiedenen Gegenden Graubündens schlossen sich an dieselben, und sandten mir ihre Unterschriften; mehrerer Andern nicht zu gedenken, so ich einzeln empfing.

Ich erwähne aber dieser Sachen deswegen, weil sowohl ganze Gemeinden, als einzelne Bürger, unter den Schrecken, durch welche der Kriegsrath zu Chur das Land beherrschte, nachmals die Ertheilung der Vollmachten, oder deren Inhalt ableugneten, und der Kriegsrath die Furcht derselben benutzte, die Aechtheit meiner Sendung und Aufträge durch ein öffentliches Ausschreiben

zu läugnen. Als die Kaiserlichen Bünden im folgenden Jahre räumten, widerriefen die Gemeinden feierlich in öffentlichen Blättern jene Verläugnung.

Nach Tscharners Abreise unternahm ich's, die theilweise Einverleibung Bündens und damit die Rettung der helvetischgesinnten Landschaften vor den Verfolgungen der Gegner zu betreiben. Doch die Lage der schweizerischen Regierung selbst, ihre Abhängigkeit von Frankreich, — alles das war eben so ungeheim, als trostlos.

Es bedurfte nur geringen Scharfsinns, um beim ersten Anblick der gesetzgebenden Versammlung traurige Zeiten zu weissagen. Da sah man Männer aus allen Gegenden Helvetiens, die sich selbst Fremdlinge waren; Männer, die außer dem engen Bezirke ihrer Heimat, die übrige Schweiz, deren verschiedene Bedürfnisse, Sitten und Verhältnisse kaum kannten; Männer von der verschiedensten Ausbildung, Gelehrte und unwissende Landleute, zuweilen kaum des Schreibens kundig; Männer, welche entweder die Revolution ihrer Kantone gemacht, oder sich als Feinde derselben ausgezeichnet hatten, und ihren Sinn, mehr oder minder verschleiert, in die Staatsversammlung brachten; Männer, die zum Theil als Eiferer für ihre Kirche, zum Theil als Freunde schrankenloser Duldung glänzen wollten. Unmöglich war die Mischung so feindseliger Elemente geeignet, Stürme zu mildern, und Ordnung und Ruhe über einen Staat zu verbreiten, der so eben aus seinem Chaos hervorstieg.

Diese Versammlung hatte ein Vollziehungs-Direktorium, bestehend aus fünf Männern, ernennen müssen. Man wählte, nicht weil diesem oder jenem ein großer Ruf voranging, sondern auf besondere Empfehlungen hin, oder folgsam den Winken der fränkischen Machthaber.

Zu dieser Zeit standen an der Spitze des Staates Ochs, Legrand, Glayre, Oberlin und Laharpe.

Peter Ochs von Basel, ein Mann von Kenntnissen und Geschmack, mehr witzig als scharfsinnig, hatte in seiner Vaterstadt mehrere Staatsämter bekleidet, und sich unter seinen Mitbürgern vortheilhaften Ruf gegründet. Seit dem Ausbruche der fränkischen Staatsveränderung enthusiastischer Bewunderer derselben, vertraut mit den Gebrechen und Lücken der alten eidgenössischen Verfassung, wünschte er auch der Schweiz allgemeine Reform und Auflösung des Bundeswesens in eine ungetheilte Republik. Daß er durch fränkischer Prokonsuln Machtspruch und Waffen in das Direktorium erhoben wurde, wohin ihn die Stimme des Volkes nicht rief, erregte den Groll des Landes gegen ihn, wider welchen er sich mit der Gunst Frankreichs waffnete. So ward er mehr Diener eines fremden Staates, als seines eigenen; die Feinde der Staatsveränderung wurden die seinigen; — ihre Unterdrückung nahm er für Herstellung der Ruhe. Er wollte das Glück und die Freiheit der Schweiz; aber aus den Händen des Ehrgeizes empfing er die Mittel.

Lukas Legrand, sein Gemeindsgenoß, gebildeten Geistes, hastigen und rastlosen Strebens, das Beste zu wirken, erwarb durch sittliche Güte die Achtung derer, so ihm nahe waren. Er liebte sein Vaterland, wollte dessen Unabhängigkeit und beklagte fruchtlos die Entartung der Revolution. Indem er Einfalt und das Wohlwollen, so ihm eigen waren, in Andern suchte, entging ihm der Scharfblick des Menschenkenners, und die kalte Verschlossenheit des Staatsmannes. Seine Idealenwelt, allzuentfernt von der gebrechlichen Wirklichkeit, machte seine Thätigkeit gewinnlos für die letztere. Immer dem Vollkommensten nacheilend, erreichte er selten das Bessere unter dem Schlimmen.

Glayre, von ruhiger Weisheit und reinem Herzen, erhaben über die Stürme der Leidenschaften, aber auch ohne Gewalt, sie zu lenken in Andern, würde vielleicht in Zeiten allgemeiner Stille der Republik mit Ruhm und Würde vorgestanden haben. Aber

unter den Wettern der Revolution erlosch, wo nicht sein Gleichmuth, doch oft seine Hoffnung des öffentlichen Heils. — Ihn begleitete die Achtung aller Parteien; er ward für einen der vorzüglichsten Geschäftsmänner gehalten.

Viktor Oberlin von Solothurn. Das Gute wollend, gebrach ihm die Kraft, es zu vollbringen.

Cäsar Friedrich Laharpe, einer von den Stiftern, eins von den Opfern der Schweizer Revolution, wie Peter Ochs, war doch von letzterm in Denk- und Handelsweise überall abweichend. — Laharpe wollte die Freiheit der Schweiz, ihrer selbst willen. Laharpe, geistvoll und edeln Herzens, konnte wohl Gegenstand des Hasses, nie aber der Verachtung seiner Feinde werden. Für alles Große, Gute und Schöne schlug sein empfängliches Herz, aber oft ward es der Raub allzulebhafter Gefühle. Ein Mann, voller Begeisterung für Freiheit, thätig, feurig, wagend, beredt, wie er, schien keiner fähiger, Republiken zu erschaffen.

Dieses waren die Männer, welche unter Frankreichs Aegide den neuen Freistaat führen sollten. — Die Ungleichheit ihrer Denkarten und Zwecke trennte sie bald, und machte ihre Maßregeln schwankend, je nachdem es dem einen oder dem andern gelang, seine Grundsätze siegend zu machen. Wie im Direktorium, entwickelte auch in den beiden Kammern der Gesetzgebung der verschiedene Charakter der Personen Parteiungen. Bald erzeugten Eifersucht und spröde Grundsätze Kälte und Mißtrauen zwischen beiden gesetzgebenden Räthen und zwischen diesen und der Vollziehung. So ermüdeten sich die obersten Gewalten mit fruchtlosem Ringen, während das Land Beute des Krieges und innerer Spaltungen war.

---

2.

Der französische Resident Guiot hatte sich um diese Zeit bestimmt geäußert: „Er halte es für sehr zweckmäßig, daß helvetische Kommissarien gesandt würden, um die Herrschaft Maienfeld und Malans u. s. f. einzuverleiben und zu organisiren. Andere Gegenden würden dadurch Muth fassen, Abgeordnete nach Malans zu senden, um ebenfalls ihre Aufnahme zu suchen. Zwar hätte die französische Regierung vor einigen Wochen besorgt, die partielle Einverleibung möchte andere, und besonders Engadiner Gemeinden vermögen, sich an Oesterreich zu ergeben; seither aber hätten sich die Umstände sehr verändert und die Betrachtungen gegen Oesterreich sehr vermindert."

Es war ferner bekannt worden, daß nicht nur die Gemeinden Davos, Klosters, Süs, Celerina, Pontresina, Sylvaplana, Peist, Flims, Andeer, sondern selbst Steinsberg, Fettan, und hart an des Tyrols Grenzen Remüs und Schleins dem Beispiele der Herrschaft Maienfeld zu folgen geneigt waren, sobald diese einmal geborgen war.

Es war kein Geheimniß, daß, während die helvetischen und fränkischen Regierungen zögerten, sich für oder wider die Vereinigung zu erklären, die österreichische Partei im Lande die Anrufung kaiserlichen Schutzes vorschlagen und den Vorschlag durch ein erkünsteltes Stimmenmehr der Gemeinden ausführen, oder der Bundestag in Ilanz noch kürzere Wege einschlagen, die Instruktionen, welche er sich von einigen Gemeinden zu verschaffen gewußt, zum Vorwande nehmen, Dringlichkeit erklären, und aus sich selbst den Schirm des Wiener Hofes ansuchen würde. Oesterreich mußte dabei das Recht gewinnen, sich ausschließend in die Angelegenheiten Bündens zu mischen, und konnte des Vortheiles nicht vergessen, vom Frickthale und den Mauern Basels an, bis zu den Höhen

des Gotthard, die Schweiz in einer, bei einem neuen Feldzuge, furchtbaren Linie, zu umspannen.

Das Direktorium, welches ohne Genehmigung des Luxembourg keinen öffentlichen Schritt wagte, aber auch von der andern Seite die helvetisch-gesinnten treugebliebenen Gegenden Rhätiens nicht gänzlich vernachlässigen wollte, glaubte Alles zu thun, wenn es dieselben durch neue Hoffnungen zur Standhaftigkeit ermunterte.

Es sandte zu dem Ende im Anfange des Septembers einen Abgeordneten nach Bünden. Die Instruktionen, welche dieser Kommissär trug, waren sehr eng. Er schien mehr ausgeschickt worden zu sein, die Lage der Dinge zu erforschen, als zu verbessern. Er sollte die Gemeinden Malans und Maienfeld, unt die übrigen, welche ihnen beitreten wollten, versichern, daß die helvetische Republik sie aufzunehmen geneigt sei, außerdem aber sich begnügen, alle Erkundigungen über das Reunionsgeschäft einzuziehen.

Die Ankunft des helvetischen Kommissärs in Bünden, sobald man den engen Kreis seiner Vollmacht kannte, verursachte Unwillen und Mißmuth bei der patriotischen, Hohn und Frohsinn bei der österreichischen Partei. Das schweizerische Direktorium, indem es nebst seinen Wünschen zugleich seine Schüchternheit und Schwäche entblößte, verlor das Vertrauen der zweifelhaften Gegenden, und vollendete den Sieg der Oesterreichischgesinnten.

Diese, da ihr Muth und Anhang stieg, nahm aus der Sendung eines helvetischen Kommissärs Anlaß, um so kühner den Schutz des kaiserlichen Hofes anzurufen, welchen der Baron v. Kronthal schon amtlich verheißen hatte, sobald man solchen begehren würde. — Die patriotischen Gegenden erwarteten mit Furcht und Zittern jeden Tag das Einrücken eines österreichischen Heeres, wo sie das Opfer der Parteirache werden sollten, und ihr Eigenthum und ihr Leben in der Willkür erbitterter Machthaber lag.

Viele wollten in ihrer Heimat den Tag nicht erwarten, an

welchem kaiserliche Waffen das Vaterland beherrschen würden. Sie zogen die Flucht den Gefahren der Unterdrückung, ihre Freiheit dem Aufenthalte in einem Lande vor, in welchem sie als Feinde behandelt wurden.

Ich empfing von allen Seiten die dringendsten Aufträge, im Falle nicht Einverleibung erfolgen könnte, das schweizerische Bürger- und Niederlassungsrecht für die Ausgewanderten zu bewirken.

Das Direktorium entsprach meinen Wünschen. Das Dekret, welches die Bündner Patrioten zu helvetischen Staatsbürgern erklärte, ward ohne Widerspruch abgefaßt, und eben so vom Senate angenommen.

---

3.

Nachdem die landtägliche Regierung von Bünden aufgelöset, und die Leitung des Staates wieder den drei Standes-Häuptern übergeben war, versammelten diese im Anfange Septembers einen Bundestag in Ilanz. Auch die helvetisch-gesinnten Gemeinden sandten nach alter Sitte ihre Boten dahin, mehr aber die Unternehmungen der Siegerpartei zu beobachten und zu erschweren, als sich ihr zu unterwerfen.

Der Bundestag nahm sogleich entschiedenen Charakter an. Er hatte an seiner Spitze die Gegner des ehemaligen Landtags, Verwandte des Hauses Salis, erklärte Anhänger Oesterreichs. Während man nachsichtsvoll jede Beleidigung Frankreichs duldete, wurde der kaiserliche Minister Baron von Kronthal mit allen Ehrenbezeugungen umgeben. Während Guiots Publikationen verspottet, und hin und wieder in Landesgemeinden ungelesen zerrissen wurden, trug man sorgfältig Kronthals Aeußerungen von Dorf zu Dorf. In seinen eigenen Staaten zählte der Kaiser kaum so viel schwär-

merische Verehrer, als hier, wo er der erkorne Schutzgeist jeder Hütte und jedes Schlosses geworden zu sein schien.

Schon das Kreisschreiben der drei Häupter, welches unterm 31. August den Bundestag gen Ilanz beschied, hatte den Ton deutlich angegeben. „Von Seiten des Kaisers," hieß es, „hat laut der Erbeinigung der Freiherr von Kronthal offiziell zu eröffnen beliebt, daß Se. Majestät zu Gunsten der wahren Unabhängigkeit Bündens sich zuverlässig zu verwenden entschlossen seien, und die Vertheidiger der alten Verfassung in allerhöchsten Schutz nehmen werden, und zwar um so mehr, wenn Allerhöchstdieselben von allen drei Bünden nach der Form des Erbvereins dazu werden erfleht werden."

Die Sieger aber schienen selbst zu empfinden, daß, ihren Sieg zu fesseln, es statt der schlaffen und weitläuftigen Bundesregierung, einer Diktatur in Bünden bedürfte, und einer bewaffneten Macht. Der Bundestag beschloß die Bewaffnung von 6000 Mann, und den Zügel der Landesregierung, bis nach hergestellter Ruhe, einem Kriegsrathe zu übergeben.

Die helvetische Partei erkannte nur allzudeutlich, daß diese Bewaffnung mehr wider sie, als gegen einen auswärtigen Feind gerichtet sei. Sie erklärte die Rüstungen als unnütz und zwecklos. „Bünden," sprach sie, „ohne Waffen, ohne Munition, ohne Mundvorrath, ohne Geld, ist weder im Fall, einem feindlichen Ueberfall zu widerstehen, noch eine bewaffnete Neutralität zu behaupten. Da weder Frankreich noch Oesterreich feindselige Absichten geäußert haben: so werden diese eiteln Rüstungen nur ein beleidigendes Mißtrauen in die Verheißungen einer oder der andern Macht verrathen. Französische und kaiserliche Schaaren lagern an unsern Grenzen. Die Eifersucht beider nebenbuhlerischer Reiche bewacht unsere Neutralität besser, als unsere Gewalt es könnte. Laßt

uns, bei dieser Ruhe, sorgfältig Allem ausweichen, was solche stören könnte."

Aber diese Bedenklichkeiten wurden nicht geachtet. Die herrschende Partei verfolgte ihren großen Plan mit unerschütterlichem Sinne. Der vom Bundestag eingesetzte Kriegsrath versammelte sich den ersten Oktober zu Chur, ohne die verfassungsmäßige Bestätigung seines Daseins vom Willen der Räthe und Gemeinden des Landes abzuwarten. An seiner Spitze stand, außer den drei Landeshäuptern (Bundes-Präsident Hieronymus von Salis, Landrichter Theodor Castelberg und Bundes-Landammann Pollet), der Bundes-Obrist Andreas von Salis. Aber bald ward dieser von einem andern Manne abgelöset, welcher durch Einsichten seinen Vorgänger übertraf und seinen militärischen Ruf in Neapel gegründet hatte, wo er ehemals ein Regiment befehligte. Es war der General Salis-Marschlins, Bruder des ehemaligen Ministers Ulysses von Salis-Marschlins.

Niemals war man in Helvetien geschäftiger, die Flammen des Aufruhrs überall ausbrechen zu machen, als zu der Zeit, da das Schweizervolk die neue Verfassung zu beschwören aufgefordert ward. — Die Insurrektionen dieser Zeit sind mehr das Werk unbesonnener Mönche, als einer schlauen, feindseligen Politik gewesen. Nichts war der französischen Armee in Helvetien leichter, als einzelne, zusammenhangslose Aufrühre zu dämpfen, welche weder von englischem Gelde, noch kaiserlichen Waffen unterstützt wurden. Das Mißlingen der Aufstände mußte den Theilnehmern derselben für künftige gelegenere Zeiten sogar den Muth rauben.

So ward Unterwalden das Opfer mönchischer Schwärmerei. Ein Kaplan, Namens Keyser, ein Helfer, Lüssy genannt, predigten den Aufruhr im Bezirk von Stanz; andere Priester ahmten ihnen nach. Es galt nicht das Vaterland, es galt den Himmel. — Unterwalden aber ward mit Feuer und Schwert verheert!

Die Zerstörung von Unterwalden erwähn' ich wegen des Eindrucks, welchen sie auf die Gemüther der Bündner machte. Ihre Geschichte erregte allgemeinen Unwillen und Furcht. Man betrachtete die Auflehnung von Unterwalden als zweifellosen Zeugen von der Lästigkeit der neuhelvetischen Konstitution; die Grausamkeit der Franken als gräßliche Probe ihrer Freundschaft. Der Schutz kaiserlicher Waffen erschien daneben als ein Gut, welches um keinen Preis zu theuer erworben werden könne.

Auch in den Grenzgegenden Bündens, besonders im Bezirk von Pfäffers und Mels, wurden zu dieser Zeit Versuche zu Volksbewegungen gemacht. Hier breiteten von der Herrscherpartei Bündens besoldete Emissarien die nachtheiligsten Gerüchte über die Lage der Schweiz und über die Gefährlichkeit der Eidleistung aus. Sie erzählten von der Vernichtung Bonaparte's in Aegypten durch die Engländer, von neuen Bündnissen der europäischen Mächte gegen Frankreich, von der Unvermeidlichkeit eines nahen Krieges, und Frankreichs gewissem Untergange. Man werde in der Schweiz die zerstörte Eidgenossenschaft wieder aufrichten; der Kaiser werde mit hunderttausend Mann über den Rhein setzen, in die Schweiz dringen, und mit ihm würden sich Bünden und die kleinen Kantone, welche leicht ein Heer von sechszigtausend Mann aufrichten können, vereinigen. Das Gotteshaus Pfäffers und die Kapuziner von Mels würden daher weislich handeln, sich an die siegende Uebermacht zu schließen, und den abgeforderten Eid zu verwerfen.

Jedoch die Priesterschaft dieser Gegenden achtete solcher Einflüsterungen wenig. Sie schwor den Bürgereid.

---

## 4.

Der Kriegsrath in Chur, seit wenigen Tagen (1. September) in Wirksamkeit, bewies durch die Reihe schnell aufeinanderfolgender

Handlungen, daß die Herrschaft unter Wenigen mit größerer Kraft und Entschlossenheit, obgleich nicht immer mit Weisheit geführt wird. Er zog Truppen zusammen, und besetzte die Grenzen; doch schien er nähere Gefahr aus der Schweiz, denn aus den Landen des Kaisers zu vermuthen.

Auch Maienfeld und Malans, sich selbst überlassen, traten in Waffen und stellten Feldposten am Luzisteig zur Beobachtung der Kaiserlichen und gegen die Vorposten des Kriegsraths aus, um sich vor überraschendem Ueberfall von Seiten der eigenen Landsleute zu decken. Noch immer hofften sie auf Helvetiens Schirm; Hoffnungen, durch keinen Umstand gerechtfertigt, nur durch Noth genährt.

Der Kriegsrath konnte die Kühnheit dieser Gegenden nicht gelassenen Muthes ertragen. Theils mußte er fürchten, in seinem geheimen Verkehr mit der kaiserlichen Armee im Vorarlberg beengt zu werden, theils, daß solch ein Beispiel zu Nachahmungen reize. Malans und Maienfeld, nicht zu Helvetien gezählt, nicht von Frankreich geschützt, und doch gegen die Diktatur der gegenwärtigen Landesregierung in Waffen, mußten als insurgirte Landschaften angesehen werden. Dennoch ward von Chur aus gegen sie kein feindseliger Schritt unternommen, bis sie ihn selbst unvorsichtig herbeiriefen.

Der Lieutenant Mohr, Anhänger des Kriegsraths, wurde von den Helvetischgesinnten in der Nacht vom 7. zum 8. Oktober auf der Landstraße gefunden, als Ausspäher verhaftet und zu den am Rhein befindlichen Vorwachten der Franken geführt vom Stadtammann Tanner. — Es ward bei dieser Gelegenheit auf die Patrouillen des Kriegsraths von einigen Helvetischgesinnten Feuer gegeben, und Mohr verwundet. Die Franken traten nicht in diese Händel ein. Die Wachten des Kriegsraths führten den Tanner unter starker Bedeckung nach Chur. Eine Schaar Landtruppen,

vom Obrist Pellizari geführt, zog gegen Malans. Er forderte einige angesehene Männer und Vorsteher dieser Gemeinde zu einer Unterredung. Der Richter Boner, von Moos und andere begaben sich zur Konferenz an die obere Zollbrücke, wurden hier, als Geiseln, arretirt, damit kein Widerstand das Vorhaben des Kriegsraths vereitle; man besetzte nun Malans und Maienfeld sofort, entwaffnete die Gemeinden, und führte die Geiseln in Gefangenschaft nach Chur.

So war diese Landschaft unterjocht, der Kriegsrath Alleinherr in Bünden; sein Verkehr mit den österreichischen Truppen im Vorarlberg ungestört, und der längst genährte Entwurf der Reife nahe.

Die Thätigkeit des Kriegsraths setzte alle Thäler in Bewegung. Verworrene Gerüchte mußten die Gemüther erschüttern, betäuben, verblenden. Das aufgerührte Volk wälzte die Last seines Grolls auf alle, welche jemals zu Gunsten der Vereinigung die Stimme erhoben hatten. — So wie sich's der Kriegsrath erlaubte, von reichen Privatleuten der patriotischen Partei große Geldsummen mit Drohungen zu erpressen, ahmten die bewaffneten Söldner seinem Beispiel nach.

In der Stadt Chur herrschte Schrecken und Anarchie. Man berief die Patrioten aufs Rathhaus; sie sollten entwaffnet, und, wie es schien, als Geiseln bewacht werden. Ihrer viele flohen bei Nacht mit Weib und Kindern über die Berge, um sich den Verfolgungen zu entziehen. In dem Dorfe Ragaz zählte man an einem Tage (9. Oktober) zweiundfünfzig dieser Geflüchteten allein aus Chur. Oeffentlich ertönten Lobreden auf Oesterreich von Kanzeln und Weintischen, neben Verwünschungen Frankreichs und Hohn Helvetiens. Hunden band man die Schweizerkokarde an den Schwanz und trieb sie durch den Pöbel über die Gassen. — Dem Landvolk, welches sich zum Viehmarkt in Chur häufig sammelte, zeigte man die Häuser der Patrioten, oder sie selbst, als Gegenstände der Rache,

an. Helvetischgesinnte Glieder des Stadtrathes wurden unter den Augen der Obrigkeit ungeahndet mit Worten und Thätlichkeiten beleidigt. — Achtundachtzig Bürger von Chur, welche eine Erklärung gegen die Bewaffnung unterschrieben hatten, wurden durch einen Abschied des Kriegsraths (vom 9. Okt.) mit Vorwürfen bedeckt, der Verachtung des Volks preisgegeben.

Wie in Chur, rasete der Verfolgungsgeist fast in allen andern Theilen des Landes. Die Patrioten standen schirmlos. Ihre Gärten, Felder, Häuser wurden bald hier, bald da vom raublustigen Pöbel mehr oder minder beschädigt. Man breitete Gerüchte aus, die man als Vorläufer irgend eines abscheulichen Unternehmens anzusehen gewohnt war, und welche wenigstens das Volk mit Anschlägen und Verbrechen vertraut machten, vor deren Namen ehemals jedes Herz gebebt haben würde. Bald wies man sich Achtungs-Listen, bald drohte man mit allgemeiner nächtlicher Erwürgung der Patrioten, bald sprach man von ewigen Verbannungen, bald von Einkerkerungen.

Er stürzte den Damm der Gewohnheiten und Gesetze; er zerriß die ehrwürdigen Bande hundertjähriger Verträge; er vernichtete selbst die heiligen Verknüpfungen der Natur zwischen Aeltern, Kindern, Gatten und Brüdern.

Der französische Resident Guiot hatte wegen Beschimpfung der französischen und helvetischen Nation, als auch wegen Mißhandlungen einzelner Patrioten Genugthuung geheischt. Doch als spottete man seiner, ward er vor jede Ortsobrigkeit gewiesen, wo er den Schuldigen zu nehmen und die Klage zu erweisen habe. Der Resident, betrogen von der Schlauheit der Volksführer, trug mit den Vorwürfen der helvetischen Partei zugleich den Hohn der Kaiserlichgesinnten, ohne Hoffnung, diesen Furcht und jener Vertrauen einzuflößen. Nichts, als die schreckliche Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges konnte ihn über seine quälende Lage beruhigen.

Die Vorspuren von Feindseligkeiten zwischen Kaiser und Frankreich blieben ihm nicht unbemerkt. Man wollte wissen, daß die tyrolische Regierung sehr angelegentlich Vereinigung Bündens mit dem Tyrol, in der Hauptstadt des Kaiserthums, betreibe, wohin zu gleichem Zweck sich auch, als Abgeordnete, zwei Glieder des Hauses Salis verfügt haben sollten. — Die Besuche, welche der Minister Kronthal von Offizieren aus dem Heere seines Herrn empfing, — die Anstalten des Bischofs von Chur, seinen Wohnsitz auf längere Zeit zu verändern; seine endliche Abreise — der steigende Trotz des Kriegsraths, während im Innern das Volk brausete, und die Franken vom Bodensee bis zu den Grenzen Bündens drohende Heerbewegungen machten — Alles verrieth das untrügliche Dasein eines großen Plans, der in wenigen Tagen offenbar werden mußte.

---

5.

Guiot, um den Knoten zu zerschneiden, den seine Kunst nicht zu lösen verstand, wandte sich (den 10. Oktober) in einer Note an den Kriegsrath. Seine Forderungen waren so groß, daß er selbst deren Erfüllung nicht glaubte.

„Ihr habet, sprach er, die Gemeinden Malans und Maienfeld entwaffnet, und nur darum, weil sie für Vereinigung mit Helvetien gestimmt hatten. Ihr habet aus gleichen Gründen mehrere Bürger ins Gefängniß geworfen; Ihr habet fünfhundert friedsame Bürger zur Flucht ins Ausland getrieben; Ihr erlaubet, daß die Straßen Churs von Verwünschungen und Kriegsgeschrei gegen Frankreich erschallen; selbst im Kreise Eurer Versammlung tönen diese Flüche, dies Geschrei wieder. Länger darf ich nicht Zeuge so vieler, treuloser Kränkungen sein, ohne Mitschuldiger zu heißen."

„Im Namen der fränkischen Regierung fordere ich also:

1) Die Wiederbewaffnung entwaffneter Gemeinden;

2) Die Freilassung jener, wegen politischer Meinungen verhafteten Bürger;

3) Die Zurückberufung und Sicherheit jener fünfhundert friedsamen Bürger, die man unter dem Namen Freunde der Franzosen mit Acht bedrohte;

4) Die Unterdrückung jener Verwünschungen und des Kriegsgeschrei's gegen die fränkische Nation und Regierung.

„Ich erwarte noch im Lauf dieses Tags Eure bestimmte Antwort, Ja, oder Nein. Im letztern Fall werd' ich morgen den bündnischen Boden verlassen."

Der Schluß der Note war, wenn gleich Drohung von Seiten des fränkischen Ministers, doch Gegenstand der Wünsche des Kriegsraths. — Dieser säumte nicht, am gleichen Tage die Antwort einzugeben, folgenden Inhalts:

„Deutlich hatten Sie sich erst noch unterm 15. Vendemiaire (6. Oktober) dahin erklärt, daß Sie sich in unsere innern Angelegenheiten nicht im Geringsten einmischen wollten. Keineswegs aus den von Ihnen angeführten Gründen geschah weder Entwaffnung der Gemeinden noch Wegführung der Geiseln, sondern nur zur Sicherstellung der innern Ruhe. Getrost mögen unter den Ausgewanderten diejenigen zurückkommen, die sich bewußt sind, daß sie wider unsere Verfassung nichts gefehlt haben. Von Verwünschungen endlich und von Kriegsgeschrei wissen wir nichts. Muthwille und freche Reden mißbilligen wir.

Der lakonische Ton der Antwort, noch mehr aber ihr Vorwurf, kränkte den Residenten. Er, Stellvertreter einer großen und furchtbaren Nation, fühlte in dem Stolz der Herrscher eines kleinen, machtlosen Freistaats eben so sehr den Trotz derselben auf ihren Hinterhalt, als auf ihre Sache. Beides war ihm Demüthigung. Statt seine Drohung allsogleich zu erfüllen, erschien er nochmals

vor des Kriegsraths Versammlung, mehr um sich wieder gegen die empfangenen Vorwürfe in Vortheil zu setzen, als den Kriegsrath nach seinen Wünschen zu stimmen. Er bezeugte, daß er allerdings nicht gesonnen sei, sich in des Landes innere Angelegenheiten zu mischen; daß Frankreich Bünden keineswegs zur Vereinigung mit Helvetien zwingen wolle; daß aber, so lange Oesterreich die Neutralität Bündens nicht förmlich anerkannt habe, dies auch von Seiten Frankreichs nicht geschehen werde.

Diese Erklärungen waren zwar vom Minister schon mehrmals gegeben worden. Eben dieselben waren von dem Abgeordneten Bündens in Paris wiederholt ertheilt. Allein die Regierung Bündens ungeachtet der Gewißheit, welche jeder Tag über nahen Ausbruch des Krieges verbreitete, schien nie mit Ernst auf die Erhaltung einer Neutralität hingearbeitet zu haben, welche ihren Aussichten und Zielen gefährlicher, als der ungewisse Ausgang einiger Feldzüge sein konnte. Halb oder ganz vertraut mit den Entwürfen des Wiener Kabinets, durch die Schweiz ins Innere Frankreichs einzudringen; bekannt mit den Gährungen der Völker Italiens und der Schweiz, welche jenen Einbruch eben so sehr, als die stolze Sorglosigkeit des Luxembourg und die ungeheuern Rüstungen des römischen und russischen Kaisers erleichtern mußten, bezweifelte sie nicht länger einen Ausgang der Dinge, der ihre eigenen Erwartungen weit übertreffen würde. Sie wählte daher lieber die Partei der Koalition gegen Frankreich, als Ruhe und Sicherheit durch Neutralität. Sie kannte des Volkes Wankelmuth aus zahllosen Erfahrungen, und mußte fürchten, bald wieder vor derjenigen Partei zu beben, die jetzt vor ihr zitterte.

Wiewohl Frankreich noch keinen festen Entschluß gefaßt zu haben schien, wenigstens die Erneuerung des Krieges durch verwickelte Unterhandlungen zu verzögern suchte, glaubte Guiot dennoch der

Würde seiner Regierung unangemessen, länger in Graubünden Zeuge ihrer Beschimpfungen zu sein.

Er reiste ab. — Am Tage vorher schrieb er mir seinen Entschluß.

---

Reichenau, 18. Vendemiaire Jahr 7.

. . . . Die Aechtung der Patrioten hat ihren Gipfel erreicht. Mehr denn fünfhundert derselben sind auf der Flucht. Weiber und Kinder haben sich mit ihnen gerettet. Der Anblick zerreißt mir das Herz. Ach, daß der Moment bald erschiene, so viel Barbarei zu strafen.

Ich glaube, daß die helvetische Regierung unter diesen unglückseligen Verhältnissen feierlich mit ihrem Schutz jene tugendhaften, beklagenswürdigen Bürger decken sollte. — — —

Morgen verlasse ich dieses Land. Ich ziehe mich nach Ragaz zurück. — Ich kann Ihnen jetzt nicht Alles umständlich entwickeln. Es ist eilf Uhr und die Ordonnanz wartet auf die Briefe. — Seit langer Zeit sah ich voraus, daß des Uebels Uebermaß diene, seine Heilung herbeizuführen. Gruß und Freundschaft.

Florent Guiot

---

## 6.

Die helvetische Regierung hatte unterdessen (im Oktober) ihren Sitz von Aarau nach Luzern verlegt. Ich war ihr dahin gefolgt. Das Unglück meiner Mitbürger, die erlöschenden Hoffnungen naher Hilfe, Alles vergrößerte meinen Schmerz. An die Vereinigung der patriotischen Gegenden von Malans und Maienfeld durch entscheidende Erklärung der schweizerischen Regierung durfte von uns Niemand glauben. Die zerstreuten Bündner drangen jetzt darauf,

Frankreichs Vermittelung anzurufen. Ich theilte unsern Wunsch mehrern Gliedern des helvetischen Direktoriums mit, welche ihn genehmigten. Es war der letzte Versuch, welchen wir wagen konnten, und der durch den Anruf österreichischer Hilfe von Seiten des Kriegsraths mehr als gerechtfertigt schien.

Der Geist des Schreibens der Verfolgten, worin sie den Beistand Frankreichs anflehen, ist ein Zeuge derjenigen Leidenschaften, welche damals in allen Gemüthern der Unglücklichen tobten, die wegen ihrer Liebe zur Freiheit, wegen ihres Hasses gegen Faktionenherrschaft, vom Vaterlande ausgestoßen, hilflos umherirrten, und mit Weib und Kindern in Noth schmachteten. Wenn gleich die kalte Vernunft den Ton der Leidenschaft nicht billigen mag, wird doch das unvergeßliche Elend jener Zeiten den Schrei des Schmerzes entschuldigen.

Glücklicher war inzwischen die herrschende Partei in ihren Bemühungen gewesen. Bald nach der Entfernung Guiots eilte sie, ihren großen Entwurf ins Werk zu stellen. Gerüchte von nahem Einbruch der Franken setzten erst das Volk in bange Erwartung. Sein Haß gegen Frankreich schien die Rache desselben aufgefordert zu haben. Mit wildem Grimme rüstete sich Alles zum Widerstande.

In der Nacht vom 18. zum 19. Oktober vermehrte sich das Schrecken. Die Sage lief plötzlich, es seien fränkische Truppen von Urseren über Disentis eingerückt. Die Sturmglocken tönten in den Thälern des Oberbundes. Bewaffnetes Volk strömte in Haufen gegen Disentis. Der Morgen brach an. Man entdeckte die Täuschung. Es war kein fränkischer Soldat über die Grenzen gegangen. Aber von der entgegengesetzten Seite des Landes hatten sieben Bataillons Oesterreicher in der Stille der Nacht die Schanzen des Luzisteiges besetzt und sich bis Chur verbreitet.

Triumphirend, am Ziel seiner Wünsche, und von kaiserlichen Waffen umringt, stand der Kriegsrath. „Zur Sicherung unserer

Unabhängigkeit und alten Staatsverfassung," so sprach er in seinem Manifeste, „haben wir den uns vom Kaiser gnädigst angetragenen bundesgenössischen Beistand, vermöge der vorher eingeholten Meinung der Räthe und Gemeinden, aufs Neue erfleht und erhalten. Wir kamen mit den k. k. Generalen überein, daß ungesäumt alle und jede Päſſe und Grenzen Graubündens mit so vielen k. k. Truppen sollen besetzt werden, als zur Unterstützung der Landestruppen nöthig sein werden. Sowohl der General Feldmarschall-Lieutenant Graf von Bellegarde, als der kommandirende General von Auffenberg, geben feierlich die Zusicherung, daß die k. k. Truppen den Landesbewohnern nicht im Geringsten zur Last fallen, sondern unter Vorbehalt der erforderlichen Einquartierung ohne Schaden und Beitrag der Einwohner verpflegt werden sollen; und wenn auch die Umstände mehr oder weniger Lieferungen erfordern, so wird der Betrag den Lieferanten in laufendem Preise bezahlt werden."

„Uebrigens sollen und werden die zwischen Oesterreich und Bünden glücklich bestehenden Traktaten und Erbvereine fernerhin heilig und genau beobachtet werden. Die Freiheit, Unabhängigkeit und alte Staatsverfassung der Bündner sollen wider alle und jede Angriffe beschützt werden. Von den k. k. Generalen und andern Offizieren soll und wird sich keiner im Geringsten in die innere Regierung des freien Landes mischen; alle Einquartierung und Besetzung der Oerter soll mit Rath und Mitwirkung der Bündner geschehen. Die k. k. Völker werden nur an diejenigen Plätze verlegt, wo es die Sicherheit und Beibehaltung der innern Ruhe erfordern. Chur, den 17. Oktober 1798."

Dieser Zusicherungen ungeachtet fühlten die helvetisch gesinnten Familien doch bald ihrer Gegner gewaltthätigen Sinn. Die Soldaten wurden meistens nur ihnen ausschließlich aufgebürdet. Von einigen Ortschaften liefen Klagen ein, daß, angeführt von Bündnern,

kaiserliche Soldaten in die Häuser der Patrioten gedrungen wären, Kisten und Kasten, und besonders die Weinkeller heimgesucht worden seien. In Reichenau allein, Gut und Schloß patriotischen Familien gehörig, wurden vierhundert Mann verlegt, und meine und des französischen Residenten Zimmer mit Gewalt aufgesprengt. So vernahm man Beschwerden überall; nirgends deren Abhilfe.

Der Kriegsrath, indem er eigenwillig die Neutralität aufgehoben und sich öffentlich den Feinden Frankreichs und Helvetiens zugesellt hatte, sann auf Alles, was seinen gewagten Schritt durch glückliche Erfolge rechtfertigen konnte. Nicht zufrieden, der kaiserlichen Armee die furchtbaren Engpässe zur leichtern Vertheidigung der österreichischen Erblande, oder zum Angriff Cisalpiniens und Helvetiens übergeben zu haben, wollte er sie mit bewaffneter Mannschaft unterstützen.

Das Volk von Bünden war nie für Kriegesfälle seit anderthalbhundert Jahren gerüstet und geübt worden. Zwar führte jeder Bund seinen Oberst, aber dieser kein geregeltes Heer. Das Zeughaus des Landes, vereint mit dem der Stadt Chur, glich einem Magazin veralteter, fast unbrauchbarer Waffen. Den Bündnern mußte persönliche Tapferkeit für Kriegskunst, jeder Felsen für eine Feste, jeder Wald für ein Arsenal gelten.

Demungeachtet setzte der Kriegsrath das Volk (durch eine Verordnung vom 30. Oktober) in Wehrstand. Die Mannschaft wurde in drei Haufen getheilt. Zum ersten gehörten die, welche schon in fremden Diensten den Krieg erlernt hatten; zum andern, welche mit Schießgewehr umzugehen wußten und solches besaßen; zum dritten alle, welche alt und schwächlich waren, oder keine Flinten hatten, und das Vaterland mit Gabeln, Furken, Morgensternen, Spießen und Keulen vertheidigen konnten. Jeder Krieger war gehalten, sich selbst auf achtundvierzig Stunden mit Lebensmitteln

zu versehen, und, beim Sturmzeichen mit der großen Glocke des Orts, auf dem Sammelplatz zu erscheinen.

---

7.

Nun wurde auf das Vermögen der Ausgewanderten von Obrigkeitswegen Beschlag gelegt; selbst Konfiskation gedroht. Man verfuhr mit so unerbittlicher Strenge, daß selbst Aeltern, Gattinnen und Freunden untersagt ward, Söhnen, Männern und Freunden in der Fremde aus eigenen Mitteln Unterstützung zu senden. Das Geheimniß der Briefe ward ohne Anstand entweiht. Niemand der Geflüchteten durfte es ferner wagen, den Seinigen im Vaterlande zu schreiben, ohne Argwohn der Machthaber gegen diese, wie gegen Verschworne, zu erwecken. — Die in den Gefängnissen von Chur schmachtenden Patrioten wurden, ohne Verhör, ohne Hoffnung baldiger Erlösung, festgehalten. Den Leidenden blieb kein Trost, als den Wunsch einer rächenden Zukunft.

Die allgemeine Noth verdoppelte meine Thätigkeit, sie vermindern zu helfen. Das Direktorium, durch eine Botschaft an die gesetzgebenden Räthe, erwirkte von diesen (22. Oktober) die feierliche Erklärung, daß die Patrioten von Bünden unter dem besondern Schutz der helvetischen Republik ständen.

Eine große Zahl der Ausgewanderten lebte an den Grenzen Bündens, wo mitleidig die fränkischen Soldaten ihre Lebensmittel mit ihnen theilten. Viele andere an den Ufern des Zürichsees, wo das freigewordene Landvolk sie brüderlich unterstützte. Noch andere irrten verlassen, ohne Freunde, ohne Bekannte, in den Gebirgen der Schweiz.

Die Regierung nahm auf mein Flehen für die Unglücklichen Rücksicht, welche Vaterland und Wohlstand mit Fremde und Armuth vertauscht hatten, weil sie ihren Grundsätzen treu geblieben

waren. Die gesetzgebenden Räthe bevollmächtigten das Direktorium, die Nothleidenden thätig zu unterstützen, sie vor Beschimpfungen zu sichern und sich für die wegen ihrer Meinungen in der Gefangenschaft zu Chur Schmachtenden zu verwenden.

Ehe ich noch meinen Landsleuten diese beruhigenden Botschaften zusenden konnte, trafen einige derselben, als Abgeordnete der andern, bei mir in Luzern ein. Es waren der Rittmeister Martin Bawier, von Chur, Hans Gaudenz Salis-Seewis, Deutschlands Lieblingsdichter, und Ambrosius Planta, von Malans. Sie wollten sich mit mir berathen, wie unsern Mitbrüdern Hilfe in ihrer Armuth geleistet und erwirkt werden könnte. Ich las ihnen die Beschlüsse der gesetzgebenden Räthe vor. Rührung bemächtigte sich unserer Aller. Wir beschlossen, den Gesetzgebern im Namen der Getrösteten unsern Dank öffentlich zu bezeugen. Man beauftragte mich, für sie das Wort zu führen.

Am 24. Oktober wurden wir vor die Versammlung des Großen Raths gelassen. Ich hielt folgende Anrede:

„Im Namen mehrerer hundert Bündner Patrioten, ja, ich darf sagen, im Namen des edlern Theils eines unglücklichen Volks, eilten diese Männer gen Luzern, sich mit mir zu vereinigen, um ihre Bitten in den Schoos dieser ehrwürdigen Versammlung niederzulegen. Aber ehe wir baten, hattet Ihr unsere Wünsche schon erfüllt; Ihr ließet uns nichts übrig, als — den Dank."

„Das aufgeklärte Europa, die fühlende Menschheit kann nicht ungerührt bleiben bei dem öffentlichen Akt der Wohlthätigkeit, welchen Ihr gegen ein leidendes Brudervolk übt. — Inzwischen andere Republiken ihre Laufbahn mit dem Schwert eröffnen, um sich vor den Völkern auszuzeichnen, eröffnet Ihr die Eurige mit Erfüllung der sanften, der schönsten Pflichten der Menschlichkeit. Und wenn es wahr ist, daß man schon aus Spielen des Kindes den männlichen Geist desselben erräth, wenn es wahr ist, daß man

aus den ersten öffentlichen Schritten eines Monarchen seine künftige Regierung voraus erkennt; wenn die Gesänge der jungen Musen, unter welchen die Freiheit Griechenlands erwachte, den wissenschaftlichen Glanz vorher verkündeten, mit welchem dieses holde Land nachmals die Welt erleuchtete; wenn die ersten Räubereien des kaum erbauten Roms die nachmalige Eroberung der Welt durch diese Stadt ahnen ließen: o so habet Ihr die Welt zu dem Glauben berechtigt, daß die wiedergeborne helvetische Republik keine andere Bestimmung habe, als die: Wohlthäterin der Menschheit zu werden. Eure Nachkommenschaft wird diese Erwartung rechtfertigen. — Ja! diese Thäler werden die heiligen Zufluchtsörter der leidenden Menschheit bleiben; — jene Alpen werden die unvergänglichen Altäre der Freiheit Europens bleiben; — jene ungeheuern Felsenpyramiden, welche Gottes Hand im Mittelpunkt unsers Welttheils erbaute, werden die ewigen Denkmäler in der Geschichte Europens bleiben, daß hier schon damals Freiheit und Menschenrechte galten, als noch überall die Sklavenkette klirrte; daß sie noch gelten werden, hier noch Freiheit herrschen wird, wenn durch den Wechsel der Zeiten, und durch den Willen des unbegreiflichen Verhängnisses, die Freiheit vom übrigen Europa wieder gewichen sein sollte, und andere Republiken unserer Tage vielleicht schon wieder ihre Sylla's und Cäsar'n zählen!“

„Darum verlangten wir so innig, so sehnlich die Vereinigung mit Euch! — Aber — es ist vorüber — wir haben kein Vaterland mehr! Oesterreichs Fahnen wehen wieder von den Trümmern unserer zwingherrlichen Burgen — die Freunde der Freiheit sind verfolgt.“

„Oligarchische Umtriebe entrissen unserm Volke die Rechte der Menschheit und der Souveränität, die man zu vertheidigen vorlog. Man legte die höchste Gewalt in die Hände eines Raths, den das Volk nicht gewählt und dazu geeignet hatte. Und dieser Rath rief die Truppen eines Monarchen auf den Grund eines freien Staats.“

„Jetzt erreichten die Verfolgungen ihren Gipfel. Einige unserer Brüder schmachten in der Gefangenschaft. Umsonst strecken diese unglücklichen Schlachtopfer ihre Hände aus nach uns, — nach Euch — nach dem Himmel. — Andere konnten noch zur guten Zeit entfliehen. Ganze Schaaren zogen im Dunkel der Nacht, geführt vom Schein einer Fackel, durch unwirthsame Gebirge. — Die alten Gräuel der Vorwelt erneueten sich wieder, Helvetien, und du sahest, was man für Freiheit thun kann! Greise sah man fliehen, denen nur noch eine Spanne Lebens übrig war — sie verließen das gewohnte Vaterland, als wäre der Boden für ihre Grabesruhe zu hart, über welchem die knechtische Kette tönt. — Sie gingen, um in freier Schweizererde liegen zu können. Weiber, mit den zarten Kindern im Arm, durchzogen die Felsen; früh schon ward durch die Mutter den Kleinen mit Beispiel und Lehre eingeimpft: So müßt ihr Alles aufopfern, wenn es Freiheit gilt."

„Ach! es ist nicht in unserer Macht, uns zu schützen! Aber, es ist ein Gott, welcher der Menschheit jene heiligen Rechte gab, die ihr nie entrissen werden dürfen; es ist ein Gott, der die Brust der Tirannen durchschaut, aber auch die Zähre der leidenden Unschuld sieht!"

„Ihr habt uns aufgenommen brüderlich. O Bürger Gesetzgeber, o du ganzes helvetisches Volk, das frohe Lächeln des beruhigten Kindleins, die Gebete zum Himmel von den Lippen der geretteten Mutter, die stumme Entschlossenheit des Mannes, für dich, Helvetien! in den Tod zu gehen, die süße Ruhe des Greises möge dich lohnen."

„Es lohne Euch, Bürger Gesetzgeber, die fühlende Menschheit, welche Euch ehrt — Euch lohne die Nachwelt! und jeder aufgeklärte Mensch, er lebe wo er wolle, in der gesitteten Welt, wird gern mit uns rufen: Es lebe die helvetische Republik!

Der Präsident des Großen Raths, Suter*), erwiederte darauf:

„Liebe Rhätier!"

„Wenn die Gesetzgeber Helvetiens durch einen besondern Beschluß die verfolgten Patrioten aus Bünden in ihren Schutz nahmen, so thaten sie weiter nichts, als ihre Schuldigkeit, weil jedes freie Volk verbunden ist, denjenigen als Bruder aufzunehmen, der den heiligen Grundsätzen der Freiheit huldiget. — Ueberall, wo der schöne Kranz der Alpen sich windet, sollen die Schweizer Brüder sein und bleiben, und Rhätiens Alpen sind ja Jahrtausende schon mit den unsrigen verschwistert, so wie unsere Herzen es jetzt sind. Kommt also zu uns, ihr liebe, verfolgte, für Freiheit und Menschenrechte verfolgte Rhätier, ihr findet an unserm Busen ein neues Vaterland!"

„Seid getrost; es ist ein Gott! ja es ist ein Gott! und dieser Gott ist innigst mit der Freiheit vereinigt; und er wird nie zugeben, daß Despoten wieder ihr Haupt emporstrecken!"

„Freie Menschen müssen sich überall für das heilige Menschenrecht vereinigen, müssen einen engen Kreis um dasselbe schließen, und dann wird bald das ganze Menschengeschlecht nur ein Brudervolk sein!"

---

Am folgenden Tage erhielten wir auch den Vortritt vor dem helvetischen Senat. — Ich bezeugte der Versammlung unsern Dank in folgenden Worten:

„Mit eben der Wehmuth und eben den tiefen Gefühlen der Dankbarkeit, mit welchen wir gestern vor dem großen Rath der helvetischen Republik erschienen, stehen wir jetzt hier, Bürger Senatoren, um unsern Dank auszudrücken für Eure unsern leisesten

*) Der liebenswürdige und gelehrte Verfasser der Flora helvetica.

Wünschen zuvoreilende Güte, welche Ihr dem edlern und unglücklichern Theil des bündnischen Volkes bewiesen habet — eines Volkes, welches nun, statt mit Euch und der Freiheit vereinigt zu sein, mit der Knechtschaft verbunden worden ist."

„Es scheint, als ob jede Seligkeit mit einem Schmerz erkauft sein wolle; daß der Altar der Freiheit nie ohne Opferblut und Thränen errichtet werden könne; — und so scheint auch der gegenwärtige Schmerz und Kampf der Patrioten von Bünden und ihre Standhaftigkeit nur der Zoll zu sein, welcher der einstigen Verbindung Rhätiens mit Helvetien entrichtet werden muß; — denn noch hoffen wir sie."

„Gott und Natur, haben sie nicht um unsere Vaterlande den gemeinschaftlichen Felsenkranz geschlungen? Haben nicht unsere Väter gefochten an der Seite Eurer Väter bei Ellicourt, in den Feldern von Grandson, und an dem unsterblichen Tage von Morat? Die Liebe unsers Volkes zu dem Eurigen dauert fort. Wie viel mußte es kosten, dieses Gefühl auf einen Augenblick nur in den Herzen der Bündner zu vertilgen, oder zu betäuben?"

„Eine schwarze Rotte herrschsüchtiger Edelleute, denen ein goldener Stern und ein gewässertes Band mehr gilt, als die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, verschwor sich gegen unser Glück. Mit ihr traten in den Bund die Pfaffen, Menschen, welche nur darum Gott mit den Lippen so eifrig zu predigen scheinen, um ihn desto mehr und desto unbemerkter in ihren Handlungen zu verläugnen."

„Als nun die Stunde der Freiheit und der allgemeinen Vereinigung bei Euch schlug, benebelten sie unser Volk durch schändliche Lügen, Betrug und List; — dann benutzten sie den erkünstelten Rausch, uns von Euch loszureißen, uns von unserer helvetischen Familie. Sie gaben vor, die Rechte des Volkes und die Unabhängigkeit unserer Gebirge retten zu wollen, — aber diese

süße Schmeichelei war nur der Judaskuß, mit welchem sie unsere Freiheit und unser Volk an Oesterreich verriethen. Sie übergaben die höchste Gewalt des Volkes eigenmächtig einem selbst geschaffenen Kriegsrathe, und dieser war ihre Kreatur, rief ohne den Willen des Landes die Kriegsknechte eines Monarchen in unsere frei sein sollenden Thäler."

„Da ward die Verfolgung allgemein. Die Patrioten wurden in die Gefangenschaft geführt; andere flüchteten, vogelfrei erklärt, in die öden Gebirge, wo sie, verstoßen von ihren Brüdern, mit den wilden Thieren lebten. Die der helvetischen Republik treuesten Gemeinden wurden entwaffnet. Ja man begnügte sich nicht, ihnen nur die Werkzeuge des Kriegs zu nehmen: selbst die Aexte, mit welchen mancher brave Mann daselbst sein Brod verdienen mußte, wurden ihnen geraubt, weil den Tirannen jede Waffe in den Händen eines freien Mannes furchtbar ist."

So zerrissen und zur Knechtschaft geführt, liegt das verlorne Vaterland da. Verbannet irren Hunderte von uns brodlos umher, deren Verbrechen ist, die Freiheit und Euch geliebt zu haben."

„Aber Ihr habt uns aufgenommen in Eure Arme. O, Bürger Senatoren! o, du gutes helvetisches Volk! die Thränen unserer Weiber und Kinder, und der Schwur unserer Jünglinge: frei mit Euch zu leben und zu sterben, sind unser Dank."

„Indem sich Euer Herz mit Abscheu gegen die Verbrechen der Oligarchen erfüllt, folge Euer Mitleid den unglücklichen und treuen Kindern des Vaterlandes."

Usteri, einer der einsichtsvollsten und festesten Republikaner im Rathe, verlangte hierauf das Wort, und sprach:

„Mit tiefer Rührung und herzlicher Theilnahme haben wir alle, Bürger Senatoren, den Vortrag unserer neuen Brüder der helvetischen Bürger aus Bünden vernommen; sie wird noch erhöhet, unsere Rührung, durch die Organe, die unsere Brüder, um zu

uns zu sprechen, gewählt haben; denn unter ihnen sehen wir Männer, die wir längst kannten, die seit langer Zeit für die Freiheit arbeiteten; wir sehen unter ihnen edle Sänger der Natur und mithin der Freiheit. Ich trage darauf an, daß die Deputirten zur Ehre der Sitzung eingeladen werden, daß der Präsident ihnen im Namen des Senats den Bruderkuß ertheile und daß die Rede des Bürgers Zschokke gedruckt werde. Heute ist es die Thräne der Wehmuth, mit der wir unsere Brüder umarmen; aber bald verwandelt die Thräne der Wehmuth sich in Wonnethräne."

„Es lebe Rhätiens nahe Vereinigung mit Helvetien!"

Durch allgemeinen Beifallruf wurden diese Anträge beschlossen, und dann antwortete auch der Präsident des Senates, Bay, folgendermaßen:

„Mitbürger und Brüder!"

„Aus Rhätien oder dem Lande der drei Bünde stammt der ehrwürdige thatenreiche Name Bundesgenoß her, und verbreitete sich über die ganze Eidgenossenschaft. Stets stritt der Rhätier muthvoll an der Seite der Helvetier; um die allgemeine — und blutiger und länger als irgend ein Theil der Schweizer — kämpfte der Rhätier um seine eigene Freiheit. Mehrmalen schon mußten die edelsten Männer Rhätiens dem fanatischen Dolche und dem Schwerte der Tirannen weichen. Immer aber nur auf kurze Augenblicke! Sie warfen sich in die Arme ihrer helvetischen Brüder; diese drückten sie an ihr biederes Herz und führten sie, wie z. B. Anfangs des Jahres 1499, über die erblaßten Schaaren ihrer stolzen Unterdrücker siegreich in ihre freien Wohnungen zurück. Auch diesmal, ich darf es im Vertrauen auf mein ahnendes Gefühl versichern, wird das Leiden dieser edeln Patrioten nicht von langer Dauer sein. Bald wird die entzückende Stunde kommen, wo wir mit diesen verfolgten Patrioten, als den Stellvertretern des rhätischen Volkes, auf der Bundeslade der Freiheit und Gleichheit den schön-

sten Tag, den Tag der gänzlichen Vereinigung des helvetischen Heldenstammes, feiern werden.“

Unter Beifallklatschen ertheilte der Präsident uns nun den Bruderkuß, und auf Augustini's Antrag ward auch der Druck dieser Antwort beschlossen.

Diese vor den gesetzgebenden Räthen gehaltenen Reden, welche Dankbarkeit und unmäßiger Schmerz über unser Unglück diktirt hatten, und mit eben der Wehmuth angehört, als gesprochen wurden, schienen die Achtung der verfolgten Bündner in der Schweiz, und den Zorn ihrer Feinde in Graubünden gleich sehr zu vermehren.

Der Kriegsrath, verbunden mit dem kaiserlichen Geschäftsträger, Freiherrn von Kronthal, trugen darauf an, die Gemeinden und einzelne Personen bei ihrem Eide aufzufordern, sich zu erklären, ob einer oder der andere mir einige Vollmacht oder Aufträge ertheilt habe? — und (ohne den Erfolg dieser Anfrage abzuwarten) mich des Bürgerrechts verlustig zu erklären. Sie bestimmten mithin schon in einem auf alle Gemeinden versandten gedruckten Abscheide die Strafe, bevor sie die Schuld gehörig kannten. Allerdings durfte die gewalthabende Regierung darauf zählen, daß Niemand, oder nur Wenige eingestehen würden, sie haben mir und dem vor mir deputirten Bürgermeister Tscharner eine Vollmacht ertheilt. Ein Geständniß, wie dieses, galt dem Geständnisse eines begangenen Staatsverbrechens gleich. Das Beispiel der Gefangenen von Chur mußte die Uebrigen zurückschrecken.

Die eingekommenen Erklärungen fielen daher so aus, wie man sie unter den Schrecken der Regierung erwarten konnte. Die Gemeinden Malans und Maienfeld läugneten durchaus, Bevollmächtigungen gegeben zu haben, die Vereinigung mit Helvetien zu bewirken, und erklärten feierlich, „fürohin mit Bünden zu halten.“ Der Podesta und Richter Boner und Von Moos zum Brun-

nen bezeugten, mir nur wegen der dem Gotteshaus Pfäffers, und Landvogt von Sargans zugehörigen Lehen, Bodenzinsen und Zehenden, wie auch wegen der Malanser Alpen in Kalfeusen Aufträge ertheilt zu haben. Nur ein Einziger, Namens Anton Tanner, hatte in seinem Gefängnisse Muth genug, einzugestehen, er sei von denen, die mich beauftragt, das helvetische Bürgerrecht für sie zu erwirken.

Der Kriegsrath unterließ nicht, die verschiedenen Aussagen bekannt zu machen durch den Druck. Sein Zweck war, den patriotischen Agenten der öffentlichen Verachtung preiszugeben, und ihn bei den Regierungen Helvetiens und Frankreichs als einen vermessenen Betrüger darzustellen, feierlich von denen verläugnet, von welchen er Vollmachten zu tragen vorgab. Jeder seiner Schritte zu Gunsten der verfolgten Meinungsgenossen mußte demzufolge ein Staatsverbrechen in den Augen der Welt sein, und er, statt der Huld, den gerechten Zorn der getäuscht sein sollenden Regierung an sich ziehen.

So leicht es gewesen wäre, meine Rechtfertigung öffentlich und unwiderleglich zu führen, verbot es doch das Zartgefühl gegen die in Bünden Zurückgelassenen. Bei der helvetischen Regierung durch Vorweisung meiner Vollmachten legitimirt, ohne welche ich weder Zutritt gesucht, noch gefunden haben würde, fühlte ich die Pflicht, der Unglücklichen in Bünden durch Schweigen zu schonen, und ihrer Sicherheit meinen guten Namen zum Opfer zu bringen.

Wenige Monden nachher, als die Oesterreicher Bünden geräumt hatten, und die bisher Unterdrückten wieder, ohne Gefahr sich noch härtern Mißhandlungen preiszugeben, freie Sprache führen durften, erklärten sie sowohl in öffentlichen Blättern, als in mir übersandten offiziellen Schreiben, daß jene Verläugnung meiner eine Folge der Furcht vor den damaligen Gewalthabern gewesen sei.

Nicht nur Privatpersonen, sondern auch die Munizipalitäten von Malans und von Maienfeld, so wie auch die neu installirte provisorische Regierung von Graubünden vernichteten die vom Kriegsrathe wider mich ergangenen Handlungen, und schienen mit einander zu wetteifern, mir den Verdruß zu versüßen, welchen ich empfunden haben konnte, als ihre Verläugnung meiner mich den Unkundigen zweideutig, und der Gegenpartei als Gegenstand verdienten Hasses darstellte.

8.

Die Besetzung Bündens durch Oesterreich machte allen fernern Arbeiten zur Reunion ein Ende. Es blieb uns keine andere Hoffnung, als entweder durch eine glückliche Vermittelung beim Frieden, oder durch Wiedereroberung des Landes von den Franken, in die Heimat zurückkehren zu können.

Aber auch diese Rückkehr hatte für die Patrioten nichts Erfreuliches, wenn nicht mit ihr die Befreiung des Landes vom Joche der Parteien, und die Unabhängigkeit von österreichischer Herrschaft verbunden war. Zur Beruhigung auf jeden Fall bemühte ich mich daher, von dem helvetischen Direktorium die Zusicherung zu erhalten, daß, im Falle beim endlichen Frieden Graubünden von der Schweiz geschieden werden müßte, durch Frankreichs Vermittelung den Patrioten gestattet sein solle, ihr ganzes Vermögen zu jeder Zeit abzugsfrei aus Bünden hinwegzuziehen. Durch einen Beschluß des Direktoriums ward uns auch diese Zusicherung ertheilt.

Ich war im Begriff, Luzern zu verlassen, und am Zürichsee, in Gesellschaft der übrigen Bündner, die Entwickelung des großen Räthsels zu erwarten. Auf den Vorschlag des damaligen Ministers der Wissenschaften, B. Stapfer, wurde mir von der Regie-

rung eine Stelle in seinem Ministerio übergeben, die ich um so williger annahm, da persönliche Hochachtung und Freundschaft mich an jenen Mann fesselten.

Der Minister übertrug mir von den Zweigen seiner Administration denjenigen, welcher die Beförderung der Wissenschaften und Künste in Helvetien, in Verbindung mit dem Schulwesen, berührt.

Aber unter dem Geräusch der Waffen, dem Getümmel wüthender Partheien, dem Streben der einen nach Erhaltung, der andern nach Vernichtung der gegenwärtigen Staatsform, bei der Herannäherung eines zweifelhaften Kriegs, dessen Schauplatz vielleicht die Schweiz werden konnte, — mußte dieser, als Gelehrter und Staatsmann der Schweiz ausgezeichnete Mann, seine Wünsche sehr beschränken. Kaum daß es ihm gelingen mochte, nur so viel unzerstört zu erhalten, als noch davon vorhanden geblieben.

Inzwischen war Stapfer unermüdet, die nöthigen Vorarbeiten zur Verbesserung des Schulwesens und zur Aufnahme der Wissenschaften zu besorgen, um dereinst in den Tagen der Ruhe mit desto sicherer Hand ein neues Gebäude aufzuführen. Eben so faßte er den Gedanken, nach Art der ehemaligen helvetischen Gesellschaft zu Olten und Aarau, durch Organisirung literarischer Gesellschaften in den Hauptstädten der Schweiz die gelehrtesten und einsichtsvollsten Männer des Landes mit einander zu verbinden.

Der nachmalige Ausbruch des Krieges, die Eroberung der halben Schweiz durch kaiserliche Waffen, und die Verlegung des Regierungssitzes von Luzern nach Bern, die allgemeine Unruhe und allgemeine Verwirrung, löseten jene Verbindungen im folgenden Jahre wieder auf.

Während meiner Geschäfte im Ministerium der Wissenschaften, blieb ich fortwährend der Wortführer der zerstreuten Bündner bei den helvetischen und fränkischen Behörden. Die Regierung unter-

stützte sie nach Kräften. Ihrer viele, die sich durch Fähigkeiten vor andern auszeichneten, wurden in Zivil- und Militärstellen angesetzt, andere auf andere Weise vor gänzlichem Mangel gesichert.

Viele von ihnen aber fürchteten, daß ihre Heimat auf immer für sie verschlossen sein würde. Selbst wenn das fränkische Kriegsglück ihnen die Pforten derselben wieder öffnen sollte, sahen sie doch ihr ganzes Leben dem Kampf mit Faktionen preisgegeben, welche durch Privatrache gefährlicher, als durch öffentliche Triumphe sein könnten. Sie sehnten sich, in der Schweiz zu bleiben, und Ungewißheit über Bündens Schicksal verdoppelte die Stärke ihres Verlangens. Einige derselben, welche in Bünden Landwirthschaft getrieben, äußerten ihren Wunsch, daß ihnen die weitläufigen Güter des Klosters Einsiedeln in Pacht gegeben werden möchten.

Demzufolge trat ich mit dem damaligen Finanzminister, B Finßler von Zürich, in mündliche und schriftliche Unterhandlungen. Der helle Blick dieses Mannes erkannte bald die Vortheile, welche dem Staat aus Anlegung einer Bündner Kolonie in dem rauhen Thale von Einsiedeln entspringen würden. Noch lag ein großer Theil dasigen Landes unangebaut und wild; ein anderer Theil war nur nachlässig bearbeitet worden. Noch größern Werth aber legte der Minister, und mit Recht, auf den Einfluß, welchen eine Kolonie arbeitsamer, aufgeklärter und den Grundsätzen der neuen Staatsverfassung huldigender Bürger durch Sinn und Beispiel in einem unwissenden, rohen, zu Armuth, Trägheit und Sklaverei gewöhnten Völkchen gewinnen konnte. Er empfing den Vorschlag mit aller der Wärme, welche die Hoffnung zur Verbesserung des Wohlstandes in jenen Gegenden einflößen mußte.

So angenehm anfangs den Emigrirten diese Zusicherung thätiger Hilfe von der helvetischen Regierung war, schwächte dennoch theils neu auflebende Hoffnung, die Heimat wieder sehen zu können, theils Furcht vor Fanatismus und Mißgunst der Bewohner des

Einsiedel=Thals, die Lust bald. Man begann den Aufenthalt in jener wilden Landschaft als einen Ort ewiger Verbannung anzusehen. Mehrere, die vorher der Pflanzstätte beitreten wollten, zogen sich wieder zurück; andere wünschten sich mildere Gegenden, und näher den Grenzen Graubündens, wie Pfäffikon am Zürichsee.

„Es ist mir sogleich aufgefallen," schrieb mir der Minister (27. November 1798), „daß Pfäffikon für die Kolonie theils angenehmer, theils bequemer und aus dem bloß ökonomischen Gesichtspunkt weit vorzüglicher wäre; allein die politischen und moralischen Zwecke, die mittelst einer Ansiedelung in Einsiedeln erreicht werden könnten, würden in Pfäffikon ganz verloren, oder wenigstens nur in einem ganz unbedeutenden Grad zu erzielen sein. — An beiden Orten bauen können wir nicht. Die Statthalterei Pfäffikon ist so sehr mitgenommen, als Einsiedeln. Daher müssen sich Ihre Gefährten für das Eine oder das Andere entscheiden. Wachsen ihre Hoffnungen zu der Rückkehr ins Vaterland: so würde ich ihnen selbst Pfäffikon anrathen, und die Veredelung von Einsiedeln, die nicht die Frucht eines einzigen und nicht zweier Jahre sein kann, auf bessere Zeiten versparen."

Während noch über die Niederlassung unterhandelt wurde, verstrich ein großer Theil des Winters.

---

## 9.

Mit der Wahrscheinlichkeit eines nahen Feldzuges erhoben sich zugleich tausend verschiedene Wünsche der Parteien in Helvetien. Noch war die neugeschaffene Republik ein Problem, welches durch der Waffen Glück gelöset werden sollte. Alle, welche durch die Revolution an Rechtsamen, Vorzügen, Einkünften und Macht ver-

loren hatten, richteten ihre Hoffnungen auf die Verbindung Rußlands und Oesterreichs. Im Lande, oder ausgewandert, betrieben sie ihre Sache mit gleichem Eifer. Kein Kunstgriff blieb unversucht, das Volk zu verwirren, die Unzufriedenen zu ermuntern, die Kraft der Gesetze zu lähmen, die Obrigkeiten lächerlich oder verabscheuungswürdig darzustellen, Aufrühre zu bewerkstelligen, und die Gegen-Revolution in allen Gegenden des Staats zu bereiten.

Das Direktorium, in Verbindung mit den gesetzgebenden Räthen, erschöpfte sich in Gewaltsmitteln, den Umsturz der Republik durch ihre innern Feinde zu verhüten. Man wählte die strengsten Maßregeln. Man donnerte in drohenden Proklamationen, schärfte Gesetze, füllte Gefängnisse, deportirte auf Verdacht hin, öffnete Briefe — doch alles konnte die Gegner nicht schrecken, sondern nur erbittern. Es war offener Krieg zweier furchtbaren Parteien. Leidenschaft und Rache schwangen sich in die Stelle der Besonnenheit und Mäßigung. Jeder erwartete von dem Untergange des Andern Rettung des Vaterlandes.

In Graubünden galt das Gleiche. Wie die helvetische Regierung den Krieg gegen die Feinde der neuen Staatsverfassung führte, machte dort ihn der Kriegsrath gegen die Freunde derselben. Das Land, welches die Last österreichischer Truppen zu empfinden begann, murrte gegen diese und gegen die Regierung, wie in der Schweiz das Volk gegen Franzosen und Direktorium. Es kam an verschiedenen Orten zu blutigen Händeln zwischen dem Volk und den kaiserlichen Soldaten. Man wagte Drohungen. Verschiedene Gemeinden gingen so weit, die Absetzung des Kriegsraths und die Entfernung der österreichischen Truppen zu begehren. — Andere weigerten sich, ihre Mannschaft zum Kriegsdienst zu stellen. Die gegen Frankreich und die Schweiz ausgebreiteten Gerüchte fanden der Gläubigen immer weniger. Das Schicksal der Ausgewanderten erregte größere Theilnahme, so wie diese ihre Thätig-

keit verdoppelten, das Mißvergnügen der Gemeinden gegen den Kriegsrath durch Druck- und Flugschriften zu unterhalten.

In der Schweiz sowohl, als in Graubünden, war die Mehrheit des Volks nicht sowohl gegen eine Staatsverbesserung, — denn ihre Nothwendigkeit fühlte man fast in jedem Dorfe — als vielmehr gegen die Gewaltsamkeit, mit welcher dieselbe ausgeführt war. Gerechter Argwohn rührte alle Gemüther, daß ausländische Heere auf dem väterlichen Boden nicht die Erhaltung öffentlicher Glückseligkeit, sondern Unterjochung des Landes, und Aufopferung desselben für die Absichten der Nachbar-Staaten im Schilde führen. Der Druck eines Kriegsheers, welchen der Bewohner des reichsten Palastes und der Mann der ärmsten Hütte empfand, erzeugte mit der Furcht zugleich den Unwillen gegen Regierungen, die entweder solche Heere berufen hatten, oder zu deren Schirm jene da standen.

In der Nacht aber vom 5. zum 6. März begab sich Massena nach Sargans, und ließ den General Auffenberg auffordern, Bünden zu räumen. Zu gleicher Zeit ordnete er den Angriff.

General Oudinot mußte mit dem linken Flügel einen lebhaften Anfall auf Feldkirch machen, um den kaiserlichen General Hotze abzuhalten, Hilfe an Auffenberg zu senden.

Auf der rechten stieg unter dem Befehl des General Demont ein Heerhaufen durch die Engpässe von Kunkels ins Thal von Reichenau hinab, die Brücken über den Rhein zu erobern, und Chur im Rücken zu nehmen.

Massena selbst führte das Mittelheer über den Rheinstrom gegen Balzers, während andere Haufen bei Ragaz durchschwammen, und den Posten von Haldenstein aufhoben.

Die Franzosen nahmen die Schanzen des Luzi-Steigs im Sturm. Am folgenden Tage standen sie, als Sieger, vor Chur. Auffen-

bergs Heer flüchtete in Verwirrung in die Gebirge. Er selbst war gefangen.

Die Eroberung Bündens schien die Leiden der Ausgewanderten zu enden. Sie kehrten zu den Ihrigen heim. Nur diejenigen, welche während ihrer Emigration in Zivil- oder Militärämtern der Schweiz angestellt waren, blieben zurück.

Das Entzücken der Unglücklichen, nach so langer Trennung wieder im Schoos ihrer Familie ruhen zu dürfen, war unbeschreiblich. In Zuschriften an Massena, ihren Befreier, und an das helvetische Direktorium schilderten sie die Empfindungen ihres Dankes.— Die neue Regierung, Gemeinden und Privatpersonen bezeugten mir in rührenden Ausdrücken ihre Zufriedenheit mit der Vollstreckung meiner Pflichten.

Aber noch war das Ende des Elendes nicht erschienen. Zu früh Jauchzen und Triumph. Die Schlacht von Stockach und Jourdans Rückzug am Ende des März-Mondes verdunkelte Massena's Siege. Bald ward Bünden wieder die Frucht von Oesterreichs Waffenglück; bald rauschte unter unaufhörlichen Gewittern von Treffen und Schlachten das Heer des Kaisers bis an das Innere der Schweiz vor, begünstigt von einer Menge blutiger Aufstände, welche zu gleicher Zeit in Helvetien ausbrachen, und die kaum jährige Republik zu vernichten drohten.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

# Heinrich Zschokke's

# Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Vierunddreißigster Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

## Dritte Abtheilung.

---

# Vermischte Schriften.

In sieben Bändchen.

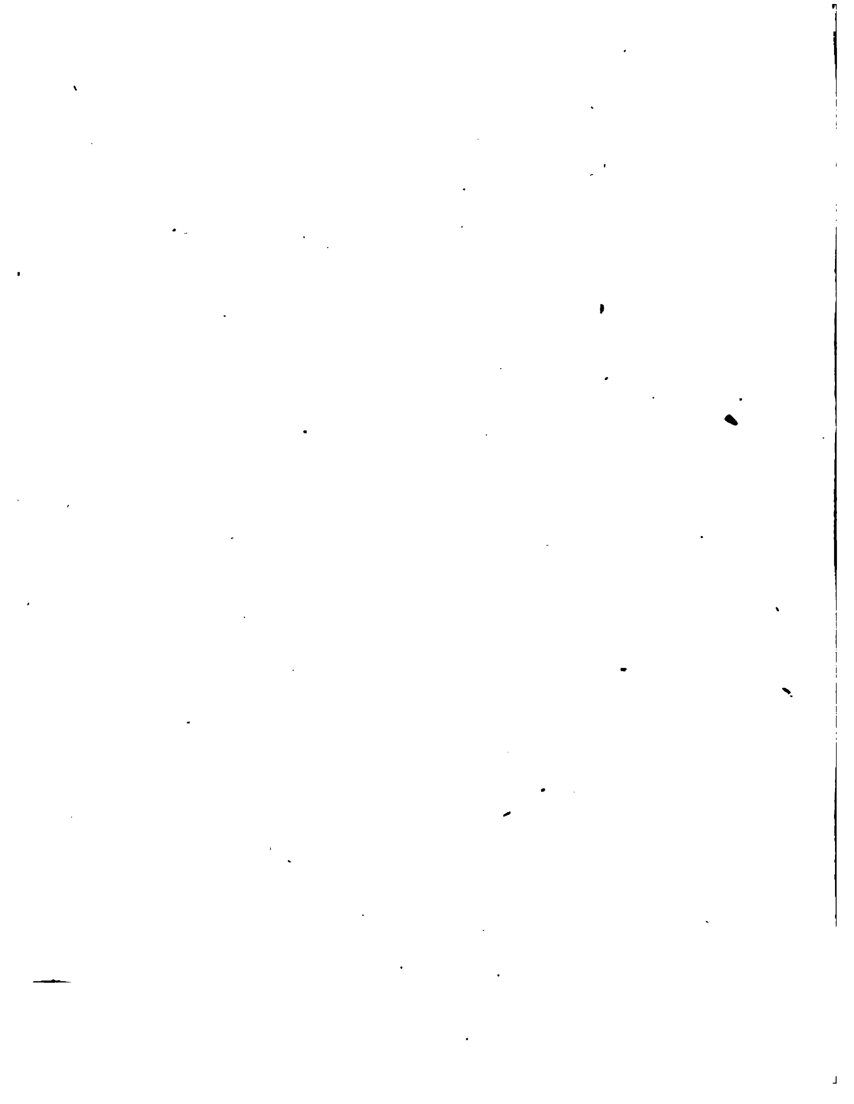
---

Fünfter Theil.

---

# Inhalt.

# Geschichtliche Zeitbilder.



# Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone,

besonders

## des eidgenössischen Kantons Schwyz,

im Jahre 1798.

---

Der Inhalt nachfolgender geschichtlichen Darstellung ist unmittelbar aus schriftlichen oder mündlichen Berichten von Augenzeugen, oder aus urkundlichen Zeugnissen geschöpft. Langer Aufenthalt in den Waldstätten (Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug) und freundschaftliche Verbindung oder persönlicher Umgang des Verfassers mit Urhebern oder Theilnehmern der wichtigsten Ereignisse, erleichterten ihm Sammlung und Sichtung der Stoffe.

Zum erstenmale erschien diese Geschichte im Jahre 1801 öffentlich. Sie ward bald darauf ins Französische (Histoire de la destruction des républiques démocratiques de Schwyz, Uri et Unterwalden. Paris et Bern. An X 1802) von J. B. Briatte übersetzt, wenige Jahre später auch durch Giam-Menico Cetti ins Italienische (Istoria della guerra e della distruzzione de' cantoni democratici della Suizzera di Arrigo Zschokke. Lugano, 1805.) Noch im Jahre 1823 erschien abermals eine Uebersetzung in französischer Sprache zu Genf. Eine englische war von Herrn Aikin in London herausgegeben

---

# Erstes Buch.

## 1.

Ich will den ungleichen Kampf eines kleinen Freistaates im Schoose der helvetischen Alpen schildern, geführt für die von den Vätern ererbte Freiheit, gegen Uebermacht eines großen Nachbarreiches. Nicht Gebiet, Macht und Einfluß auf des Welttheils Schicksal wurden dem Volke zu Theil, dessen Unglück ich beschreibe; aber Tugend, Männlichkeit und erhabener Sinn machen es des Griffels der Geschichte werth.

Unter jenen Völkerschaften Helvetiens, welche zuerst in Europa die verlorne Freiheit wiederfanden, und mit glücklicher Kühnheit behaupteten, standen einst auch die Schwyzer. Tapferkeit erhob derselben Namen zum gemeinschaftlichen der Helvetier. Und von allen Bundesvölkern zuletzt, sank das Volk von Schwyz, und opferte, erst nach nicht unrühmlichem Kampfe, unter erschöpften Kräften, die vorweltliche Verfassung auf, in der es während eines Jahrtausends Hälfte glücklich gepriesen wohnte. Bald wurde es durch Elend, wie ehemals durch sein Glück, berühmt.

Schon darum verdienen die letzten Schicksale der kleinen Hirtenrepublik unsere Aufmerksamkeit. Bieten gleich ihre eingeschränkten Kräfte keinen glänzenden Stoff, wird doch der Geist, mit dem sie litt und unterging, des Forschers Hochachtung oder Mitgefühl rege machen.

Der Schilderung dieser Ereignisse gehe ein flüchtiges Gemälde vom Zustand des Freistaats voraus, wie er vor seiner Vernichtung war.

---

## 2.

Das gesammte Gebiet von Schwyz zählte kaum mehr als einundzwanzig Geviertmeilen Flächenraums. — Nordwärts wurde es

(entlang von Bäch und Wolleran an den Zürchergrenzen bis zum Schlosse Grynau an der Linth) von den Wellen des Zürichsees bespült. In Osten stieg zwischen ihr und dem Lande Gaster und Glarus die Scheidewand einer langen Bergreihe, welche stufenweis vom wilden Zindlen und Köpfen empor zum rauhen Pragel und dem noch höhern Saßberg bis zum Silberstock rückte. Eine schauerliche Felsenkette umschlang das Land im Süden. Hier trennten der unwirthbare Grisset, der alpenreiche Wasserberg und Goldblangg Schwyz von Uri, bis zum Dörflein Sisikon letztern Kantons, im Gebirgswinkel am Waldstätter-See. Gegen Abend zog dieser See die Grenze, doch nur kaum zwei Stunden lang, von Sisikon bis Kindlismord, am Fuße des prachtvollen Rigibergs. Mit Ausnahme seiner westlichen Halden setzte der Rigi die Grenze gegen das Gebiet des ehemaligen Freistaates Gersau und dreier Luzernischen Seegemeinden fort, bis Küßnacht am Waldstätter-See. Dann schieden die Berghöhen von Mörlischachen bis Immisee das Schwyzergebiet vom Kanton Luzern; und vom Zugersee bei der Kapelle St. Adrian über den waldreichen Rufiberg und Roßberg, durch die Mitte des hohen Morgarten in gerader Linie bis zum hohen Ronnen, trennten sich Zug und Schwyz. Auf der letztgenannten Anhöhe zeigte ein Grenzstein der drei Orte March; denn von hier an bis zum Zürichsee hinab berührten sich wieder die Gebiete von Zürich und Schwyz.

Das Land genießt einer heitern, gesunden Luft, in welcher Menschen und Pflanzen wohl gedeihen, obgleich Nebel des Herbstes und Winters oft wochenlang die niedern Thäler füllen.

Das größeste und anmuthigste Thal steigt amphitheatralisch vom Ufer des Waldstätter-Sees bis zum Fuß des Haggenbergs und den auf ihm ruhenden zwei Felsenpyramiden des Myten. Zwischen Wiesen und Gärten, im Schatten fruchtbarer Bäume, ruhen zerstreut unzählige Hütten und Häuser, hin und wieder enger in

Dörfern vereint. Im Hintergrunde erhebt sich mit schönen Gebäuden der Hauptflecken Schwyz.

Mitten durch die Breite des Geländes schweift in weiter Krümmung der Strom der Mutta. Er rauscht aus einem Nebenthale, dem er seinem Namen leiht, und welches fast vier Stunden lang in das Innere der Hochgebirge ostwärts dringt. Mit dem Muttathale verbindet sich in der Tiefe desselben, mit südöstlicher Richtung das Bisithal. Beide sind von hohen waldigen Bergwänden umfangen; aus den ewigen Gletschern entsprungene Bäche stürzen, in Wasserfällen, herab über die schroffen Felsen, und schwellen die Mutta an.

Lächelnder dehnt sich ein Thalgelände nordwärts von Schwyz zwischen dem Rigi und Roßberg gegen Küßnacht und Arth am Zugersee. Es umfängt den romantischen Lowerzersee mit seinen Inseln. Von Dörfern und Fruchtbäumen sind die Ufer dieses Sees umkränzt. Das Gebirg ist voll reizender Mannigfaltigkeit; sein Umriß verliert sich mit sanften Schwingungen in der Ferne.

Ein rauher Bergweg führt nordöstlich von Schwyz über Steinen empor, über den Arm des Haggenbergs, welcher gegen den See von Lowerz zieht. Droben entfaltet sich ein schönes Hügelland, in der Nähe der Alpen. Dort ruhen in der Mitte ihrer fruchtbaren Matten und Gärten die Dorfschaften Sattel und Rothenthurm, im Angesicht des klassischen Bodens von Morgarten, dessen Namen der Sieg der Schwyzer über Oesterreichs stolzen Herzog verewigte. Die moorigte Ebene von Rothenthurm sinkt zwischen den Höhen von St. Jost und Samstageren hinab zum Fuß des Katzenstricks. Dieser Berg scheidet von hier das rauhe, weite Thal Einsiedelns.

Ehe der Einsiedler Meinradus mit seinen frommen Nachfolgern zu Anfang des neunten Jahrhunderts dies Land anwohnte, lag es im Schatten eines finstern Waldes, öd und unwirthbar. Heut sind die Waldungen bis an den Fuß der Berge zurückgedrängt;

aber doch herrscht im Thale ein kalter Himmel, unhold dem Anbau der Erde. Der Boden ist moorigt, und trägt unerschöpflichen Reichthum von Torfen.

Im Norden des Thales steigt, von Tannenwäldern bedeckt, der Ezelberg. Ueber ihn führt eine enge, rauhe Straße in die fruchtbaren Gefilde der March und der Höfe, welche sich am Zürichsee ausbreiten.

Das wilde Weggithal, welches zwischen finstern Gebirgen in gleicher Linie mit dem Thale von Einsiedeln gegen Norden läuft, öffnet dort gegen die Ebenen der March seine Mündung.

Dies sind die Landschaften, aus denen einst der Freistaat der Schwyzer zusammengesetzt war; doch nicht alle genossen gleicher Rechte.

---

## 3.

Der eigentliche Kanton Schwyz oder das gefreite Land, welches oberherrliche Macht über die andern Gegenden übte, bestand nur aus den Gemeinden des Hauptthales Schwyz und denen des Muttathals, mit Inbegriff der auf den benachbarten Höhen liegenden Dorfschaften Morschach, Illgau, Iberg, Alpthal, Rothenthurm und Sattel; auch zählten sich zum gefreiten Boden noch Arth und die Ortschaften zwischen diesem Flecken und Schwyz gelegen.

Schwyz selbst war des Landes Hauptort. Die Geschichte von den ersten Bewohnern dieser Thäler ist fabelhaft. Eine Sage lehrt, daß im Lande der Dänen und Ostfriesen vorzeiten große Hungersnoth einen mächtigen Theil des Volks zum Auszuge gezwungen habe. Also seien die Norder aufgebrochen mit Weib und Kind, und bis in die unbewohnten Gebirgsgegenden Helvetiens gekommen, wo sie die Waldung ausrodeten. Ihre Pflanzstätten

breiteten sich aus über die Länder Uri, Schwyz, Unterwalden, auch jenseits des Brünig an den Ufern der Aar im Hasli. Zur selben Zeit soll Schwyz erbaut worden sein von zwei Brüdern, Schwyter und Tschey, Führer jener ausgewanderten Haufen. Schwyter aber und Tschey ergrimmten gegen einander über den Vorzug, nach wessen Namen Land und Volk genannt werde. Schwyter habe im Zweikampf den Bruder getödtet, wie einst Romulus um gleichen Preis den Remus.*)

Lange schon hatten sich hier die Menschen unter gesellschaftlicher Ordnung vereinigt, ehe ihr Name, als Volk, gehört ward. Im steten Kampfe mit der Natur, genossen sie des Friedens der Armuth. Kein Eroberer trug seine Waffen her, um den Beneidungslosen ihre Felsen zu rauben. Zwar drangen die Schaaren der Allemannen bis zu den Seeufern der Waldstätte, im fünften Jahrhundert; zwar gewann später Burgund Herrschaft über einen großen Kreis Helvetiens; und die Monarchie der Franken umschloß im sechsten Jahrhundert die gleichen Gegenden, die dann im zehnten Jahrhundert dem deutschen Reich zugetheilt wurden. Doch scheinen die einsamen Gemeinden der Hochgebirge oft so wenig von ihren Herren, als diese von den Wohnsitzen ihres Volks gewußt zu haben.

Die fetten Wiesen des Landes, die kräuterreichen Alpen, deuteten den Einwohnern den zu wählenden Nahrungszweig. Ausschließend widmeten sie sich der Viehzucht; den Ertrag ihres Fleißes führten sie wahrscheinlich gen Welschland, oder in das ebene Helvetien, wo die Durchzüge der Heere, der Aufenthalt von Reichsvögten und kriegerischen Besatzungen zum Handel nöthigten.

---

*) So erzählen alte geschriebene Chroniken; in Bezug auf den Brudermord berufen sie sich auf ein uraltes Gemälde in Schwyz, welches aber nicht mehr vorfindlich ist.

Das Hirtenleben, kunstlos und einfach, stillte die ersten Bedürfnisse der Alpenbewohner. Sie sehnten sich, in ihrer Armuth reich, keinem fremden Gewinn nach. Künste, Handwerke und höhere Wissenschaften blieben unbekannt. Jede Familie verarbeitete selbst den rohen Stoff zur Bekleidung, und wußte ihr einfaches Hausgeräthe zu bereiten.

Die Wohnungen, von in einander gefugten Baumstämmen erbaut, waren in Thälern und an Gebirgshalden zerstreut. Jede Hütte eignete sich die nächstangrenzende Flur zu; die übrigbleibenden Striche Landes und die weitläufigen Alpen bewirthschafteten die Hirten gemeinsam mit den Heerden. So entstanden jene weiten Gemeingüter, oder Allmeinden, an welchen jeder Landsmann, reich oder arm, Genuß hatte.

Die einfache Vertheilung des Bodens, diese Vereinsamung der Wohnungen, und der lange Aufenthalt der Hirten während der milden Jahrszeit auf den Alpen, verminderte den traurigen Streit über das Mein und Dein, welcher in andern Ländern nur allzuschnell das Gewebe der gesellschaftlichen Ordnung verwirren und verkünsteln mußte.

Die Hirten, im gemeinschaftlichen Besitz so vielen Eigenthums, konnten nicht einer einzigen Person überlassen, darüber zu verfügen. Vor der Auffahrt in die Alpen und ihrer langen Trennung versammelten sie sich, alle Gemeinden des Landes in eine einzige. Diese Landesgemeinde verband Meinungen und Wünsche der Hirten zu einem Gesetz, dem Jeder gehorchen mußte. Nach hier gegebenen Ordnungen ward das ganze Jahr, und so lange gerichtet, als sie vom gesammten Volk genehmigt blieben. Einem erfahrnen Biedermann, welcher des öffentlichen Vertrauens genoß, wurde die Vollziehung der Gesetze übergeben, und ihm ein Rath von einigen Landleuten zugesellt. Er trug den Namen Landammann, ohne höhere Macht und eigenthümliche Vorrechte. Ein

paar Jahre nach ihm übernahm die Würde des Gemeinwesens ein anderer an seiner Statt.

Also die Grundverfassung des Hirtenvolks, welches gegenseitig im Verhältniß einer Familie stand, davon jedes Mitglied mündig und bei ungetheilter Erbschaft Genosse gleicher Rechte war. Als die Waldstätte dem deutschen Reiche zugesprochen, und die Völkerschaften derselben zuerst nahmhaft wurden, lebten sie schon lange in diesem kunstlosen Vertrag, auch änderten sie ihn nicht, da Reichsvögte über diese Gebirge, Theile des großen Zürichgau's, Aufsicht empfingen.

Das Volk, ungestört bei seinen Uebungen, war ob dem Namen nicht eifersüchtig, welchen ein entfernter Kaiser, als Oberhaupt, über die Alpengegenden führte. Vielmehr zufrieden, unter Schutz eines mächtigen Fürsten vor Anfällen der Nachbarvölker geborgen zu sein, begaben sich die Bewohner der Waldstätte freiwillig in des deutschen Reiches Schirm, mit Vorbehalt ihrer Verfassung und Freiheit. Die Kaiser aber, ungelockt von den Wildnissen, begnügten sich, ein treues, tapferes Grenzvolk zu besitzen, welches seine kühnsten Jünglinge zu ihren Kriegsschaaren sandte.

Die Herzoge von Allemannien oder Schwaben übten, an Kaisers Statt, dessen Hoheit, nach allemannischem Landrecht. Ein Reichsvogt hielt, jedoch im Lande selbst, das Blutgericht.

Als aber im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Reich von großen Stürmen bewegt ward, und, in einer Kette von Kriegen verwickelt, die Kaiser ohnmächtiger wurden, während deren Vasallen nach unabhängigen Fürstenkronen strebten, blieben die Gebirgsbewohner oft lange ohne des Reiches Pflege und Schirm. — Dann, je nachdem Gefahren drohten, schlossen sie sich enger in Bündnissen mit ihren Nachbarschaften zusammen; denn Schwyz, Uri und Unterwalden beherbergten nur ein ursprüngliches Brudervolk; — oder sie erwählten einen tapfern Mann, reich an Land

und Leuten, zu ihrer Gebirge Schirmvogt, wie es geschah im Jahre 1110, da sie dem Rudolf, Grafen von Lenzburg, die Schirmvogtei antrugen.

Es waren aber diese Zeiten allgemeiner Verwirrung und Fehde die goldenen des Mönchthums. In allen Gegenden entsprangen Klöster, selbst im Innern der Waldthäler. Kaiser und Fürsten begabten dieselben mit Vorrechten, mit Schenkungen an Land und Leuten.

Schon im Jahr 838 hatte in dem rauhen Thale zwischen den Gebirgen des Myten und Ezel, mitten in schauerlicher Wildniß, Einsiedler Meinradus seine Zelle erbaut. Mehr denn vierzig Jahre später ging an deren Stelle ein Kloster auf, unter der Hand eines andern Eremiten, genannt Benno. Bald dehnte, gestärkt durch Gunst der Fürsten, die neue Stiftung ihre Gewalt umher aus, und erweiterte ihr Gebiet durch eine Schenkung der benachbarten Wildniß (vom K. Heinrich II. 1018) über den Boden der Schwyzergemeinden.

Als diese dagegen ihr väterliches Erbe behaupteten, und, auf Einsiedelns Klage, des Kaisers Spruch (im Jahr 1114) den Schwyzern das strittige Land absprach, verschmähten sie des Kaisers Urtheil. Sie schlossen mit Uri und Unterwalden, ihren treuen Nachbarn, neuen Bund, zum Schirm der Rechtsame. Vergebens schleuderte der Bischof von Konstanz auf die drei Bundesländer den Bann*). Sie hüteten in Frieden ihre Heerden; und ihre Priester gehorchten schweigend dem Befehl des Volks.

---

*) Erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts übten die Bischöfe von Konstanz geistliche Hoheitsrechte über das Land von Schwyz. Wenigstens finden sich keine frühern Spuren davon. Die älteste ist die Einweihung des großen Münsters zu Einsiedeln durch Bischof Konrad, Anno 984.

Seit jener Zeit blieben Uri, Schwyz und Unterwalden in steter Bundesverwandtschaft; und, stärker durch ihren Verein, handhabten sie die von den Altvordern empfangenen Freiheiten. Auch leisteten sie dem deutschen Reiche keine Huldigung wieder, bevor ihnen die Ungestörtheit ihrer Verfassung, und daß sie nur, als freie Leute, des Kaisers Schirm erkohren, feierlich verbriefet worden war. Von mehr, als einem Kaiser, wurden ihnen diese Urkunden ausgestellt.

So weit hinaus in die Dunkelheit der Vorwelt die Geschichte ihr Licht wirft, nimmt man doch nirgends bei diesem Volke die Spur einer innern Gährung, oder eines Wandels der Staatsverfassung wahr. So wie dieselbe allmälig durch das Bedürfniß ihre Bildung gewonnen, ging sie unverletzt zu den Enkeln über*). In allen Verträgen mit dem Ausland wurde sie feierlich vorbehalten. Auch die nachmalige Revolution, welche mit dem Tode des Landvogts Geßler begann und mit der Erklärung der helvetischen Unabhängigkeit im westphälischen Friedensschluß endete, bewirkte keine Verwandlung der Staatsform, sondern nur Tilgung fremder Gewalt, unter welcher die alte, freie Verfassung einzusinken drohte.

Wenige Völker der Welt mögen sich dieses Glückes rühmen. Ueberall litten die Regimentsformen, sei es in Freistaaten oder Alleinherrschaften, mannigfaltigen, schnellern oder langsamern Wechsel; und die ältesten Monarchien blieben nicht ohne Erschütterungen, in welchen oft der Bürger Leichname den wankenden Thron stützen mußten.

---

*) Schon im Anfang des neunten Jahrhunderts, also in der Zeit Karls des Großen, hatten die Waldstätte ihre politische Organisation vollendet. Eine Urkunde des röm. K. Ludwig, im Landarchiv von Uri aufbehalten, erklärte, daß dieser Ort sich 809 in des Reichs Schutz begeben, mit Beibehaltung seiner Ordnung und Freiheiten.

Sicherheit des Eigenthum's scheint in den helvetischen Gebirgsländern die Grundlage der Verfassung gewesen zu sein. Indem jedes Glied des Volks, als Genosse des großen Gemeineigenthums der Alpen und Allmeinden, seine Rechte auf dieses schützte, entsprang eine Rechtsgleichheit, minder das Werk des klügelnden Nachdenkens, als der Naturnothwendigkeit, und eben darum unzerbrüchlicher.

Die Hirten, jeder von ihnen an das Beste des Vaterlandes mit gleichen Banden gefesselt, wachten mit gleicher Eifersucht über die Freiheit des gesammten Volks. Der Landammann blieb ohne Auszeichnung und genoß keiner höhern Ehrenbezeugung, als die im Zutrauen des Volks lag. Man nannte ihn und seine Mitarbeiter nur: Die beschiedenen Männer. Seine Amtspflichten mußte er ohne Hoffnung andern Gewinns vollstrecken; er konnte sie aber nicht vernachlässigen, ohne öffentlichen Unwillens gewiß zu sein. — So blieben Ehrgeiz und Gewinnsucht ohne Nahrung; nur die Tugenden des Vorstehers fanden in der Tugend der Bürger ihre Anerkennung.

Das einsame Alpenleben, und der Aufenthalt in zerstreuten Hütten, gewöhnte das Volk zur stillen Häuslichkeit; die Flecken und Dorfschaften, allmälig in den Thälern anwachsend, konnten nie jenes Uebergewicht erlangen, welches durch Anhäufung des Reichthums, vermittelst des Handels, erzeugt wird. Die unabänderliche Gleichheit der Bürger zog die Gleichheit der Gemeinden nach; keine trachtete nach dem eiteln Range einer Stadt, der in dieser Verfassung nie Vortheil, wohl Gefahr bringen konnte.

Indem der Bürger unter solchem Verhältniß sein Wohl nur in des Vaterlandes Wohl fand, war ihm jeder Fremdling verdächtig. Schon in den frühesten Zeiten ward aus dieser Ursache kein anderer zum Richter angenommen, so sehr auch Erfahrung,

Redlichkeit und Einsicht dazu eigneten, denn nur ein Landmann und Einwohner.

Als bei der allgemeinen Verwirrung des deutschen Reichs im dreizehnten Jahrhundert weltliche und geistliche Herrschaften, ihre Macht zu erweitern, mit ihren Vergrößerungsentwürfen selbst die Gelände in den Waldstätten berührten, ertheilten sich Schwyz, Unterwalden und Uri in ihrem Bundesbriefe 1291 ausdrücklich das Versprechen, nie einen Richter zu genehmigen, der nicht Landsmann sei, oder der sein Amt durch Bestechung oder Kauf erworben habe.

Mit ähnlicher Behutsamkeit verfuhr das Volk in der Wahl der Geistlichen. Diese, ohne Eigenthum, Ehe und Vaterland, immer geneigt, Pflichten des Lehrers mit den Rechten eines Herrn zu wechseln, gewaltiger durch himmlischen Binde- und Löseschlüssel, als der Fürst durch weltlichen Scepter, waren der Ruhe vieler Staaten schon furchtbarer oft, denn ein siegreiches Heer des Feindes. Der Schwyzer einfache Klugheit, immer auf Sicherheit des Eigenthums zurücksehend, lähmte die geistliche Gewalt, indem sie solche nur Kindern des Landes anvertrauen wollte. Der vaterländische Priester, umringt von seinen Blutsverwandten und Kindheitsgespielen, bekannt mit Grundsätzen und Ernst des Volks, dem er seit früher Jugend Ehrfurcht zollen lernte, trat nicht so leicht in Verbindungen gegen das Heil des heimatlichen Bodens, als der Ausländer, dem Ehrgeiz andere Ziele vorspiegelte, oder Schwärmerei, über den Himmel, das Glück der Erdenbürger vergessen machte.

Daher geschah, daß jener Bannstrahl nicht zündete, welcher, wie oben erwähnt, aus der bischöflichen Curie von Konstanz gegen die Völker der Waldstätte fuhr. Die Priester warteten ihres Amtes; die Gunst des Brudervolks war ihnen theurer, als der Zorn des erhabenen Fremdlings an den Ufern des Bodensees

furchtbar. Auch in spätern Zeiten trugen die Waldstätte jenen Grundsatz. Denn als ihr Gebiet sich in glücklichen Kriegen erweitert hatte, wandten die Schwyzer ihn selbst auf die Kirchen der unterworfenen Lande an und erneuerten ihn für das freie Gebiet.*)

Es ist zweifellos, daß eben diese Wachsamkeit wider den Einfluß der Fremden die Ruhe des Landes und die Dauer der Staatsverfassung nicht wenig geschirmt hatte.

---

## 4.

Zwei Heiligthümer sind es, über welche das Volk von Schwyz nichts Erhabeneres kennt, Freiheit und Glauben. Für beide trat es mehrmals unter die Waffen; für beide focht es mit gleicher Theilnahme.

Schon früh wurde die Saat des Christenthums in diesen Gebirgen ausgestreut. Ein Schüler des Apostelfürsten Petrus, Namens Beatus, so erzählt die Ueberlieferung, soll im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu diesen Thälern gekommen sein, ihnen den gekreuzigten Gott zu predigen. Yberg, eine Schwyzergemeinde auf wilder Anhöhe gelegen, rühmt, in ihrer anmuthlosen Einsamkeit lange jenen Heidenbekehrer beherbergt zu haben. Mehr aber noch, als er, soll der heilige Martinus durch Wort und Wunderkraft im heidnischen Schwyz vermocht haben; dankbar erhoben beide Länder ihn zu ihrem Schirm-Heiligen.

---

*) „Geistliche Pfründen in unserm Land und Botmäßigkeit sollen auf Genehmhaltung einer Maien-Landsgemeinde von unsern Priestern, so in unserm Land erbohren und erzogen, besetzt werden; es wäre denn Sach, daß dergleichen taugliche Priester in unserm Land nit wären." Landsgem. Erkenntniß v. J. 1675.

Gewisser als jene Sagen sind die Verdienste der fränkischen Könige um die Bekehrung der helvetischen Gebirgsbewohner. Eben so eifrig, ihre weltliche Macht auszubreiten, als das Reich der christlichen Kirche, mußte diese Kirche den Gewaltthaten der Eroberer gegen friedliche Völker bald Anlaß, bald Heiligkeit geben.

Die Christen der Gebirge blieben aber ohne eigentlichen Hirten und Bischof, bis zur Errichtung des Bisthums Konstanz (J. 570). Da wurden sie in geistlichen Angelegenheiten, so wie der gesammte Zürichgau, diesem einverleibt.

Noch länger verzog sich die Eintheilung des Landes zu Pfarreien, welche erst im zwölften Jahrhundert zu Stande gekommen zu sein scheint. Vorher waren in den Waldstätten nur wenige Kirchen, wohin das Volk aus dem ganzen Lande zehn- oder zwölfmal des Jahres zusammenfloß, seiner Andacht zu pflegen. Aus alter Ueberlieferung wissen wir, daß die Länder Unterwalden und Schwyz (wahrscheinlich in den Zeiten des sechsten und siebenten Jahrhunderts) lange nur einen einzigen Priester gemeinsam besaßen, und daß die Christen von Schwyz einmal zur Kirche St. Jakob auf Ennetmoos in Unterwalden, das anderemal die Unterwaldner zur alten Kirche auf Yberg gezogen sind.

Als sich nun in den Thälern das Häuflein der Gläubigen mehrte, vervielfältigten sich im gleichen Verhältniß ihre Andachtsstätten. Es geschah besonders im achten Jahrhundert. Doch blieben ihre Tempel lange ohne jenen äußern Pomp, welche in andern Gegenden den Verfall der Religion verschleiern mußte, den er nicht abwehren konnte. Die Kirchen waren meistens von Holz; statt der Glocken diente ein Horn, dessen Schall die Schaaren der Andächtigen versammelte; kein goldener Kelch schmückte den Altar; ein hölzerner genügte, und zu Meßgewand und Fahnen, Linnen.

Bei der Seltenheit der Priester in frühern, und ihrer Unwissenheit in spätern Zeiten, konnte es nicht fehlen, daß das Christen-

thum in den schweizerischen Berg- und Waldlanden ohne jene milde Gewalt über die Herzen blieb, welche es in andern Weltgegenden unter den Völkern übte. Die ersten Verkünder des Evangeliums in der Alpen-Wildniß rangen mehr nach dem Umsturz abgöttischer Altäre, als nach Veredlung der Gemüther. Die Thorheiten des Heidenthums und die alte Rohheit der Herzen vermählten sich willig mit einem neuen Gottesdienst, der, ohne das Irdische zu verbittern, dem Anhänger die Pforten des Himmels öffnete.

So blieben sich diese Hirtenvölker als Heiden und Christen ziemlich gleich. Mit den Tugenden aller rohen Völker hatten sie deren Laster gemein. Gastfreundlich in ihren einsamen Hütten, unverstellt für Freund und Feind, treu dem dargegebenen Wort, schweiften sie zur Zeit des Krieges über göttliche und menschliche Rechte hinaus, daß sie bald nicht minder durch Siege, als durch Grausamkeiten berühmt wurden.

Nicht selten lag ihr Freiheitsgefühl mit der Ehrfurcht im Zwist, welche sie der Kirche schuldig waren. Aber jenes blieb immer vorherrschend, und die Kirche sah sich untergeordnet. Willig anerkannten sie die Hoheit derselben, und deren Wirkungskreis über die Gefilde des künftigen Lebens; aber in ihren heimatlichen Thälern auf Erden traten sie keine Herrschaft ab. Früh genug legten sie diese Denkart in dem Marchenstreit mit dem Gotteshause Einsiedeln dar; arglos hingen sie nachher Kaisern an, auf welchen der Fluch der Kirche ruhte; und als sie selbst der, andern Völkern so fürchterliche, Bannstrahl traf, zwangen sie ihre Priester zur Haltung des Gottesdienstes, und trauerten nicht.

Der Krieg, dem sie Jahrhunderte lang oblagen, milderte die alte Rohheit nicht, und machte sie nicht unterthäniger dem Ansehn der Kirche zu einer Zeit, da Könige und Kaiser ihren Hals vor Priestern bogen. Eben die Hirten, welche mit Andacht auf den Gräbern ihrer Freunde für deren Seelen flehten, oder mit Weib

und Kindern knieend unterm freien Himmel auf der Wiese lagen, auf welche sie im Jahr das erstemal ihr Vieh zur Weide trieben (ein Gebrauch, der sich noch in unsern Tagen nicht verloren hat) — eben dieselben zerstörten im Kriege Kirchen und Klöster, mißhandelten gottgeweihte Personen am geplünderten Altar, und selbst ihre heiligsten Festtage bezeichneten sie nur mit glänzenden Siegen.

Der Aberglaube und die Freuden des Heidenthums, zu theuer dem bildungslosen Naturmenschen, behaupteten lange Herrschaft über den Gebirgsbewohner. Sie fanden in dessen Gemüths- und Denkart mächtige Schutzredner gegen des strengen Christenthums Glaub' und Lehre. — Manches davon pflanzte sich durch die Geschlechter fort bis zu unsern Zeiten, so sehr auch frommer Priester Eifer dagegen zürnte.

Dahin gehörte, um bezeichnende Beispiele zu geben, unter manchen andern Uebungen auch das Zu-Kilt-Gehen, oder des Liebenden nächtlicher Besuch bei der Geliebten vor der Hochzeit. Der Jüngling, am Tage mit häuslicher Arbeit beschwert, kann nur die der Ruhe geweihten Stunden zum Umgang mit seiner, in entfernter Hütte wohnenden Freundin erübrigen. Hier lernt er sie kennen; hier werden Entwürfe gesponnen für die Zukunft. Minder gefahrvoll für die Unschuld, als jetzt, scheint ehemals bei einfacherer Lebensweise diese Uebung gewesen zu sein. Die Aeltern, eingedenk ihrer Jugend, wehrten minder des Freiers nächtlichen Eintritt zum Kämmerlein ihrer züchtigen Tochter, als es der Jünglinge Eifersucht selbst that. Vermummt und mit verstellter Stimme lauerten diese gewöhnlich den Nebenbuhlern auf, die ihnen in gleicher Verkappung begegneten. Unter den Fenstern der Geliebten war gemeinlich der Kampfplatz. Das Mädchen ehrte den von den Jünglingen gefürchteten Sieger. — Noch heutiges Tages kennen die liebenden Mädchen in den Schwyzergebirgen das Getöse der Nachtbuben.

Still ist der Urner, düster der Unterwaldner. Wie an kräftiger Schönheit, übertrifft der Schwyzer seine Nachbarn in Frohsinn und Lebhaftigkeit. Der Tanz wird ihm zur leidenschaftlichen Sache; kein Fest ohne ihn. Mannigfaltiger und getümmelreicher wurden in dem helvetischen Hochlande nirgends die Saturnalien der Fastnacht gefeiert, nirgends Tanz, Verkleidung der Weiber und Männer und Muthwille reger Jugend ungehinderter gelassen, als hier. Die Kirche gewährte dem Schwyzer keine willkommenere Festzeit. Viele hundert Feuer brannten sonst nächtlich auf allen Anhöhen im Lande; chorweise wurde um die Fastenfeuer getanzt; das Jauchzen der Glücklichen drang in die fernen Thäler; Schmause beschlossen das Fest.

Geräuschvoller noch war die Feier des Abends vom heil. Dreikönigstag. Männer und Knaben durchschwärmten tobend das heimatliche Thal, mit Glöcklein und Klappern, und Schellen und aneinander schlagenden Becken. Alles was lärmend war, wurde angewandt zum allgemeinen, lustigen Getöse. Umsonst eiferten lange gegen diesen wilden Taumel oder gegen „das Greifeln" Priester und Seelsorger, von Kanzeln und Beichtbank. Erst nach und nach erlosch der wunderliche Brauch.

Eben so ist mancher Aberglaube untergegangen, welcher ehemals in den schwyzerischen Thälern galt. Man lauschte auf die Gestirne, künftiger Schicksale willen; oder auf das Geschrei der Hunde und Vögel; oder fürchtete gewisse unglückliche Tage im Monat. — Man erinnert sich noch des „Andreselns" am St. Andreasabend. Da entkleidete sich die neugierige Person, welche vorauswissen wollte, mit wem sie einst durchs Eheband verknüpft werden würde, und zog das weissagende Loos.

---

5.

Das den Heiden gepredigte Christenthum war ursprünglich einfach und arm. — Die Taufe, Erlernung des Kreuzes und einiger Gebete reichten hin, dem wilden Gebirgsmann den Schoos der Kirche zu öffnen. Aber der fromme Eifer der Mönche und Priester, oder Ehrgeiz und Unwissenheit der Geistlichen schmückten bald mit unzähligen Erfindungen das neue Lehrgebäude aus.

Der kindliche Geist des Volks, allzudürftig an Kraft, den hohen Sinn der Religion in Erkenntniß und That zu erreichen, schmiegte sich willig in das kirchliche Gängelband, nahm treuherzig eine Menge von Feierlichkeiten und Uebungen auf, die zugleich seine Sinnlichkeit reizten und herrlichen Lohn in dem unbekannten Lande jenseits des Grabes verhieß.

Wir finden, daß in den schwyzerischen Thälern ehemals mehr, denn jetzt, außer den allgemein-üblichen katholischen Gebräuchen noch manche andere statt fanden, welche besonders die Geheimnisse der Religion versinnlichen sollten. Es sei mir erlaubt, einige derselben anzuzeichnen, als Beiträge zur Sittengeschichte des Bergvolks.

Am Weihnachtstage wurden in allen Pfarrkirchen des Landes Gliederpuppen in der Größe eines jährigen Kindes, die Geburt Christi und damit verwandte Begebenheiten vorgestellt — ein geistliches Marionettenspiel.

Am Palmtag wurde eine, den Welterlöser vorstellende Puppe, auf einem Esel sitzend, im Dorf herumgeführt. Geistliche, Vorsteher des Volks und Richter, die Bewohner des Orts und der Nachbarschaften, alles strömte mit Zweigen herbei, und mit dem Hosiannaruf Jerusalems.

In ähnlichem Ernst ward am Charsamstag Christi Auferstehung aus dem Grabe gefeiert. Doch lieblicher dem Volk und den Kindern war die Himmelfahrt des Gottmenschen. In der Kirchen Mitte

stand sein Bildniß. Es ward, unter dem festlichen Sange der Gemeinde, mit hundert Blumenkränzen behangen von den Händen der Kinder, emporgezogen gegen die Wölbung des Tempels, zur Versinnlichung der Himmelfahrt, unter dem Geläut aller Glocken. Von oben herab schüttelte der gen Himmel Gefahrene Blumenkränze, Oblaten, u. s. f. auf die jauchzende Menge herab.

Lange herrschten dergleichen Kirchengebräuche unter den gutmüthigen Bergbewohnern. Noch in unsern Tagen erhält sich ihr Ueberrest. Der sinnliche Zauber, indem er den ersten Geist des Christenthums verschleierte, fesselte um so stärker des Volkes kindliches Herz an die Kirche. Mit ihm vereinte bald die Gewohnheit ihre wachsende Macht.

Hiemit löset sich das Räthsel, daß die Gebirgsbewohner der alten Mutterkirche am getreusten blieben. — Zwingli's Lehre bewog den größten Theil der helvetischen Freistaaten zum Abfall von des Papstes Stuhl, nur die Waldstätte wankten nicht.

Eifrig im Glauben, aber oft ruchlos in Thaten, zogen die Schaaren der Berglande, mehr als einmal, ins Feld gegen die der neuen Lehre holden Kantone. Immer lüpften die Schwyzer das Kriegspanner zuerst für den alten Glauben; nie waren sie verschwenderischer mit Stiftungen, Gelübden, neuen Festtagen, als damals, und nie waren bei ihnen Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Raubsucht, Bestechung, und andere Laster in wilderm Schwange. Dies erhellt aus den Verordnungen, so sich von jenen Tagen her erhalten haben. Die Gesetze der Zeiten sind der Spiegel ihrer Gesittung.

Inzwischen das Volk mit den Waffen die alte Lehre verfocht, eiferten die Priester mit Wort und Schrift gegen die gewaltsam fortschreitende Kirchenveränderung. Es erbot sich sogar Bruder Niklaus Zwyer gegen Zwingli's Jünger zum Gottesurthel, für Wahrheit der katholischen Lehre durch Flammen doppelter Scheiterhaufen zu wandern.

6.

Die Geistlichen, bekümmert um das Heil ihrer Kirche, mußten noch schwerere Sorge für die Erhaltung eigenen Ansehens tragen, zur Zeit der Reformation. Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Diener des Altars hatte die Kirchentrennung überall entweder hervorgerufen oder begünstigt.

In den ersten Zeiten des Christenthums umgab die Ehrfurcht des Volks den Verkünder des Evangeliums. Uneingedenk der Gefahren, welche der Grimm des sinkenden Heidenthums gegen ihn bereitete, sich selbst verbannend in die rauhen Thäler ungesitteter Bergvölker, verdiente sein Eifer Bewunderung. Damals lohnten noch keine reiche Pfründen seine Mühe um der Seelen Heil. Er selbst mußte für seines Lebens Bedürfnisse sorgen, für Nahrung, Kleidung und Schirm gegen die Härte des langen Winters in den Bergen. Er war Pfarrer, und Schmied oder Schreiner oder Taglöhner zugleich.

Bald aber stieg der Geistlichen äußere Hoheit. Im Namen ihrer Herrschaften übten sie hin und wieder, wo solche waren, weltliche Rechte, wie zu Arth, zu Morschach, zu Steina geschah. Bald darauf schufen sie eigenmächtig Gesetze für ihre Angehörige, forderten von ihnen Bannschatz und Zehnten, machten sich selbst landsteuernfrei; ernannten sich Helfer und Kaplanen, und luden in streitigen Fällen die gefreiten Landleute außer Landes vor Gericht. — Man erlaubte ihnen, in obrigkeitlichen Versammlungen bei weltlichen Geschäften zu sitzen; ja man findet noch bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in den Urkunden ihre Namen vor jenen der Landammanne unterzeichnet.

Als aber mit Anbruch des vierzehnten Jahrhunderts in den Waldstätten der Geist der Freiheit erwachte, tastete er auch die weltliche Macht des Clerus an. Ein besonderes Gesetz, der Pfaf-

fenbrief geheißen, dämmte die Macht der Kirche in weltlichen Dingen; es ward ihr in letztern der Richterstab entrissen, und das Recht, Schweizerbürger vor ausländischen Stuhl zu laden. Weltliche Obrigkeit setzte die Pfaffen an und ab, und zwang sie zuletzt, alljährlich um Beibehaltung ihrer Pfründen zu bitten. Im siebenzehnten Jahrhundert fing man sogar an, ihnen die Zehnten zu nehmen, sie in die allgemeinen Landsteuern einzubegreifen, und zu verbieten, den Klöstern, wie ehemals, liegende Güter zu schenken, oder zu verkaufen.*) So handelte das freie Landvolk in den Gebirgen, ehe Zwingli's und Luthers Licht schien und Fürsten zu ihnen traten.

Aber alle diese Umzäunungen der priesterlichen Gewalt hinderten nicht, daß die Geistlichen einen, mit jenen Beschränkungen oft kämpfenden Einfluß behauptet hätten. Indem sie allen andern Landleuten gleichgestellt wurden, behaupteten sie auch als solche die Rechte und Vorzüge des Bürgers. Sie hatten ihre Stimme in den Landsgemeinden, und wurden mit Ehrerbietung gehört. Wenn sie sich zur Rede erhoben, entblößte Jedermann sein Haupt

*) Schwyz. Landbuch Tom. I. „Niemand soll den Klöstern Grundstück zu kaufen geben, oder sonst vermachen, bei 5. Pf Buß. Das verkaufte oder vermachte Gut aber soll dem Land heimfallen.“ — Item: „Wenn die Klöster in unserm Land nicht wollten helfen tragen Schaden, Gemeinkosten, Steur und andre Gewerffe mit dem Land, als ein andrer Landmann, sollen sie meiden Holz, Feld, Wasser, Wuhr und Wald. Act. 1507.“

Eine öffentliche Landsgemeinde verurtheilte 1683 die Priesterschaft bei allgemeiner Landesauflage zur Entrichtung der Steuer.

Im Jahr 1723 ward dem Clerus auch die Auflage des sogenannten Angstergeldes gemacht, trotz der bischöfl. konstanzischen Protestation dawider.

und Stille waltete. Ihre Einsicht und Beredsamkeit lenkte des Volks Entschlüsse, besonders in neuern Zeiten, da man von den Pfarrern vorzugsweise Kenntnisse forderte. Denn bis zum sechszehnten Jahrhundert konnten ihrer die wenigsten schreiben und lesen. Man darf daher nicht erstaunen, wenn in Verordnungen (wie z. B. in alten Ordonnanzzetteln der Pfarre Yberg, Muottathal, Morschach u. s. w.) die Bedingung angefügt ist, daß keiner zum Pfarrer solle angenommen werden, er könne denn lesen und schreiben."

Während also der Geistlichen Ansehen in Thatsachen verschwand, suchten sie den Verlust durch Ehrenbezeugungen von Seiten des Volks auszugleichen. In frühern Zeiten und bis ins siebenzehnte Jahrhundert herab empfingen die Meßpriester und Bischöfe die einfache Benennung: „Ehrwürdiger Vater in Gott!" Aebte und Klostervorsteher nannten sich selbst nur „Brüder", — die Pfarrer bezeichnet man mit dem Worte „Lyt-Lipp", d. i. Leutpriester. Aber mit den langen Priestergewändern und Bärten verlor sich jene Einfalt, und blendende Titulaturen traten an deren Stelle.

---

7.

Da die Gesetzgeber des schwyzerischen Freistaats der Priester Hoffart und Mißbräuche eben so weise als standhaft einschränkten, zeichneten sie zugleich mit fester Hand die Scheidelinie zwischen Staat und Kirche. Der Staat für diese, die Religion für jene Welt wichtig, däuchtete ihnen die Vermischung beider unnütz. Sie machten die Religion zur besondern Angelegenheit aller einzelnen Bürger, den Staat zur öffentlichen Sache des Ganzen. Nicht weil das durch Religion gebildete Sittlichkeitsgefühl Brustwehr der

Gesetze und des Familienwohlstandes sein sollte, sondern wegen der durch Andachtsübungen erwerblichen Huld der Heiligen und der Gottheit für einzelne Menschen, für Dörfer oder für das gesammte Land, war bei ihnen die Beschirmung der Kirche eine Sorge des Staats. — Wie einst in den Zeiten des alten Griechenlands jeder Baum, jede Quelle, jede Stadt seinen Schutzgott besaß, kannte hier jedes Dorf und jedes Gewerb seinen Schirmheiligen. Das ganze Land aber hatte den Martinus zum Schutzpatron. In den Tagen der Gefahr nahm man zu den Altären dieser Heiligen Zuflucht; bessere Sitten hingegen waren selten die Frucht öffentlichen Unglücks.

Unvermerkt wurde in neuern Zeiten diese Art der Religiosität abermals der Stoff, aus welchem der Geistlichen rastlose Betriebsamkeit das halb zerrissene Band zwischen Staat und Kirche herstellte, und endlich diese mit jenem wiederum so eng und innig zu vereinen wußte, wie nie in frühern Zeiten geschehen war.

Die katholische Religion ward Staatsreligion, in dem Sinne, wie es die mosaische zur Zeit der Israeliten, oder der Polytheismus in Griechenlands und Roms Tagen gewesen. Nie hätte man glauben sollen, daß die römisch-katholische Kirche solcher Biegsamkeit fähig wäre. Auch sind die helvetischen Gebirgsrepubliken die einzigen, welche davon das Beispiel aufstellen.

Seit dem ruhmvollen Tage von Morgarten athmeten die Schwyzer nur für Freiheit, Vaterland und Sieg. Ihre Priester begleiteten sie ins Feld, und flehten den Beistand der Heiligen an, wenn sie schlugen. Den Heiligen ward Dank gebracht nach gewonnenen Schlachten. Diese Dankbarkeit währte in der Erinnerung der glücklichen Kämpfe fort. Jährlich erneuerte man die Siegesfeste. Diese begingen sie in kirchlichem Glanz.

So haben die Schwyzer den Samstag nach St. Martinustag, als an welchem sie bei Morgarten gesieget, ewig zu feiern und zu

halten verlobt. Und ist dies Gelübde im Jahr 1521 an einer offenen Maien-Landsgemeinde auf der Weidhub bestätigt worden.*)

Im Jahr 1443 beschlossen sie, ihren Sieg bei Ragaz über die Oesterreicher zu feiern am St. Fridolinstage alljährlich; den herrlichen Triumph bei Murten 1476 begingen sie festlich am Zehntausend-Ritter-Tag; und daß sie bei Kappel die unkatholischen Orte schlugen, wie sie sagten, unter Maria's besonderm Beistand, gelobten sie für sich und alle ihre Nachkommen ewig an den Tagen Maria's zu feiern.

Unvergessen blieb das Andenken der Vaterlandsvertheidiger, welche muthvoll in den Schlachten der Freiheit ihr Leben geopfert hatten. Ihre Namen kamen in allen Gemeinden auf die Nachkommenschaft. Die spätesten Enkel beteten noch für das Heil ihrer Seelen, und das Land stiftete ihnen „Jahreszeiten“, wo für sie an den Altären Meßopfer gebracht wurden.

So finden wir, daß schon 1316 ein Meßopfer gestiftet ward für die Helden, so am Morgarten fürs Vaterland fielen. Ihr Tag ward begangen in den Kirchgängen von Schwyz, Arth, Steina, Muttathal, Sattel und Morschach. — Und 1386 für die, so zu Sempach in der Schlacht umkamen; — im Jahr 1445 für die, welche in den langwierigen Kriegen gegen Oesterreich das Leben einbüßten; im Jahr 1476 den gebliebenen Helden von Laupen,

*) Tschudi's Chronik Mscpt. cf. 442 u. T. 2. S. 274. Der Vorabend dieses Nationalfestes war ein allgemeiner Fasttag, zum Angedenken der großen Furcht des Landes, welche dem Siege vorherging. Denn, sagt *Joh. vidoturan. in Chron.* Suitii audientes, se bello lacessiendos, orationibus et jejuniis, processionibus litaniisque deo se commendarunt, et clamavit omnis populus ad dominum in instantia magna et humiliaverunt animas suas in dejuniis ipsi et mulieres suae et clamaverunt unanimiter ad deum, ne darentur ad praedam, etc.

Murten, Granson und Nancy; im Jahr 1499 für die, welche bei Ragaz und im Schwabenkriege umgekommen; im Jahr 1532 zum Heil derjenigen, welche in der Schlacht zu Cappel und am Zugerberge starben, und andere Tage mehr. *)

Wenn Rom und Griechenland ihren ersten Helden Ehrensäulen aufrichteten auf öffentlichen Plätzen, erbaute das fromme Hirtenvolk der Waldstätte den seinigen Kapellen an denjenigen Orten, wo sie ihre That fürs Vaterland vollzogen hatten. — Uri errichtete eine solche seinem Heroen Wilhelm Tell zu Bürglen am Eingang ins wilde Schächenthal, wo er gewohnt, und eine andere an den Klippen des Seegestades, wo er seinen Wächtern im Sturm entsprungen war. Nicht minder dankbar seinem Angedenken weihte ihm Schwyz eine dritte, da, wo in der hohlen Gasse zwischen Immisee und Küßnacht durch seinen Pfeil der Vogt fiel. Dem Andenken Werners von Stauffach, eines der drei Helden von Grütli, widmeten seine Mitbürger von Steinen eine besondere Kapelle. Sie stammt aus dem Jahre 1400.

Selbst der Schlacht von Morgarten ist zum ewigen Denkzeichen, in der daran grenzenden Matte, Schorno genannt, die Ehrenkapelle aufgeführt worden.

Die Freundschaft der alten Freiheitsstifter, so sie pflogen in den Tagen ihres Ruhms, schien wie heiliges Vermächtniß auf die Enkel hin zu erben. Steinen, der Geburtsort Stauffachers, Bürglen, die Heimat Tells, blieben in treuer Verbrüderung, und sie ward mit kirchlichem Pomp begangen. Jährlich wallfahrteten die von Steinen einmal gen Bürglen in Uri, und die von Bürglen nach Steinen. **)

*) S. die alten Jahrzeiten-Bücher von Schwyz unter den angeführten Jahreszahlen.

**) Eine Urkunde zu Uri vom Jahr 1387 weiset aus, es solle die österreichische Gewaltherrschaft zu diesen Fahrten Anlaß gegeben haben.

Alles was dem Bewohner der freien Waldstätte groß und ehrwürdig war aus den Tagen seiner Vorwelt, hatte sich auf diese Weise mit der Kirche verbunden. Seine politischen Feste wurden religiös gefeiert. Zu den Schlachtfeldern des Alterthums geschahen fromme Betfahrten; die Denkmäler seiner Helden waren Meßaltäre; keine wichtige öffentliche Handlung des Volks wurde endlich ohne kirchliche Feierlichkeit begonnen.

So waren in der Vorstellung des freien Aelplers Kirche und Staat, Religion und Vaterland unzertrennlich geworden. Bei seiner, ihm mit der Muttermilch eingeflößten Ehrfurcht für die Thaten der Vorwelt, bei seiner schwärmerischen Liebe für die freie, im Alterthum durch seiner Ahnen Muth gegründete Landesverfassung, entglühte gleiche Liebe und Ehrfurcht in ihm gegen die Kirche, durch welche zuerst er jene hohen Gefühle einsog. Er konnte nicht für das Vaterland kämpfen, ohne auch für Kirche und Religion; nicht mehr für diese, ohne auch für jenes. Eins war ihm theuer und heilig durch das andere. Die Aenderung seiner Staatsverfassung war ihm Zerstörung seiner Religion.

---

## 8.

Der Ernst des kirchlichen Glaubens änderte den hellen Sinn des freien Schweizers nicht. Zur Freude geneigt, waren ihm die kirchlichen Feierlichkeiten nur Anläße froher Stunden. Heitere Gastmähler hielten sich dann am ersten; zu den Kreuz- und Betfahrten sammelten sich die liebenden Jünglinge und Mädchen am liebsten, und manche reizende Bekanntschaft ward dort für die Zukunft angesponnen, wo aller Sinn nur dem Himmel geweiht sein sollte.

Keine Lustbarkeit war ihnen vollkommen, ohne Tanz; die Musik erhellt mitten im Leiden ihr beklemmtes Herz. Ihre Tänze sind

rasche Züge, nicht ohne Anmuth und Eigenheit. Besonders zeichnen sich die Bewohner des rauhen Muttathales in letztern aus. Ihr Tanz und die sie begleitende Musik ist oft eigne Erfindung; seltener von Nachbaren entlehnt. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gelang es dem Ernst der Geistlichen und Landsgemeinden, von Sonn- und hohen Festtagen den Tanz zu verbannen.

Ueberhaupt scheinen die Geistlichen seit dem sechszehnten Jahrhundert mehr, denn ehemals durch Beichtstuhl, Kanzel und Landsgemeinde auf Versittlichung der Gebirgsbewohner hingearbeitet zu haben. Dies beweisen verschiedene aus jenen Tagen stammende Gesetze. So muß Spielsucht, mehr denn jetzt, der Schwyzer Leidenschaft gewesen sein. Eine alte Verordnung (1518) erlaubte keinen höhern Preis, als 5 Pf. Pfennige oder Niblen; eine andere verbot das Spiel sogar an den Freitagen und Samstagen des ganzen Jahrs, an allen Vigilien-, Marien- und Apostelfesten u. s. w. bei 18 Plappert Buß. — Das Schwören bei Gott und den heil. Sakramenten war eben so strenge versagt. Es ward obrigkeitlich geboten (10. Jan. 1705), daß, wer es frecherweise gethan, alsobald den Boden küssen, oder vor Gericht erscheinen mußte.

Freilich wurden dergleichen Gesetze nicht immer mit Pünktlichkeit beobachtet; mehr diejenigen geehrt, welche dem Volke größere Freiheit gewährten, oder die alte schirmten. Es war der Stolz jedes Schwyzers, freier Landmann (Staatsbürger) zu sein; dies war kein todter Name, sondern eine Würde, mit Vorzügen und Vortheilen verknüpft, ungerechnet den freien Genuß an allen Gemeindsgütern und Staatsämtern.

Wenn ein Landmann von seinen Feinden an Leib und Gut angegriffen wurde, war Jedermann bei seinem vaterländischen Eide gehalten, den Gefährdeten zu retten. Wer es nicht that, ward meineidig erklärt, verpflichtet, allen Schaden zu ersetzen, und, im Fall des Ungehorsams, das Land zu verlassen.

Der im Gebiet der Republik sich niederlassende Fremdling blieb ewiger Fremdling, erlangte nie den Genuß der Staatsbürger- und Gemeindsrechte, ohne Gutheißen des Volks. Eifersüchtig auf den Einfluß der Ausländer, durfte denselben kein liegendes Gut verkauft oder in Lehen gegeben werden. Selbst eine Frau, welche Landmännin war, durfte keinen Beisaßen heirathen, oder sie verlor, so lange der Mann lebte, ihr Landrecht und Nutzen der Gemeingüter. Eine Fremde hingegen gewann durch Ehelichung eines Bürgers das Bürgerrecht und behielt solches auch nach des Gatten Absterben bei. Doch durfte kein Landmann eine Fremde freien, welche nicht dreihundert Gulden eigenen Guts besaß, widrigenfalls verlor er (laut Verordnung vom Jahr 1675) Landrecht und Vaterland.

Fremde, welche sich auf dem Boden der Republik niederlassen durften, empfingen den Namen der Beisaßen. So eingeschränkt auch die Rechte derselben im Verhältniß zu denen der Staatsbürger waren, lief doch zuletzt ihre Anzahl über dreitausend Seelen. Jede Gemeinde bestimmte ihren Beisaßen die Bedingungen, unter welchen sie bei ihr wohnen durften. Die Landsgemeinden verfügten außerdem noch im Allgemeinen über sie. So durfte ohne hinlängliche Bürgschaft schon seit dem Jahr 1638 sich kein Beisaß mehr ansiedeln; und im Jahr 1668 ward sogar beschlossen, keine Beisaßen mehr anzunehmen, mit angehängter Klausel: „Wer dawider rathet, soll den Rath gastiren."

Wenn sich ein Beisaß verheirathete, mußte er acht Tage vor der Hochzeit seiner Obrigkeit dreihundert Gulden Bürgschaft, dem „Landskasten" zehn Gulden und dem Arsenal eine gute Flinte nebst Seitengewehr geben.

Er durfte nicht mehr als um tausend Pfund Güter kaufen, und mußte binnen Jahresfrist die etwanige Schuld darauf abbezahlen, widrigenfalls das Gut der Obrigkeit zufiel. — Alles Ja-

gen war ihm (seit 1676) verboten; dies stand nur dem Landmann zu. Er konnte nur mit der Angel fischen, durfte kein Geißvieh halten, und selbst die Zahl des Viehes, so ihm gegen Bezahlung auf die Allmeinden zu treiben erlaubt war, durfte er nicht über vier Haupt-Rinder erhöhen (seit 1514); ein Roß für zwei Rinder, oder vier Schafe für ein Rind gerechnet.

Sobald er das sechszehnte Jahr überlebt hatte, mußte er am ersten Sonntag nach Martini zum Vaterlande schwören (seit 1661). War er außer Landes haushäblich, mußte er sein Beisaßenrecht alle zehn Jahre erneuern.

Diese Verfügungen sämmtlich hatten kein anderes Ziel, als den Bürger in steter Unabhängigkeit vom Fremdling zu erhalten, so, daß dieser nie eine Partei für sich durch Reichthum gewinnen, oder wohl gar auf Landsgemeinden einwirken konnte.

So wie gegen den Einfluß des Privatmanns, war es die Republik noch mehr gegen den der Fürsten. Aller Ehren entsetzt, und an Leib und Gut ward (gemäß dem Gesetz von 1587) derjenige bestraft, der es wagte, mit Geld- und Gut-Ausbieten eine Fürstensache im Lande zu betreiben, oder Stimmen in den Gemeinden zu erwerben. Auch durfte von keinem Schwyzer fremder Herren und Fürsten Namen (laut Gesetz von 1516) ausgeschrien, „noch deren Livrei, offene Zeichen in Kleidern u. s. f.“ getragen, oder „deren Wappen in den Häusern, an den Wänden, über Thüren u. s. w. öffentlich angehenkt werden, bei 5 Pfund Buß jedesmal.“

Wirklich scheiterten auch die Versuche der Fürsten und Ausländer mehr als einmal an dem Unabhängigkeits-Gefühl der Schwyzer. Diese, treu ihren selbstgeschaffenen Gesetzen, achteten besonders in neuern Zeiten der Umtriebe mächtiger Fremdlinge immer weniger.

Ihre Gesetze bestanden nur in schriftlichen Sammlungen, der

Zeitfolge nach geordnet, unter dem Namen Landrecht. Dies Landrecht ward alljährlich vom gesammten Volke mit einem Schwur bestätigt. — Gewohnheit und natürliches Gefühl des Rechten und Billigen leiteten den Hirten in öffentlichen Handlungen. Einfalt und Güte der Sitte machte des Gesetzgebers Fleiß entbehrlich.

Die meisten Verordnungen der Landesgemeinden bezielten Sicherung der Rechte jedes Landmannes und Bestimmung ländlicher Angelegenheiten. Schwere Verbrechen wurden überhaupt nach der Carolinischen Halsgerichtsordnung, und mehrentheils mit äußerster Strenge behandelt. Ein Gesetz von 1416 verordnete, daß, wer von zwölf ehrlichen Männern überzeuget werde, über vier Pfennig Geld oder Geldeswerth gestohlen zu haben, „gehenkt oder sonst vom Leibe gethan werden solle.“ — Ein Gesetz vom Jahre 1537 verbot nicht geradehin den Zweikampf, erklärte aber den, welcher den andern im Duell beschädigte, „zweifacher Buße schuldig“, und, „wenn einer den andern verwundete, daß er stürbe, solle er ihn ermordet haben.“

Es war geboten, daß wenn jemand von dem, mit welchem er in Feindschaft lebte, Vergleich oder Frieden forderte, derselbe gewährt werden mußte. Nachdem er gewährt worden, soll, lautet ein altes Gesetz vom Jahre 1450: „wer den andern schilt Mörder — Ketzer, Meineidiger — Dieb — Bösewicht — Schelm — du lügst — du hast deine Mutter mißbraucht — für jedes solches Wort drei Pfennig Buße erlegen, oder aus dem Lande gehen.“ In gleicher Strafe war der, so einem Andern nachschalt: „Du hast ein unvernünftig Thier angegangen!“

Ungewöhnliche Achtung ward durchs Gesetz besonders den Kranken und Todten bezeugt. — Wenn ein Kranker auf dem Siechbette mit den Sakramenten versehen war, durften keine Schulden an ihm eingezogen werden, bis er genesen, oder gestorben war. (Verord. 1662.) Wer an dem Verstorbenen eine Schuld forderte,

mußte sein Recht darauf mit dem Eide bekräftigen; wenn aber des Todten Erbe beschwor, daß der Erblasser bei Lebzeiten das angesprochene Gut als sein Eigenthum erkannt, behielt er's. Wenn die Erben durch zwei Zeugen bestätigen konnten, daß der Verstorbene vor seinem Ende eine Schuld abgeläugnet, waren die Erben der Schuld ledig, oder es wäre dann gewesen, daß der Kläger sein Recht durch Aussage von sieben Zeugen beweisen konnte. — Den Todten durfte keine Zehrung nachgefordert werden. (Vom Jahr 1679.)

---

## 9.

Das Hirtenleben war der Schwyzer Eigenthümlichstes. Fruchtbare Alpen und kräuterreiche Matten luden zu demselben ein. Und eben diese Hirtenschaft war es, welche ihnen vorzüglich jenen unzähmbaren Sinn für Freiheit, jene eherne Festigkeit des Entschlusses, jene kraftvolle Einfalt der Sitte und Handlungsweise gab, wodurch sie sich von ihrer ersten Erscheinung in der Weltgeschichte bis zur letzten Stunde ihres politischen Seins auszeichneten. Denn Einsamkeit mehr, als alles, gewöhnt an Unabhängigkeit, und gibt dem Gemüthe mit der Rauhheit Stärke.

Die Viehzucht blieb mithin der vorzüglichste Erwerbszweig des Landmannes. Ohne Nachtheil des Viehstandes wurden alljährlich aus den schwyzerischen Thälern sechs- bis achttausend Kühe nach Italien, Frankreich und Deutschland verkauft, jede Kuh in einem Preise von acht bis eilf Louisd'or, ungerechnet den Gewinn an Butter und Käsen, so während des Jahrs verfertigt wurden. Aber mit derselben Sorgfalt, wie das alte Rom den Ackerbau begünstigte, ward hier die Viehzucht von Seiten des Staats unterstützt. Wie dort es für ein Verbrechen gehalten ward, Felder und Weinberge nachlässig anzubauen, war hier Verwahrlosung des Viehstandes

eine öffentliche Schande. Die Sennereien in den Alpen gehören deswegen noch immer zu den sehenswürdigsten der Schweiz; der Hirten rastloser Fleiß, ihre Aufmerksamkeit und Kunst in der einfachen Wirthschaft, ist bewunderswürdig.

Die Geldsummen, welche jährlich für Ausfuhr von Rindern und Erzeugnissen der Viehzucht (Häute, Käse, Butter) in das Land zurückflossen, verbreiteten und unterhielten allgemeinen Wohlstand. Damit verknüpfte sich der Gewinn von hier angelegten, vorzüglichen Stutereien; minder beträchtlich war der von Ziegen- und Schafzucht.

Der ausgezeichnete Eifer, mit welchem man seit Jahrhunderten der Viehzucht oblag, verdrängte den Ackerbau fast gänzlich. Dieser ist noch überall in seiner rohen Ursprünglichkeit. Inzwischen der Landmann seiner Wiesen mit ungemeiner Sorgfalt wartet, vergißt er fast jede andere Kultur des Bodens. Er wagt es nicht, die Fußstapfen seiner Väter zu verlassen. Was er vom Lande dem Ackerbau aufopfert, glaubt er auf keine Weise durch Anbau der Futterkräuter ersetzen zu mögen. Das nördliche Helvetien und Schwaben liefern ihm Getreide; er begnügt sich, seine Gartenfelder mit Hanf, Bohnen, Erdäpfeln, Kohl und Wurzelgewächsen zu bestellen, und Obstbäume zu ziehen. Die letztern überdecken alle Felder, und bilden aus den weitläufigen Thälern anmuthige Gärten. Die Gesetzgebung unterließ nicht, den Obstbau zu unterstützen. Das Landrecht (Jahr 1664) erlaubte jedem Landmanne, auf der Allmeind sechs Bäume zu pflanzen für sich und seine Kinder, nach deren Absterben die Bäume wieder Allmeind wurden; und schon im Jahre 1440 ward zur Bestrafung der Obstdiebe ein besonderes Gesetz, der „Obstbrief“, gegeben. — Die Kirschbäume gedeihen in den Thälern von Schwyz vorzüglich; selbst in den rauhen Gegenden und an den Felsenhalden wuchern sie wild hin. Theils gedörrt, theils zum Brennen des feurigen Kirschwassers wird ihr Obst

dem Landmanne lieb. Doch erklärte ein Gesetz (vom Jahre 1530) die Kirschen für ein freies und gemeines Obst, das Jedermann, reich und arm, pflücken darf. Wer aber seinen Baum für sich schonen will, soll ihn mit einem Dorn bezeichnen „und wer ab einem gezeichneten Baum kriesete (kirschete oder Kirschen pflücken würde) den mag man dieben (als Dieb behandeln) als wann er gestohlen hätte, und soll er zu fünf Pf. Buße verfallen sein.“

Mehr die dann und wann in Helvetien herrschend gewesene Theurung, als Aufmunterung von Seiten des Landes, beförderte den Gartenbau. Obgleich eine Verordnung (vom Jahre 1502) sprach: „Wer neu Erdreich aufthut, dem soll in Ziemlichkeit der erste Samen gegeben werden,“ fruchtete sie im Ganzen doch wenig. Gewohnheit, Bequemlichkeit und Vorurtheile herrschten, bis Noth sie besiegte. Neuere Erfahrungen beweisen, daß Korn und selbst Wein mit Vortheil gebaut werden könnten.

---

## 10.

Aber des hirtlichen Lebens Einfalt macht hier die Kultur des Bodens entbehrlicher, als in andern Ländern. Der Hausvater lebt mit seiner Familie von sparsamer Kost, wie Garten und Heerde sie liefern. Fleisch und Brod erscheinen selten auf seinem Tische, und fast nie auf den Alpen und in den rauhern Gebirgswinkeln. Häuslich und enthaltsam, reicht sein ererbtes Gut hin, den Landmann zu nähren. Selbstgezogener Hanf und die Wolle von seinen Schafen werden von ihm versponnen und zu Gewändern verwebt. Die Künste des Prachtaufwandes reizen ihn wenig; er überläßt sie dem Reichen ohne Neid, und ist stolz, von ihnen unabhängig, in selbstgebauter Hütte zu wohnen. So nach der Weise seiner Väter, lebt der Schwyzer bis zu unsern Zeiten, gleich dem

alten Römer, schlecht und sparsam, entfernt von Pracht und Weichlichkeit, stolz und frei. — Verhältnißmäßig größerer Aufwand und mannigfaltigerer Genuß herrschte freilich in den volkreichern Flecken und Ortschaften des Landes; aber auch dieser, mehr durch Sitte, als Gesetze, beschränkt, artete nie in verschwenderische Ueppigkeit aus.

Die reichern Geschlechter, eifersüchtig auf des Volkes Gunst, stellten sich in Tracht und Leben demselben gleich. Ihre Kleider waren von feinerm Stoffe, ohne der Mode Wandelbarkeit. Die begüterte Matrone und das Weib des Hüttenbewohners trugen bis in unsern Tagen gleichen Kopfputz und Kleiderschnitt.

Mehr wissenschaftliche Ausbildung wurde in den Familien der Reichen gefunden, als beim Mittelstande; denn der öffentliche Unterricht der Jugend war überall versäumt und nur von schlechtbesoldeten Dorfschulmeistern und den Ortspfarrern besorgt. Eine lateinische Schule im Hauptflecken Schwyz leistete den höhern Bedürfnissen kein Genüge. Man besoldete also Hauslehrer, oder sandte den Jüngling in ausländische Schulen. Theils in diesen, theils durch Reisen und Kriegsdienste gebildet, kehrte er sodann, mit Kenntnissen bereichert, zur geliebten Heimat zurück, und ward Vorsteher seines Volkes.

Aufgeweckter Geist, natürlicher Witz, und gerade Beurtheilungskraft zeichnen den Schwyzer vor seinen Nachbarschaften aus. Die Natur ersetzt ihm durch ihre Huld den Mangel der Kunst. Die freie Landesverfassung, die Theilnahme jedes Bürgers an den öffentlichen Angelegenheiten bilden den Verstand und geben ihm eine Stärke, welche der Fremdling bewundert, der im Hirtenkittel nicht den Staatsmann suchte.

Wie in den frühesten Zeiten blieb unter den Bewohnern der Waldstätte ein dreifacher Stand, und ein dreifacher Grad geistiger Ausbildung. — Landvolk, Geistlichkeit und Adelschaft. Obwohl unter den Schwyzern kein erbliches Vorrecht galt, und jeg-

licher zu der Landesverwaltung Stimme gab, war dennoch dem Beobachter dieser Standesunterschied unverborgen. Die Armuth ist des Reichthums Magd, und die Unwissenheit ist der Einsicht Sklavin.

Daher genoß das Volk, obgleich einer ungebundenen Freiheit theilhaftig, dennoch derselben Wohlthaten nicht alle. Es blieb, wie es im vierzehnten Jahrhundert erschienen war, am Untergang des achtzehnten, arm, ungebildet, kindlich. Nicht eigentlich des Felsenbodens Kargheit entfruchtete die Freiheit, so ihm drei Helden einst auf Grütli stifteten; sondern Aberglaube, Vorurtheile, Gewohnheit.

Der Hirt, von Kindheit zur Wirthschaft nach alter Uebung angeleitet, abgelenkt vom Erlernen des Bessern, unkundig höherer Bedürfnisse, zufrieden, seines Lebens Nothdurft zu stillen, berechnete das Erdenglück nach der Zahl müßiger Stunden, und die Weisheit nach der Menge wunderlicher Vorurtheile.

Seine kleine irdische Habe zu erhalten, und des Kirchenglaubens treulich zu pflegen, war der Inhalt seiner Tagewerke und der Kern seiner Lebensweisheit. Vertrauensvoll auf der Väter Einsicht, entfernte er sich nie aus deren Kreisen und Grenzen. Daher ward jede Neuerung von ihm gleich einer Sünde gegen die ehrwürdigen Schatten der Vorwelt geachtet; er sah dabei entweder seinen Wohlstand oder seine Religion gefährdet.

Selten verließ er in neuern Zeiten die heimatlichen Thäler. Das Urbild zu allem Großen lag für ihn im Leben und Thun seiner Altvordern. Ihre Thaten beschäftigten sein Gedächtniß. Europa hat kein Land, worin die Geschichten der vaterländischen Vorzeit so unvergessen und neu geblieben, so jedem Kinde bekannt waren, als in jenen Gebirgen. Seit den Thaten Tells und dem Kampfe von Morgarten schienen nur so viele Jahre verflossen zu sein, als es Jahrhunderte waren. Noch immer stolz auf diese

Begebenheiten, angesonnt vom Thatenglanz der Ahnen, glaubten die Hirten ihre Engpässe und ihren Arm unüberwindlich.

Obwohl jeder Bürger in den Landsgemeinden über das Heil des Vaterlandes Hand und Stimme erhob, war doch bei jener Armuth an Erfahrungen und Begriffen nur allzunatürlich, daß der große Haufe der Leitung seiner Geistlichen, oder der „Herren" folgte. Herren hießen die Männer aus reichen Geschlechtern, welche nicht unmittelbar selbst, gleich den „Bauern", Viehzucht oder Handwerk trieben; eine Namens-Unterscheidung, von den freien Schwyzern selbst gegeben.

In den Händen der Herren lag die Regierung des Landes. Der Souverän, oder das Volk, war denselben nur furchtbar durch seine Schwachheit. Leichtgläubig, selbstsüchtig, und undankbar, wie überall in Demokratien, hing es bald diesem, bald jenem an. — Die Mächtigen des Volkes waren dessen Schmeichler; Schmeichelei aber betäubt und verdirbt eben so leicht ein Volk, wie einen Fürsten.

Oft erhoben die tugendhaftern oder einsichtsvollern Bürger ihre Stimme gegen dies Uebel. Sie weissagten aus dem eingeschlichenen Verderben, aus den Umtrieben der Parteien, der Nichtbeobachtung ehrwürdiger Gesetze, den endlichen Untergang der alten Freiheit. — In den Landesgemeinden selbst wurden die weisesten Ordnungen der Vorwelt zertreten. Eine deren war es, welche (s. d. J. 1551) mit Strenge „alles Parteien um Vogtei, Ritt, oder Ehrenamt" verbot und den, der dessen schuldig ward, von allen Ehren entsetzte, zu keinen mehr gelangen ließ, ja sogar denjenigen, welcher für einen Frevler jener Art auch nur Bitte einlegen würde. — Demungeachtet erröthete man nicht in offener Landsgemeinde, Landvogteien und andere obrigkeitliche Stellen in den Unterthanen-Landen dem Meistbietenden zu ertheilen. — So sehr war Gefühl der Ehre und des Rechts erloschen, daß ein freies Volk, nicht zufrie-

den, Unterthanen zu haben, kein Bedenken trug, denselben nicht einmal den Würdigsten zum Regenten zu ernennen. Wer aber sein Amt auf solche Weise erkauft hatte, scharrte vielmals durch Ungerechtigkeit und Druck bei den Unterthanen nicht nur sein ausgelegtes Kaufgeld, sondern auch dessen Zinsen wuchernd wieder zusammen.

Nicht allein wurden die Landvogteien um hohe Summen, welche das Volk unter sich theilte, verkauft, sondern selbst der Landesammann und dessen Statthalter konnten nur durch Geschenke, welche endlich in wirkliche, gesetzliche Auflagen verwandelt wurden, zu ihren Ehrenstellen gelangen. Wenn der Landvogt für sein gewinnreiches Amt mehrere tausend Gulden entrichtete, zahlte der Rathsherr das seinige mit acht- und neunhundert Gulden, ohne dagegen bedeutender Einnahmen zu genießen. Er empfing jährlich einen Kronenthaler und einen Kalender. — Der Landesammann genoß außerdem noch die Siegeltaxe für sich, mußte aber, wann er gewählt wurde, jedem Landmann 10 Schilling (der Statthalter nur 5 Schilling) Schienhuts-Geld zahlen, weil sich der Ländler gewöhnlich zum Maienmarkt seinen neuen Strohhut kaufte. Früh schon herrschte dieser Mißbrauch; früh schon wurde von Männern, die Ehre und Vaterland liebten, entgegengeeifert. Aber das Volk wollte diese Einnahme nicht entbehren, und verordnete sogar im Jahr 1680 ausdrücklich: „Wer künftig darwider redt, soll 100 Kronen Buß bezahlen und des Landrechts beraubt sein."

Indem auf diese Weise Selbstsucht des Volks den Weg zum Bessern verrammelte, blieb den Regierern in allem Andern freier Spielraum. Es war die schrankenlose Freiheit der Gebirgsvölker nicht immer ihres Namens würdig. Unterthanen in Fürstenlanden zogen oft mehr Gewinn aus dem dürftigen Schein ihrer Lampe, als diese Völkerschaften von ihrer Sonne.

Die Geistlichen, obwohl in natürlicher Abhängigkeit von den

reichen Geschlechtern der Berggelände, behaupteten dennoch auf solche einen überwiegenden Einfluß, vermittelst ihres Ansehens im Volk.

Dies Ansehen mit leichter Mühe zu schirmen, ließen sie den Ländler in Unwissenheit, die Schulen vernachläßigt, aber lagen desto sorgsamer dem Dienst des Kirchenthums ob. Es gebrach unter ihnen nicht an edeln, kraftvollen Männern mit erhabenen Wünschen, — aber sie mußten schweigen.

Frankreichs Wiedergeburt, die Erklärung der Menschenrechte und der Geistesfreiheit war den Priestern der Gebirge, was den Priestern der Ebene. Das Volk hörte von ihnen nur die Verbrechen der Franken, und gewöhnte sich zum Abschen gegen die einst bundesverwandte Nation.

Die reichen Geschlechter des Landes, von welchen viele alten, meist im Ausland erworbenen Adel, werthlos in der Heimat, trugen, hatten mit der Priesterschaft gleiches Interesse. Einer bessern Erziehung theilhaftig, wurden sie durch Mannigfaltigkeit ihrer Kenntnisse des Volkes Führer und Vorsteher. Es ist des Landes Ruhm, die Weisesten auf dem Stuhl der Regierung zu sehen; aber keines Preises würdig, wenn Erfahrung und Einsicht nur gewissen Familien, gleich erblichem Gut, gehören. Waren gleich die schwyzerischen Staatswürden den Kassen unergiebig, belohnten sie doch den Inhaber durch den Glanz der Hoheit und durch die Achtung der Fremden.

Die Vernichtung des Königthums, des Adels, der Titel und grauen Vorrechte in Frankreich gewann der Revolution des Nachbarreiches keine Freunde. Denn sie sahen ihren Glanz in jenem weitläufigen Reiche erlöschen.

Bonaparte's Siegeslauf in Welschland, die Befreiung des Veltelins und der Grafschaften Worms und Cleven (Bormio und Chiavenna), so dem Bündnervolk einst unterthänig waren, regten

Furcht auf, früher oder später auch ihre Unterthanenschaften an den Grenzen Italiens und Deutschlands einbüßen zu können.

Dies war der sittliche Zustand der Völkerschaften in den Gebirgsthälern der Waldstätte. Von diesem Bilde des Volks, der Geistlichkeit und des Adels erhoben sich zwar preiswürdige Ausnahmen; aber einzeln waren die Ausnahmen.

---

## Zweites Buch.

### 1.

Unbekümmert um den weltzerstörenden Streit der Völker und Fürsten lebten die Hirtenfamilien der helvetischen Alpen im hundertjährigen Frieden. Unbedrückt von fremdem Joch, unbeengt von ausländischen Gesetzen, büßten sie, wann sie litten, nur eigene Fehler. Roh waren sie und bildungslos, aber von Gewohnheit und alter Sitte geleitet, und die Abwesenheit großer Leidenschaften ließ die Stille ungestört, von welcher öffentliche Tugend begleitet zu sein pflegt. Einsam, ruhmlos, unbeneidet lebten sie, eben darum zufrieden mit dem Erbe der Vorwelt. Staaten zertrümmerten und entsprangen; eine allgemeine Wiedergeburt der Dinge verwandelte die Hälfte Europens. Früher, als die Bergvölker selbst, zitterte für sie die Theilnahme fremder Nationen.

Frankreich stand siegend; gleich einem Vulkan, der Alles um sich her zerschmettert, furchtbar; aber einsam in Europa, und umringt von erschöpften, doch unversöhnten Fürsten.

Die Führer der großen Republik erkannten die gefahrvolle Vereinzelung ihres Vaterlandes. Form und Stoff des jungen Freistaates, allzuverschieden von den andern Staaten, ließen kein dauerhaftes Bündniß zwischen ihm und diesen erwarten.

Frankreich sehnte sich nach Frucht von seinen Siegen, nach eigener, währender Sicherheit — und beschloß Staaten gleicher Natur um sich zu schaffen.

Darum begünstigte es mit gewaltigem Arm Staatsumwälzungen der Nachbarländer. Also entstanden die Republiken Batavia, Cisalpinien, Ligurien und Rom.

Völker zu Völkern stehen zu einander im rohen Naturstand; unter ihnen gilt die Gewalt und das Kommliche. Auf Erden wird kein Völkerrecht herrschen, so lange nicht die Menschheit mehr Weise und Tugendhafte, als Thoren und Knechte der Leidenschaft zählt, oder so lange nicht jeder Welttheil sein Staatentribunal trägt, vor dem sich Nationen richten lassen, wie in den Träumen der Dichter.

Es ist freilich schmerzhaft, wenn unterm Druck der Nothwendigkeit das Recht erliegt; doch den Weisen tröstet es, aus zermalmten Formen des Alten den Keim besserer Schicksale hervortreiben zu sehen.

Die Besitznahme Helvetiens, dieser am Berührungspunkt dreier der herrlichsten Länder Europens gelegenen Naturschanze, welche die Eroberungen in Italien decken, des Kaisers Erblanden drohen, Frankreichs unbewehrteste Seite schirmen konnte, war zu jener Zeit für die französischen Machthaber vielleicht auch der Schätze willen wichtig, welche seit einem Jahrhundert die Sparsamkeit mehrerer Regierungen dort gesammelt hatte. Man beschloß also zu Paris die Auflösung der alten Eidgenossenschaft mit so großem Frevelmuth, als man mit großer Arglist sogleich ans Werk schritt. Man zettelte gegen einzelne Regierungen Händel an, schmeichelte die übrigen, rief vergessene Ansprüche ins Leben, ermunterte die Mißvergnügten des Landes, beruhigte die Argwöhnischen, liebkosete die Einen, schreckte die Andern, und verwirrte Alle mit täglich wechselnden Vorspiegelungen und täglich veränderter Sprache.

In der Schweiz dagegen wetteiferte gleichsam Alles, mit unglaublicher Verblendung, das Gelingen des tückischen Spieles zu erleichtern. Die Regierungen waren hier seit langer Zeit eigentlich nur Landesverwaltungen; Männer von großen, staatsmännischen Tugenden fehlten beinahe ganz. Auf ihre kleinen Gebiete beschränkt, wo sie, mit reichsstädtischem Dünkel, leicht das, was sie waren oder hatten, überschätzten, auch zuweilen nur Willkür ihrer Gebote für Zuwachs der Machtfülle hielten, nahmen sie gegen einander von Kanton zu Kanton die Haltung und Sprache bedeutsamer Mächte an. Sie beobachteten sich gegenseitig mit Eifersucht oder Argwohn, während sie in wohlgesponnenen Redensarten schweizerische Treue, Biederherzigkeit und Eintracht geltend machten. Zerfallen unter sich, waren sie es meistens auch mit ihrem unterthänigen Volk. Kein gewaltiger Fürst sprach stolzer, vom Thron herab, zu dem seinigen, als viele der eidgenössischen Obrigkeiten zu dem ihrigen. Nicht das war ihnen genug, sich vom Volk zu trennen. Sie hüllten sich, mit Unterdrückung aller Oeffentlichkeit der Verhandlungen, vor demselben in geheimnißvolles Dunkel, und machten sich ihm zugleich, mit den Vaterlands-Angelegenheiten, fremd. Sie haßten die Freiheit der Presse und bannten damit den großen Gemeingeist aus der Eidgenossenschaft. Sie ließen das Volk ungeübt in Waffen, um es nicht fürchten zu müssen, und auf dem Lande ohne Unterricht in alter Unwissenheit, um es leiten zu können. Entstand Hader zwischen Regierungen und Volk über Rechte, straften sie mit unerbittlicher Härte die Gemeinden, wegen Verletzung der Form, um Sache und Recht für sich zu bewahren.

Die Wirkungen dieser großen Staatsfehler, welche selbst größern Reichen noch nie ihr Verderben vorenthalten haben, trafen furchtbar auf das Haupt der Schuldigen. Die geschiedenen Kantone ließen einander fallen, sobald die Gefahr des Untergangs erschien. Das in Kriegskunst ungeübte Volk war zur Vertheidigung unfähig.

Die mißvergnügten Gegenden sahen mit Lust den Tag der Rache herankommen. Die unwissende Menge verstand das Wort Vaterland nicht, sondern war nur noch Streiter für ihre Dörfer und Strohhütten. Sie ward eben so leicht durch Feinde der Regierungen verführt, als durch Herolde derselben, oder durch Geistliche zum Kampf für Kirche und Obrigkeit beschworen; denn die Leute waren keines eigenen Urtheils mächtig.

Der Sturm nahte. In den Dezembertagen des Jahres 1797 wurde das erste Vorwehen desselben verspürt. Zürich, Vorort der Eidgenossenschaft, lud auch den Stand Schwyz zu einer Unterredung ein, „nöthig gemacht durch die Zeitumstände, — damit dem drohenden Uebel durch gemeinsamen Rath noch möge gesteuert werden.“ *)

Bald darauf verkündete Bern, daß die „fränkischen Truppen Erguel und die bischöflich-baselschen Lande in Besitz genommen und den Kanton Bern der Gefahr eines Ueberfalls ausgesetzt hätten;“ **) es forderte also von Schwyz, „einen Standes-

*) Schreiben von Zürich, den 7. Dezember 1797.

**) Das Bisthum Basel wurde in das sogenannte Reichsland und in den Schweizerboden eingetheilt. Das Reichsland gehörte zum oberrheinischen Kreise, und nur das Münsterthal war durch das mit Bern im Jahr 1486 geschlossene und endlich noch in diesem Jahrhundert (1743) erneuerte Bürgerrecht (nach welchem Bern Schutz, Münsterthal jenem aber Beistand in Kriegszeit gelobte) der Schweiz verwandt. Schon im Jahr 1792 besetzten es die Franken. Hingegen der bischof-baselsche Schweizerboden (wozu das Erguel oder St. Immer-Thal, die Herrschaft Illfingen, Neuveville und der Tessenberg, den der Bischof gemeinschaftlich mit Bern besaß) war durch alte und mannigfaltige Verträge der Eidgenossenschaft angeschlossen und in förmlichem Schutzbündniß mit derselben.

repräsentanten, als Bundesrath, gen Bern zu ordnen und, nebst getreuem Aufsehen, thätige Hilfe bereit zu halten."*)

Der Landrath von Schwyz**) wagte es nicht, eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit selbst zu entscheiden; darum versammelte er das Volk zu einer außerordentlichen Landsgemeinde, welche am 21. Dezember zusammentrat.

Das Volk zögerte nicht, dem Begehren der Bundesverwandten zu entsprechen. Landammann Aloys Weber, und Meinrad Schuler, Alt-Landammann, zwei verständige, biederherzige Männer, wurden ernannt, im Namen von Schwyz zu der von Zürich verlangten eidgenössischen Unterredung nach Aarau zu reisen, und feierlich beauftragt, vereint mit den andern Ständen zu leisten, „was Ruhe, Sicherheit und allgemeines Wohl gesammter Eidgenossenschaft befördern und befestigen möchte." Würden aber Sachen in Bewegung gebracht werden, welche, woher sie auch immer rühren, Freiheit, Religion und Sicherheit des Vaterlandes und Verfassung der Eidgenossenschaft betreffen möchten: so solle der schon gefaßte Landsgemeinden-Beschluß eröffnet werden: „daß wir der von Gott und unsern Voreltern erhaltenen Religion und den bisherigen Gesetzen als freie Männer getreu bleiben, und viel eher Alles wagen und Alles aufopfern werden, als etwas zugeben, was unserer ererbten Freiheit, Verfassung und Religion nachtheilig sein könnte."***)

*) Sendschreiben von Bern, den 14. und 17. Dezember 1797.

**) Der Landrath von Schwyz, an dessen Spitze jedesmal der regierende Landammann oder sein Statthalter stand, war aus den sogenannten Landeshäuptern (dem Pannerherrn, Landshauptmann, Landsfähnrich, Obristwachtmeister und Zeugherrn) und den sämmtlichen von den Landsvierteln ernannten Rathsgliedern zusammengesetzt.

***) Landsgemeinde, 21. Dezember.

Damit aber gleiche Gesinnung und Entschlossenheit auch die andern Bundesstaaten beseelen möge, wurde den Gesandten befohlen, sich mit den Abgeordneten der übrigen vertraulich zu berathen, auf welche Weise die „dem Vernehmen nach“ in den aristokratischen Ständen zwischen Volk und Herrschaft gährenden Mißhelligkeiten am besten beseitigt werden könnten, auf daß das Volk jeglicher Zeit sich für die Vertheidigung gemeinsamen Vaterlandes und eigener Erhaltung bereit finden lasse.

Gen Bern aber verordnete das versammelte Volk, als Bundesrath, den Alt-Landammann Karl Reding, gewandt in Staatsgeschäften und einnehmender Rede, mit dem Auftrag, „durch gütliche Verwendung in Allem mitzuwirken, was Erhaltung und Ruhe des Standes Bern und gesammter Eidgenossenschaft berühren könne.“*)

2.

Bern war jetzt in großen Bewegungen. Seit dem Jahr 1536 hatte es über das anmuthige Gelände geherrscht, welches sich, vom Jurafuß und Jorat im West und Ost umgürtet, am mitternächtlichen Ufer des Sees Leman, wie ein prachtvoller Garten, ausbreitet, das Waadtland geheißen. Ein lebhaftes, geistvolles Volk baut dort an den Hügeln Wein und allerlei Getreide; aber die innern Verhältnisse der Städte und Dorfschaften beschränkten schon lange die allgemeine Wohlhabenheit. Auch war dies Gebiet vor Altem mit Rechtsamen und Freiheiten ausgestattet, welche allmälig unter Bern verloren gegangen.

Die Waadtländer, durch einige ihrer kühnern Mitbürger, und noch mehr von geheimen Verheißungen Frankreichs aufgemuntert,

*) Instruktion, 23. Dezember.

heischten die uralten Rechte zurück. Berns Weigern machte sie bitterer, Frankreichs Gunst verwegener.

Das glimmende Feuer zu löschen, wählte die Herrscherstadt im Nüchtland den Weg des Ernstes. Einzelne Männer, welche zu trotzig für die Sache der Freiheit gesprochen, wurden den Gefängnissen überliefert. Aber Leiden um Meinung ist ehrenvoll. Der Preis der geliebten Ueberzeugung steigt mit jedem Opfer, das an ihrem Altar fällt.

Frankreich sprach zum Schutz der Verfolgten. — Kraft alter Verträge*) maßte es sich das Mittleramt an zwischen Waadt und Bern, und ließ durch seinen Geschäftsträger Mengaud Leben und Sicherheit der Verhafteten unter Berns Verantwortlichkeit setzen.**) Der Rath dieser Stadt antwortete aber: „Einzig unserm Gewissen, unsern Gesetzen, unserer Verfassung und dem Allerhöchsten sind wir Verantwortung ob unsern Handlungen schuldig."***) Frankreich, im Gefühl seiner Macht, Bern, im Stolz seines Fürstenrechts, lagen nun bald in offenem Streit. Jenes ließ Heerhaufen gegen die Grenzen der westlichen Schweiz rücken; dieses zog Vertheidigungsschaaren zusammen, und mahnte die Eidgenossen zum

*) Durch den Traktat von St. Julien wurde im Jahr 1530 unter gewissen Umständen den Herren von Bern und Freiburg der Besitz der Waadt zugesprochen, so, oder mit denen Rechten, wie sie der Herzog von Savoyen besessen. Im Jahr 1564 entsagte endlich Herzog Emanuel Philibert durch den Traktat von Lausanne allen seinen Rechten auf die Waadt, mit Vorbehalt aller Privilegien der Einwohner. Im Jahr 1565 garantirte Frankreich den Traktat von Lausanne, und diese Garantie wurde im J. 1777 erneuert. Seit der Besitznahme Savoyens durch Frankreich im J. 1796 trat dieses in alle Verpflichtungen und Rechte der Herzoge von Savoyen.

**) Mengauds Note. Basel, 3. Jänner 1798.

***) Bern, 5. Jänner 1798.

Wachen. Der Franken Regierung, damals Direktorium geheißen, fragte drohend: warum und gegen wen Berns Rüstungen?*) Schultheiß und Rath entgegneten: wir wollen nicht Krieg, aber Sicherheit der Grenzen von außen, Behauptung unserer landesherrlichen Gewalt von innen.**). Dem französischen Geschäftsträger galt das Recht des Schwächern für das schwächere Recht. „Ich erkläre Euch," schrieb er, „daß alle Glieder Eurer Regierung persönlich gegen das fränkische Direktorium verantwortlich sein werden für die besondere Sicherheit und das Eigenthum der Einwohner des Waadtlandes, welches ein Gegenstand Eurer Neckereien und des Wohlwollens von Frankreich geworden ist." ***)

Schon die Rohheit dieser Zuschrift forderte und verdiente Erwiederung durchs Schwert. Bern jedoch mäßigte sich, läugnete, gegen die Waadt gewaltthätig gewesen zu sein und das Dasein von Verträgen zu kennen, die irgend Jemand berechtigen könnten, fremde Vermittlung anzurufen.†) Es fuhr in Rüstungen fort, erinnerte die Bundesgenossen, Kriegsvölker bereit zu halten auf den ersten Wink, und sandte, um jeden Weg der Güte zu benutzen, zwei der eidgenössischen Bundesräthe in die Waadt, „auf alle mögliche Weise Ruhe und Ordnung daselbst, und wenn auch mittelst wichtiger Opfer, wieder herzustellen, wenn letztere nur in gesetzlicher Weise gefordert werden würden."††)

Wyß von Zürich und Reding von Schwyz empfingen die Sendung ins Waadtland. Schwyz erlaubte seinem Gesandten die An-

*) Mengauds Note. Basel, 5. Jänner, nebst Beschluß des fränkischen Vollziehungs-Direktoriums.

**) Bern, 8. Jänner 1798.

***) Basel, 7. Jänner 1798.

†) Stand Bern, 10. Jänner.

††) Relation von Karl Reding von Schwyz, 10. Jänner 1798.

nahme des Mittlergeschäfts, doch unter vorher gemachter feierlicher Erklärung; „daß weder er noch der Stand Schwyz für einige daraus entspringende Folgen verbindlich seien.“*) Auch Freiburg, Solothurn und Wallis gestanden den Abgeordneten diese Vollmacht zu.

Als sie in Lausanne, des Waadtlandes Hauptstadt, angekommen waren, entwickelten sie gleichen Tags in einer Verkündung den Zweck ihrer Sendung, und forderten Jeglichen auf, der Klage trug, sie einzubringen, mit Verheißung der wirksamsten Beförderung.**)

Die Bewohner des Hügellandes, von mancherlei Wünschen und Leidenschaften bewegt, haderten unter sich selbst. Drei Parteien vor allen zeichneten sich in der gährenden Volksmasse aus. Die große Mehrheit forderte bescheiden Ausdehnung seiner Rechtsame und Freiheiten; gedachte aber sich nicht von der Herrscherstadt zu trennen, noch minder der Franken trügliche Einmischung zu benutzen. — Es waren Andere, welche den günstigen Augenblick zum Heil der Nachkömmlinge festzuhalten, und das Land am Lemaner-See unabhängig zum vierzehnten Kanton der Eidgenossenschaft umzubilden wünschten. Noch Andere wollten für die gesammte Schweiz eine gemeinsame, stellvertretende, freie Verfassung, derjenigen ähnlich, die damals in Frankreich bestand.

Die abgeordneten Bundesräthe, um den Geist der Mehrheit zu fesseln, näherten sich günstig deren Forderung, und traten, da die bernischen Vögte entflohen, und alle gesetzlichen Gewalten kraftlos und sonder Verbindung waren, mit den Klubbs oder Volksausschüssen des Landes in Gemeinschaft, durch deren Mittel allein noch auf das Volk gewirkt werden konnte.

Indem sie nun den vorzüglichsten Männern mäßigen Sinn ein-

*) Schwyz, 11. Jänner.

**) Proklamation. Lausanne, 15. Jänner.

stößten, empfingen sie wirklich von denselben die schriftliche Zusage, „daß die Landschaft der Waadt hoffentlich zufrieden gestellt sein werde, wenn der Landesherr eine Versammlung (von höchstens sechszig) Gliedern der Ausschüsse begünstige, durch welche die Beschwerden und Wünsche der Waadt dem Souverän vorgelegt werden sollten; und daß in diesem Fall die Angesehensten des Landes sich selbst beim fränkischen Direktorium um Entfernung aller Einmischung in die Landesangelegenheiten verwenden würden.*)

Bern aber vernahm kaum, daß die Waadt noch viele Gemeinden zähle, welche der bisherigen Regierung treu wären, so beschloß es, durch diese selbst den Landfrieden zu erzwingen. Ein Machtstreich sollte den Rechtsstreit enden, welcher die Ehre der Regierung zu gefährden schien.

Zu gleicher Zeit also, da die Bundesräthe von Lausanne aus den zum gütlichen Vergleich angebahnten Weg mit Nachdruck empfahlen, empfing der Berner Oberst Weiß Befehl, aus den Anhängern der Regierung ungesäumt ein Heer zu bilden, sich des von den aufständigen Waadtländern weggenommenen Schlosses Chillon wieder zu bemeistern, und durch Waffengewalt gesetzliche Ordnung zurückzuführen.**)

Gegen diese Anstalten, fähig den glimmenden Unwillen zu Flammen allgemeinen Aufruhrs anzublasen, machten die eidgenössischen Stellvertreter lebhafte Einwendungen, sowohl beim Oberst Weiß, als dem Rath von Bern, mit der hinzugefügten, drohenden Erklärung: „daß unter solchen Maßregeln das Ziel ihrer Sendung verschwinde, und die Absicht ihrer hohen Sender ihnen nicht gestatte, mit Eigenschaft eidgenössischer Repräsentanten länger in der Waadt zu bleiben.“

*) Redings Relation von Lausanne.

**) Anzeige vom Obrist Weiß an die beiden Abgeordneten.

Es stand zu dieser Zeit an der Spitze des Freistaats Bern ein Greis, geistvoll und erfahren, voll unerschütterlicher Festigkeit in dem, was er dem Recht und der Ehre schuldig zu sein glaubte. Vielleicht war er in diesen Tagen der Würdigste, an der Spitze des gesammten Bundesstaates zu handeln. Aber da stand er nicht, und wäre er dort gestanden, er würde das in sich schon Zerfallene nicht mehr gebunden und gerettet haben. Dieser Greis war Schultheiß von Steiger.

Von ihm geleitet, beharrte der Rath auf dem genommenen Entschluß. Die eidgenössischen Abgeordneten, kaum davon belehrt, verließen die Waadt, und kehrten nach Bern zurück. Sie ermahnten am Tage der Abreise noch einmal das Volk zur Beobachtung gesetzlicher Ordnung*), mehr, um den letzten Theil ihrer Pflicht zu vollziehen, als in der Hoffnung, den losgelassenen Sturm zu bändigen.

Karl Reding, der Schwyzer, trat vor den Rath von Bern. Er schilderte die Natur der waadtländischen Unruhen; der Bürger einstimmiges Verlangen um Erweiterung der Rechtsame; des Volkes banges Schwanken zwischen Furcht vor dem Zorne Berns und Furcht vor der Fremdlinge Einmischung.

„Ein Volk," rief er, „wenn es sich aufs Aeußerste getrieben glaubt, ergreift auch das äußerste Mittel. — Es war der feierliche Entschluß meines Kantons, für die Erhaltung unserer Verfassung auch den letzten Blutstropfen freudig zu verspritzen. So bestimmt ich Euch diese Versicherung wiederholen darf, so unverhohlen muß ich auch bekennen, daß Eure redlichen Bundesgenossen von Schwyz nur mit tiefster Kränkung die erschütternde Nachricht erfahren würden, daß wir erst dann unsere Waffen gegen die auswärtigen Feinde richten könnten, nachdem wir solche mit dem

*) Proklama unterm 19. Jänner.

Blute jener Völker gefärbt hätten, welche die Vorsicht unter die väterliche Obsorge weiser Regenten gestellt hat."

In gleichem Ton schrieben an Bern auch die Abgesandten der eidgenössischen Tagsatzung in Aarau. *) Allein Berns Herrscher, mit dem Hochgefühl des Rechts, und dem Wandelsinn beginnender Verzweiflung, verschmäheten gegen Unterthanen eine Nachgiebigkeit, die sie entehren, und den frommen Rath der Bundesbrüder, welcher sie vielleicht retten konnte.

Aber einige Tage darauf gab selbst der Oberst Weiß den Wiederhall von Redings Worten, er, der vor Kurzem noch ohne Blutvergießen, nur durch den Glanz der Waffen, die Aufständigen zu betäuben und in die alte Bahn zurückzutreiben gehofft hatte. „Der neue Beschluß des fränkischen Direktoriums," also schrieb Weiß, „hat alle Gemüther umgeändert und die Gährung vergrößert. — Darf ich's frei bekennen: so seh' ich in unsern kriegerischen Anstalten nur Mittel zu einer zerstörenden Fehde und unnöthigem Blutvergießen. — Ich bin überzeugt, daß alle Zwangsarten keine andere Wirkung haben werden, als die ganze Schweiz zur Umwälzung zu bringen, und den Regierungsgliedern selbst das Schicksal der Ausgewanderten vorzubereiten. — Nach meinem Dünken ist das Klügste und Tugendhafteste, diese Leute mit Güte und Nachsicht zu behandeln, ihrer Fieberhitze nachzugeben, auf die Versammlung der Deputirten sorgfältig zu achten, und auf solche zu wirken." **)

Diese weissagenden Worte erfüllten die Versammlung des Berner-Raths mit einem geheimen Schauer. Ihm ahnete dunkel ein furchtbares Schicksal. Jedoch der Kampf, nun einmal begonnen, ließ sich nicht lösen, ohne Schimpf des Bernischen Patriziats.

---

*) Schreiben. Aarau, 19. Jänner.

**) Weiß Schreiben an Bern, 24. Jänner.

Warnend erschien noch einmal auch Schwyz, und ermahnte, Milde vorzuziehen der Strenge; die Einwohner des Waadtlandes zu befriedigen in ihren Wünschen; keinen Weg der Güte unversucht zu lassen, und dem gemeinsamen Vaterland ein Opfer zu bringen.*)

Bern beachtete den Zuruf der Waldstätte nicht. Schwyz rief seinen Abgeordneten zurück, um sich vor den Folgen einer Hartnäckigkeit zu verwahren, welche verheerend auf die ganze Eidgenossenschaft zu stürzen drohten.

---

## 3.

Zu Aarau, wo seit dem neunten Jänner des Jahrs 1798 auch der Geschäftsträger Mengaud angekommen war, gab die Versammlung der eidgenössischen Gesandten ein lebhaftes Bild von der Zwietracht, von den widersprechenden Wünschen, von der Zerrüttung, welche zu dieser Zeit Helvetien beherrschten.

Viele erkannten die anziehende Gefahr in ihrer wahren Gestalt. Denn die Uneinigkeit und Eifersucht der Kantone gegen einander; die jedes Opfer weigernde Selbstherrlichkeit der Einzelnen, neben dem Mangel einer vollmächtigen, kraftreichen höchsten Bundesbehörde; die thörichte Sicherheit oder blinde Selbstsucht der Bundesglieder; des unterthänigen Volkes lautes Pochen um Freiheit überall; der aristokratischen Regierungen Eigensinn dagegen, und ihre Ohnmacht und Unstetigkeit in ergriffenen, bald vom Zorn, bald von Furcht eingegebenen Maßregeln; — Frankreichs Angriffe auf die alte Ordnung der Schweiz, sein unverhehltes Streben, durch Schrecken die Obrigkeiten, durch Hoffnungen das Volk zur

*) Schwyz an Bern, 27. Jänner.

Staatsumwälzung zu führen; — des deutschen Kaisers geheimnißvolles Schweigen bei den Umtrieben Frankreichs in Helvetien, des Kaisers, der von allen Landmächten des Welttheils allein bei einer Umgestaltung der Schweiz nicht gleichgültig bleiben durfte — — alles verkündete die nahe Auflösung der Eidgenossenschaft.

Viele aber, welche entweder sich durch Recht und Unschuld vollkommen geborgen glaubten, oder, in ihrer Unwissenheit und abergläubigen Zuversicht auf das Gewohnte und Bestehende, dessen Verschwinden ungedenkbar fanden, schmeichelten sich gutmüthig mit schnellem Uebergang des Gewitters. Sie glaubten, daß höchstens eine Vermehrung der Kantonenzahl, durch Freilassung einiger Unterthanenlaude, das Ende aller dieser Unruhen sein werde. Diese Meinung verbreitete sich besonders in den demokratischen Hirtenstaaten. Dieselben hatten zuletzt wenig dawider, wenn die Aristokratien und die Patriziate der Städte aufhörten, und die von denselben beherrschten Landleute frei erklärt würden. Sich selbst wähnten sie außer Gefahr dabei, und meinten genug zu thun, ja klug zu verfahren, wenn sie sich nicht tiefer in die Zwiste Frankreichs mit Bern und andern Städten mischen würden, als alte Verträge erheischten.

Dies Auseinanderfallen der Interessen und Ansichten, in so schwerdrohender Zeit, warf ein trauriges Licht auf den Werth des Bundessystems, und bestärkte viele Männer in dem Glauben, daß nur Vereinigung aller großen und kleinen Kantone Helvetiens zu einem einzigen Freistaat dem Ganzen Kraft, Sicherheit, Ordnung und Achtung des Auslandes gewähren könne.

Andere aber, überzeugt von den Gefahren einer großen, plötzlichen, durch alle Staatszweige treibenden Verwandlung, bekannt mit dem Elend aller ähnlich umgeschaffenen Staaten, mit den eigenthümlichen Wünschen und Bedürfnissen der helvetischen Völ-

kerschaften, fürchteten den Gedanken der Staatsumwälzung. Sie strebten nur nach Verbesserung der eidgenössischen Bundesgestalt, nach Entwickelung der vorhandenen Anlagen.

Doch bei weitem die Mehrheit der wirklich freien Länder und Städte der Schweiz, eingedenk des blühenden Wohlstandes ihrer Heimat, der Verbrechen, mit welchen Frankreich besudelt worden war, verabscheute jede Staatsveränderung. Stolz auf die bisher genossene Selbstständigkeit, war ihr es gleich unerträglich, von der Hand übermüthiger Fremdlinge, oder unzufriedener Unterthanen, das Gesetz zu empfangen. Sie wollte lieber Vernichtungskrieg, lieber überwunden, als durch Schwäche entehrt sein; lieber den alten Ruhm der Nation vor Europa, als dessen Glück und Wohlstand durch klüglich dargebotenes Opfer gerettet sehen.

Auch siegten die Stimmen dieser Mehrheit in den Berathungen der Tagsatzung. Die aristokratischen Städte riefen das Schweizergefühl ihrer demokratischen Brüder an, und diese nährten mit ihnen gleichen Groll gegen Frankreichs Entwürfe. Um über die Schwäche und Trennung der helvetischen Staaten einen allesverbergenden Mantel zu werfen, drangen die Aristokratien auf feierliche, allgemeine Bundesbeschwörung. „Wollen wir den Augen der Welt die Eintracht der Schweizer zeigen," — sprachen aber die demokratischen Orte: „so sei es durch des schreienden Volks Beruhigung und Zufriedenstellung!"

Doch leisteten alle Kantone und mitverbündeten Orte den Bundesschwur am 25. Jänner zu Aarau. Aber im Kreise der Eidgenossen war schon jetzt der Stuhl von Basel leer, und ein wesentlicher Ring mangelte in der Bundeskette. Basel hatte schon am 21. Jänner seine Verfassung verändert.

Dies ist der erste und letzte Bundesschwur der gesammten eidgenössischen Staaten gewesen. — Viele Zuschauer weinten Thrä-

nen der Freude wegen vermeinter Rettung; viele, gerechtere von bangen Ahnungen der Zukunft erpreßt.*)

Und schon am Abend desselben Tages liefen Nachrichten ein, daß der Aufruhr längs den Ufern des Lemaner Sees in hellen Flammen lodere; Landvögte seien entflohen, oder verhaftet; Berns Wappen zerschmettert; Bäume der Freiheit aufgepflanzt und das Geschütz von Chillon gen Vivis geführt, zum Kampf des Leman gegen Berns Hoheit.

Diese Botschaft zerstreute wie ein Donnerschlag die Tagsatzung. — General Menard war mit fränkischen Fahnen in die Waadt eingezogen.**) Bern forderte die Kantone zum bundesmäßigen Zuzug auf.

Am ersten Tag des Hornung versammelte sich das Volk von Schwyz zur Landsgemeinde. Es vernahm nicht ohne Staunen und Unwillen die Ereignisse. Es beschloß mit Freimüthigkeit: „Wiewohl der Bundesfall eigentlich noch nicht eingetreten sei, wollen wir dennoch unsern lieben Brüdern von Bern, wie ehemals unsere Väter bei Laupen, thätige Hilfe leisten. Zwei Bataillons, jedes sechshundert Mann, sollen zum Aufbruch bereit sein. Das erste wird abgehen, sobald die Truppen der Vororte ausrücken; das zweite folgt, wenn Unterwalden und Zug ihre Schaar senden.***)

Das Volk von Schwyz aber vernahm, daß, wie am Leman, auch im Zürich-Gebiet und in den meisten aristokratisch regierten Ländern Span zwischen Volk und Regierung und Trachten nach Freiheit sei. — Darum ward von den Männern der Landsgemeinde

---

*) An eben diesem Tage ereignete sich das Unglück bei Thierrens, welches den Einmarsch fränkischer Truppen in die Schweiz entschied.

**) 26. Jänner.

***) Siehe Landsgemeinde vom 1. Hornung.

verordnet: „Es sollen vier Kriegsräthe*) unsern Truppen voraus gehen, und auf alle Weise den Hader zwischen Volk und Regierung zu mildern suchen, und sie sollen besonders die Stimmung des Volks von Bern erkundigen, und, wenn sie dasselbe einig und entschlossen sehen, jeden anrückenden Feind abzutreiben, sich aller Orten im deutschen Gebiet der Stadt Bern gebrauchen zu lassen. Im Fall sie aber das Gegentheil wahrnehmen, oder gar die bisherigen Bünde aufgelöst werden, dann sollen sie mit unserm Volk nach Hause zurückkehren."

Also wollten die Schwyzer keineswegs den Bernern ihre Waffen im entscheidenden Augenblick zur Unterdrückung des Landmanns leihen. Ahnung vom Untergang bernerischer Hoheit umschwebte die Landsgemeinde; ängstlich-treu am Wort des Bundes klebend, nur für eigene Sicherheit wachsam, vergaß sie, daß, mit dem Einsturz des eidgenössischen Vorwalls gegen Frankreich, die übrige Schweiz schirmloser dastand, als jemals.

Schwyz verkündete inzwischen die gefaßten Beschlüsse seinen ersten Bundesbrüdern, denen vom gesammten Unterwalden und von Uri, und forderte sie zur drei-örtischen Zusammenkunft in Brunnen am See auf, Raths zu pflegen über die gen Bern zu sendenden Hilfsvölker, und des „eigenen" Vaterlands Gefahr in diesen Tagen.

Da kamen die drei Orte auf Brunnen am See zusammen.**) Unterwalden regte zwar vielerlei Bedenklichkeiten an, wegen des Zuges auf Bern, sintemal der Bundesfall noch nicht vorhanden sei; vereinte sich aber endlich mit Schwyz, die Hilfe zu

*) Dazu wurden ernannt: Altlandammann Schorno, Altlandvogt Xaver Weber, Major Jakob Zweyer, und Gesandter Martin Anton Schneller.

**) Am 7. Hornung.

senden. Und ward, „da sich noch keine so nahe Gefahr zeigte,“ beschlossen: „es sollen sich beim ersten Ruf des Vorortes Uri sämmtliche Abgeordnete schleunig wieder versammeln.“*)

Desselben Tags hatte Bern, nun seinen deutschredenden Unterthanen nicht mehr ganz vertrauend, feierlich verkündet, daß binnen Mondesfrist ein Ausschuß von rechtschaffenen Staatsbürgern gebildet werden soll, diejenigen Veränderungen in der Staatsverfassung vorzunehmen, „die das Wohl des Vaterlandes erfordert und dem Geiste der Zeiten angemessen sind.“ Die Verbesserung der Landesordnung soll „ohne einige fremde Einmischung“ vorgenommen „binnen einem Jahre“ vollendet sein.

Dies große Hingeben aller oberherrlichen Rechte kam zu spät, es stürzte nicht die Scheidewand des Mißtrauens, welche Unterthanen und Obrigkeit trennte. Oft löscht kein Wolkenbruch die Flamme, die ein Wassertropfen im rechten Augenblick vernichtet haben würde.

Berns neue, nun einstweilige Regierung, an deren Spitze aber noch immer Schultheiß und Kleiner Rath standen, suchte unter also veränderter Gestalt durch abermalige Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten Frankreichs den Frieden. Sie sandte an Mengaud nach Basel.**) Der fränkische Geschäftsträger aber erklärte: „es sei seiner Regierung daran gelegen, daß in einem Lande, welches von Frankreichs und Cisalpiniens Grenzen zur größern Hälfte umschlossen sei, die öffentliche Gewalt nicht bei einer Regierung stehe, deren Glieder den Ränken Englands zugänglich wären. Das Direktorium wünsche, daß dieses Land eine Verfassung

*) Siehe Abschied der drei-örtischen Konferenz in Brunnen, vom 7. Febr.

**) Die Abgeordneten waren: Oberlieutenant Tillier, Major Bay, Doktor Rengger, Hauptmann Gygax, sämmtlich Glieder der provisorischen Regierung.

erhalte, die mit Frankreichs Verfassung auf einerlei Grundsätzen ruhe. Die Umstände erforderten es, daß diese Veränderung bald und auf eine Art geschehe, bei der sie nicht mehr rückgängig werde. England fürchte die Landung, die gegenwärtig im Werk sei; die Zeit der französischen Urversammlungen rücke heran, wo England Alles versuchen werde, Unruhen im Innern Frankreichs anzuzetteln, und an dessen östlicher Grenze eine zweite Vendee zu bereiten." *)

Mengaud entfaltete wenige Tage darauf in einer Note an den Stand Bern **) die Entschlüsse seiner Regierung noch bestimmter. „Will Bern beweisen", schrieb er, „daß es wirklich eine Ordnung der Dinge, auf der Freiheit und Gleichheit Grundsätzen gebaut, verlange: so ist es dringend, daß die alte Obrigkeit ihre Entlassung gebe, daß der geheime und der Kriegsrath aufgelöset werden. — Bis zur Bildung einer neuen Verfassung werde eine einstweilige Regierung gewählt, nach demokratischen Grundsätzen, mit Ausschluß aller alten Regimentsglieder, welche durch Anhänglichkeit an die oligarchische Ordnung bekannt sind; — die Preßfreiheit werde sogleich hergestellt; — alle wegen politischer Meinungen, oder wegen ihrer Weigerung, nicht gegen Frankreich ins Feld zu ziehen, verfolgte Schweizer oder andere, müssen entschädigt werden; außer diesen Entschädigungen muß man den Bürgern von Aarau, wegen der von den Bernern erlittenen Beleidigungen, eine angemessene Genugthuung leisten. — Durch diese freimüthige Darlegung ihrer Wünsche bezeuge die französische Re-

*) Siehe Relation der Abgeordneten, vom 12. Hornung 1798, an Schultheiß, kleine und große Räthe und Ausgeschossene der deutschen Städte und Landschaften des eidgenössischen Standes Bern.

**) Datirt Basel den 25. Pluviose Jahr 6.

gierung hinreichend, wie sehr entfernt sie von aller Feindseligkeit, und von jedem anmaßenden Vorhaben sei."

Zwar fragten die an Mengaud Abgeordneten: „Wird Frankreich, im Fall unser Stand sich jenen Bedingungen unterwirft, sein Kriegsvolk sogleich von den Grenzen zurückziehen?"*) Doch Mengaud erwiederte zweisinnig: „Eure Antwort auf jene Vorschläge wird bestimmen, was ich zu thun habe."**)

Aehnlich dieser war die Unterredung, welche durch den Berner Hauptmann Herrenschwand mit dem General Brune zu gleicher Zeit gepflogen ward. „Das einzige Verlangen des Direktoriums ist," sprach dieser, „an den Grenzen der fränkischen Republik keine Regierung zu haben, welche der unsrigen abgeneigt, sondern ihr, durch Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit, Freundin sei."***)

Da bot Bern der andern Kantone Hilfe verzweiflungsvoll auf, um durch Furchtbarkeit den Preis des Friedens zu vermindern †). Aber von mancherlei Umständen gebunden, zögerten die Eidgenossen. Nur Zürich sandte ein Bataillon, auch Schwyz, den ersten Zuzug an Mannschaft, geführt vom Landeshauptmann Aloys Reding ††)

---

4.

Bald aber wurde Schwyz selbst in häuslichen Zwist verwickelt. Es schien vergessen zu haben, als sein stiller Tadel gegen Bern

---

*) Note der Abgeordneten an Mengaud. Basel, 13. Hornung, Abends nach 7 Uhr.

**) Mengaud's Antwortschreiben. Basel, 25. Pluviose Jahr 6.

***) Herrenschwands Bericht an Schultheiß, kleine und große Räthe. Vom 11. Hornung 1798.

†) Bern, 7. Hornung.

††) 11. Februar.

traf, daß es ebenfalls, gleich andern Schweizerstaaten, Angehörige, oder Unterthanen habe, welche nach dem Genuß voller Freiheit gelüsteten. Nicht nur herrschte es gemeinsam mit allen Kantonen (außer Appenzell) über die vier italienischen Landvogteien, Locarno, Val-Maggia, Lugano und Mendrisio; — gemeinsam mit den acht alten Kantonen über das Thurgau, Sargans, das Rheinthal und die obern freien Aemter; — mit Uri und Unterwalden über die Vogteien Bellinzona, Riviera und das Polenzerthal; — mit Glarus über Gaster und Uznach, — sondern es übte Oberherrlichkeitsrechte, unverbunden mit andern Eidgenossen, über den Flecken Küßnacht am Waldstätter-See, und über das Thalgelände der Waldstatt Einsiedeln, über die Höfe am Zürichsee und die March.

Obgleich diese letztern Landschaften, Unmittelbar-Angehörige genannt, große Vorrechte genossen, fühlten sie dennoch ihre Abhängigkeit. Bei der allgemeinen Gährung glaubten auch sie den Augenblick benutzen zu können, mit den übrigen in gleiche Familienrechte einzutreten. Zuerst und am lautesten äußerte sich darum gegen Schwyz die March.

Dies ist das schöne Gelände, welches sich von dem Reberten und dem Fläschenspitz, den Nachbarbergen des hohen Pragel, auf beiden Seiten des wilden Aa-Flusses anfangs in ein enges, rauhes Thal (das Weggithal) zusammengepreßt, nachher am südlichen Ufer des Zürichsees lachend ausbreitet. Seine Matten und Wiesen ruhen im Schatten nützlicher Fruchtbäume. Ueppige Waldungen bekleiden die Gebirgshalden.

Das Volk dieser Gegenden wählte bisher seinen eigenen Landammann, und bestellte seinen besondern Rath von fünfundvierzig Männern, der zu Lachen am Zürichsee Versammlungen hielt, und in bürgerlichen Händeln richtete. Von ihm ging die Appellation an den Landrath von Schwyz. Ein eigenes Gericht von neun

Männern sprach in Zwisten über Erbe, Ehr und Gut; auch von ihm konnte auf Schwyz appellirt werden. Bei großen Verbrechen entschied aber Schwyz zuvor, ob Blutgericht statt haben solle. Wann der Oberherr es genehmigte, wurde, unter dem Vorsitz des Landesseckelmeisters von Schwyz, das Blutgericht gehalten, zusammengesetzt aus dem Landammann und allen Rathsgliedern der March, von welchen jeder noch einen redlichen Mann ab der Landschaft dazu ziehen mußte. — Wie in Schwyz pflegte auch hier das Volk unmittelbar seines Hoheitsrechtes in versammelter Landsgemeinde. Alljährlich ward sie gehalten am ersten Sonntag des Mai's bei Lachen auf der Allmeinde, unter einer großen Linde. Zwei Landräthe und der Seckelmeister von Schwyz mußten dabei gegenwärtig sein.

So hatten die Bewohner der March in milder Abhängigkeit von Schwyz seit beinahe vier Jahrhunderten gewohnt*), als auch sie, vom Geiste der Neuerung ergriffen, mehr wollten. Weit umher, an beiden Ufern des Sees, tönte schon lange unter dem Landvolk der Ruf um Freiheit, gegen die gebietende Stadt Zürich.

Als Schwyz nun, gemäß altem Herkommen und Gesetz, von der March Kriegsvolk forderte, zum Zuge auf Bern, fragte der Landmann: „Warum? wohin? und gegen wen sollen wir ins Feld ziehen? Soll's gelten gegen die Unterthanen von Bern? Wir wollen ihnen die Ketten nicht schmieden helfen!“ — — Es sammelte sich straks zu Lachen, dem Hauptorte der March, ein Land- und Kriegsrath, welcher das Geschäft der Landsgemeinde vortrug. Das Volk, von rüstigen Führern geleitet, erhob sich und rief: „Sollen wir für Vaterland und Freiheit ausziehen, wenn wir selbst ohne

*) Schwyz hatte die untere March in dem mit Oesterreich geschlossenen fünfzigjährigen Frieden im Jahr 1412, und die obere March im Jahr 1427 von Friedrich, letztem Grafen von Toggenburg, empfangen.

Freiheit sind?" Und es sandte an Schwyz ein Mahnungsschreiben um Freiheit, folgenden Inhalts: „Wir haben nach ächter Erdaurung des Menschenrechts u. s. w. gutbefunden, weil

1) „Die Hoheit selbst" (nämlich Schwyz) „andern löblichen Ständen die Befriedigung gegen Untergebene mit wahrer Vaterlandsliebe nachdrucksamst angerathen, und wirklich solche von aristokratischen Ständen mit Ertheilung voller Freiheit vollzogen worden;"

2) „Weil der löbliche Stand Schwyz die Landschaft March ohne Kosten und Blutvergießen an sich gebracht;"

3) „Die Landleut in der March mit Verlust ihres Lebens gleich den Landleuten von Schwyz namhafte Eroberungen gemacht, von welchen das Land zu Schwyz die ergieblichen Früchte bis dahin genossen und den Landleuten in der March nichts zukommen lassen, und weil"

4) „Die Landleut in der March um Erleichterung ihrer immer mehr auferlegten Beschwerden und Verschmälerung der Rechte unterm 18. April 1792 vom hochweisen gesessenen Landrath zu Schwyz in aller Unterthänigkeit gebeten, und statt Milde zu erhalten, mit einem höchst mißbeliebigen Instrument, dessen Beschluß lautet: „mit und ohne Ursach mindern, mehren, oder des gänzlichen aufheben zu mögen," sind abgewiesen worden:"

„Daß also billig und gerecht seie, daß die Landschaft March eine vollständige Freiheit und gänzliche Entlassung des hohen Standes Schwyz, ihre Regierung für Land und Leut jetzt und zu allen künftigen Zeiten von Dato an begehren und verlangen könne und solle. Hingegen stehet man in Bereitschaft, für Freiheit, Vaterland und heilige Religion ins Feld zu ziehen, zu streiten und zu kämpfen."*)

*) Diese Urkunde ist abgefaßt auf dem Rathhause zu Lachen den 10. Februar 1798, von der Land- und Kriegs-Kommission, nachher in der ver-

Diese Sprache erweckte beim Volk von Schwyz Unwillen und große Bestürzung. Es war nicht die Zeit, wo der Oberherr sein Recht mit dem gezückten Schwerte beweisen konnte. Glimpflichere Wege konnten versucht werden, verhießen aber geringen Trost. Darum streute der Landrath von Schwyz eine Druckschrift*) aus, ungewissen Erfolgs und folgenden Geistes:

„Von jeher, ihr wisset es, Liebe und Getreue, war es unsere erste Sorge, eure Wohlfahrt mit der unserigen zu verbinden; — unzählige Jahre haben wir, und ihr mit uns, die Früchte dieser Sorge genossen; während alle Drangsale des Kriegs benachbarte Länder überschwemmten, ward durch unermüdete Anstrengung Ruhe und Frieden in unserm Innern erhalten."

„Als aber endlich der Zeitpunkt gekommen, wo Gefahr von außen und von innen auch unser glückliches Vaterland bedroht, und lebhafter, als jemals, die Ueberzeugung aufwacht, daß nur ein getreues Zusammenwirken aller Kräfte vor den drohenden Gefahren uns retten könne, da wurden wir von Dank und Rührung für diejenigen unserer Angehörigen durchdrungen, die in diesem Augenblicke der Noth und beinahe allgemeiner Verführung Treue und Anhänglichkeit gegen ihre Obrigkeit und ihr Vaterland auf eine Art bewiesen, die ein rührendes Beispiel für Andere sein sollte. Auch jene unserer Angehörigen, und ihre Wünsche, welche von den Begebenheiten des Zeitalters mögen erzeugt worden sein, sollen und werden ein Gegenstand unserer liebevollen Vatersorgen sein, und wir werden uns unverzüglich und angelegen beschäftigen, die Treue und Angelegenheit der einen zu belohnen, die beschei-

sammelten Landsgemeinde einhellig angenommen und bestätigt auf der Allmeinde bei Lachen den 11. Februar 1798 von Landammann, Räthen und gemeinen Landleuten in der March.

*) Schwyz. Proklamation, 13. Februar.

denen und mit ihren Pflichten immer verbundenen Wünsche der andern durch jede Entsprechung zu befriedigen, die mit der Wohlfahrt des Ganzen sich immer vereinbaren läßt. Wir werden alle unsere Bemühungen dahin richten, ihren Wohlstand zu vermehren, und uns mit ihnen durch noch engere Bande zu verbinden."

Der Schluß des Aufrufs bedroht warnend alle Stifter des Aufstands und der Zwietracht mit strenger Strafe, „und damit diese unsere landesväterlichen Gesinnungen zu männiglicher Wissenschaft gelangen, sollen sie in unsern getreuen Landschaften Einsiedeln, Küßnacht, und den beiden Höfen Pfäffikon und Wollrau öffentlich von den Kanzeln verlesen und an den gewohnten Orten öffentlich angeschlagen werden."

Umsonst ergingen an die March Glimpf und Ernst und die geheimen Winke, aus welchen Hoffnungen floß. Die Zeiten hatten geändert, und dem, was noch vor wenigen Wochen Gnade geheißen, heute schon Ansehn der Schuldigkeit verliehen. Den Drohern fehlte jetzt die Furchtbarkeit, den Verheißern das Zutrauen.

Der Landrath von Schwyz ließ es nicht bei jenen ersten Aeußerungen. Er schrieb den Vorstehern der March noch folgende Worte: „So wahr es ist, daß Schwyz gegen andere Stände Alles gethan, um zwischen Obrigkeiten und Volk Vereinigung zu bewirken; so wahr es ist, daß beinahe alle aristokratischen Stände ihre Verfassung in eine demokratische umgeändert: eben so gewiß sind die Marchbewohner das erste Volk, das sich selbst durch empörende Schritte frei und unabhängig erklärt, und von seinem natürlichen Landesherrn gewaltsam losreißen möchte, und zwar gerade in dem Zeitpunkt, wo selbiger beschäftigt war, mit seinen Angehörigen sich ebenfalls noch enger zu vereinigen."*) Auch forderte

*) Schreiben von Schwyz, 16. Februar.

der Landrath die Führer der March unter Verantwortlichkeit auf, diesen Brief nebst einem eingebogenen, gedruckten „landesväterlichen Zuruf an das irregeführte Volk in unserer Landschaft March“*) den gemeinen Landleuten kund zu machen.

Dieser Zuruf bewies, wie schwer es auch Demokratien war, auf ihr Herrnrecht über eroberte oder erkaufte Unterthanenlande Verzicht zu thun und ihnen die Freiheit zu gestatten, die sie selbst genossen.**)

„So empörend,“ lautete es im landesväterlichen Zuruf: „die Auftritte sind, die bei euch vorgingen, — so kann dies alles unsere Empfindungen der Liebe, der Anhänglichkeit und des Mitleidens gegen den biedern Marchbewohner nicht ersticken.“

„Ja, redlicher, biederer Landmann, öffne sie doch, deine Augen, um das Netz zu sehen, das dir von schlauen Händen gelegt wird; bedenke doch selber mit deinem gesunden Menschenverstande, ob sie werden in Erfüllung gebracht werden können, die eiteln Träumereien von einer völligen Unabhängigkeit, die dir jetzt in einer Art von Berauschung vorgespiegelt werden. Wenn du kaltblütig und unbefangen nachdenkest, wirst du wohl glauben können, daß dein kleines Land zu einer selbstständigen Republik werde gemacht werden können? Wirst du glauben können, daß diese Republik von den übrigen Ständen der Eidgenossenschaft, die sich alle in ihrem ganzen Wesen zu behaupten und in Absicht auf ihre Größe unverändert zu bleiben gedenken, werde

*) Proklamation. Schwyz, 16. Februar.

**) Die oberherrlichen Landsgemeinden der freien Hirtenländer waren in der That Aristokratien gegen die ihnen unterworfenen Gebiete; so wie umgekehrt die Bürgerschaften in den aristokratischen Hauptstädten in sich selbst mehr oder minder wie wahre Demokratien standen.

anerkannt werden? Doch, wir wollen zugeben, daß mitten in unserer großen Staatsveränderung so eine besondere, neue Republik entstehen und bestehen könnte, würde wohl das gute Landvolk Vieles dadurch gewinnen? Würde es nicht zu weit größern Abgaben angehalten werden, um die Kosten der neuen Einrichtung und die nachherigen Bedürfnisse nach dem Plan ihrer Führer zu bestreiten? Würde es glücklich unter der Regierung einiger Ehrgeizigen sein, die es um so minder schonen würden, als der Landmann dann gegen diesen Druck weder Schutz noch Hilfe mehr finden könnte? Ist's möglich, könnet ihr ein ungewisses Schicksal der Vereinigung' mit euern Landesherren vorziehen?"

„Allein auch das ist nicht der Punkt, wohin man euch führen will. — Er, der redliche, stille Landmann kann es nicht wissen. Nur einige Rädelsführer wissen es, was für ungeheure Pläne wirklich gemacht worden sind, unserm gesammten Vaterland eine Gestalt zu geben, mit der sich weder die Religion unserer Väter, noch der bisher genossene Ruhestand vertragen könnte. Einer dieser Pläne liegt wirklich in unsern Händen. Schon ist in demselben die Landschaft March in eines jener sogenannten Departementer eingetheilt, in die unsere liebe Schweiz vertheilt werden sollte. Vermuthlich hat man euch darum angegeben, euch von unserm Stand zu trennen, damit ihr dann desto schicklicher einem entlegenern Departement einverleibt werden könnet, ohne zu achten, ob es dann für euch schicklich oder glücklich sein möchte "

„Eine der ersten Grundlagen der neuen Verfassung würde Freiheit der Religion, der Meinungen und aller Art heutiger Aufklärung sein. Wie lange bei diesen Grundsätzen die Religion eurer frommen Väter bestehen würde, mag auch der Kurzsichtige einsehen, u. s. w."

So schlau nun auch der Zuruf alle bisherige Interessen des Volks jener Gegenden anregen mochte, blieb er doch ohne Frucht. Schwyz selbst, von der Fluth der Umstände bald hinweggerissen, gab zuletzt den Gedanken auf, die March ferner zu beherrschen, wünschte zuletzt nur, daß sie sich mit Schwyz, in voller Rechtsgleichheit mit den Bewohnern dieses Kantons, vereinigen und seinen Umfang nicht schwächen möchte.

Bescheidenere Ansprüche wagten die Einwohner von Wesen am Wallenstattersee, und von Uznach am Ufer des Zürichsees.

Wesen im Gasterland, seit dem Jahr 1438 den Ständen Schwyz und Glarus unterthan, da es vom Graf von Toggenburg an diese verpfändet und nie eingelöset ward, heischte nur Abnahme der allfälligen Beschwerden.*) Und Uznach, seit 1469 an dieselben zwei Kantone verkauft, bat nur um das Recht eigener Regierung, unterm Schirm von Schwyz und Glarus, gegen alljährlich diesen zu entrichtenden Tribut.**)

Aber die Ereignisse dieser Tage trafen so schnell und erschütternd auf einander, daß kein Ruhepunkt zu friedlichen Vergleichen und Unterhandlungen gefunden ward. — Die Unterthanenschaften in Helvetien erwachten überall und traten, mehr oder minder schüchtern, vom Geist der Freiheit geleitet, in die Bahn der allgemeinen Verwandlung. So thaten nun auch die Landschaften, welche jenseits des Gotthardsgebirgs, an den Ufern des Tessins, bisher den Eidgenossen gehorcht hatten.

---

## 5.

Als unter Bonaparte's Siegen in Italien die Lombardei zum Freistaat Cisalpinien geworden, hatten die Eidgenossen zwei

*) Schreiben. Wesen, den 13. Februar.

**) Schreiben. Uznach, den 13. Februar.

Männer gen Lugano geordnet, gutes Vernehmen mit der neuen Nachbar-Republik und den fränkischen Heeren zu unterhalten, die damals über Welschland herrschten. Felix Stockmann von Obwalden und Bumann von Freiburg hießen die Abgeordneten. Zwar empfingen sie anfangs Bezeugungen der Achtung und Freundschaft vom cisalpinischen Direktorium in Mailand*), aber bald veränderte sich der Ton.

Die cisalpinische Regierung, kaum des eigenen Daseins sicher, entwickelte schnell eine Denkweise, wie der warme italienische Himmel und der romantische Umschwung der Dinge erwarten ließ. Geneigter zu glänzen, die Nachbarn zu verwirren und den Staatskörper der jungen Republik durch Eroberungen zu bereichern, als seiner durch weise Leitung zu pflegen, spann sie in den welschen Vogteien der Schweiz Parteiungen an. Gern hätte sie das Volk vermocht, sich beim Umsturz der Eidgenossenschaft an Cisalpinien zu schließen, wie Bündens Valtelin es gethan. Die Beschaffenheit des Landes, durch die höchsten Gebirgsketten von der übrigen Schweiz abgeschieden, die Armuth der Thäler, welche sich überall nur gegen das fruchtbare Italien öffnen, von woher sie ihr Korn beziehen, die Sprache Italiens, welche einzig hier geführt wird — Alles redete zu Gunsten der Wünsche des cisalpinischen Direktoriums.

Es verbreitete sich das Gerücht vom Anzug fränkischer Heerschaaren, die sich an den Grenzen der italischen Schweiz, von Como bis zum Lago Maggiore, ausdehnen würden; von der nahen Zeit, wo Freiheitsbäume auf den Plätzen von Lugano und Mendrisio gepflanzt werden müßten.**)

Schon entwickelte sich der Gährungsstoff. Basel selbst aber

*) Relation vom 7. Februar.

**) Relation der Deputirten, vom 11. Februar.

war es, welches auch dort die Revolution zuerst hervorrief. Nachdem dieser Stand die unveränderlichen Rechte der Menschheit einmal feierlich anerkannt hatte, that er „auf alle jene Oberherrlichkeitsrechte vollkommen Verzicht, die er bis dahin auf die vier Vogteien ennet dem Gebirg antheilsweise besessen.“ *)

Dieser, das alte eidgenössische Staatswesen bis zur Zerstörung erschütternde Schlag wurde vom Vorort Zürich mit schwachem Arm aufgefangen. Die Regierung des Vorortes nämlich gebot den Repräsentanten zu Lugano: „Trachtet vor Allem, fremde Einmischung in dortige Angelegenheiten zu verhüten. Wendet euch, sobald die Umstände fordern, an Cisalpiniens Regierung und den Finanz-Administrator Haller, welcher der Eidgenossenschaft seine Gefälligkeitsbegierde auf die verbindlichste Art zugesichert hat. Da in dermaliger Lage keine Anwendung der Gewalt Platz findet, so richtet euch mit kraftvollen Vorstellungen an die Regenten und Vorgesetzten der Landschaften, alle Gesetzlosigkeiten zu verwehren, mit Beifügung, daß von den regierenden Ständen allen billigen Wünschen und Bitten dieser Landschaften werde entsprochen werden. Ihr habt euch in unerwarteten Vorfällen übrigens an die benachbarten Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden um Rath und Unterstützung zu melden.“ *)

Der Brief kam zu spät. Die Häupter der cisalpinischen Partei in den welschen Vogteien hatten ununterbrochen durch Flugschriften und Reden den Landmann für ihre Absichten bearbeitet. Das Volk, voll Durstes nach Freiheit, aber eben so voll alten Nachbargrolls gegen die Mailänder, entsprach freilich ihren Wünschen nicht ganz; beiweitem die Mehrheit des Landes sehnte sich, helvetisch zu blei-

*) Basel an Zürich. Der Beschluß war zu Basel am 12. Februar 1798 genommen.

*) Zürich, 15. Februar.

ben. Aber eben dieser Widerstand reizte nur die Thätigkeit der cisalpinischen Faktion. Junge Männer, mit glühender Einbildungskraft und rohen Talenten, gespornt von Ehrgeiz und Freiheitsschwärmerei, standen an der Spitze derselben. Die Schwäche ihrer Zahl ersetzte Verwegenheit. Die Lähmung der Eidgenossen, und die Unordnungen an den Grenzen schwärmender Truppen Cisalpiniens und Frankreichs begünstigten abenteuerliche Wagstücke. Sie warben, nicht ohne geheimes Wissen der mailändischen Regierung müßiges Volk aus dem Bergamascischen und Brescianischen, bekleideten und bewaffneten es, und wollten mit diesem ertrotzen, was Beredsamkeit nicht vermochte.*)

Bald kamen von allen Seiten Nachrichten vom Anrücken italienischer Schaaren. Aus Lugano flog ein Eilbote nach Mailand, Gewalthaten zu verhindern. Dies geschah am 14. Februar.

Am folgenden Morgen, in der Frühe um fünf Uhr, stiegen zweihundert und vierzig fremde Soldaten, über den schönen Lugano-See hergeschifft, ans Land bei Lugano, Freiheit und Vereinigung mit der cisalpinischen Republik zu bringen. Luganesische Jünglinge führten den Kriegshaufen, welcher nur Vortrab einer größern Schaar hieß. Sogleich rollte die Trommel den Generalmarsch; die helvetisch-gesinnten Volksführer rüsteten Widerstand; Freiwillige liefen zur Gegenwehr herbei, und die Cisalpinischen fingen an, auf diese zu feuern. — Ein Sekretär, an den feindlichen Befehlshaber zur Vermeidung des Blutvergießens gesandt, wurde unter der Thür des Hauses von fünfzehn Cisalpinern angefallen und

*) Der Schreiber dieser Geschichte, welcher in dem Jahre 1800 die italienische Schweiz verwaltete, hatte nicht nur Gelegenheit, die Häupter der verschiedenen Faktionen kennen zu lernen, sondern auch sich von der Theilnahme des cisalpinischen Direktoriums an jenen Ereignissen bis zur moralischen Gewißheit zu überzeugen.

fortgerissen. Andere drangen in das Gemach der eidgenössischen Repräsentanten, bewachten sie als Gefangene, inzwischen unter ihren Fenstern das Gefecht hitzig fortgesetzt wurde. Es dauerte eine Stunde. Die Cisalpinischen wichen in ihre Kähne. Die Bewacher der Repräsentanten wurden gefangen, und den Feinden außerdem noch vier Fahnen und dreißig Flinten genommen. Die Verwundeten sandte man ins Spital zur Pflege; die Gefangenen nach Porlezza. Nur einer von den helvetisch-gesinnten Freiwilligen*) war bei dem Handgemenge erschossen. Ein neuer Eilbote ging mit Anzeige dieser Ereignisse gen Mailand. In Lugano ward ländliche Besatzung gelegt.

Die Ruhe schien hergestellt, obgleich der Knoten des Räthsels erst geschürzt, noch nicht gelöst war. Die Stellvertreter der Eidgenossenschaft waren offenbar Fremdlinge in allem, was geschah. Unvertraut mit dem Herzen des Volks, ohne Kraft, sich furchtbar, ohne Vollmacht, sich gefällig zu machen, standen sie in Unentschlossenheit, und erwarteten Alles, ohne Mittel, es zu verhüten.

Desselben Tages, um die Dämmerungsstunde, strömte von neuem ungeheure Menge Volks zusammen; denn die Cisalpinischen oder, wie sie sich nannten, Patrioten rasteten nicht, ihr Werk zu vollführen. Bald umringten zwei- bis dreitausend Mann, ihrer viele bewaffnet, mit wildem Geschrei das Quartier der Repräsentanten. Nach einigem Getümmel lösete sich aus der verworrenen umherwogenden Masse eine Abordnung, welche, den Advokaten Pellegrini an der Spitze, in das Zimmer der Repräsentanten trat. „Wir fordern," sprach Pellegrini, „wir fordern unsere heiligen Rechte zurück, wir fordern die Freiheit der Schweizer! Endlich, nach hundertjähriger Unterthanenschaft, sind wir, uns selbst zu regieren, wohl reif!"

*) Namens Taglioretti.

Als die Repräsentanten den Mangel ihrer Vollmachten zu einer genügenden Antwort vorschirmten, erhob sich weit umher wildes Getümmel. Man verlangte von ihnen trotzig die schriftliche Freiheitserklärung des Landes. Ohne Geistesgegenwart, ohne den Muth der Ehre, ohne das Machtgefühl der Pflicht, fügten sich die Stellvertreter der Eidgenossenschaft zaghaft und betäubt dem Gebot, und stellten folgende Urkunde ihrer Verlegenheit aus:

„Da sich heute Abends eine große Menge von Lawis (Lugano) zu uns verfügt, und die schweizerische Freiheit verlangt hat, um bei diesen kritischen Zeitumständen bei dem Volk größern Eifer zu erwecken, das Land zu beschützen, — — so haben wir ihnen gesagt, daß dies nicht in unserer Gewalt sei, mithin es auch nicht zugeben können. — Da sie aber solches nachdrucksamst begehrten, antworteten wir, daß wir es auch nicht verwerfen können."

Lawis, den 15. Februar 1798.

„Im Namen und auf Befehl der
Schweizer-Repräsentanten
Imfeld, Sekr."

Kaum war dies Werk der bittern Noth gemacht, als abermals das Gerücht erscholl, dreihundert Cisalpinische seien in Porto*) eingerückt, wohin auch von Varese ein Wagen mit Gewehren abgegangen.

Der Nachricht folgten unmittelbar zwei Offiziere, ein Franzose und ein Cisalpiner. Diese eilten zu den Repräsentanten, forderten sie auf, binnen zwei Stunden das Volk zu versammeln, auf daß es sich erkläre, „ob es mit der Schweiz, oder mit Cisalpinien vereint sein wolle?" — Dabei überreichten sie folgende Note:

---

*) Ein Dorf an der südlichen Spitze des Luganersees, cisalpinischen Gebiets.

„An die Herren Repräsentanten der schweizerischen Kantone. Den 22. Pluviose, Jahr 6 der Republik.

„Die Freiheit, welche das Herz eines jeden Patrioten, der seine Menschenwürde fühlt, wie ein Blitzstrahl entzündet, ist auch in eure Kantone eingedrungen. Eure Brüder inner den Alpen haben im Angesicht der ganzen Welt die Demokratie ausgerufen, für die eure Ahnen des Blutes so viel vergossen. Dies heilige Feuer hat auch die Seelen der Patrioten diesseits der Alpen entflammt; sie sind entschlossen, entweder frei zu leben, oder zu sterben. Im Namen Aller, die nun bereit sind, für die Demokratie ihr Blut zu verspritzen, werdet ihr aufgefordert, alle jene Rechte auf der Stelle abzulegen, die ihr auf diese schweizerischen Landvogteien zu haben glaubet; die Schaaren eurer Freiwilligen hier zu entwaffnen*), und jenem Volke gänzliche Freiheit zu ertheilen, welches euch Brüderschaft und Freundschaft anbeut. Nach dem Empfang dieser Schrift entschließet euch binnen einer Stunde. Wenn ihr hartnäckig beharret, dieses Volkes Oberherrlichkeit zu behaupten, dieses Volkes, welches frei zu werden geschworen: so klaget nicht, wenn ihr seines Grimmes Opfer werdet. Ersparet das Blut eurer Brüder! — Seid ihr denn aber dessen begierig: so werden die Bajonette der Republikaner sich in dem Blute ihrer Feinde zu sättigen wissen. —

Gruß und Freundschaft, wenn ihr diese wollet.

Unterzeichnet: Steffano Riva,
Kommandant.
Giov. Batt. Quadri,
Adjunkt.
Antonio Fontano.
Sekretär."

*) Die Freiwilligen waren meistens von der Partei der Helvetisch-Gesinnten, also entschiedene Anti-Cisalpiner.

Bumann, unter den Drohungen der jungen Luganesen, die dies Schreiben mit ihren Namen bezeichnet hatten, deutete auf seine Vollmacht und deren enge Schranken. Bestürmt aber von allen Theilen, versprach er mit dem Amtsgenossen in Berathung zu treten. Doch Stokmann hatte sich schon in aller Hast entfernt durch heimliche Flucht. Die Wildniß und Nacht des Monte Cenere*) schien ihm minder schreckenvoll, als das Toben des Volks. — Da verlangte Bumann Frist bis zur Heimkunft eines nach Mailand an den Minister Testi gesandten Eilboten. Sie ward ihm gewährt.

Als Stokmanns Entrinnen ruchbar geworden, empfing der zurückgebliebene Repräsentant zwölf Mann Wacht. Die Freiheitsbäume wurden gepflanzt, inzwischen sich eine einstweilige unabhängige Regierung gebildet hatte, die feierlich verkünden ließ, daß das Volk, unter Genehmigung der eidgenössischen Stellvertreter, Freiheit und Gleichheit beschlossen habe, daß Vergessenheit erklärt werde über jedes Vergangene, um allgemeine Eintracht zu befördern.

Dies alles war die Geschichte eines einzigen Tages gewesen.**) Die helvetische und cisalpinische Partei lagen in offenem Kampf. Das Blut Taglioretti's schrie um Rache und heischte Blut. — Die Führer der helvetischen Partei, an Zahl und Einsicht überlegener, hätten vielleicht die Revolution noch nicht gemacht, wenn das Treiben der Cisalpinischen sie nicht unverhinderlich zu großen Gegenentschlüssen fortgerissen. Um den Zweck der Cisalpinischgesinnten zu vereiteln, mußte sie in die unvermeidliche Staatsumwälzung ein-

*) Der monte cenere, oder Mont Kennel, ist der Berg, welcher Lugano von Bellinzona trennt.

**) Des 15. Hornung.

gehen und das Spiel derselben zu Gunsten der Schweiz gestalten. Man pflanzte den Freiheitsbaum; aber der Triumph der Cisalpiner war nur halb; statt der lombardischen Kappe erhöhte das Volk den Hut Wilhelm Tells.

Der Eilbote kam folgenden Tages zurück von Mailand. Sobald er aus dem Schiffe trat, wurde er von der zusammenströmenden Menge umgeben, welche vor Einverleibung in Cisalpinien zitterte, und zum Repräsentanten begleitet. Bumann eröffnete vor dem Volke das Schreiben.

Der Minister des Auswärtigen an die helvetischen Repräsentanten in Lugano. Mailand, 27. Pluviose, Jahr 6.

Meine Herren!

Das Vollziehungsdirektorium, dem ich heute eure bald nach einander empfangenen Briefe vom 14. und 15. Hornung mitgetheilt, war sehr über die unangenehmen Nachrichten befremdet.

Das Vollziehungsdirektorium läßt euch, meine Herren, durch mich versichern, daß ihm alles in Lugano Vorgefallene unbekannt war, und es nicht die mindeste Wissenschaft von jener Zusammenrottung der Cisalpiner hatte, die sich erfrechten, durch einen ruchlosen Einfall das Land einer mit unserm Freistaat in freundschaftlichem Verhältniß stehenden Macht feindselig zu betreten, mit welcher das Direktorium das aufrichtige Wohlvernehmen ferner beizubehalten entschlossen ist.

Die cisalpinische Regierung wird, beim Ausbruch einiger Unruhen in den Grenzstaaten, sich mit Deckung der eigenen Grenzen, ohne Mischung in fremde Angelegenheiten, begnügen. Dies Benehmen wird sie beständig beobachten. Das in Lugano Vorgefallene beleidigt ihre Grundsätze so sehr, daß das Direktorium mir auf-

trägt, Sie, meine Herren Repräsentanten, zu ersuchen, uns Namen und Beschreibung jener Cisalpiner mitzutheilen, welche, ihren schändlichen Anfall zu beschönigen, sich frecher Weise auf einen Befehl der hiesigen Regierung berufen haben. Unterdessen wird das Direktorium unverzüglich an den Grenzen die zweckmäßigsten Anstalten treffen, um allen Ernstes zu verhindern, daß keine bewaffnete Macht die Grenzen der Republik überschreite, und nöthige Kundschaften über jenen Vorfall einzuziehen, damit die entdeckten Schuldigen beispielmäßig bestraft werden.

Ich habe das Vergnügen, euch durch euern letzten Boten diese Antwort zu übermachen, die euch von den aufrichtigen Gesinnungen hiesiger Regierung gegen die eure überzeugen, und in Stand setzen wird, sie euern hohen Kommittenten mitzutheilen.

Testi.

Als dies Schreiben gelesen und abschriftlich mitgetheilt war, glich der Freude des Volks nur dessen Zorn gegen die cisalpinischen Urheber des stürmischen Tages. Das Geschrei verlangte Auslieferung des französischen Offiziers und des cisalpinischen, Namens Pelasio. Letzterer hatte an der Spitze des gestrigen Ueberfalls gestanden. Bumann, um diese Leute der Wuth des Volks zu entreißen, bedeutete den rasenden Haufen, daß Mißhandlung eines französischen Offiziers das Land in Krieg und Unglück verwickeln könne. Mühsam willigte das Volk ein, den Franzosen loszulassen. Er wurde von einer Wacht zum Schiff geführt. — Nun aber auch den Pelasio vom Tode zu retten, schlug der Eidgenoß dessen einstweilige Verhaftung im Quartier der Repräsentanten vor.

Bumann fand es der Würde schweizerischer Nation unanständig, länger in einem Lande zu verweilen, in welchem das Recht der regierenden Stände zertreten, sein Ansehen verachtet war. Durch Gegenwart konnte er nur die Schmach der fallenden Eidgenossenschaft vergrößern. Er reisete ab. Noch ehe er aber den Monte

Cenere überstiegen hatte, war das ganze Land zwischen diesem und der Lombardei schon in hellem Aufstand.

Schon am 15. Hornung hatte das Volk von Mendrisio, nach dem Beispiel Lugano's, den helvetischen Freiheitsbaum erhöht, und am 20. unter freiem Himmel geschworen, schweizerisch zu bleiben, und die katholische Religion zu behaupten. Die höchste Gewalt war einem vorläufigen Regierungsausschuß anvertraut, welcher mit Cisalpinien und den kleinen Freistaaten unterhandeln sollte, die in den Gebirgen aus den ehemaligen Schweizerlandvogteien diesseits des Gotthards zu entstehen anfingen. Denn jede Landvogtei bildete nun eine eigene Republik. — Auch war es weder Neigung des Volks noch der Führer, unselbstständig nur als verschwindende Theile in einem einzigen allgemeinen helvetischen Freistaat aufgelöst zu werden. Der Hang zum Föderalismus ist den Völkerschaften der Alpen gleichsam erblich mit ihren Gebirgen, von denen sie unter einander getrennt sind. Nur stolz auf ihre Heimat, verlangen sie in andern Geländen weder Vaterlandsrecht noch Mitregierung, sondern nur Bundesgenossenschaft. Sie verlieren gleichsam ihr Selbst in jedem größern Kreise, der nicht dem engen Kreise ihrer Vorstellungen angemessen ist. Die meisten Völkerschaften der Schweiz ergriffen daher gerade, da die Zerstörung des alten Eidgenossenwesens begann, diesen Umsturz, als Mittel, unabhängig unter einander, sich in noch kleinere selbstherrliche Freiländchen zu theilen.

Auch in Mendrisio waren, wie in den andern welschen Vogteien, die Gemüther getrennt zwischen Cisalpinien und Helvetien. Am 22. Hornung erschienen vor dem Regierungsausschuß drei junge Männer, Joh. Baptista Quadri (von Lugano), Feliciano Pasta (von Mendrisio), und Biondi (von Blenio), als Abgeordnete der Patrioten (oder der cisalpinischen Partei), welche nach dem unglücklichen Angriff auf Lugano mit ihrer Mannschaft sich

am Seeufer zu Campiglione*) niedergelassen hatten. Sie verlangten, daß Mendrisio an das cisalpinische Direktorium sende, Einverleibung in Bonaparte's neugeschaffene Republik zu erbitten. „Verbunden seid ihr schon mit derselben," sagten sie, „durch Sprache, Boden und Interesse. Getrennt seid ihr von Helvetien auf ewig durch die rauhen, fast unübersteiglichen Gebirge; auf ewig durch die kaum vernarbten Wunden, so euch von den schweizerischen Prokonsuln schändlicherweise geschlagen worden sind; auf ewig durch Interesse, Sitten, Gesetze, Religion und Zunge." — Ihren Vortrag theilten sie dem Ausschuß schriftlich mit.**) „Erinnert euch," hieß es am Schluß desselben, „daß ihr Brod empfanget von Cisalpinien, da ihr von Helvetien nichts zu erwarten habt, als — Steine!"

Der Ausschuß erwiederte, daß nur das versammelte Volk über diesen Gegenstand absprechen könne, welches binnen drei Tagen geschehen werde. Den Patrioten ahnte, daß ihre Hoffnungen hier, wie in Lugano, vereitelt werden würden. Sie eilten zurück zu ihren rüstigen Waffenbrüdern, und erschienen in wenigen Stunden wieder, unter fliegenden Fahnen und schlagender Trommel. Sie zogen auf den Platz, umringten den Freiheitsbaum. Einer der Ihrigen, Namens Carabelli, kletterte hinauf, hob den Schweizerhut hinweg, und setzte die lombardische Kappe hin. Der Schwarm der Cisalpinischen nahm den Hut, zertrat ihn mit Füßen, und

*) Es ist ein Dorf am östlichen Ufer des Luganersees, welches als kaiserliches Lehen zur Abtei St. Ambrosio in Mailand gehörte, aber unter Schirm der Eidgenossenschaft stand, der es auch in Kriegszeiten Mannschaft stellen mußte.

**) Li deputati dei patriotti dei Balliaggi italiani al comitato politico del sovrano popolo di Mendrisio. (Im Archiv von Mendris.)

warf ihn, nachdem Jeder daran seinen Muthwillen gekühlt, in den nahen Bach, während cisalpinische Kokarden und Mützen in Menge vertheilt und Proklamationen zur Vereinigung mit Mailand angeschlagen wurden.

Aber am folgenden Tage tönte Sturmgeläute durchs Land.*) Die Gemeinden Stabio, Ligornetto und Genestre vereinten sich bewaffnet, um die Beschimpfungen der helvetischen Zeichen zu rächen, und die Lombarden zu verjagen. Sie zogen auf Mendrisio. Es kam zum Schlagen. Aber ein heimtückisches Feuer, von Dächern und Fenstern auf sie gerichtet, zwang sie zum Rückzug mit Hinterlassung ihrer Verwundeten und Todten. Die cisalpinischen Banden, im Genuß des Triumphes, brandschatzten als Sieger das Land. Der Ausschuß, um die Gemeinden vor diesen gewaltthätigen Erpressungen zu schirmen, ohne Hilfe von Helvetien, in Furcht vor Cisalpinien und Frankreich, bequemte sich endlich, das Volk zur Vereinigung mit Mailand zu bewegen. Es eilten Abgeordnete nach Mailand, sowohl um die Vereinigung, als um Schutz gegen die Bedrückungen der sogenannten Patrioten zu erflehen.

Der Erfolg war die Sendung cisalpinischer Truppen nach Mendrisio. Aber ehe sie erschienen, waren die schweizerischgesinnten Luganeser Schaaren gegen den Haufen der Cisalpinischen vorgerückt.. Diese standen bei Bissone am Seeufer, anderthalbhundert stark. Die Luganesen dagegen kamen mit hundert Mann, um den Berg Capriano, ihnen im Rücken, während andere zu Schiffe, mit zwei Kanonierbarken, sie von der Stirnseite angriffen. Nach zweistündigem Kampfe wurden die Cisalpinischen geschlagen. Sie ließen bei 30 Gefangene und Verwundete, 5 kleine Kanonen, 2 Fahnen, allen Mund- und Kriegsvorrath zurück und flohen über Mendrisio zurück. Die Luganesen rückten in den Flecken ein,

*) 23. Hornung.

schafften den cisalpinischen Freiheitsbaum hinweg und warfen einige der vornehmsten Faktionsmänner in die Gefängnisse. In demselben Augenblick*) trafen die mailändischen Truppen zu Mendrisio ein. Die Luganesen zogen sich in ihr Gebiet zurück, nach einer Unterredung mit dem lombardischen Kommandanten. Der cisalpinische Baum ward neuerdings erhöht,**) und jeder der Eingekerkerten losgelassen.

Durch die Klagen der schweizerischgesinnten Luganesen bewogen, sandte der Oberfeldherr Berthier einen seiner Generale***) auf Lugano, die Stimmung des Volks zu erforschen. Als Berthier nachmals durch den Oberfeldherrn Brüne in Italien ersetzt ward, wandte Lugano sich auch an diesen, schilderte ihm die Leiden der Gemeinden und den Schmerz derselben, vom Herzen der helvetischen Republik, ihrer Mutter, losgerissen zu werden. Brüne befahl, die Gemeinden zu versammeln, und über die Vereinigung mit Cisalpinien oder Helvetien abzustimmen. Da war das Schicksal der welschen Vogteien entschieden. Mit einem Herzen und mit einem Ton rief Alles um Helvetien. Und die cisalpinischen Truppen zogen aus dem Lande.

---

## 6.

Unterdessen hatte in der Heimat der Eidgenossen selbst überall und binnen wenigen Tagen Verwirrung und Zwietracht überhand genommen. Schon hatte das Waadtland den Entwurf der neuen helvetischen Staatsverfassung eingeführt †); schon hatten die Ge-

---

*) Abends, 4. März.

**) 6. März.

***) General Chevalier.

†) Den 15. Februar.

meinden in Toggenburg, in Thurgau, und die von Schaffhausen, vom Rheinthal, in Werdenberg und Sargans ihre Stimmen in den allgemeinen Ruf um Freiheit und Unabhängigkeit gemischt; schon hatten die Regierungen von Luzern und Zürich, von Schaffhausen und Bern und Solothurn, dem ungestümen Drange des Zeitgeistes gewichen, die Souveränetät des Volks anerkannt, und sich nur bis zur Anstellung neuer Regierung und Ordnung für einstweilige erklärt. Die Schrecken der großen Wiedergeburt Helvetiens traten herein. Das Alte stürzte zusammen, und vor den Trümmern der Eidgenossenschaft erschien ein fränkisches Heer, mit Bern zu rechten.

Die Geschäftsführer der Waldkantone erkannten jetzt erst die Unvermeidlichkeit der großen Veränderung und die Freilassung aller Unterthanen. Stärke zu gewinnen, mußten sie die Untergebenen in freie Mitbürger verwandeln, und auf den Altar öffentlicher Wohlfahrt das als Opfer legen, dessen Verlust ohnedem unabkäuflich war.

Es geschah. Das Volk von Schwyz versammelte sich am 18. Februar, und hörte das Verlangen der „Unmittelbar-Angehörigen.“ *) Es bedurfte keiner Kunst der Ueberredung; unter frohem Jubelgeschrei erhoben viertausend freie Landleute ihre Hand, dreitausend Angehörigen gleiche Rechte zu ertheilen. **) Jeder war gerührt und glücklich. Auch dem bittenden Gaster und Uznach wurde Hoffnung zu Theil. Ein Ausschuß empfing den Auftrag, mit Glarus und jenen zwei Landschaften über Freilassung und Auslösung

*) Die Einwohner der Höfe, die Angehörigen des Stifts Einsiedeln, und die Insassen des Kantons.

**) Am folgenden Tage wurde die Freiheitsurkunde ausgestellt, als am 19. Hornung. Eben so wurde die Geschichte des 18. Hornungs brieflich den übrigen Eidgenossen kund gethan.

des alten Pfandbriefes zu unterhandeln. – Nur die March wurde mit kaltem Stillschweigen übergangen.

Ein Trauerbote von Uri kam und störte die Heiterkeit des Festes. Auch die Landvogtei Bellinzona, jenseits des St. Gotthardsberges, war vom Geist des Aufruhrs und der Befreiungslust ergriffen worden. Bizener, der Landvogt, stand in großer Gefahr. Fremdes Volk war, wiederholten Berichten zufolge, in Bellenz und die dortigen Gegenden eingefallen. Diese besonders für Uri bedenklichen Ereignisse hatten das Volk daselbst sehr erschüttert. Es wollte, um sich zu decken, seine gen Bern gesandte Mannschaft wieder zurückziehen — es theilte den Schwyzern Klagen und Sorgen mit.

Schwyz war in Bestürzung. Es entstand ein Augenblick des Schweigens, oder stiller Berathung. Bald offenbarte sich die allgemeinste Theilnahme am Schicksal seiner ältesten Bundesgenossen, so wie an dem der gesammten Eidgenossenschaft. Man beschloß, Uri zu bitten, seine Truppen nicht von Bern abzurufen, um übeln Eindruck zu meiden, welchen dies auf alle eidgenössische Hilfsvölker machen könne; statt dessen wolle Schwyz den Mangel jener Mannschaft durch sein zweites Bataillon ersetzen, und ihm den Oberstlieutenant Aloys ab Yberg, als Standesrepräsentanten, zugesellen.

Mit diesem Entschlusse wurde der Trauerbote von Uri heimgesandt, einem Entschlusse, so edel als klug.

---

7.

Das Waadtland lief unaufhaltsam in der Bahn der Revolution fort. Die Güter der Berner wurden in Beschlag genommen, und die Gemeinden des welschen Freiburg rüsteten sich, dem Beispiel zu folgen.

Freiburg, die regierende Stadt, unfähig, dem wüthenden Waldstrome der Verwirrung entgegen zu bauen, ohne Vertheidigungsmittel, und von einem nur zwei Stunden entfernten Frankenheer bedrohet, sah nach Hilfe. Von Bern wurden aus der Mitte des Kriegsraths zwei Männer dahin gesandt, Statthalter Wyß von Zürich und Müller von Uri, eidgenössischen Rath zu ertheilen.

Noch immer mangelte den Kantonen Einheit der Kraft und des Willens. Jeglicher folgte nur gezwungen, wohin er, sich zu retten, freiwillig voraus eilen sollte; jeglicher berechnete nur den eigenen Vortheil und handelte ihm gemäß, in dem Plane des Ganzen.

Die Angehörigen der Vogteien von Baden und der obern und untern freien Aemter äußerten den Oberherren ihre treuen Gesinnungen, und sie wurden aufgefordert, zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes die Waffen zu erheben. Auch Sargans, welches den Wink zur Freiheit benutzte, rührte sich, und wünschte, als freier Stand der acht alten Orte Bundesgenoß zu werden, und mit seinen Kriegern dann freudig ins Schlachtfeld fürs Vaterland zu gehen.

Nun war in ganz Helvetien kein Ort mehr, der nicht zum Kampfe für oder wider in Waffen gestanden, oder aufgemahnt wäre, oder der Hilfe bedürfe, außer Wallis. Schwyz bezeugte dem Stande Bern seine Verwunderung, daß während des allgemeinen Getümmels dieser zur Unterstützung der Eidgenossenschaft so wichtige Freistaat schier vernachläßigt worden sei.*)

Luzern, welches sich seiner Hoheitsrechte freiwillig begeben, sprach noch einmal zu Bern das Wort der Warnung, um den Frieden der Schweiz zu retten. Die provisorische Regierung

*) 26. Februar.

jenes Kantons zeigte zugleich denen der Waldstätte an: daß ihre Hilfstruppen keineswegs bestimmt wären, für mittelbare oder unmittelbare Beibehaltung irgend einer aristokratischen Regimentsform einen bewaffneten fremden Angriff abzutreiben; wohl aber wäre sie, wie ihr ganzes Volk, entschlossen, für die Integrität des gemeinsamen Vaterlandes, für Freiheit und Unabhängigkeit alle Kräfte aufzubieten, und dafür weder Gut noch Blut zu schonen. Sie hätte daher ihrem Obersten Befehl ertheilt, so lange mit seinem Regimente zu Langenthal und den übrigen Standpunkten zu verbleiben, bis man vernommen habe, unter welchen Bedingungen die Schweiz den Frieden mit der fränkischen Republik beibehalten könne.

Luzern drückte in eben diesem Schreiben seine Gesinnungen gegen den Kanton Schwyz sehr zweifellos aus: „es sei überzeugt, daß das gesammte schweizerische Volk nur dann für die Vertheidigung der bedrohten Stände mit wahrer Einmüthigkeit gegen das Ausland stehen würde, wenn demselben in allen aristokratischen Ständen durch unverzügliche Errichtung der Volksregierung unzweideutig dargethan wäre, daß dasselbe nicht mehr weder für verhüllte noch unverhüllte Aristokratie, sondern für Freiheit, Vaterland, Sicherheit der Person und des Eigenthums streite.“

„Beim Heil des Vaterlandes“, fuhr Luzern zu den Schwyzern fort; „beschwören wir euch, eine der unserigen ähnliche Erklärung an jene Stände zu thun, wo es nöthig sein möchte, damit endlich das bewirkt werden könne, was die Noth fordert, und wodurch aller scheinbare Vorwand zu fremden Angriffen wegfalle. Denn so lange dies nicht geschieht, bleiben Volk und Regierung in Gesinnungen und Interesse getrennt, und das Vaterland würde von innerer Zwietracht und äußerm Kriege unfehlbar zerrüttet werden.“

8.

Es scheint hier der Ort zu sein, einschaltungsweise dasjenige zu erzählen, was in Bern und bei dessen verschiedenen Heerabtheilungen geschah.*)

Schon im Christmond 1797 hatten die Franzosen unter dem Brigadegeneral St. Cyr das St. Immerthal oder Erguel des Bischofs von Basel besetzt, und dies hatte Bern bewogen, einige Tausend Mann zur Beobachtung der Grenzen daselbst, in Arberg, Büren, Nidau und Erlach, aufzustellen, über welche der General von Erlach den Oberbefehl empfing. Bald nach diesem wurden sechs Bataillone aufgeboten und dem Obersten von Grafenried anvertraut, um dem Obersten Weiß zur Zähmung des Waadtlandes hilfreich zu werden. Aber schon war dagegen eine französische Macht von 15,000 Mann unter dem General Menard in die Landschaft Gex vorgerückt.

Grafenried hatte sein Hauptgelager zu Avenches (Wifflisburg) genommen. Oberst Weiß befand sich zu Iferten. Sobald Grafenried in Avenches ankam, schickte er dem Obersten von Weiß zwei verschiedene Eilboten nach Iferten mit umständlichem Berichte über die ihm aufgetragenen Befehle; er bekam aber keine Antwort, und blieb in gänzlicher Ungewißheit. Nach drei Tagen langte Weiß selbst in Wifflisburg an; die Ursache seiner unvermutheten Erscheinung war folgende:

General Menard hatte den 25. Jänner seinen Adjutanten Autier nach Iferten, an den Obersten Weiß mit der Anzeige gesandt, daß, wenn er nicht plötzlich die zusammengezogenen Trup-

*) Die Erzählung dieses Abschnittes ist aus den Berichten einiger Augenzeugen gesammelt, welche in denselben Begebenheiten Hauptrollen gespielt haben.

ven entlassen, und das unabhängig erklärte Waadtland räumen würde, werde er ihn an der Spitze seiner Division dazu zwingen.

Der Adjutant fuhr in einer Kutsche, begleitet von zwei fränkischen Husaren und einem Paar waadtländischen Dragonern, durch das Dorf Thierrens, unfern Lucens, des Nachts gegen zehn Uhr. Dort war eine Dorfwache von Einwohnern, welche die Begleitung des Adjutanten anrief, und auf nicht erhaltene Antwort dessen Wagen anhalten wollte. Die Husaren zogen den Säbel, die Bauern gaben Feuer. — Beide Husaren fielen todt zur Erde, und ein waadtländischer Dragoner ward verwundet. — Der Adjutant Autier sprang aus seinem Wagen, flüchtete zu Fuß nach Milden, schickte von da aus seine Depeschen an den Obersten Weiß, und kehrte zum General Menard zurück, der Tags darauf mit seiner Division in die Landschaft Waadt einrückte. — Diese Begebenheit ist nicht ganz richtig in französischen Blättern angezeigt worden. In denselben heißt es, es sei in diesem Dorfe ein Piquet Bernertruppen gewesen, die den unerwarteten Angriff, ohne das Begleit vorher anzurufen, verübt hätten. Dies ist aber falsch, denn die Berner waren nicht weiter als bis Avenches vorgerückt, und die Thäter dieses unglücklichen Angriffs, als sie ihren Irrthum erkannten, stellten sich freiwillig sogleich in die Gefangenschaft von Lausanne, damit dem Dorfe Thierrens kein Unglück zugefügt werde. Diese Ereignisse und Menards drohender Ton machten solchen Eindruck auf den Obersten von Weiß, daß er für gut fand, Iferten auf das schnellste zu verlassen. Er kam also ganz allein in Avenches an, und gab Befehl, daß alle vorgerückte Truppen auf das deutsche Bernergebiet zurückkehren sollten. — Er selbst nahm seinen Weg nach Bern.

Grafenried traf also die nöthigen Anstalten zum Abmarsch, und da er noch gleichen Abends ein Schreiben vom Kriegsrathe zu Bern erhielt, der ihm dasselbe befahl, zog er in der Nacht ab.

Die Truppen verlegte er in und bei Murten. Er selbst ward auch nach Bern berufen, um fernere Befehle zu erwarten. Die Ursache, derentwillen auch der Kriegsrath von Bern den Abmarsch befohlen hatte, war ein Schreiben der Tagsatzung zu Aarau an die Zweihundert von Bern gewesen, worin man das Verlangen äußerte, daß Bern keine Gewaltthätigkeit zur Wiedererlangung der alten Ordnung der Dinge im Pays de Vaud verüben, sondern alles der Zeit und den Umständen überlassen sollte. Dieses Schreiben von Aarau war durch die Schilderung bewirkt worden, welche die zwei eidgenössischen Repräsentanten zu Lausanne, Statthalter Weiß von Zürich und Landammann Weber von Schwyz, der Tagsatzung über das Waadtland mitgetheilt hatten.

Mengaud wohnte der helvetischen Tagsatzung bei. Sobald dieselbe den 1. Hornung aus einander gegangen war, errichtete Aarau die Freiheitsbäume; dasselbe thaten auch die nächstgelegenen sogenannten freien Aemter und das Thurgau. Zwischen dem 18. und 31. Jänner nahm der ganze Kanton Basel freiwillig die repräsentative demokratische Verfassung an. Indessen vermehrten sich von Tag zu Tag die fränkischen Truppen im Erguel und Bisthum Basel. Bern verstärkte seine Macht ebenfalls in dieser Gegend, und gab dem V. Grafenried, der als Mann von Entschlossenheit bekannt war, Befehl, sich nach Büren zu begeben, und die Leitung der in diesen Gegenden stehenden Truppen zu übernehmen.

Der Monat Hornung verstrich mit Verhandlungen zu Peterlingen und Basel, und mit Truppenvermehrungen auf den beiderseitigen Grenzen. Zu Peterlingen war General Brüne angekommen, sowohl als Obergeneral der fränkischen Truppen, als auch mit aller politischen Vollmacht vom fränkischen Direktorium versehen. In Basel war Mengaud, der gleiche Vollmacht zu haben schien, und an den man auch, besonders wegen Aarau, Ab-

geordnete sandte. Diese Stadt nämlich war einige Tage später, nachdem sie die Freiheitsbäume errichtet hatte, von dem Berner-Oberst von Büren mit einem Paar Bataillons besetzt worden, und die Einwohner wurden entwaffnet. Von diesen flüchteten einige nach Basel, und baten Mengaud um Hilfe. Derselbe ergriff den Anlaß, nicht nur eine gänzliche Genugthuung von der Regierung von Bern zu fordern, sondern auch, daß sie ganz unbedingt ihre Gewalt niederlege. — Merkwürdig ist es, daß zu eben der Zeit Grafenried ein Schreiben von dem Kriegsrath von Bern erhielt, mit dem Berichte des Geschehenen, und dem Beifügen, Oberst von Büren habe Alles ohne Vorwissen und Befehl des Kriegsraths verrichtet, man habe deswegen an seine Stelle den Obersten von Wattenwyl gesetzt. Nichts desto minder führte Oberst von Büren seine gehabte Befehlshaberschaft immer fort. Unter diesen Umständen fand die Regierung von Bern gut, die Landesausschüsse den 1. Hornung zusammenzuberufen, um gemeinschaftlich mit dem ganzen Lande über die Lage desselben zu berathen, und zugleich an einer Abänderung in der Regierungsform zu arbeiten. Es geschah auch den 3. Hornung eine feierliche Eröffnung an das Volk, daß diese Abänderung binnen Jahresfrist vor sich gehen werde, daß die Regierung von Bern ihre Gewalt niederlegen, und eine demokratisch-repräsentative Verfassung annehmen würde.

Allein hiemit waren die fränkischen Bevollmächtigten nicht zufrieden. Sie begehrten, daß die Niederlegung aller Gewalt sogleich geschehe. Dies war es, was Bern nicht konnte, nicht wollte, nie zu thun gesinnt war. Das Patriziat beharrte auf seine Rechte und rief die übrigen Kantone um bundesmäßige Hilfleistung an. — Ihrer innern Stürme ungeachtet kamen auch um die Mitte Hornungs 1400 Zürcher, 400 Glarner, 300 Urner, 600 Schwyzer, 600 Unterwaldner und 100 Mann von der Stadt St. Gallen

auf deutschem Bernergebiet an. — Gegen das Ende des Monats stellte auch Luzern 1200 Mann auf die Grenzen; die Hilfstruppen von Schaffhausen und Appenzell hingegen waren erst im Anzuge, als der Schlag, der Bern stürzte, schon geschehen war; Solothurn und Freiburg bewaffneten sich so gut sie konnten, doch waren die deutschen und welschen Freiburger nicht einig; — die Letztern theilten schon mit den Waadtländern den Wunsch zur Freiheit.

Unvermuthet nahm General Schauenburg, der nun das Kommando über die französische Armee im Bischof-Baselischen führte, den 8. Hornung Besitz von Biel; — diese Stadt war ein zugewandter Ort der Eidgenossenschaft, hatte Sitz und Stimme auf Tagsatzungen, auch noch durch Abgeordnete zu Aarau die Erneuerung des Schweizerbundes beschwören lassen.

Einige Tage nach diesem Ereignisse ward dem geheimen Rath und dem Kriegsrath zu Bern von seinen einsichtsvollsten Dienern ein Entwurf vorgelegt, mit der Deutung, daß wenn man wider Vermuthen keine Uebereinkunft mit den Franzosen abschließen könne, man nicht länger zögern, sondern angriffsweise zu Werk schreiten solle; — noch seie Schauenburg nicht über 8000 bis 9000 Mann stark, vermehre sich aber täglich, und wenn man seinen Angriff abwarten wolle, würde Alles verschlimmert werden. Die Berner sollten unter dem Obersten von Büren, die Solothurner unter dem General Altermat auf verschiedene Standpunkte vorrücken; sobald sie an ihrem Bestimmungsorte angekommen wären, sollte eine letzte Aufforderung an den General Schauenburg ergehen, den Schweizerboden binnen vierundzwanzig Stunden zu räumen. — Würde er solche abschlagen, sollte er plötzlich auf allen Seiten, von hinten durch das St. Joseph- oder Ballstallerthal, gegen Pierre Pertuis — über den Fallern und Tessenberg gegen Rüchenette, von Grenchen und Lengnau gegen Peterlin-

gen, und, von Büren, Gottstadt und Nidau aus, gegen Bolenlingen, Biel und Bötzingen gedrängt werden. Der Landsturm sollte ergehen, um die vorgerückten Truppen zu ersetzen, oder bei einem Rückzug zu unterstützen. Der Kriegsrath legte den Plan bei Seite. Die Unterhandlungen hatten ihren Fortgang; Alles schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Doch schien es, als ob die Regierung von Bern niemals von Erfüllung der fränkischen Drohungen überzeugt war.

Den 15. Februar schlossen ihre Abgeordneten förmlichen Waffenstillstand mit General Brüne für vierzehn Tage, um während dieser Frist Alles, wo möglich, noch gütlich beizulegen. Die Grundlage von Brüne's Begehren war die ungesäumte Annahme der schon entworfenen Verfassung einer helvetischen Republik. Die Antwort der Abgesandten war: man glaube, die am 3. Hornung an das deutsche Berngebiet erlassene Verkündigung entspreche genugsam den fränkischen Forderungen, weil kraft dieser die repräsentative Verfassung in Jahresfrist solle angenommen werden.

In dieser Zeit, und zwar am 21. Hornung, erschien eine Abordnung von der Nationalversammlung in Basel; Wernhard Huber und Lukas Legrand waren Glieder derselben. Ihre Absicht war, durch ernste Vorstellungen Bern zu bewegen, die Herrschaft niederzulegen, und einen verderblichen Krieg von den Grenzen Helvetiens zu entfernen, da, was Frankreich forderte, Wunsch jedes freien Schweizers sein müsse — Freiheit und Gleichheit.

Allein umsonst waren die Vorstellungen der Basler. Mit größerer Begeisterung wurde am 26. Hornung der Oberbefehlshaber von Erlach empfangen. Er erschien mit kriegerisch-prangendem Gefolge von Offizieren vor dem Rathe der Zweihundert und den Ausschüssen der Landschaft. Er schilderte mit Beredsamkeit die Lage des Kantons, die Kampflust der Soldaten, und begehrte, für das Wohl des Ganzen, unumschränkte Vollmacht, beim Auslaufe des

Waffenstillstandes nach Gutbefinden handeln zu können. Von denen der Zweihundert blieb keiner, der ihm nicht Beifall gab; allein von den Landesausschüssen waren die Bürger Strauß von Lenzburg und Schnell von Burgdorf anderes Sinnes. Strauß sagte: Er werde niemals zu Krieg stimmen, bis die Regierung von Bern ihre Gewalt niedergelegt habe; wenn nach dieser Handlung Frankreich noch mehr verlange, so werde er sich zu Allem willig und bereit finden lassen; dies sei seine Instruktion, die auch abgelesen wurde. Ihm folgte Schnell von Burgdorf in der gleichen Meinung. — Als abgestimmt werden sollte, entfernten sich Strauß und Schnell. — Es wurde von der ganzen Versammlung mit einhelligem Stimmenmehr dem Obergeneral von Erlach die verlangte Vollmacht zugesprochen. Erlach eilte nun mit seinem Gefolge nach Aarberg zurück. Ehe aber noch die versammelten Räthe aus einander gegangen waren, trat ein Adjutant des Generals Brüne vor die Versammlung, und sagte: Brüne habe erweiterte Vollmacht von Paris erhalten, und wenn man noch unterhandeln wollte, solle man mit unumschränkter Vollmacht versehene Männer nach Peterlingen senden. Diese wurden auch folgenden Tages gesandt. — Nach einigem Hin- und Herreden gab aber Brüne sein letztes Wort: Daß ohne Verzug die bestehende Regierung ihre Staatsgewalt in die Hände einer sogleich niederzusetzenden provisorischen Regierung ablegen solle. — Die künftige Staatsverfassung sei gänzlich nach den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit einzurichten. — Alle wegen politischer Meinung Verhaftete sollen losgelassen werden. — Zurückziehung und Entlassung aller Schweizer-Hilfstruppen und der bewaffneten Miliz.

Wären diese Bedingungen erfüllt, würden sich die Franken vom Schweizerboden zurückziehen und ihn nicht mehr betreten, insofern ihre Hilfe von der neuen Regierung nicht begehrt werden würde. — Für Ja oder Nein hierüber gab er den Abgeordneten Zeitfrist von

sechsunddreißig Stunden — oder bis den 1. März des Nachts um zehn Uhr.

Gleich nach ertheilter Vollmacht an den Obergeneral von Erlach, hatte indeß die Regierung eine Kommission niedergesetzt, die, im Fall des Kriegsausbruchs und unglücklichen Erfolgs, mit den Franken kapituliren solle, damit die Stadt nicht im Sturme übergehe. Bei diesem Anlasse sagte der starkmüthige Schultheiß Steiger: „Ihr wißt alle, daß seit dem Anfange der französischen Revolution ich den Charakter, die Grundsätze und Thaten der Neufranken verabscheut habe; ich begehre weder Gnade noch Ungnade von ihnen. Ich begehre von solcher Kapitulation gänzlich ausgeschlossen zu sein, und daß dies mein Begehren dem Rathsbuche eingezeichnet werde.“

Sobald inzwischen der Obergeneral Erlach in seinem Hauptgelager Aarberg angekommen war, berief er (den 27. Hornung) die Kommandanten der drei Berner Divisionen, nebst ihren Adjutanten zu sich. — Die Division vom rechten Flügel befehligten General Altermat und Oberst von Büren, doch unabhängig von einander; der erstere die Solothurner, bei welchen auch einige Berner Bataillone standen, der letztere die Berner, so in den Gegenden von Wangen, Aarwangen und Aarburg waren. Grafenried führte die Division der Mitte; und Wattenwyl die des linken Flügels, so bei Güminnen stand und sich bis Freiburg erstreckte. Diese drei Divisionen konnten höchstens 20,000 Mann stark sein. Als nun die Befehlshaber, ausgenommen General Altermat und Oberst von Büren, versammelt waren, theilte ihnen Erlach seinen Angriffsplan mit, nach welchem den 2. März des Morgens um 4 Uhr die Franken in allen ihren Stellungen sowohl gegen das Waadtland, als gegen das Bisthum Basel angegriffen werden sollten. Der Angriff der Divisionen vom rechten Flügel und des Zentrums war nach dem nämlichen Plane geordnet, welcher

dem Kriegsrathe früher schon vorgelegt worden. Die vom linken Flügel sollten in drei Kolonnen angreifen, — auch von Freiburg aus sollte eine Kolonne vorrücken — und Oberst Tscharner, der zu Ormont ein abgesondertes Korps kommandirte, von da aus gegen die Franken in Aehlen ziehen, alles um die nämliche Zeit und Stunde. — Da nun aber Niemand von der Division des rechten Flügels zugegen war, so gerieth der Kriegsrath in Verlegenheit. — Doch ehe er noch aus einander ging, traf Nachmittags der Oberst Wattenwyl als Abgeordneter des Obersten von Büren ein. Nachdem er Plan und Zeit seiner Ausführung erfahren, erklärte er: seine Division liege allzu zerstreut hin und her, um sie in so kurzer Frist zusammenziehen und an ihre Bestimmungsorte bringen zu können. — Dennoch werde er das Möglichste thun. Man solle aber erwägen, daß Aarberg neun bis zehn Stunden von dem Standpunkte entfernt liege, und wie vieler Zeit es noch bedürfe, um bei seiner Rückkehr die nöthigen Befehle auszufertigen.

Auffallend ist, daß der General von Erlach nicht einmal ein Verzeichniß von der Vertheilung des gesammten Kriegsvolkes in den verschiedenen Ortschaften besaß; sonst hätte er Zeit und Umstände besser berechnen können. Inzwischen wurde aber noch zu Bern über das Ultimatum des Generals Brüne berathschlagt. Man wollte es mit einigen Milderungen annehmen; schickte demnach Befehl an Erlach, alle Feindseligkeiten zu vermeiden, und ließ dem General Brüne melden, daß Abgeordnete von Bern bei ihm anlangen würden, um alles zu beendigen. — Die Vorbehalte der Berner bestanden darin, daß die gegenwärtige Regierung sich als provisorisch erklärte; daß die Urversammlungen binnen Monatsfrist, vom Rückzuge beiderseitigen Truppen an gerechnet, zusammenberufen werden sollen; — daß man den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit, und der Vereinigung der ganzen Schweiz beitrete, jedoch ohne fremde Einmischung.

Die Abgeordneten reiseten nach Peterlingen, kamen aber, von den Vorposten aufgehalten, spät daselbst an. Zwar die Waffenstillstandsfrist war noch nicht ganz verstrichen, noch war es nicht zehn Uhr Nachts, aber Brüne weigerte sich, die Berner jetzt vorzulassen. Die Gesandten sahen die fränkischen Truppen überall in Bewegung, und kehrten über Aarberg unverrichteter Sachen nach Bern zurück. — Als an diesem letzten Tage des Friedens (am 1. März) der Obergeneral von Erlach den Befehl von Bern erhalten hatte, alle Feindseligkeiten einzustellen, theilte er denselben durch Eilboten an die Anführer der drei Divisionen mit; aber die Feldherren erhielten ihn erst spät Abends, besonders die in den entfernteren Gegenden. Ueberall waren schon Anstalten zum Angriff geordnet; viele Truppen in Bewegung. Man sandte nun Eilboten umher, Erlachs Gegenbefehl kund zu thun. Viele Schaaren mußten Halt machen, viele sich zurückziehen. Ueberall ward Unordnung.

Was die Verwirrung vergrößerte, war die Uneinigkeit oder das Mißverständniß verschiedener Befehlshaber selbst unter einander, wenn entweder ihre Eilboten zu spät oder gar nicht eintrafen.

Ein unglückliches Beispiel dieser Art liefert der Vorfall zwischen dem Obersten Büren und dem Kommandanten Grafenried. Letzterer empfing des Vormittags um 11 Uhr ein Schreiben von jenem aus Solothurn, mit Anzeige, er habe gehört, es sei ein Spektakel im St. Josephsthal vorgefallen, deswegen habe er zwei Bataillone auf den Weißenstein steigen lassen. Grafenried, unwillig, schrieb sogleich zurück, daß folgender Tag zum allgemeinen Angriff bestimmt sei, und diese zwei Bataillone die Angriffskolonne von Lengnau zu unterstützen unumgänglich nöthig wären; er bitte also, sie plötzlich zurückzuberufen. — Büren that aber nichts von diesem, sondern ließ die Mannschaft auf dem Weißenstein im tiefen Schnee stehen. Der Weißenstein ist einer der hohen Gipfel des Jura oder Leberbergs, und liegt in paralleler Linie mit Solo-

thurn. Auch zog keineswegs Büren, dem Angriffsplane gemäß, seine Division zusammen. Den nämlichen Tag, Abends um sechs Uhr, schickten die in der Stadt Büren gelegenen drei Kompagnien Infanterie und eine Kompagnie Jäger Abgeordnete an Grafenried: sie vermuthen, er habe Angriff im Sinne, erklären also, daß keiner von ihnen einen Schritt auf das bischof-baselische Gebiet thun werde. Grafenried antwortete: er sei ihnen nicht schuldig zu sagen, was er im Sinne habe; er hoffe, daß sie Gehorsam leisten werden, sonst müsse er sie als Verräther des Vaterlandes ansehen.

Da eigentlich die Besatzung zu Büren nur bestimmt war, eine Diversion gegen Reiben zu machen, die fränkischen Truppen dort durch heftiges Feuer zu beunruhigen, und an die Aar zu ziehen, damit den von Lengnau aus angreifenden Kolonnen eine Erleichterung verschafft werde, scheint Grafenried erwartet zu haben, daß, wenn sie ihre Waffenbrüder vorgerückt, und mit den Franken im Gefecht sähe, sie auch ihrerseits dennoch vorrücken werde. Inzwischen war der Befehl bei dem Berner Heere verbreitet, wegen neu begonnener Unterhandlungen die Feindseligkeiten zu unterlassen. Niemand erwartete also Angriff von den Franken. Wenn vom Hauptquartier zu Aarberg, bei der Zurückkehr der Abgeordneten aus Peterlingen, sogleich an die Befehlshaber in Nidau und Büren Eilboten abgesandt worden wären, würde vielleicht noch Zeit gewesen sein, die Stellungen von Lengnau bis Solothurn zu unterrichten, daß sie nicht unvermuthet überfallen würden.

Den 2. März, gegen drei Uhr Morgens, hörte man aber in Büren schon die Kanonen und das kleine Gewehrfeuer in der Gegend von Lengnau. Die Besatzung von Büren trat sogleich unter Gewehr. Der Artilleriekommandant Koch ließ zehn bis zwölf Lärmschüsse thun, alle in den benachbarten Ortschaften stehende Truppen aufmerksam zu machen. Grafenried schickte Eilboten ins Haupt-

quartier zu Aarberg, Verhaltungsbefehle zu fordern. Weil indeß die im Dorfe Reiben stehenden Franken keinen Schuß auf Büren richteten, glaubte Grafenried, dem empfangenen Befehle gemäß, keine Feindseligkeiten ausüben zu dürfen, bis er Aufschluß wegen des Gefechtes bei Lengnau erhalten haben würde, welches aus Mißverständniß entstanden sein konnte. Deswegen sandte er auch den Adjutanten Wyß, mit einem Trompeter, in Begleitung fränkischer Husaren, die zu Reiben standen, an den General Schauenburg.

Bis zu seiner Rückkehr schlug der fränkische Befehlshaber von Reiben Waffenstillstand vor, den Grafenried annahm, in der Hoffnung, indessen Verhaltungsbefehle zu erhalten. — Diese Zwischenzeit benutzten aber die Franken zu Reiben zum Aufwerfen von Brustwehren und Batterien; dies und die Einstellung der Feindseligkeiten beunruhigte die Berner Truppen um so mehr, da man durch die allmälige Entfernung des Kanonenfeuers gewahren konnte, daß die Schweizertruppen wichen und sich gegen Solothurn zurückzogen. Als nun der Adjutant zurückkam, brachte er die Antwort: Der Kommandant zu Nidau, Oberst Groß, habe dem fränkischen Obergeneral Schauenburg kund thun lassen, der abgeschlossene Waffenstillstand sei den 1. März des Abends um 10 Uhr zu Ende, und die Feindseligkeiten werden Anfang nehmen; dem zufolge habe Schauenburg gut befunden, zuvorzukommen, und selbst anzugreifen. Daß aber der Angriff der Franken schon voraus bestimmt war, beweiset der zu gleicher Zeit geschehene Angriff des Generals Brüne auf Freiburg.

Gleich nach der Ankunft jener Nachricht in Büren, begann das Gewehr- und Kanonenfeuer von beiden Seiten sogleich. Das Dorf Reiben, welches die Franken besetzt hielten, steht an der linken Seite der Aar, die Stadt Büren auf der rechten Seite, von jenem nur durch den Fluß gesondert, über welchen eine hölzerne Brücke

führt. Die Franken hatten weit mehr Fußvolk, die Berner hingegen mehr schweres Geschütz; die Lage von Büren ist auch vortheilhafter als die von Reiben, weil sie dieses Dorf beherrscht, so daß das Kanonenfeuer der Berner wirksamer war, als das der Franken. Diese litten starken Verlust, die Berner zählten nur wenige Todte und Verwundete. Der Artilleriekommandant Koch gab bei dieser Gelegenheit Proben von Tapferkeit und Kenntnissen, welche den Muth der Berner erhoben. Gegen 10 Uhr kam Nachricht, daß die Schweizer auf der linken Aarseite gänzlich geschlagen, die Solothurner in Uebergabe ihrer Stadt begriffen, die Franzosen Meister der Schiffbrücke zu Leusligen, zwei Stunden unterhalb Büren, wären. — Weil Büren hierdurch rechts bedroht wurde, zog Grafenried ein zu Dotzigen gestandenes Bataillon, und die zu Arch und Rüti aufgestellten Kompagnien an sich — und nahm Stellung bei Oberbüren, weil dort alle Wege aus den rechts und links gelegenen Dorfschaften zusammenlaufen, und durch Besetzung dieses Punktes die Verbindung der im Rücken liegenden Truppen gesichert wurde. Zu Büren ließ er zwei Kompagnien Fußvolks zurück, nebst Artillerie. Da er von dem Kriegsrath von Bern einen Wagen mit Brennzeug erhalten hatte, um im Nothfall zur Beschirmung der Stadt und der umliegenden Gegend die Aarbrücke in Brand zu stecken, ließ er denselben bei seinem Abzug auf die Brücke stellen, mit Befehl, ihn anzuzünden, wenn Noth vorhanden sei; denn noch hatten die Franzosen keinen Sturm gegen die Brücke gewagt. Einen Ausfall zu thun, wäre nicht rathsam gewesen, weil die Franken, zweiundzwanzig Kompagnien stark, hinter den Häusern von Reiben darauf zu warten schienen, und in einer kleinen Entfernung ein Korps Kavallerie stehen hatten.

Als Adjutant Wyß, dem das Geschäft wegen Abbrennung der Brücke anvertraut war, sah, daß die Franken sich vermehrten,

und anrückten, ließ er die Brücke anzünden. Die Abbrennung der Brücke von Büren hat nachmals viele Klagen veranlaßt. Allein hätte der Adjutant den Sturm abgewartet, um erst alsdann anzuzünden, wäre dieses durch das von beiden Seiten auf die Brücke gerichtete Kartätschen- und Flintenfeuer unmöglich worden. Während die Brücke aufloderte, fingen auch einige Gebäude in Reiben an zu brennen. Sie hatten alle, ausgenommen zwei, Strohdächer. Die Franken schossen aus den Häusern und unter den Strohdächern hervor. Auch in diese bohrten sie Schießlöcher.

Das Kanonen- und Gewehrfeuer ging indessen äußerst lebhaft ununterbrochen auf beiden Seiten fort. Zu verwundern war es, daß die Franzosen mit ihrer Reiterei nicht oberhalb Büren über die Aar setzten, da das Wasser sehr klein war. Auf der rechten Seite der Aar zeigten sich nur in der Ferne von Leusligen her feindliche Streifwachten. In dieser Stellung bekam Grafenried erst (gegen 3 Uhr Nachmittags) Antwort vom General Erlach, der an demselben Morgen nach Bern gereiset, und nun nach Aarberg zurückgekommen war. Diese Antwort, auf einem Blättchen Papier, war der letzte Befehl des unglücklichen Feldherrn. Sie enthielt den Wunsch, daß Grafenried eine Diversion gegen Solothurn machen sollte. Aber Solothurn war längst schon von den Franken besetzt; alle Schweizertruppen auf der linken Aarseite waren geschlagen, gefangen, zerstreut, und — wenn Grafenried alle unter seiner Anführung stehende Mannschaft zusammenzog, konnte er höchstens 2000 bis 3000 Mann sammeln. Diese Bemerkungen sandte der Befehlshaber an den General Erlach. Zu bedauern waren an diesem Tage besonders die Truppen zu Lengnau, meistens Fußvolk und Jäger aus dem Kern der oberländischen Mannschaft, angeführt durch die erfahrensten Offiziere der bernerischen Landwehr. Sie sollten die Angriffskolonne von Lengnau und Romont bilden.

Im Dorf Lengnau selbst konnte man sich unmöglich vertheidigen. Es ist ein großes, an dem Fuß eines Berges und an den bischof-baselischen Grenzen liegendes Dorf, also nur dienlich, Truppen dahin zu verlegen, die nach Erlachs Plan zum Angriff bestimmt waren. Der des Nachts (vom 1. auf den 2. März) dahin gekommene Gegenbefehl verursachte zu viele Sicherheit, so daß dieses Dorf von den Feinden umgangen, und die auf den Anhöhen zu seiner Sicherheit stehende Solothurner Mannschaft aufgehoben ward, ehe ein Schuß geschah. Die Berner waren dort also umzingelt, unvermuthet mit der überlegensten Macht auf allen Seiten angegriffen, und nirgends unterstützt worden. Lange vertheidigten sie sich mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit, und konnten sich auch an einigen Orten durchschlagen. Nach diesem Postengefecht hatten die Franken bis Solothurn nur geringen Widerstand. Alles, wenige Bataillone ausgenommen, befand sich in voller Unordnung. Als die Franzosen vor der Stadt Solothurn erschienen, unterhandelte sogleich der Solothurner General Altermat.

Das Kanonen- und Gewehrfeuer dauerte indessen noch zwischen Büren und Reiben fort, bis dieses Letztere fast gänzlich abgebrannt war, und sich die Franken zurückzogen. In Büren selbst wurden noch durch die Flammen der Brücke fünf Häuser eingeäschert. Gegen 5 Uhr bekam der Befehlshaber von Büren Aufforderung vom General Rouvion, er solle die Stadt übergeben, sonst würde kein Stein auf dem andern bleiben. Grafenried antwortete: Er werde Büren vertheidigen, so lange er könne und solle.

Indessen war die Stellung zu Büren, nach der Einnahme Solothurns, mißlich geworden; die rechte Seite nicht mehr durch Schweizertruppen gedeckt. Es ward dem Feinde leicht, den Punkt ganz zu umgehen. Die Stadt selbst war theils zu klein, um alle Truppen zu fassen, theils auf beiden Seiten offen. Grafenried konnte also im Ernst nicht daran denken, sich hier zu behaupten,

ohne alle Mannschaft dabei aufzuopfern. Er ließ daher Geschütz und Gepäck rückwärts nach Schüpfen ziehen und machte sich fertig, demselben folgen zu können. Am Abend aber erhielt er von der Kriegskanzlei Befehl, mit seinen Truppen eiligst auf Bern zu ziehen. Da Freiburg und Solothurn von den Franken besetzt, deren Vorposten schon bei Neuenegg und diesseits Solothurn standen, war man eines Angriffs auf den folgenden Tag gewiß. Grafenried kam den folgenden Morgen um 3 Uhr bei Bern an. Seine Truppen wurden um die Stadt herum verlegt; — die meisten aber nach dem Grauholz beordert, den General von Erlach zu verstärken, der sich jetzt mit einem Theil des Kriegsvolkes aufgestellt.

Sonntags den 4. März legte die Regierung von Bern endlich ihre Staatsgewalt nieder, und es wurde eine provisorische ernannt. An demselben Tage wurden die zwei Obersten Stettler und Rychener bei Bern von ihren eigenen Leuten, die bei Neuenegg und Laupen standen, und in großer Unordnung umherschwärmten, erschossen. Die Soldaten schrien über Verrätherei, und ermordeten in ihrer Wuth jene Unglücklichen, als dieselben nach Bern eilen wollten, Verhaltungsbefehle einzuholen.

An die Stelle des ermordeten Rychener wurde Grafenried ernannt, mit Befehl, sich dem Feinde bei Neuenegg entgegen zu stellen.

Er ging dahin ab an dem nämlichen Tage. Abends um 4 Uhr fand er seine Truppen, aber in einer Lage, daß er schwerlich von Siegen träumen durfte. Die meisten Soldaten hatten sich in Wein und Branntewein berauscht; schwärmten unter einander umher; Niemand konnte hier befehlen, Niemand gehorchen.

Da aber noch eine wackere Kompagnie Freiwilliger von Zofingen, und eine von der Burgerschaft von Bern ankamen, so stellte er diese nebst einer Grenadierkompagnie zu Bewachung der Brücke und längs den Ufern der Sense auf. — Neuenegg selbst besteht

aus wenigen Häusern, die in der Tiefe des Thals an der Sense-brücke liegen. Die Sense machte die Grenzscheide zwischen den Kantonen Bern und Freiburg, und konnte damals leicht durchwatet werden. Da übrigens das Land auf der Bernerseite sehr offen ist, war dieser Punkt mit so wenigen Truppen, ungefähr 2000 Mann, schlecht zur Vertheidigung gewählt. Dem Befehlshaber blieb daher nichts übrig, als eine bessere Lage zu wählen, und zwar vorwärts zu gehen, um dem Mißvergnügen der Soldaten vorzubeugen, welche in jeder Verzögerung Verrätherei erblickten.

Die vornehmsten Ursachen, derentwillen sich die meisten Soldaten über ihre Befehlshaber beklagten, waren, daß den 2. März bei dem Angriff auf Lengnau verschiedene Bernerschaaren unthätig blieben, weil sie keinen Befehl hatten. Eben so mußten die zwei Berner Bataillons, die auf dem hohen Weißenstein im tiefen Schnee standen, unthätig sehen, was ihren Waffenbrüdern in der Tiefe geschah, ohne helfen zu können. — So waren noch zwei andere Berner Bataillons in guter Ordnung bei Solothurn, als Solothurn schon kapitulirte. So sahen einige Bernertruppen, die sich durch Solothurn zurückzogen, daß man sie nicht nur beschimpfte, sondern sogar auf sie schoß. — Ein anderer Hauptgrund des Unwillens war die Unthätigkeit seit Einnahme von Solothurn und Freiburg, da die Truppen drei Nächte bei kaltem Wetter unter freiem Himmel gestanden, ohne zu wissen, was vorging, oder noch vorgehen solle. — Grafenried entwarf mit seinen Stabsoffizieren, am folgenden Morgen vorzurücken, alle Truppen von Neuenegg und Laupen in einem freiburgischen Dorfe zu vereinen, und gemeinschaftlich gegen Freiburg zu gehen. Auch die Mannschaften von Gümminen sollten angriffsweise verfahren, und gegen Murten vordringen.

In der Nacht wurde dieser Plan nach Laupen geschickt, eine Stunde unterhalb Neuenegg, und von da nach Gümminen, um

die Kommandanten zu bewegen, den Angriffsplan zu genehmigen und zu befolgen.

Um halb zwei Uhr Morgens brachte eine Streifwache Bericht: sie habe großes Geräusch, das sich nähere, und Gewehrfeuer gegen Laupen gehört.

Alle Offiziere verfügten sich plötzlich an ihren Bestimmungsort, und wenige Minuten darauf fiel schon eine Haubitzgranate auf ein Haus zu Neuenegg; dies war das Losungszeichen zum Angriff. Die Feinde waren mit zwei Bataillonen eine halbe Stunde oberhalb Neuenegg, und mit zwei Bataillonen unterhalb Neuenegg über die Sense gegangen, indem sie zu gleicher Zeit mit zwei Bataillonen den Ort selbst über die Brücke anfielen, so daß die Berner auf beiden Flügeln und vorn mit Uebermacht angegriffen waren. Ueberdies wurde von den jenseitigen Anhöhen des Freiburgergebiets ein starkes Haubitzen- und Kartätschenfeuer gegen das bernerische Lager gerichtet. Grafenried ließ die auf den Flügeln gelegenen Truppen rechts und links aufstellen und Neuenegg verstärken. Er selbst stellte sich mit einiger Mannschaft in die große Straße, die von diesem Ort nach Bern geht. In dieser Stellung vertheidigten sich die Berner eine kleine Stunde; die Freiwilligen von Zofingen und Bern, und die Grenadierkompagnie des Bataillons Sternenberg thaten Wunder der Tapferkeit und hielten die Kolonne der Franken an der Brücke lange Zeit auf, bis die Feinde mit einem Reitergeschwader links und rechts durch das Wasser setzten. — Die Gegenwehr auf den Flügeln dauerte kürzer. Die Mannschaft war erst aus dem Schlaf erwacht, meistens noch von der Berauschung des vorigen Tages verdüstert, überdem viel schwächer als Tags vorher, da sie meistens aus den benachbarten Landgerichten gesammelt war. Viele Offiziere und Soldaten waren in der Nacht, anstatt auf hartem Boden und unter freiem Himmel zu schlafen, in ihr gutes Bette nach Hause gegangen; kein

Wunder, daß nach kurzer Gegenwehr sich Alles in den, im Rücken gelegenen, großen Forst flüchtete, von wo dann die meisten nach Hause eilten. — Indessen hatten die Franzosen die Hauptstraße nach Bern noch nicht errungen; Grafenried behauptete sich in dieser Stellung, bis alles auf den Hinterseiten geflüchtet war, und eine fernere Gegenwehr nichts mehr nützte. Er zog sich zurück. Der tapfere Artilleriekommandant, Hauptmann Koch, der auch hier mit gleichem Heldenmuth wie in Büren focht, machte mit einem Paar Kanonen die Nachhut und zog sich Schritt für Schritt unter beständigem Feuern zurück. — Als der Tag angebrochen war, suchte Grafenried die Flüchtlinge zu sammeln, ließ nach Bern von dem Vorgefallenen Meldung thun, und traf auch einige Vorkehren, um die Stadt von dieser Außenseite zu vertheidigen, und die anrückenden Feinde aufzuhalten. Neuenegg liegt nur zwei und eine halbe Stunde von Bern. Die Franken verfolgten aber nicht weiter als eine Stunde lang. Gegen neun Uhr Morgens erhielt Grafenried Verstärkung. Sie bestand aus dem Regiment Thun, dessen Scharfschützenkompagnie, die Scharfschützenkompagnie von Tscharner, die Jägerkompagnie von Aarau und Brugg, und das Hausleutenbataillon von Bern. Sogleich setzte sich Alles wieder in Bewegung, vorzudringen und den Franken den Sieg zu entringen. Offiziere und Soldaten dürsteten nach Rache. Als Alles im Marsch begriffen war, hörte man die Kanonade auf der andern Seite der Stadt gegen das graue Holz, zwischen Schauenburg und Erlach. — Sobald die Stellung des Feindes entdeckt war — noch etwa ein und eine halbe Stunde fern von Bern — bildete Grafenried sogleich eine schiefe Schlachtordnung nebst zwei Reservekorps, griff mit seinem rechten ihren linken Flügel an, überstellte denselben und schlug ihn in die Flucht. — Er ließ ihn durch einen Theil seines rechten Flügels verfolgen, zugleich seinen linken vorziehen und den rechten der Franken angreifen, die durch diese Be-

wegung zwischen zwei Feuer kamen, und nach kurzer Gegenwehr geschlagen wurden. Nach einer halbstündigen Flucht hatte sich der linke Flügel der Franken wieder gesetzt, bei welchem sich endlich auch der rechte sammelte. — Das Treffen begann von neuem auf der ganzen Schlachtlinie — war lange hartnäckig und zweifelhaft. Endlich ließ Grafenried die zwei Reservekorps anrücken; diese mußten dem Feind zugleich rechts und links in die Seiten fallen, welches den Sieg entschied. — Die Franzosen zogen sich unter beständigem Feuern zurück, bis auf die Höhen oberhalb Neuenegg, wo alle Waldungen aufhören. Da bildeten sie sich wieder in vierfacher Schlachtlinie, mit Reiterei auf den Flügeln, und richteten ein heftiges Kartätschenfeuer auf die anrückende Linie der Berner.

Die Franken hatten in dieser Stellung ein frisches Bataillon empfangen, so daß sie um ein Drittheil stärker wurden, als die Berner. Diese bildeten nun Winkel auf den Enden ihrer Linie, um nicht überflügelt und von der fränkischen Reiterei in die Seiten genommen zu werden. So stürmten sie, trotz des heftigen Kanonen- und Flintenfeuers, mit gefälltem Bajonet bergan, schlugen die Franzosen aus ihren Stellungen und von allen Höhen hinunter, ohne daß diese sich wieder setzen konnten, bis in die Tiefe des Thals Neuenegg. Zu Neuenegg selbst wollten die Franken noch einmal Stand fassen, aber vergebens. Sie mußten in großer Unordnung über die Sense, und sammelten sich erst auf den jenseitigen Anhöhen des Freiburgergebiets. — Bei diesem letzten Gefecht eroberten die Berner 18 Kanonen. Einen Theil derselben hatten aber die Berner im letzten Gefecht verloren gehabt. Auch wurden einige Gefangene gemacht. Aber in den folgenden Gefechten des Tages sind keine Gefangene gemacht worden; die Erbitterung war zu groß. Da, wo man handgemein werden konnte, entschied Bajonet oder Gewehrkolbe. An Todten hatten die Berner, so viel man damals, obschon sehr ungewiß, wissen konnte, hundert

und dreiundsiebenzig Mann und viele Verwundete. Von den Franken weiß man die Anzahl nicht bestimmt. Sie muß größer gewesen sein. Ihre Leichname lagen an manchen Orten doppelt über einander. Den folgenden Tag hatten sie in dem Spital zu Freiburg über tausend Blessirte. Ein Theil derselben kam jedoch auch aus dem Gefecht bei Laupen, welches die Franken in der gleichen Nacht und um die nämliche Zeit angegriffen hatten, wo sie aber zurückgetrieben worden waren. Bei dieser Gelegenheit hatte der Hauptmann Kuhn, mit seiner tapfern Kompagnie vom Bezirk Saanen, und ein Theil der Kompagnie von Hauptmann Schweizgäbel ein ganzes Bataillon Franken zersprengt. Das nämliche war auch bei dem Punkt Gümminen geschehen, den die Franken mit nicht besserm Erfolg angegriffen hatten.

Es war drei Uhr Nachmittags, als jenes letzte Gefecht bei Neuenegg vorfiel. Schon rüstete sich der tapfere Grafenried, die Sense zu passiren, um die Franken zu verfolgen, als eine unerwartete Nachricht Alles vereitelte. Es kam ein Eilbote der Kriegskanzlei, mit Anzeige: General Schauenburg habe in verschiedenen Gefechten die Berner gänzlich geschlagen und zerstreut, sei vor die Stadt gerückt, welche kapitulirt habe, und nun von den Franzosen schon besetzt sei. Diesemnach ergehe der Befehl, alle Feindseligkeiten sogleich einzustellen, die Mannschaft zu entlassen, und still nach Hause zurückzukehren.

Erschrocken, betäubt und gelähmt vernahm die Siegesschaar und ihr Feldherr diesen Befehl. Grafenried ließ die Nachricht dem französischen General Pigeon, der jenseits befehligte, bekannt machen, und dieser stellte sein Kanonenfeuer ein.

Aber unsägliche Mühe kostete es dem Obersten Grafenried, seine Krieger zu besänftigen. Ungläubig umringten ihn die großen, zürnenden Haufen. Sie schalten ihn bald Verräther, bald beklagten sie sich mit ihm, bald mußte er ihnen den eingelaufenen Be-

fehl noch einmal vorlesen, inzwischen andere mit Bajonet und gespanntem Hahn droheten. Endlich gelang es, sie zu beruhigen, und nachdem man sich zu Neuenegg mit Brod und Wein erlabt hatte, zog Jeder mit beklemmtem Herzen der Heimat zu.

Auch die Franken hielten sich jenseits sehr still; — sie schickten ein Dutzend Reiter, die ihre Fläschchen von Branntewein angefüllt hatten, und den Bernern aufs freundschaftlichste den Versöhnungstrunk anboten. Sieger und Ueberwundene lagen freundlich beisammen; — der alte Groll erstarb, und Menschen, die noch vor einer Stunde sich den Tod zu geben suchten, koseten mit einander, als wären sie nie Feinde gewesen.

Als nun alle Berner von Neuenegg abgezogen waren, rückten Abends die Franken da ein, so wie auch zu Laupen und Gümminen. Brüne zog in Bern, Schauenburg in Solothurn ein.

---

## 9.

Nicht geringere Unschlüssigkeit und Verwirrung hatte mittlerweile unter den Kriegsvölkern der übrigen Eidgenossenschaft geherrscht, welche der Stadt Bern zum Beistand eilen sollten. Nichts war vorbereitet, nichts geordnet; das Volk zum Kriege ungeübt; oft übel und bunt bewaffnet; zuweilen in langen Schaaren Rosenkränze abbetend, unwissend über Alles. Das waren die furchtbaren Früchte jener Grundsätze, in welchen sich die Regierungen bisher gefallen hatten, eine weiland freisinnige, regsame, kriegerische Nation zu beherrschen, oder vielmehr zur Behauptung der Selbstständigkeit zu lähmen.

Wir begnügen uns, noch die Erzählung eines Augenzeugen mitzutheilen, welcher diesen kurzen Feldzug mit demjenigen Kriegs-

haufen machte, welchen der Kanton Schwyz zur Hilfe von Bern ausgeschickt hatte.

Also lautet der Bericht des Augenzeugen:

„Am zweiten März wurde unser Befehlshaber, Aloys Reding, vom Obersten Grafenried aufgefordert, mit seiner ganzen Mannschaft gen Oberweil bei Büren zu eilen, wo wir auch die Hilfsvölker von Uri und Glarus antreffen sollten. Nach einer halben Stunde traten wir den Weg an. Unterwegs begegneten uns nicht nur verschiedene Gepäck- und Munitionswagen, die sich zurückzogen, sondern auch eine große Menge wild umherstreifender Flüchtlinge von den bei Solothurn und Lengnau gestandenen Bernern, die, gegen ihre Offiziere aufgebracht, fürchterliche Flüche ausstießen, und nur darin übereinstimmten, daß Alles verrathen und verkauft sei. Umsonst bemühten sich unsere Offiziere, sie zu bereden, wiederum mit uns gegen Oberweil vorzurücken.

„Wir kamen gegen Nacht in diesem Ort an. Die meisten Einwohner waren mit ihrem Geräthe schon geflüchtet. Die Zurückgebliebenen gaben uns zu verstehen, wir sollten weiter ziehen, sie würden sich nicht gegen die Franken wehren.

„Unterdessen kam der Aide-de-Camp Auf der Maur, welchen unser Anführer nach Büren geschickt hatte, um Verhaltungsbefehle zu begehren, mit dem Bericht zurück, Grafenried habe für jetzt keine bestimmtern Befehle mitzutheilen; würde sich etwas ereignen, sollten wir berichtet werden. Auf der Maur erzählte sogleich, daß er überall große Unordnung und die fast gänzliche Zerstreuung des Bernerheers gesehen, von dem Hilfsvolk aber von Glarus und Uri keine Spur entdeckt habe.

„Diese Nachrichten stürzten den frohen Geist unsers Volks nieder. Ein dumpfes Murmeln durchlief die zusammentretenden Haufen. Man umringte die Hauptleute; man rief: laßt uns umkehren! wer mag Theil nehmen an der Vertheidigung eines Landes,

dessen Einwohner sich selbst bekriegen, oder zur Gegenwehr unentschlossen, oder mißtrauisch wider die Befehlshaber sind? So sprach unser Volk.

„Die düstere Stimmung vermehrte sich. Wir standen einsam. Die Auszüge von Glarus und Uri waren nicht zu erforschen. Wir waren ohne Verbindung, ohne Verhaltungsbefehle. Unsere Hauptleute traten zusammen. Sie erwogen den Befehl der Landsgemeinde, im Fall die Berner uneinig oder zur Gegenwehr unentschlossen sein würden, das Volk zurückzuführen. Und wir gingen nach Buchsee zurück noch in derselben Nacht."

— — In eben dieser Zeit hatte Luzern beschlossen, seine Truppen wirklich gegen die Franzosen vorrücken zu lassen. Die überbrachte Botschaft von Brüne's strengen Forderungen, und den schon an vielen Orten begangenen Feindseligkeiten, hatte die Volksrepräsentanten zu Luzern in Bewegung gesetzt. Sie empfanden die Noth eines festen Entschlusses in diesem Augenblicke. So sehr sie auch Berns hartnäckigen Stolz tadelten, der sich der Wohlfahrt des Vaterlandes nicht opfern wollte, glaubten sie doch, der Schweizerehre willen, und ihren Bundespflichten gemäß, der Stadt Bern beispringen zu müssen, ohne Schuld oder Unschuld lange zu untersuchen.

Sie befahlen dem Obersten Mohr, welcher mit den Luzernern bei Langenthal stand, diese vorrücken zu lassen, wo es Noth der bedrohten Bundesbrüder und des ganzen Vaterlandes irgend heischen könne. „Sie wären übrigens der sichern Ueberzeugung, daß die Luzernertruppen, nach dem rühmlichen Beispiel ihrer Väter und der Stifter ihrer Freiheit, fürs Vaterland siegen oder sterben würden."

Kaum war aber dies Schreiben, welches auch den Soldaten vorgelesen werden sollte, abgegangen, als ein Brief des Obersten Mohr den Schleier von der traurigen Lage der Dinge weghob.

„Die Verwirrung ist am größten," lautet es im Briefe:*) „Alles flüchtet. Wir liegen in St. Urban, Pfaffnau, Rotwyl, Altbüren, Großdietwyl. An uns haben sich die Unter- und die Obwaldner und Zuger angeschlossen; und eben jetzt sind noch dreihundert Berner, die seit zwei Uhr Morgens im Feuer gestanden, angelangt, welchen wir wegen ihrer Mattigkeit in den umliegenden Scheuern Platz geben müssen. Wir halten außerordentliche Patrouillen, weil wir nicht wissen, was sich diese Nacht ereignen dürfte. Ich bitte um die schleunigste Weisung, wie wir uns zu verhalten haben."

Die Regierung von Luzern wiederholte den schon gegebenen Befehl; und fügte hinzu, daß, wenn die Berner auch gänzlich zerstreut sein sollten, man die Hilfsvölker der eidgenössischen Stände zusammenziehen ... und eine neue Vertheidigungslinie bilden sollte, an welche sich der bereit gehaltene Landsturm schließen werde. Inzwischen wolle man alle Stände der Schweiz zu neuen Anstrengungen aufbieten.

Wir setzen jetzt die unterbrochene Erzählung des Augenzeugen fort, welche uns vom Zustand der Dinge ein anschauliches Gemälde liefert.

„Als unsere Truppen in Buchsee angekommen waren, erschien wenige Stunden nachher auch der Berner General Erlach, mit dem Stab seiner Armee und verschiedenen Ueberbleibseln bernischer Bataillone, weil sie Befehl erhalten hatten, ihre erste Linie zu verlassen. Wir waren froh, endlich Soldaten zu sehen, und entschlossen, mit ihnen zu kämpfen. Es war Mittags (3. März), als der Ruf zu den Waffen erging. Schon standen dem Gerücht nach die Franken bei Schüpfen, eine Stunde von uns. Aloys Reding, unser Anführer, hatte sich schon einmal zum General Erlach begeben, aber ihn, von Strapazen ermüdet, schlafend ge-

*) St. Urban, 2. März.

funden. Er verlangte nun Verhaltungsbefehle vom Oberst Grafenried, welcher aber antwortete: „Ich kann keine geben, da ich selbst nicht weiß, was ich zu thun habe. Was denken Sie aber zu thun?“ — „Ich vereine mich mit den Urnern und Glarnern, so in Bern liegen!“ antwortete Reding.

„Wirklich zogen wir nach Bern. Rechts und links der Straße sahen wir Alles von Flüchtlingen wimmelnd, die von verschiedenen Orten her ihrer Heimat wieder zueilten. Bei der Papiermühle zog sich unser Anführer links auf Worb, und berichtete unsern Kriegsräthen in Bern, daß er seinen Sinn geändert, und nicht mit den Truppen in die Stadt einrücken wolle, weil Bern nicht im Vertheidigungsstand sei. Er wünsche hingegen, daß sich die Urner und Glarner mit uns verbänden bei Worb.

„Die Kriegsräthe kamen in der Nacht zu uns. Sie hießen den Entschluß des Anführers gut. Am folgenden Morgen*) begab sich Reding nach Bern, um mit den Urnern und Glarnern Raths zu pflegen. Die Anführer derselben kamen gerade vom Rathhause, wo sie von der Regierung schon um freien Abzug aus der Stadt angehalten hatten. Aloys Reding stimmte nicht nur bei, sondern eilte selbst mit dem Kriegsrath Müller (von Uri) auf das Rathhaus, und stellte der Regierung hier mit wenigen Worten den verworrenen Zustand des Ganzen dar. „Unordnung lähmt Alles!“ sagte er: „des Volkes Uneinigkeit, das allgemeine Mißtrauen gegen die Obrigkeiten im Zivil- und Kriegswesen, die Aeußerungen der Flüchtlinge, die ich gestern in großen Schaaren auf den Straßen verstreut fand, und die Ueberzeugung, daß bei solchem Wirrwarr von Meinungen unmöglich sei, einen anrückenden Feind abzutreiben, hat auch auf unsere Truppen Eindruck gemacht, daß wir mit Mühe nur Aufstand verhinderten. Diese Gesinnungen werden bald

*) 4. März.

auch unter andern Hilfsvölkern erscheinen. Und wie kömmt's, daß die Zuzüge von drei andern Ständen in diesen Tagen der Gefahr ferne stehen, an den Luzerner Grenzen? — — Da ich also von meinem Stand befehligt bin, unter solchen Verhältnissen nicht umsonst Volk aufzuopfern, so ist's nothwendig, den Rückzug auf Worb zu nehmen, wo sich Urner, Glarner und St. Galler mit uns vereinigen werden."

„Wirklich zogen diese wenige Stunden nachher aus den Thoren von Bern gen Worb. Am folgenden Morgen (5. März) um 4 Uhr überbrachte uns ein Berner Offizier von seiner Regierung die Aufforderung, gegen das graue Holz zu eilen. Die Kriegsräthe und Befehlshaber der Truppen von Uri, Schwyz, Glarus und St. Gallen traten zusammen. Man pflog Raths und beschloß, nicht dahin zu gehen. Denn wir kannten nicht des Feindes und nicht der Berner Stellung; wir wußten aber, daß die Franken von jener Gegend überall in großen Schaaren vordrangen ohne bedeutenden Widerstand, und daß, dem Gerücht zufolge, Bern sich schon zur Uebergabe bereite.

„Wir säumten nicht länger, und traten unsern Rückzug an, der Heimat zu. Nach zwei Stunden sprengten einige von uns zurückgelassene Offiziere heran. Sie brachten die Nachricht vom Siege der Berner unter Grafenried bei Neuenegg. Die Regierung von Bern beschwor uns aufs neue zu verbleiben. Als diese Botschaft dem Volk kund gemacht ward, erhob sich das Jubelgeschrei desselben zu den Wolken. Wir gelobten, bis auf den letzten Mann zu kämpfen, wenn noch Hoffnung zur Rettung Berns und zum Widerstand sei.

„In fünf Viertelstunden waren wir in Worb zurück. Kaum traten wir hinein, als alle unsere Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet wurden. Bern war schon in die Gewalt der Franken

gefallen; uns blieb keine andere Wahl übrig, als Worb abermals zu verlassen, und die Rückreise anzutreten. Es geschah."

So sank Bern, unbeschützt von seinen Bundesgenossen, die herbeigeeilt zu sein schienen, mehr um Zuschauer vom Untergang dieses Freistandes, als Vertheidiger desselben zu sein. Sie hatten den Donner der Schlacht am Gebirge, sie hatten das Hilfsgeschrei des zagenden Berns gehört, und doch war von ihnen kein Schuß für die Rettung des mächtigsten der eidgenössischen Kantone geschehen. So bereitete furchtsame Klugheit, die einem Kriege mit Frankreich ausweichen und für Bern den Schein der Bundestreue bewahren wollte, nur schnellere Zertrümmerung des Ganzen.

---

## 10.

In den Waldstätten ahnete man das Schicksal Berns noch nicht. Wohl drangen mancherlei dumpfe Gerüchte von verlornen Treffen in die Bergthäler; aber diese entflammten nur die Wuth des Volkes. Es sammelte sich zu Uri und Unterwalden zu den Landsgemeinden; es bot die benachbarten Stände zu ungesäumter Hilfe für Bern auf, und schickte sich selbst zu kraftvoller Unterstützung.

Schwyz that desgleichen (4. März); hundert und fünfzig Mann unter dem Hauptmann Hediger, und das zweite Bataillon, unter den Befehlen von Aloys Gwerder, sollten gen Luzern ziehen, und sich gebrauchen lassen, wo es Noth erheische. Ein Landsturm sollte sich rüsten. Alle Fremdlinge, welche für den Staat, der sie nährte, die Waffen zu erheben sich weigerten, wurden des Landes verwiesen. Wer verdächtige Reden ausstreute, sonder Beweis, sollte, wie jene, die wider Vaterlands Wohl oder Ruhe reden, gestraft werden. Die Weiland-Angehörigen, besonders die Einwohner der Landschaft March, wurden von derselben Schwyzer-Landsgemeinde durch Eilboten angefragt: ob sie bei der allgemeinen drohenden

Gefahr sich an die Waldstätte anschließen wollen oder nicht? Den Kriegsräthen, welche man noch in Bern glaubte, wurde befohlen, allen Städten und Oertern kund zu machen, daß man jegliche Gegend feindselig behandeln werde, welche den Franken irgend hold wäre.

So die Landsgemeinde von Schwyz. Furcht, Hoffnung, Zorn und Stolz, und alle Gerüchte, welche wie ein Sturm politischen Gewittern voraneilen, und verwegene Entschlüsse vorbereiten, tobten nun in allen Gemüthern. Das längst Erwartete schien noch immer unerwartet. Durch alle Thäler verbreitete sich wilde Regsamkeit. Die verworrensten Sagen, gehässige Verleumdung einzelner Männer und ganzer Gegenden trieben jetzt ihr freies fürchterliches Spiel. Eine Schreckensbotschaft folgte der andern auf dem Fuße. Es erschien der Bericht: Freiburg und Solothurn wanken! — Luzern meldete: „Der Feind hat schon Hutwyl und Aarwangen angegriffen; darum eilet unser Landsturm dahin über Hutwyl und St. Urban. Machet euch auf; denn nur durch Schnelligkeit und große Massen kann der Feind zurückgeworfen werden!"

Uri, Unterwalden, Zug und Schwyz säumten nicht. Sie beschlossen, die schleunigste Hilfe zu senden. Uri forderte Schwyz an dem gleichen Tage auf, noch einmal die widerspenstigen Bewohner der March gütlich zu ihren Pflichten anzumahnen; im Fall dieselben aber ihren raschen Schritt nicht durch baldige Rückkehr bessern wollten: so wäre Uri bereit, die Landsleute von Schwyz bundesbrüderlich mit den Waffen zu unterstützen.

Die Landschaften Thurgau und Rheinthal hatten inzwischen dringender, während der steigenden Gefahren, ihre Freiheit gefordert. Schlau zögerten die eidgenössischen Gesandten zu Aarau in der Willfahrung. Noch immer hofften sie, daß das Glück den Waffen der Oligarchie hold sein werde. Als sie aber Alles ver-

koren sahen, widerstanden sie nicht länger, und nahmen als Brüder in den Bund die ehemaligen Unterthanen.

Mit gleicher Ungeduld harrten die Einwohner der Landschaft Gaster der Stunde ihrer Befreiung. Dort saßen die Abgeordneten der herrschenden Stände, und die Ausschüsse, um die alten Rechte aus einander zu sondern, und über die neuen Freiheiten zu handeln. Aber die Bewohner vom Gaster argwöhnten Hinterlist in diesem langsamen Gange. Die Vollmachten und Aufträge der Abgeordneten schienen zu eng. Sie versammelten sich; mit Gewalt wollten sie die Erfüllung ihrer Wünsche erstürmen. Sie drangen um die Mittagsstunde (5. März), mit Knitteln bewaffnet, in das Stiftsgebäu von Schännis, wo die Abgeordneten mit den Stiftsfrauen speiseten. Vom Schrecken übermannt, ertheilten die Gesandten von Schwyz und Glarus, unter Vorbehalt der Genehmigung dieser beiden Stände, den Stürmenden die gänzliche Freiheit, und das Versprechen, ihnen den alten Pfandbrief auszuliefern.

Der Landrath von Schwyz gehorchte dem eisernen Gesetz der Noth. Die Unabhängigkeit der Landschaft Gaster, Uznach und Wesen wurde feierlich anerkannt *), und die Auslösung des Pfandbriefes zwar gestattet, doch unter den merkwürdigen Bedingungen, „daß die Befreiten bei ihrer alten Religion bleiben, das Eigenthum des Stifts in Ehren halten sollten, und daß, im Fall eines Auszuges, kein Theil den andern mit Kosten beladen, noch einer den andern mit Zöllen und Weggeldern beschweren müsse."

Jetzt erscholl in den Gebirgen der Waldstätte die erschütternde Nachricht vom Falle Berns. Es war am 6. März. — Die Gefahr trat näher. Nidwalden schien unentschlossen, ob man die nach Bern gesandte Mannschaft zur Vertheidigung des eigenen Herdes heimrufen, oder sie andern, noch unmittelbarer bedrohten

*) 6. März.

Gegenden überlassen sollte? — Schwyz entschied für das letztere. Denn Luzern hatte vor den Waldstätten darum angesucht. „Ungewiß, ob die Franzosen auch unsere Grenzen feindlich berühren werden," sprach Luzern, „haben wir einmüthig beschlossen, und wirklich Anstalten getroffen, mittelst des Landsturmes unser Land zu vertheidigen. Wir ersuchen euch daher, eure Hilfsvölker (die jetzt auf Luzerner Boden standen) einstweilen, bis die Gefahr vorüber ist, zum Schirm der Grenzen und zur Bildung neuer Vertheidigungslinien zurückzulassen." Der Landrath von Schwyz glaubte noch mehr thun zu müssen. Er ertheilte auch den zwei Bataillonen, die aufs Neue für Bern ausgerüstet waren, Befehl, nach Luzern zu Hilfe zu eilen. Er gesellte den Kriegern verschiedene Personen bei, welche sich um die Stimmung des Luzerner Volks erkunden, und forschen sollten, ob dasselbe entschlossen sei, für Vertheidigung seiner heimatlichen Grenzen zu siegen, oder zu sterben. Uri und Nidwalden hatten zu gleichem Zweck Abgeordnete und bewaffnete Mannschaft ausgesandt. Denn es war im Sinn der Waldstätte, nur dann bis in den Tod für ihre Nachbarn zu streiten, wenn diese selbst von gleichem Muthe beseelt sein würden.

Aber Obwalden konnte sein zweites Aufgebot den Luzernern nicht senden, weil es schon für eigene Sicherheit wachen mußte. Schon waren, zuverlässigen Berichten gemäß, die Franzosen über Thun gegen das Gebirg des Brünig. Obwalden, statt Hilfe zu senden, sprach daher selbst bundesgenössischen Beistand an.

Eben so wandte sich die Regierung von Zürich, welche noch immer mit dem Volke des Landes um Recht und Freiheit haderte, an die Bewohner der Waldstätte. Zu Maila, einem großen Dorfe am Zürchersee, hatte sich eine Nationalversammlung gebildet, im Angesichte der herrschenden Stadt. Maila führte gegen Zürich die Sprache, nicht mehr der Unterthanin, sondern der gleichberechtigten Ebenbürtigen. Darum forderte der Vorort von den Waldstätten,

„weil Bürgerkrieg nahe und fast unvermeidlich schiene, daß die Waldstätte nicht nur getreues Aufsehen halten, sondern auch Hilfsvölker an die Grenzen Zürichs senden sollten, um nöthigen Beistand zu leisten, und in die Stadt selbst Repräsentanten, eidgenössischen Rath zu ertheilen."

Den Wünschen Aller zu entsprechen, die Hilfe verlangten, fehlte es den Gebirgsvölkern an Kraft. Schwyz fand nun sogar räthlich, sich mit den ungestümen Marchern, den ehemaligen Unterthanen, auszusöhnen, die noch einmal in drohenden Worten offene Erklärung der Freiheit ansprachen*). Schwyz stellte wirklich der Landschaft March die Befreiungsurkunde aus, worin auf alle Rechte über Land und Leute für jetzt und künftige Zeiten Verzicht gethan ward**). Zwei Abgesandte mußten den Marchern den Brief der Freiheit überbringen; die hatten den Auftrag, „auf geziemende Weise zu trachten, jene Landschaft zu einer Vereinigung mit dem Kanton Schwyz zu bewegen, auf daß durch die engen Bande der Freundschaft beiderseitiges Wohl befördert werde.

Indem nun die Gebirgsbewohner, enger an einander gedrängt, und mit ihren gewesenen Unterthanen verbrüdert, zum Kampfe bereit standen, empfingen sie unverhofft heitere Botschaft, daß Frankreich friedlichen Sinn für die übrigen Kantone der Schweiz hege. General Brüne hatte nämlich den Abgeordneten Luzerns mündliche und schriftliche Versicherung ertheilt, daß er keinen Auftrag habe, über die Grenzen der eroberten Gebiete von Freiburg, Bern und Solothurn zu ziehen. Eben so hatte, im Namen des fränkischen Vollziehungs-Direktoriums, dessen Minister Talleyrand dem Stande Luzern Glück gewünscht zu der freiwilligen Staatsumschaffung am 31. Jänner. Diese Friedens- und

*) 7. März.

**) 8. März.

Freundschaftsversicherungen wurden unter Trompetenschall und Jubelgeschrei sogleich in der Stadt Luzern verkündet; die Regierung entließ die noch anwesenden Hilfsvölker der Waldstätte und anderer Landschaften mit Dank und Rührung und dem Bezeugen, „daß ihr Vortheil nie von dem anderer Kantone getrennt werden solle, und daß sie, obgleich im vollen Vertrauen auf die Versicherung der fränkischen Regierung, nie aufhören werde, auf die gemeinsame Sicherheit ihr sorgfältigstes Augenmerk zu richten."

Die Mannschaft aus den Waldstätten kehrte also in ihre Hütten zurück, doch mit Befehl, auf ersten Wink zum Aufbruch gefaßt zu sein.

---

## Drittes Buch.

### 1.

Die Hirten der schweizerischen Alpen, im Gefühle ihrer Unschuld, glaubten anfangs sich wirklich vor Frankreichs Ansprüchen geborgen. Zwar nährten sie geheimen Abscheu vor jenem Volke, welches seine Freiheit mit namenlosen Gräueln besudelt hatte, aber sorgfältig vermieden sie, den furchtbaren Nachbar zu reizen. Die Geschäftsführer der Berg- und Waldkantone hofften indeß, indem sie sich, so wenig als möglich, in Frankreichs Hader mit den Aristokratien mischten, daß der Untergang von diesen das Ende des traurigen Spieles werden würde. — Doch gab ihnen der Anblick der fränkischen Uebermacht und die Leichtigkeit, mit welcher durch Waffengewalt auch der übrige Theil der Schweiz unterjocht werden könnte, so wie das bedeutungsvolle Ausstreuen einer neuen helvetischen Staatsverfassungs-Urkunde, schauderhafte Ahnungen.

Schwyz blieb nicht länger gleichgültig. Es wollte Beruhigung über sein Schicksal. Es räumte freiwillig in offener Landesgemeinde den letzten Anstoß hinweg, welcher ihm Gefahr bringen

konnte, und erklärte alle Angehörige, die noch nicht ausdrücklich freigelassen worden waren, unabhängig.*). Es lud die Nachbarn von Uri, Unterwalden und Glarus zu einer Unterredung in Brunnen ein**), sich über eine Gesandtschaft an den fränkischen Oberbefehlshaber, und über allfällige Rüstung zur Vertheidigung zu berathen.

Schon hatten Unterwalden ob dem Wald und Luzern für sich an den französischen Feldherrn die Frage ergehen lassen: ob sie von Seite Frankreichs Anmuthungen zu befürchten hätten?

Hier folgen die ziemlich gleichlautenden Antworten, welche der bevollmächtigte General beiden Ständen gab:

An Luzern schrieb er: „Die große Nation hat nicht aufgehört, Beweise zu geben, wie sehr sie die Bande schätze, welche sie mit dem Kanton Luzern vereinigen. Sie hat keine Befehle zu Feindseligkeiten gegen denselben ertheilt; im Gegentheil wünscht die große Nation ihre alten Verbindungen mit dem Kanton Luzern zu erhalten, überzeugt, daß selbiger durch seine Liebe zur Freiheit stets würdig sein werde, den Namen: Nachkommen Wilhelm Tells, zu führen"***).

An Obwalden schrieb er: „Die große Nation hat noch nicht unterlassen, die Bande zu ehren, wodurch sie mit dem Kanton Unterwalden verknüpft ist. Auch hat sie zu keinen Feindseligkeiten gegen diesen Kanton Befehl gegeben. Die große Nation wünscht vielmehr, ihre alten Verbindungen mit dem Kanton Unterwalden beizubehalten"†).

---

*) Landsgemeinde. Schwyz, 10. März.

**) Den 9. März.

***) Bern, 20. Ventose VI.

†) Bern, 20. Ventose VI.

Unter diesen Zusicherungen des Oberfeldherrn Brüne erwachte die Hoffnung der Eidgenossen noch einmal.

Es versammelten sich die Gesandten der vier obenerwähnten Gebirgskantone zu Brunnen am See. Auch Zug trat ihnen bei.— Schwyz legte den Entwurf einer Zuschrift an Brüne vor, welcher genehmigt, und nach Bern getragen, dem Feldherrn überreicht wurde.

Folgendermaßen lautet die Zuschrift:

„Bürger General! Die Repräsentanten der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden nid dem Wald, Zug und Glarus geben sich die Ehre, nach dem Auftrag ihrer Kommittenten, nämlich ihrer Landsgemeinden, folgende ehrerbietigen Vorstellungen zu überreichen.

Obwohl keiner aus uns sich jemals vorstellen könnte, daß es in den Grundsätzen der französischen Republik liegen möchte, die demokratischen Stände in jener Freiheit zu beeinträchtigen oder zu stören, welche die französische Nation auch der übrigen Schweiz zum Muster geben zu wollen scheint, so können wir Euch, Bürger General! dennoch nicht bergen, daß die Annäherung der französischen Truppen, die Ungewißheit ihrer Bestimmung, die Nachrichten, die sich verbreiten, auch unter uns wichtige Besorgnisse erregten; und wirklich würden wir die Schätzung der französischen Nation nicht verdienen, wenn wir einen geringern Werth auf jene Freiheit setzten, die uns das Blut unserer theuern Väter erworben, deren Andenken die französische Nation in ihren Schriften heute noch ehrt.

Mithelfer und Zeuge der siegreichen Bestrebungen Eurer großen Nation, wisset Ihr, Bürger General! am besten, was der Enthusiasmus der Freiheit bei einem freien Volke zu wirken vermag.

Indessen haben alle diese Gerüchte, alle diese Besorgnisse das

Zutrauen nicht schwächen können, das wir immerfort in die Gesinnungen der Gerechtigkeit der französischen Republik setzen.

Diese Gesinnungen sind es, die unsere Landsgemeinden bewogen, Repräsentanten an Euch, Bürger General! abzuordnen, um Euch zu ersuchen, unsere Besorgnisse durch die aufrichtige und beruhigende Versicherung zu heben, daß die französischen Truppen unser Gebiet nicht betreten werden, und daß das französische Direktorium nicht gesinnt sei, die Religion, die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Verfassung unserer demokratischen Stände zu stören; eine Verfassung, die wir alle wie eine gute Mutter lieben, die uns seit Jahrhunderten glücklich machte; eine Verfassung, welcher die Souverainetät des Volkes und das Menschenrecht in all ihrer Reinheit und Kraft zum Grunde liegen, und welche daher mit den Grundsätzen der französischen Republik gänzlich übereinkömmt. Ein einziges Verhältniß, worin vielleicht die französische Nation eine Abänderung hätte wünschen mögen, war, daß einige demokratische Stände unter ihrem Volke noch Untergebene oder Angehörige zählten; allein unsere Stände haben keine Untergebene mehr. Sie sind frei, wie wir frei sind, so daß in unserer Verfassung kein Verhältniß mehr besteht, welches den Grundsätzen der französischen Republik widrig sein könnte.

Geruhet demnach, Bürger General! uns über die friedlichen und wohlwollenden Gesinnungen des französischen Direktoriums eine beruhigende Versicherung zu ertheilen, und überzeugt zu sein, daß wir sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als mit der großen Nation im Frieden und gutem Wohlverständniß zu leben.

Empfanget von einem getreuen Bergvolke, das kein anderes Gut, als seine Religion und seine Freiheit, keinen andern Reichthum, als seine Heerden besitzt, die aufrichtige Versicherung, daß dies Volk sich eifrigst bestreben werde, der französischen Republik

von seiner Anhängigkeit alle jene Beweise zu geben, die immer mit seiner Freiheit und Unabhängigkeit vereinbar sind.

Bürger General! genehmiget auch noch die feierliche Gelobung, daß unsere Stände niemals die Waffen gegen die französische Republik ergreifen, nie sich mit ihren Feinden verbinden werden. Unsere Freiheit wird unser Glück sein, und nur Pflicht, dieselbe zu vertheidigen, wird unsere Arme bewaffnen.

Möchten diese feierlichen Versicherungen uns jene gegenseitige Versicherung erwerben, die wir uns von Euch, Bürger General! ehrerbietig ausbitten; dann werden unsere Unruhen und Sorgen sich in jene Empfindungen der Freude und der Anhänglichkeit verwandeln, die wir der Regierung der französischen Republik und ihrem würdigen General unablässig widmen werden*)."

Brüne empfing die Abgeordneten der Waldkantone nicht nur mit ausgezeichneter Achtung, sondern löschte durch seine Antwort jeden Argwohn im Herzen der Besorgten aus.

Er erwiederte:

„Ich versichere die Repräsentanten der demokratischen Stände, daß bei den Ereignissen, welche die fränkische Armee, von den Berner Oligarchen gereizt, in die Schweiz zogen, die demokratischen Stände nicht aufgehört haben, die Freundschaft der fränkischen Republik beizubehalten, in deren Absichten es nicht gelegen, ihre Waffen auf euer Gebiet zu übertragen."**) — —

Die Waldstätte überließen sich der angenehmen Täuschung, daß das Gewitter vorbeigezogen, und nur den Stolz der Aristokratien zu beugen, hergekommen wäre; um so mehr, da auch Zürich endlich durch den Vergleich zu Küßnacht am Zürichsee***) seiner

*) Bern, den 16. März 1798.

**) Bern, 26. Ventose VI.

***) Den 10. März.

Alleingewalt förmlich entsagt hatte. Denn die Waldstätte, besonders Schwyz, würden, sobald Zürich den äußersten Widerstand zu wagen entschlossen gewesen, der Stadt einen Beistand nicht haben weigern können, welchen sie ihr noch einige Wochen vorher*) freundnachbarlich zugesichert hatten**).

Der einzige Gegenstand ängstlicher Besorgnisse konnte vielleicht noch der umhergebotene Entwurf zu einer einen und untheilbaren Republik in der Schweiz sein. Aber auch diese Furcht erlosch, als Brüne selbst eine rhodanische und eine helvetische Republik, und einen dritten Staat, Tellgau genannt, aus den Trümmern der Eidgenossenschaft zu bilden verkündete. Zum Tellgau sollten die Gebirgskantone gehören, in ihrer alten Form und Weise. Ehrfurcht gegen jene Gegenden, welche die Wiege der europäischen Freiheit, das Vaterland der Helden war, welche Frankreich selbst in seinen Tempeln, öffentlichen Denkmälern und Gesängen ehrte; — gegen jene Gegenden, welche glücklich und muthvoll in uralter Freiheit lebten, schien den Gedanken an einen Tellgau geboren zu haben.

Doch nicht lange lebte dieser Gedanke. Mehrere Männer, welche die verlorne Stärke der Schweiz nur in ihrer unbedingtesten Einheit wieder zu finden hofften, bestritten den neuen Föderalismus.

---

*) Den 1. März.

**) Die Abgeordneten Abegg und Balth. Holdener von Schwyz, welche in die March gesandt waren, sie frei zu erklären und mit dem Kanton Schwyz zu vereinigen, hatten dabei durch einen eben so eigenmächtigen Schritt ihren Stand gegen Zürich sehr bloßgestellt, indem sie der Marcher Landeskommission vortrugen, daß Schwyz entschlossen sei, Zürich zum Einwilligen in die Begehren seines Landvolks zu bewegen, widrigenfalls aber die Stadt zum Wohl gesammter Schweiz mit den Waffen zu demüthigen. — Nie hatten die Abgeordneten zu solcher Erklärung Auftrag empfangen.

Brüne wankte. Als, bald nach bekannt gemachtem Scheidungsentwurf, ein aufgeklärter Helvetier zu ihm trat mit gründlichen Erinnerungen wider diese Trennung, hielt der Feldherr ihm lächelnd auf einem Teller zwei Wassertropfen dar. Durch eine Erschütterung von seiner Hand flossen sie beide zusammen.

Unerwartet daher für die Gebirgsstaaten erfolgte der Schlag, welcher sie in die eine und untheilbare Republik auflösen sollte.*)

Brüne erließ folgende Verkündung:

„Kaum war die Trennung Helvetiens in zwei Republiken entschieden, welche mitten in den letzten Zuckungen der Oligarchie gegen die Freiheit und in der Gährung entgegengesetzter Leidenschaften verlangt wurde: so äußerte sich der Schmerz in allen Gemüthern, und der lebhafte Wunsch für die Vorzüge der republikanischen Einheit.

„Gerührt durch die mannigfaltigen Zeugnisse derjenigen, welche selbst diese Trennung begehrt hatten, stimme ich mit völligem Zutrauen zu den Wünschen für Einheit, da ich versichert bin, daß dieses Begehren aufrichtig sei.

„In Folge dessen werden die Deputirten, welche sich zu Lausanne in ein gesetzgebendes Korps vereinigen sollten, sich sogleich nach ihrer Erwählung gen Aarau begeben, um mit den Abgeordneten der übrigen Kantone das gesetzgebende Korps der einen und untheilbaren helvetischen Republik bilden zu helfen."

---

## 2.

Diese Verkündung führte die Völker des schweizerischen Hochlandes plötzlich in den alten Sturm zurück, dem sie entronnen zu

*) Proklam. Bern, 22. März 1798. Bald nachher erfolgte des Regierungskommissär Lecarliers Proklam, gleichen Inhalts.

sein glaubten; sie ward das allgemeine Lärmzeichen zur kriegerischen Rüstung der fünf alten eidgenössischen Stände von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Und obwohl sie das Mißverhältniß ihrer Kraft zu der Uebermacht des fränkischen Kolosses fühlten, erschien ihnen ihr Recht doch immer größer, denn jede Gewalt. Nichts aber kann den beugen, der für sein Heiligthum zu sterben entschlossen ist. Alles gibt dem edeln Stolze gleiche Nahrung, und entflammt die Sehnsucht, wenn auch verkannt von unwürdiger Zeitgenossenschaft, doch nicht ohne Werth unterzugehen vor den Augen einer gerechtern Nachwelt.

Nun sich Frankreichs Brigaden den Seen und Vorbergen der hohen Alpen feindlich näherten, konnten die Hirten des unbezwungenen Gebirgs dem fremden Krieger sagen, wie der alte Scythe an den Ufern des Tanais dem Alexander von Macedonien: „Was haben wir mit dir? Nie betraten wir dein Land. Wer du seist, von wannen du kömmst, ist, dessen unkundig zu bleiben, dem Wald- und Oedenbewohner nicht gegönnt? Wir können weder irgend Einem unterthänig sein, noch mögen wir herrschen. Damit du aber die Scythen kennst, wisse: wir haben, als Gabe, empfangen Jochstier, Pflug, Pfeil und Trinkschaale. Deren bedienen wir uns mit Freunden und wider Feinde.“ *)

Uri rief zuerst seinen Bundesverwandten in den Gebirgen zu, Alles eher dahinzugeben, denn die alte Staatsverfassung, „dies theure Erbtheil von den Vätern.“

Schwyz, von gleichen Empfindungen beseelt, ermahnte den Vorort Uri, ohne Zeitverlust, Unter- und Obwalden, Zug und Glarus, selbst, wenn man es gut finden sollte, Appenzell und die alte St. Gallische-Landschaft, welche durch eigene Boten an Schwyz schon ähnliche Wünsche zu erkennen gegeben, zu einem eidgenössi-

*) Q. *Curtius*. L. 8. c. 8.

schen Zusammentritt einzuladen*). Es war die Frage: ob man, von Fremdlingen befehligt, die alte, durch das Blut der Väter eingeweihte, Verfassung ohne Widerstand dahingeben, oder die Ehre des bisher ungeschändeten Schweizernamens bis zum Tode behaupten wolle?

Das Einladungsschreiben des Vororts lief durch die hohe Schweiz. Alle Völkerschaften regten sich. In allen Gebirgswinkeln ward es laut. Greise und Kinder dürsteten nach Streit. Der Eifer war so groß, daß selbst die Weiber, ihres Geschlechtes Schwäche uneingedenk, sich zum Kampf erboten.

Es war am ersten Tag des Aprilmonds, da erschienen die Abgeordneten der fünf alten Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus) im Flecken Schwyz. — Nur Unterwalden kam am spätesten. Denn das Volk nid dem Walde war durch Parteiungen getrennt. Ein Schreiben von Luzern, reich an großen Beweggründen, hatte hier die Gemüther eine Zeit lang wankend gemacht zwischen Annahme des Neuen, oder Vertheidigung des Alten. — Schwyz, kaum von seiner Bundesbrüder Unentschlossenheit belehrt, sandte sogleich Boten dahin, die „ältesten Mit-Landleute und Brüder zu beschwören, daß sie in diesen über alles wichtigen Tagen nicht jene heiligen Bande der Bruderliebe zerreißen möchten, durch welche ehemals die seligen Vorväter beider Völkerschaften so fest und glücklich vereinigt waren.“ Doch die Boten von Schwyz hatten noch nicht die Ufer Unterwaldens berührt, als sie schon erfuhren, daß sich auch dieser Stand, nach einigem Zweifeln, entschlossen habe, dem Kriegsbund der Berg- und Waldkantone beizutreten, und brüderlich mit denen unterzugehen, mit welchen sie so lange das Glück der vorigen Zeiten getheilt hatten.

Ein besonderer Umstand machte die erste Sitzung der fünf alten

*) Schwyz an Uri, den 26. März.

demokratischen Orte noch wichtiger, und wehte die Flamme der Begeisterung höher. Uneingeladen kamen auch Abgeordnete vom Toggenburg, Rheinthal und Sargans, welche alle die Begierde ihres Volks äußerten, sich an die fünf Stände fest anzuschließen, zur Vertheidigung des Vaterlandes. Eben so trafen mit gleichen Wünschen die Abgeordneten von Appenzell Inner- und Außer-Rhoden, der Landschaft und Stadt St. Gallen ein.

Die fünfortische Tagleistung aber, obgleich gerührt von diesen Zeugnissen hohen Gemeingeistes, wagte es doch, wegen mangelnder Bevollmächtigung, nicht, den Deputirten jener Völkerschaften in ihrer eigenen Mitte Sitz und Stimme zu geben. Auch wollte sie auf keine Weise dem fränkischen Heerführer, der jene Kantone schon namentlich zur neuen Republik eingetheilt hatte, den leisesten Vorwand zu Kränkungen gewähren. Man ließ sie also abgesonderte Sitzungen halten, und es ward beschlossen, daß jeder Theil eine eigene Denkschrift an das fränkische Direktorium abfassen sollte, welche aber dann in einerlei Ueberschlag und auf gleiche Weise nach Paris zu bringen wäre. Außerdem ward Alles einig, die gegenwärtige Staatsverfassung mit Gut und Blut zu verfechten, wenn Gewalt für Recht ergehen würde.

Da die Tagleistung schon geschlossen war, meldeten sich auch Abgeordnete der Landschaft March, beauftragt, mit den fünfortischen Gesandten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie erhielten aber, da die Beschlüsse einmal gefaßt waren, keinen Zutritt.

Die Unterwaldner ob dem Walde, während ihre Boten noch in der Reihe der Eidgenossen zu Schwyz saßen, änderten aber plötzlich ihren Sinn. Das Volk von Obwalden, zwar im starken Gefühl seines Rechts, erkannte auch die unwiderstehliche Nothwendigkeit, früher oder später der überlegenen Macht weichen zu müssen. Bei der zärtlichsten Theilnahme am Schicksal der ältesten Bundesverwandten empfand es zugleich die Pflicht, sich

an die Mehrheit der schweizerischen Völkerschaften zu schließen, und seine Selbstständigkeit (als kleiner Freistaat) dem Wohl des Ganzen zu weihen, und Bürgerkrieg zu meiden. Umsonst sandte das Volk nid dem Kernwald, umsonst Schwyz, abmahnende Botschaften an die Landesgemeinde von Sarnen.*) Die Deputirten beider Stände wurden standhaft zurückgewiesen.

Als Obwalden seine Boten gen Bern sandte (wo Schauenburg nun, statt Brüne's, den Oberbefehl über die Frankenarmee führte), um die Annahme der neuen Staatsverfassung anzuzeigen, that auch Engelberg desgleichen. Dies hohe, von majestätischen Eis- und Schneegebirgen umschlossene Alpenthal, durch eine lange, wilde Felsenschlucht mit Nidwalden verbunden, war seit dem Ende des eilften Jahrhunderts Eigenthum einer dort gestifteten Abtei. Des Thales Einwohner, kaum mehr, als zwölfhundert Seelen, obwohl sie ihr Gericht für bürgerliche Händel aus eigener Mitte besetzen durften, erkannten als Unterthanen von jeher die Oberherrlichkeit der Abtei. Glücklich in der einfachen Befriedigung ihrer Bedürfnisse, selbst ungereizt vom Beispiel der sie umringenden freien Völker, hatten die Thalleute nie den Versuch gewagt, jener milden Abhängigkeit zu entgehen. Aber Abt Leodegarius Salzmann, ein weiser, menschenfreundlicher Prälat, stand in diesen Zeiten nicht an, sich freiwillig seiner Hoheit zu begeben, und machte zur Krone seiner tausend Wohlthaten die Befreiung des Thales, welches ihn als Vater und Schutzengel zu ehren gewohnt war.**)

Der Abfall Obwaldens erbitterte zwar die vereinten Gebirgsstaaten, aber schreckte sie nicht von der erwählten Bahn zurück.

---

*) Sarnen ist der Hauptflecken in Obwalden.

**) Schreiben Abt Leodegars an Mengaud. Engelberg den 1. April

Mochte diese auslaufen zum Siege oder Tode, gleichviel, da beide Lorbeeren trugen.

Schon am fünften April zogen die Gesandten der Eidgenossen nach Bern, um von da nach Paris, der weltgebietenden Stadt, zu eilen.*) Als sie zum General Schauenburg und dem Regierungs-Kommissär Lecarlier gekommen waren, forderten sie die nothwendigen Pässe zur Fortsetzung ihrer Reise, und baten um Fürsprache und Unterstützung.

Es war zu spät. Lecarlier und Schauenburg hatten schon Auftrag, den halbzerstörten eidgenössischen Staatskörper in eine unzertheilte Republik zu verwandeln. Es war also nur darum zu thun, Gründe zu finden, den Befehl zu vollziehen.

Daran mangelte es nicht lange. Die Schwyzer Landleute nährten Groll gegen Luzern, welches sich zur Untheilbarkeit der Schweiz bekannt, und den helvetischen Freiheitsbaum errichtet hatte in allen Dörfern. Die Grenzorte des Schwyzer und Luzerner Kantons, in täglichem Verkehr mit einander, blieben bei der Geschiedenheit der Meinungen über das Schicksal der Schweiz nicht ohne lärmende Auftritte. Zu Greppen im Kanton Luzern wurde der Freiheitsbaum aus dem Boden gerissen, und das dreifarbige Fähnlein der werdenden helvetischen Republik in wildem Triumph nach Küßnacht, am Waldstätter-See, entführt. In andern Gegenden vereinte der Luzerner Landmann seine Stimme mit dem Schwyzer gegen die Stadt Luzern. Es war umsonst, daß Schwyz dagegen Warnung und Strafe verkünden ließ. Allzu unbändig war des

---

*) Es waren Statthalter Aloys Müller von Uri, Landammann Ludwig Weber von Schwyz, Landammann Zweifel von Glarus, wie auch die von Appenzell und übrigen Landschafts-Deputirten, Landshauptmann Jos. Blum von St. Gallen, und Pannerherr Joh. Jak. Mesmer von St. Gallen.

Volkes Grimm. Schauenburg und Lecarlier aber nahmen daraus Vorwand, die der helvetischen Vereinigung abgeneigten Kantone als feindlichgesinnte zu erklären.

Sie verweigerten daher den Abgeordneten in Bern die Pässe auf Paris, und wiesen sie mit Kälte zurück. — Die Denkschriften erreichten also Paris nicht. Verloren aber sollen sie darum nicht der Nachwelt sein. Sie bezeichnen den Geist des Eidgenossen, der auf sein Recht mit gerechtem Stolz gelehnt, die Sprache brüderlicher Zuversicht zu den Häuptern eines neuen, übermächtigen und übermüthigen Freistaates redete.

Also lautete das Schreiben an Lecarlier, den französischen Geschäftsträger:

Die Volksrepräsentanten der ältesten demokratischen Stände der Schweiz, einerseits durch die wichtigen vorgehenden Veränderungen in bange Sorgen gesetzt, anderseits durch die großmüthigen Gesinnungen, welche die französische Republik gegen die freien Volksregierungen immer geäußert hatte, wieder aufgemuntert, hatten eben in dem Hauptflecken Schwyz sich gesammelt, einander ihre Gedanken mitzutheilen, sich brüderlich über Mittel und Wege zu berathen, die sie anzuwenden und einzuschlagen haben möchten, um ihre freie Volksverfassung beibehalten zu können, deren Verlust das gute Volk dieser friedlichen Thäler in einen Zustand von Trostlosigkeit und von Verzweiflung versetzen würde; in unsern Berathungen vorzüglich durch unser unbegrenztes Vertrauen auf die gerechtigkeitsvollen Empfindungen des Vollziehungs-Direktoriums der französischen Republik geleitet, war das Resultat derselben beinahe schon dahin entschieden, ihre dringlichen Vorstellungen über diese wichtige Angelegenheit durch Abgeordnete aus ihrer Mitte dem Vollziehungs-Direktorium überreichen zu lassen, als zu eben dieser Zeit auch die Volksrepräsentanten der schweizerischen Stände und Orte, Appenzell, Stadt und Landschaft St. Gallen, Toggen-

burg beider Religionen, des Rheinthals und Sargans, an dem Ort unserer Zusammenkunft eintrafen, über den gleichen Gegenstand sich mit uns zu berathen.

Obwohl ihre Verfassungen der unserigen ähnlich sind, und gleiche Besorgnisse sie zu uns herführte, hielten uns doch Verschiedenheit der Beweggründe und andere Betrachtungen ab, unsere Vorstellungen mit den ihrigen in eine Bitschrift zu fassen. — Billig aber würden wir den Tadel eines jeden Rechtschaffenen zu verdienen besorgt haben, wenn wir eidgenössische Brüder von eben dem Schritte hätten abwendig machen wollen, durch den wir das Ziel unserer Wünsche am sichersten zu erreichen hofften.

Auch sind wir überzeugt, daß weder Ihr, Bürger Geschäftsträger, noch das Direktorium es uns nicht verdenken werden, wenn wir diese Stände nicht zu hindern suchten, ihre Vorstellungen mit der unserigen der hohen Behörde überreichen zu lassen.

Unterdessen machten wir es uns zur Pflicht, Euch, Bürger Geschäftsträger, auch von dem Umstand bei diesem Anlaß zu benachrichtigen, wo wir uns die Ehre geben, Euch die Vorstellungsschrift mitzutheilen, die wir an das französische Direktorium zu erlassen die Freiheit nehmen.

Die Empfindungen der Menschenliebe und Gerechtigkeit, die vielen Beweise, die Ihr unserer Nation bereits hiervon gegeben, und Eure Kenntnisse von den Verhältnissen unserer demokratischen Stände sind uns so viele Bürgen, daß Ihr unsere ehrerbietigen Wünsche bei dem Direktorium zu unterstützen belieben, und Euch dadurch neuen Anspruch auf unsere Dankbarkeit erwerben werdet, die unauslöschlich sein wird, wie die Empfindungen der Verehrung, die wir Euch gewidmet haben.

Gegeben Schwyz den 5. April 1798.

Gruß und Hochachtung.

Unterzeichnet im Namen der Repräsentanten der Gemeinden

und Räthe der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden unterm Wald, Zug und Glarus:

Weber, Landammann und Pannerherr.
Nod. Schueller, Alt-Landammann.
Joh. Anton Ulrich, Landschreiber des Kantons Schwyz.

Sendschreiben der fünf alten demokratischen Stände an das fränkische Vollziehungs-Direktorium in Paris.

Da sich die fränkische Republik als Freundin und Beschützerin des schweizerischen Volkes erklärte, und die Souveränetät desselben zu respektiren gelobte, schien ihre Absicht einzig dahin zu gehen, die Bestrebungen zu unterstützen, welche die Einwohner der aristokratischen Stände machen dürften, um in der Schweiz die Wiedergeburt jener ursprünglichen Freiheit zu bewirken, zu der unsere demokratischen Kantone den ersten Grund gelegt hatten.

Durch diese von der fränkischen Republik so laut geäußerten Grundsätze beruhiget, waren wir weit entfernt, auch nur zu vermuthen, daß es in den Gesinnungen der fränkischen Republik liegen möchte, in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit jene Volksregierungen zu stören, die sie den übrigen Völkern der Schweiz als ein ihren Wünschen und Bestrebungen würdiges Gut angepriesen hatte.

Unterdessen hatten doch die Annäherungen der fränkischen Truppen, die Ungewißheit ihrer Bestimmung, die Nachrichten, die uns zukamen, die Gerüchte, die sich verbreiteten, auch uns, die Bewohner dieser friedlichen Thäler, in nicht geringe Sorgen gesetzt.

Allein unser lebhaftes Vertrauen auf Eure gerechtigkeitsvollen Gesinnungen, Bürger Direktoren, unser fester Glaube an die Uebereinstimmung Eurer Handlungen mit Euern Grundsätzen und Versicherungen, hatten unsere Besorgnisse wieder gemildert.

Von Eurer Zuversicht belebt, ordneten wir aus der Mitte unserer Volksversammlungen Repräsentanten an Euern kommandirenden General Brüne nach Bern ab; derselben gefällige Aufnahme, die schriftlich und mündlich erhaltenen beruhigenden Zusicherungen, stillten vollends unsere Sorgen.

Kaum aber waren unsere Bekümmernisse gehoben, kaum hatten wir uns wieder der tröstlichen Hoffnung überlassen, als wir von der provisorischen Regierung in Solothurn den Entwurf der neuen helvetischen Konstitution und die Einladung zur Annahme derselben erhielten, und zugleich die Sage durch unser Land ging, daß alle Stände der Schweiz zur Annahme derselben sich zu bequemen hätten.

Wir finden keine Worte, die Bestürzung zu schildern, die diese auf den Zusammenfluß so vieler Wahrscheinlichkeiten gegründete Nachricht unter uns verbreitete.

Vergeblich würden wir Ausdrücke suchen, die Schmerzen zu beschreiben, mit denen uns diese Besorgniß erfüllte, die von unsern Vätern gestiftete Verfassung zu verlieren, die unserer Gemüthsart und unserer Lage so angemessen ist, daß wir seit Jahrhunderten unter ihrem Schutze jenen Grad von Wohlstand genießen, dessen unsere friedlichen Thäler empfänglich sind.

Erlaubt, Bürger Direktoren, daß wir Euch über den Entwurf, auch dieser unserer Volksregierung eine andere Form zu geben (wenn solcher in Euerm Vorhaben liegen sollte), in der ungekünstelten Sprache der Freiheit unsere Vorstellungen machen dürfen.

Erlaubet, daß wir freimüthig Euch fragen, was Ihr denn in dieser unserer Verfassung findet, das gegen die Grundsätze der Eurigen anstoße?

Könnte wohl ein Regierungsplan entworfen werden, nach welchem die Souveränetät so ausschließlich in den Händen des Volks läge? wo zwischen allen Ständen eine vollkommenere Gleichheit herrsche? wo jedes einzelne Glied eine ausgedehntere Freiheit

geniesse? — Wir tragen keine andern Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre; kein Joch drückt unsere Nacken, als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auflegen. Anderwärtig mag dem Volk hierüber manches zu wünschen übrig gewesen sein.

Aber bei uns, bei den Abkömmlingen Wilhelm Tells, dessen Thaten für die Freiheit Ihr heute noch preiset, bei uns, die wir bis auf diesen Tag in ungestörtem Genuß dieser Verfassung geblieben sind, und für deren Beibehaltung wir, mit allem Nachdruck des Gefühls einer gerechten Sache, zu Eurer Gerechtigkeit reden, bei uns ist nur ein Wunsch, nur der einstimmige Wunsch — bei der Verfassung bleiben zu können, die uns Vorsicht und Muth unserer Väter gegeben, — und welche Verfassung könnte wohl richtiger mit der Eurigen übereinstimmen?

Wir, das gesammte Volk dieser Länder, dessen Souveränetät zu respektiren Ihr so oft versprachet — wir machen den Landesherrn unserer kleinen Staaten aus; wir setzen und entsetzen nach unserer Willkür unsere Vorgesetzte; die Abtheilungen unserer Kantone erwählen unsere Räthe, die unsere Stellvertreter, die Stellvertreter des Volkes sind.

Dieses ist, Bürger Direktoren, in Kurzem der Inbegriff unserer Regierungsform — ruhet sie nicht eben auf der Grundlage, auf welcher die Eurige erbauet ist?

Wie solltet Ihr denn den Willen, oder je einen Beweggrund, je einen Vortheil haben können, diese unsere Verfassung und damit unser Glück zu zerstören?

Wenn auch die Macht dazu in Euern Händen liegt, wird wohl Eure Gerechtigkeit Euch gestatten, von derselben Gebrauch zu machen, um bei uns an der Stelle unserer Verfassung eine Regierungsform einzuführen, deren Bestandtheile kaum der Hundertste unter uns zu begreifen im Stande ist?

Ein Berg- und Hirtenvolk, in unserm Ursprung immer den Einrichtungen und der Sitteneinfalt unserer Väter getreu, glücklich in unserm Mittelstand, zufrieden bei wenig Bedürfnissen, würden wir aus den beschränkten Einkünften unserer Länder kaum die Besoldung unserer nach der neuen Konstitution zu gebenden Stellvertreter zu bestreiten vermögen.

Die Eingriffe in das Privateigenthum, und auch dieses würde in wenigen Jahren erschöpft sein, müßten in unsern Ländern allgemeine Verarmung erzeugen, und nie versiegende Quelle von Unruhen und Plagen werden.

Wundert Euch demnach nicht, Bürger Direktoren, wenn diese traurige Gewißheit, wenn diese düstern Aussichten uns von der Annahme einer neuen Ordnung der Dinge zurückschrecken, die uns als eine Last vorkommt, deren Gewicht unsere Kräfte übersteigt.

Eure tiefe Politik, Eure genaue Kenntniß der Gemüthsart, der Lage und der Kräfte der Völker, die Euch umgeben, werden die Wahrheit unserer Vorstellungen unterstützen, und beredter als wir wird Eure Menschenliebe für uns sprechen.

Eure große Nation, die ihre größte Ehrbegierde darein setzet, durch erhabene Thaten der Gerechtigkeit und des Edelmuths ihre Jahrbücher zu verherrlichen, könnte sie wohl ihre glänzende Geschichte durch den düstern Zug verdunkeln wollen, daß sie die Verfassung und das Glück eines friedlichen Volks zerstörte, welches ihr nie etwas Leides gethan, das weder den Willen noch die Kraft hat, ihr jemals schaden zu können?

Ferne, dieses zu fürchten, gewähren uns vielmehr Eure geäußerten Grundsätze die tröstliche Hoffnung, daß Ihr die entworfene neue Verfassung nur jenen Völkern der Schweiz geben werdet, die solche verlangten, und daß Ihr mitten unter den Veränderungen, die Ihr zu treffen im Begriffe stehet, jene Volksverfassung, welche die von Euch so oft gepriesenen Schweizerhelden gestiftet,

als so viele bleibende Denkmäler Eurer Gerechtigkeit, ungestört zu lassen gesinnet seid.

Geruhet, Bürger Direktoren, uns noch einen holden Beweis Eures den Volksregierungen günstigen, großmüthigen Schutzes durch die Verfügung zu ertheilen: daß unsern Ländern die Verkehre mit der übrigen Schweiz frei, offen und ungehindert bleiben.

Geruhet besonders, durch die trostvolle Zusicherung Eurer wohlwollenden Gesinnungen uns bald aus der quälenden Ungewißheit zu ziehen, in die wir versetzt sind; dann werden unsere friedlichen Thäler von den Ausdrücken der Dankbarkeit und der Verehrung erschallen, die wir Eurer großen Nation — dieser mächtigen Freundin aller Völker, und ihren würdigen Vorstehern unablässlich widmen werden.

Gegeben zu Schwyz den 5. April 1798.

Gruß und unbegrenzte Hochachtung.

Im Namen der Gemeinden und Räthen der demokratischen Stände, Uri, Schwyz, Unterwalden nid dem Wald, Zug und Glarus:

| | |
|---|---|
| Uri | Schmid, Altlandammann.<br>Schmid, Landshauptmann. |
| Schwyz. | Weber, Landammann Pannerherr.<br>Schueller, Altlandammann. |
| Unterwalden unterm Wald | Franz Ant. Würsch, Landammann.<br>Zelger, Landshauptmann. |
| Zug von Stadt und gesammten Land. | Franz Joseph Andermatt.<br>Karl Franz Kaiser.<br>Anton Heß.<br>Aloys Staub.<br>Joseph Baumgarten. |
| Gemeinsamer Stand Glarus. | Zweifel, Landammann.<br>Felix Müller, Landsstatthalter. |

Dom. Anton Ulrich,
Landschreiber des Kantons Schwyz.

Schreiben des Volks von Appenzell, St. Gallen, Toggenburg, Rheinthal und Sargans an das fränkische Direktorium.

Bürger Direktoren!

Euer Beispiel hat die Völker aus ihrem Schlummer geweckt. Seitdem die große Nation die Freiheit wieder auf Erden zurückbrachte, ließ eine Völkerschaft nach der andern sich von diesem heiligen Feuer entzünden.

Und welche Empfindungen der Freude müssen nicht das Herz eines schweizerischen Patrioten durchströmen, wenn er daran denkt, daß die große Nation selbst den ersten Funken ihres Feuers sich vom Altar unsers Vaterlandes holte, da unsere Väter durch ihre Heldenthaten den ersten Stoß dem sklavischen Europa gaben.

Wir sind die Nachkommen dieser Väter, Bürger Direktoren, und, wie wir hoffen, nicht ganz unwürdige Nachkommen, da wir in diesen Tagen der allgemeinen politischen Wiedergeburt auch durch ein rühmliches Bestreben jene alte Freiheit herstellten, die unsere durch den Geist der damaligen Zeiten irregeführten Brüder uns einst wegnahmen; doch jetzt haben eben diese Brüder, die würdigen Söhne der Tellen, ihrer Väter, gewarnt vom Geiste unserer Zeit, sich selbst vor den Augen der Nachwelt dadurch geehrt, daß sie freiwillig einer Herrschaft über Brüder, die ihnen gleich an Rechten sind, entsagten.

Mit einem Wort, Bürger Direktoren, wir sind nun alle frei, nach dem Beispiel des demokratischen Kantons Appenzell, unsers Vorgängers auf dem Pfade der Freiheit, der schon über vierthalbhundert Jahre alle Vortheile der unveräußerlichen Menschenrechte genießt, und sich hier an unserer Spitze unterzeichnet, denn auch er wünscht mit uns in der alten demokratischen Verfassung bleiben zu können.

Aber wie wurden wir überrascht, als auf einmal eine uns bisher unbekannte Konstitution erschien!

Erlaubet uns, Bürger Direktoren, daß wir Euch hierüber unsere Empfindungen mit derjenigen Offenheit anzeigen, die sich für freie Menschen so wohl schickt.

Vor allem aus müssen wir fragen: warum will man uns demokratisiren? Ist unsere Verfassung nicht schon demokratisch genug? Ist unser Volk nicht der einzige Souverän, der die Gesetze macht, und seine Obrigkeiten erwählt nach einem repräsentativen System, das schwerlich reiner ausgedacht werden könnte? Das sind Wahrheiten, die nicht zu widerlegen sind; wir hoffen daher, Bürger Direktoren, Ihr werdet unsern einzigen, unschuldigen Wunsch billig finden, daß wir in unserm Ruhestand bleiben, und uns regieren können nach dem Muster der Urväter, die Ihr so hoch schätzet, und unserer Brüder in den demokratischen Kantonen, die Ihr nicht weniger schätzet.

Ueberdies verträgt sich diese Konstitution allerdings nicht mit unsern Lokalverhältnissen, Naturanlagen, Charakter, und besonders jener einfachen Armuth, die für ein Hirtenvolk ein wahrer Reichthum ist; denn sie ist eigentlich nur eine Einschränkung der künstlichen Bedürfnisse und die Zufriedenheit mit seinem Schicksale. Hingegen diese Konstitution, vielleicht anwendbarer auf reichere Länder, würde in wenigen Jahren unsere ländliche Haushaltung zu Grunde richten. Und wäre dies nicht unser größtes Unglück, und das unverträglichste Leid, das man uns anthun könnte? Und Ihr solltet uns ein solches Unglück und den Ruin unserer Kinder durch eine gezwungene Annahme derselben Konstitution bereiten wollen?

Nein, das könnet Ihr nicht, Bürger Direktoren! Eure aufrichtigen und, daß wir so sagen, alt-fränkischen Gesinnungen (wir finden kein besseres Wort, uns angemessen auszudrücken), Eure republikanischen Grundsätze, Eure gerechten Maßregeln, Eure un-

verletzliche Geradheit, Alles schützt uns vor dergleichen Zumuthungen, die man uns in Zukunft machen könnte.

Hier in diesen wenigen Zeilen leset unser Verlangen, unsere Wünsche und unsere Hoffnungen. — — Werdet Ihr uns erhören? Ja, Ihr werdet es — — und dann werden auch wir nicht aufhören, in Euch und in der großen Nation, deren Stelle Ihr so würdig vertretet, die unerschütterliche Stütze der schweizerischen Freiheit zu verehren.

Schwyz, den 5. April 1798.

Republikanischer Gruß und Achtung.

Die Kantone, Landschaften und das Volk von Appenzell Inner- und Außer-Rhoden, Landschaft und Stadt St. Gallen, Toggenburg, Rheinthal und Sargans, und in deren Namen die Repräsentanten:

Bischofberger, Spieß, Künzle, Meyer, Bolt, Dudly, Gschwend, Bernold.

---

3.

Als die Abgeordneten der verbündeten Eidgenossen unverrichteter Sache zu ihren Heimaten zurückgekommen waren, nahm die Wuth des Volks überhand. Vom Waldstätter- bis zum Boden-See, durch die ganze Kette der Hochgebirge wildes Geschrei. In furchtbarer Begeisterung predigten Väter und Mütter ihren Kindern den Tod fürs Vaterland. Mönche verließen ihre Zellen, Hirten ihre Heerden. Jene riefen den Fluch des Himmels über die Mörder der Freiheit und Religion; diese sprachen Prophezeiungen. Die erhitzte Einbildungskraft sah Wunder und Zeichen. Die Tage von Morgarten und Näfels schienen wieder angebrochen zu sein; Frankreich stand nun an der Stätte Oesterreichs; der Freiheitsbaum war es wieder, vor welchem sich die Tellen beugen sollten, wie vor

Jahrhunderten geschehen, und der fränkische Heerführer mit seinen Gefährten war der verabscheute Geßler mit den tirannischen Landvögten. *)

Lecarlier und Schauenburg, unbekümmert um die Verzweiflung der Gebirgsvölker, eilten ihr Werk zu vollenden. Der Regierungs-Kommissär schrieb an die Bewohner der Kantone Schwyz, Zug, Uri, Glarus, Appenzell, Nidwalden, und an die Bewohner der Stadt und Landschaft St. Gallen, so wie auch an die Distrikte, welche den neuen Kanton von Sargans ausmachen sollten: **)

„Bürger, ich habe Euern Abgeordneten den ausdrücklichen Willen des fränkischen Direktoriums zu erkennen gegeben. Sie werden Euch denselben mittheilen. Ihm widerstreben zu wollen, wäre Euerm Interesse, wäre der Klugheit entgegen gehandelt. Euer Wohl, Eure Ruhe erfordern die innigste Vereinigung mit den übrigen Theilen der Schweiz; der gesellschaftliche Vertrag, der Euch an denselben anschließen soll, ist Eurer Lage angemessen. Sollte er auch hin und wieder einiger Berichtigungen bedürfen, so wird die neue gesetzgebende Versammlung dieselben ausführen. Bürger! Man hat Euch gegen die neue schweizerische Verfassung einzunehmen, man hat sie Euch mit den häßlichsten Farben zu

*) In den Gemälden, weit älter als die fränkische und helvetische Revolution, ist Wilhelm Tell immer in die helvetischen Nationalfarben (grün, roth und gelb) gekleidet. Aber seltsam ist's, daß dabei der verhaßte Landvogt Geßler mit seinen Gesellen in der fränkischen Nationalfarbe (roth, blau und weiß) erscheint. In Wilhelm Tells Kapelle zu Bürglen in Uri und an andern Orten sieht man dies noch jetzt; vielleicht daß mancher Landmann daraus böse Deutung gezogen.

**) Bern, Hauptquartier, 22. Germinal VI. (11. April 1798.)

schildern gesucht. Menschen, die ihrem Privatinteresse das Glück und die Ruhe des Vaterlandes aufopfern wollen, haben Euch gesagt, diese Verfassung benehme Euch Eure Freiheit, schränke Euern Handel, Eure Viehzucht ein, überlade Euch mit öffentlichen Abgaben, und zerstöre die Gewissensfreiheit. Ich will Euch mit Wahrheit und Offenherzigkeit über alle diese Punkte belehren.

„Die Souveränetät bleibt immer in den Händen des Volks, weil die Wahlmänner, welche die öffentlichen Beamten ernennen, durch dasselbe gewählt werden müssen. Diese Regierungsform, indem sie dennoch demokratisch sein wird, hat unter andern den Vortheil, Unordnungen und Zügellosigkeiten zu verhindern.

„Die neue Verfassung, weit entfernt, Euern Handel und Eure Viehzucht einzuschränken, wird Euch neue Ansprüche auf Frankreichs Freundschaft geben, und Euch mit der großen Republik neue Hilfsquellen eröffnen. Die Abgaben werden nicht im Verhältniß mit den öffentlichen Beamten, die Ihr zu ernennen habt, und die aus dem allgemeinen Schatz bezahlt werden, sondern nach Eurer Lage und Euern Hilfsmitteln erhoben. Da ferner die Verfassung ausdrücklich die Gewissensfreiheit festsetzt, so ist jeder Zusatz in diesem Betreff überflüssig.

„Ich glaube nun die Haupteinwürfe gegen die neue schweizerische Verfassung auf eine Art beantwortet zu haben, die mich hoffen läßt, Ihr werdet durch ihre Annahme Euch die unzählbaren Uebel ersparen, die im entgegengesetzten Fall Euch bedrohen, und eine längere Weigerung Euch unfehlbar zuziehen würde.

Lecarlier."

Schauenburg, als Krieger, begleitete mit dem Schwerte diese Lehre. Am gleichen Tage verkündete er in einem Flugblatt: daß Priester und Obrigkeiten der Landschaften St. Gallen, Toggenburg und Appenzell, so wie auch der Kantone Zug, Glarus, Uri, Schwyz und Nidwalden, mit ihren Köpfen für die öffentliche Sicherheit

haften sollten, und daß, wenn binnen zwölf Tagen nicht in diesen Ländern die Urversammlungen über Annahme der neuen Verfassung zusammengerufen sein würden, die Priester und die Regierungen als Mitschuldige der schon gestürzten Oligarchen angesehen und behandelt werden sollten. *) Des Zweckes aber noch gewisser zu sein, und den Gebirgen ihre Abhängigkeit von der Ebene, bei jedem Versuch einer Trennung, fühlbarer zu machen, verordneten die französischen Machthaber zugleich eine strenge Sperre gegen das Hochland.

Weit entfernt, den Trotz der Bergbewohner zu beugen, reizten alle Drohungen nur derselben Wuth und Stolz. Seit Jahrhunderten von den europäischen Mächten, als selbstständige Freistaaten, mit Würde behandelt, hörten sie sich hier von einem Geschäftsträger der fränkischen Regierung Rebellen und Schwärmer genannt. Frankreich, welches selbst nach dem Vorbilde der schweizerischen Republiken Freiheit und Rechtsgleichheit verkündet hatte, kam, das Vaterland Tells zu verwüsten, welches seine Freiheit nicht auf einen Machtspruch des Fremdlings hingeben wollte; Frankreich, welches nur Krieg den Thronen, Friede den Hütten gepredigt hatte, erschien mit gewaffneter Faust vor den armen Dörfern jener Hirten, deren Glückseligkeit längst beneidenswürdig hieß; — Frankreich, welches noch vor wenigen Wochen den Demokratien Frieden und Dauer der Freundschaft verhieß, und daß es die Bande nicht brechen wolle, welche die schweizerischen Hirtenstaaten mit der großen Republik vereinten, fiel die Getäuschten an, welche, wenn nicht vom Sittlichkeitsgefühl der fränkischen Machthaber, doch von ihrem Stolze erwartet hatten, daß sie neben Waffenübermacht sich niedriger List schämen würden.

Nicht weit von da, wo der Muttastrom zwischen hohen Ufern

---

*) Hauptquartier Bern, 22. Germinal VI.

aus dem rauhen Waldthale hervorrauscht, in einer romantischen Gegend unter niedrigen Hügeln, im Angesichte des ungeheuern Gebirgskranzes, welcher das Hauptthal von Schwyz umrankt, ist ein erhabenes Plätzchen, von den Zweigen uralter Bäume überschattet. In der Nähe liegen die Hütten von Ibach und seine Brücken über den Strom. Eine Viertelstunde ferner der Hauptort des Freilandes am Fuße des prächtigen Haggen-Bergs. Dort war der Ort, wo sich seit Jahrhunderten alljährlich das freie Hirtenvolk von Schwyz zu versammeln gewohnt war, in offener Landsgemeinde über des Vaterlandes Angelegenheiten zu sprechen; dort hatte die Vorwelt ihren Freiheitsschwur geschworen unzähligemal; dort fühlte sich der Schwyzer in seiner Kraft, in seinem Stolze, in seiner Glückseligkeit, — und dort war es, wo nun am 16. April des Jahres 1798 die Staatsbürger über Auflösung ihrer alten Verfassung befragt wurden. Sie hörten den mündlichen Bericht ihrer nach Paris verordnet gewesenen Gesandten; sie hörten die Proklamationen der gebieterischen Befehlshaber der Franken.

Das Entsetzen schien einen Augenblick alle Zungen zu lähmen. Eine fürchterliche Stille herrschte über den Tausenden. Keiner konnte den Gedanken fassen, daß es möglich sei, so zu fordern, noch weniger, solcher Forderung zu entsprechen. Seit einem halben Jahrtausend des Glücks unbeschränkter Freiheit genossen haben, und es aufopfern sollen in einem Augenblick, auf das Zürnen eines Ausländers hin — sich entschlagen einer Landesverfassung, die jeder als den Quell seines Wohlstandes, seines Lebensgenusses, als das schönste Erbtheil seiner Ahnen ansah, welches einst auch wieder die beste Hinterlassenschaft für den Enkel sein sollte, — ein Kleinod vertauschen, schon lieb und heilig, weil es, mit Heldenblute errungen, von den Vätern stammte; vertauschen, unter Bedrohung von Waffen- und Hungertod, gegen ein Gut, so Niemand kannte, und das in den blutigen Händen des schreck-

lichen Gebers am wenigsten lockte — dies hätte das schlaffeste Volk nicht ertragen.

Eine furchtbare Raserei bemächtigte sich der Versammelten. Das Geschrei der Menge stieg gen Himmel. Jeder redete, keiner hörte mehr. „Wie," rief man, „sind das jene so oft, so feierlich wiederholten Versicherungen von Freundschaft und Frieden? — Ist das die Freiheit, um welche wir die unsere dahingeben sollen? — Was haben wir dem Franken gethan, daß er uns an will? — Das Blut unserer Väter, ist's vergebens geronnen? — Haben wir nicht Blut, haben wir nicht Arme, nicht Herzen? —"

Mitten in diesem Sturme erhob sich die ganze Landsgemeinde. Das Volk schwur unter freiem Himmel zu Gott und allen Heiligen den feierlichsten Eid: „Gott allein sei unser Herr! wir dienen keinem andern! und wollen für Religion, Freiheit und Vaterland mit Freuden Leib und Leben, Gut und Blut aufopfern; wollen lieber als Christen und freie Schweizer sterben, denn fremdes Joch unsern Kindern aufladen!"

In den Augen der Greise und der Jünglinge funkelten Thränen der Wuth und des Schmerzens. — Solche Thräne entehrt die Wange des freien Mannes nicht.

Das Volk warf seinen Fluch auf das „Büchlein von der neuen helvetischen Konstitution", und befahl, jeden, geistlichen oder weltlichen Standes, welcher öffentlich oder in geheimen Zusammenkünften diese Konstitution anrathen, loben, oder als gut auslegen würde, wie einen Staatsverbrecher zu greifen und dem Gerichte zu überantworten.

Das Land in Vertheidigungsstand zu setzen, ward ein Kriegsrath ernannt aus sechs Gliedern, bevollmächtigt, sich sechs andere Landleute, als Miträthe, beizuordnen. — Beim Vaterlandseid war Jedermann verbunden, den Befehlen des Kriegsraths zu gehorchen in Allem. — Es ward ferner verordnet, daß alle streitbare Mann-

schaft täglich in den Waffen geübt werden solle; daß die Uebrigen sich zum Schanzen bereit halten müssen. Allen Schwyzern außer der Heimat, aber doch inner den Grenzen der Eidgenossenschaft, wurde geboten, bei Verlust des Vaterlandes, nach Hause zu kommen.

Diese Landsgemeindenbeschlüsse wurden sofort vollzogen, und durch Eilboten an alle Stände und Landschaften versandt, welche bei der letzten Zusammenkunft in Schwyz ihr Wort der Treue und des Beistandes gegeben hatten. Sie wurden aufgefordert, sich zum Kampf zu rüsten, und Mitglieder zum schwyzerischen Kriegsrath zu senden.

Noch an demselben Tage erschienen mehrere Abgeordnete von dem obern und untern freien Amt, und aus dem Luzerner Kanton, die, laut Auftrag ihrer Gemeinden, den Wunsch äußerten, mit Schwyz gemeinsame Sache zu machen. Der heilige Eifer schien die ganze Schweiz zu beseelen, welche noch nicht von fränkischen Heeren gelähmt war, und das Schicksal der Eidgenossenschaft nur von einem großen, glücklichen Schlage abzuhängen, durch welchen alle Völkerschaften geweckt, zu gleicher Stunde gegen die Macht der Fremden auf vaterländischem Boden sich erheben würden.

Luzern hatte inzwischen, gemäß dem Befehle Lecarliers, gegen die Schwyzergrenzen zur verordneten Sperre Mannschaft ausgestellt, und ließ auf dem See zu gleichem Zweck ein bewaffnetes Schiff segeln. Darum sandte Schwyz das dritte Bataillon, nebst hundert Scharfschützen, unter Anführung des Hauptmanns Karl Fäßler, gegen die Grenzen bei Küßnacht.*) — Luzern fürchtete den Bürgerkrieg. „Wir haben nicht aufgehört, eure Freunde und gute Nachbarn zu sein, schrieb es an Schwyz: wenn wir uns gleich nicht dem Ansinnen des fränkischen Regierungskommissärs Lecarlier entziehen konnten, unsere Grenzen zu besetzen.“

---

*) Den 18. April.

Schwyz antwortete: „Es kann die Ruhe bei uns nur hergestellt und befestigt werden, wenn ihr mitwirket, daß die Bande der eidgenössischen Freundschaft nicht nur nicht aufgelöset, sondern durch Beibehaltung unserer Verfassung noch enger geknüpft werden."

---

## 4.

Die Seele des neuen Kriegsbundes gegen Frankreich war Schwyz. Hier war kein Wankens mehr in der Wahl zwischen Tod und Schande; hier kannte Niemand mehr die Furcht, welche Frankreich der halben Welt für sich einzuflößen gewußt hatte; hier wog Niemand die Macht des Feindes gegen dessen Unrecht. — Hätte gleicher Heldengeist, gleiche Eintracht alle Eidgenossen beseelt, so würde Schauenburgs Heer sein unvermeidliches Grab in den Alpen gefunden haben.

Aber kaum alle diejenigen Landschaften und Kantone, welche noch vor wenigen Tagen zu Schwyz die feierlichsten Gelübde des Beistandes in Noth und Tod gethan, blieben dem Worte treu. Selbstsucht, Nebenvortheile, Eifersucht, Ortsgeist und alle andern Erbfehler des Bundeswesens trennten bald Kanton von Kanton, Dorf von Dorf. Nicht Schauenburgs Brigaden, sondern die Gebrechen der Eidgenossenschaft zerstörten die Eidgenossenschaft; auch ohne Frankreichs Zuthun war ihr Untergang gewiß.

Die Männer von Schwyz, ausgesandt, die Stimmung der Gemeinden in den obern und untern freien Aemtern zu erforschen, kamen mit frohen Botschaften heim. Sie brachten von den meisten Gegenden schriftliche Zusage, daß sie mit den fünf alten demokratischen Kantonen halten, und Wohl und Weh, wie Brüder, theilen wollten.

Nicht so aufmunternd lauteten die Botschaften von St. Gallen und Rheinthal, Toggenburg und Appenzell.

Die alte Landschaft St. Gallen erklärte, daß sie mit Freuden dem bundesmäßigen Ansuchen von Schwyz entsprechen würde, wenn sie nicht durch eigene Gefahr gebunden wäre. Denn es hätte das benachbarte Thurgau die neue Verfassung angenommen, und mehrere hundert Mann gegen die St. Gallischen Grenzen ausgestellt. Sie selbst wäre kaum stark genug, ihr zehn Stunden langes Gebiet hinreichend zu schirmen.

Die Stadt St. Gallen stimmte ähnliche Klage an. Ihre eigene bedenkliche Lage mache ihr unmöglich, entfernten Freunden Hilfe zu widmen.

Das Rheinthal hatte in offener Landsgemeinde zwar dem Gemeindsbeschluß von Glarus beigestimmt, Freiheit und Unabhängigkeit mit Gut und Blut zu schirmen; aber einen Zuzug von Hilfstruppen konnte es den fünf Bergkantonen nicht senden, so lange es in Gefahr stände, von den Thurgauern überfallen zu werden; andererseits im Dunkeln wäre über den Entschluß von Appenzell, von Toggenburg, von der alten Landschaft und St. Gallen, dem Sarganserland, Gaster, Uznach und der Landschaft March. Wenn es für sich selbst beruhiget sein würde, wolle es gern den fünf Orten seine Völker senden; inzwischen begnüge es sich, zum Kriegsrath nach Schwyz zwei Hauptleute, als Mitglieder, abzuordnen.*)

Das katholische Toggenburg berichtete, es könne nicht entscheiden, ob Beistand senden, bis seine Gemeinden bestimmt über Annahme oder Verwerfung der neuen Konstitution abgemehrt haben würden.**)

Appenzell schrieb: es habe mit Entschlossenheit wider den

*) Diese kamen zwar; der Kriegsrath der fünf Orte entließ sie aber sogleich wieder.

**) Es nahm die Konstitution an.

Wechsel der Staatsverfassung entschieden. Demungeachtet könne es an dem gemeinschaftlichen Kriegsentwurfe nicht Theil nehmen, theils weil es seiner Hauptleute keinen, zur Sendung in einen entfernten Kriegsrath, entbehren könne, theils vorher wissen möchte, wie Toggenburg gegen Appenzell gesonnen sei. Zudem hätten vier Gemeinden des Appenzells die neue Verfassung angenommen, und damit Zwiespalt und Verwirrung ins Innere gebracht.

So waren plötzlich viele der sichersten Hoffnungen der Waldstätte vereitelt. Nur die kleinen Gelände von Sargans und Uznach, Gaster und March blieben standhafter.

Sargans eröffnete, es wolle nicht lassen vom Bunde der Eidgenossen, und mit seinen geringen Kräften die Sache des Vaterlandes vertheidigen helfen. — Uznach machte sich anheischig, einen Zuzug von 800 Mann zu schicken. — Gaster sandte wirklich, statt aller Antwort, seine vier ersten Aufgebote gen Schännis, sich dem Heer der Bergkantone anzuschließen.

So blieben sich im Augenblicke der großen Gefahr die fünf alten Orte von Uri, Schwyz, Unterwalden (nid dem Kernwald), Zug und Glarus ziemlich allein überlassen.

---

## 5.

Aber auch diese, mehr einzeln, für sich, als für das Ganze in Sorgen, schienen kein Verbindungsmittel ihrer Vortheile zu kennen. Es war ihnen mehr darum, Hilfe zu begehren, als zu leisten. Kein allumfassender Geist leitete sie. Sie fühlten nur das Bedürfniß ihrer Heimat.

Noch ehe der Krieg wirklich begann, bot Nidwalden schon den Beistand von Schwyz auf*), um gegen Obwalden gedeckt zu

*) Den 17. April.

sein, welches, wie wir erzählt haben, der helvetischen Republik beigetreten war. Schwyz indessen ließ nicht vergebens rufen. Es sandte zwei Glieder des Kriegsraths, die Lage der Dinge zu erkunden; verordnete das zweite Bataillon, so Aloys Gwerder anführte, nach Brunnen, am See, um bei jedem Wink gen Unterwalden schiffen zu können, und bot außerdem noch Uri auf, für Unterwalden das Gleiche zu thun.

Uri zauderte. Dort waren die Führer des Volks zwistig, und in ihren Entschlüssen wankend. Dies Land, rings von ungeheuern Schneegebirgen und einem unsichern See begrenzt, schien, gegen jeden feindlichen Ueberfall verrammelt, durch eine Handvoll Helden gedeckt, sich selbst genug sein zu können. Darum zweifelte es lange, ob es eintreten solle in den außerheimatlichen Krieg.

Diese Unentschlossenheit der ältesten Bundesgenossen verdroß dem Feuergeist der Schwyzer, welcher, seiner eigenen Schwäche uneingedenk, die ganze Eidgenossenschaft zu schirmen beschlossen. Er ließ keine Zwietracht im Innern reifen; sah kein Opfer mehr an, um Stärke gegen den Zerstörer der Eidgenossenschaft zu gewinnen. Denn als die Bei- und Insassen von Schwyz den Wunsch blicken ließen, daß auch sie künftig mit den alten, eingebornen Staatsbürgern von Schwyz gleicher Landesrechte theilhaftig sein möchten, indem sie doch jetzt gerüstet da ständen, für die Erhaltung derselben ihr Leben zu wagen, ward ihr Begehren unmittelbar erhört. Die vereinte Landesgemeinde*) selbst erklärte: „Alle Beisaßen, welche zu den schwyzerischen Freifahnen schwören, mit ihnen für's Vaterland schon ausgezogen sind, oder noch ausziehen werden, sollen, nebst Kindern und Nachkömmlingen, als gefreite Landleute angesehen sein. Die aber nicht mitziehen, sollen um billigen Einkauf an die Kommission gewiesen werden, welche das

*) Den 18. April.

Abgeschlossene der Maien-Landsgemeinde zur Bestätigung vorlegen wird. Auch die armen, gebrechlichen und unmündigen Beisaßen sollen seiner Zeit billig bedacht werden."

Inzwischen waren von den Berg- und Waldkantonen die berufenen Mitglieder zum eidgenössischen Kriegsrath in Schwyz erschienen. Unterwalden hatte den Meinrad Fäller und Joseph Maria Christen gesandt; Zug den Hauptmann Aloys Staub und Hauptmann Hürlimann von Walchwylen; Glarus den Oberst Paravicini und seinen Sohn Emil. — Nur Uri beharrte in gefährlichem Schweigen — Niemand erschien von daher, und selbst ein dahin gesandter Eilbote brachte nur ungewissen Trost*). Mit Unwillen gemischtes Erstaunen füllte den Kriegsrath; doch Uri's Hand war ihm zu wichtig. Es eilten aus seiner eigenen Mitte mehrere Glieder dahin, das Volk zu bewegen, nicht länger in Abwehrung der Gefahr zu säumen, sondern Hilfe zu senden auf Unterwalden, und bevollmächtigte Abgeordnete zum gemeinsamen Kriegsrathe. — Der Schritt war nicht ganz vergebens. Wirklich befehligte die Urner Landesgemeinde einige Mannschaft nach Nidwalden, und zwei Männer**) nach Schwyz, dem Kriegsrathe beizuwohnen.

Jetzt glaubten die vereinten Eidgenossen, ihr Werk beginnen, ihren Plan zur Rettung der schweizerischen Hochgebirge entwerfen zu können. Alle Stimmen entschieden sogleich für Angriffskrieg. Da weigerten sich die Gesandten von Uri abermals, aus Mangel an nöthiger Bevollmächtigung von Seiten ihres Standes.

Nochmals war also der Kriegsrath gezwungen, Boten gen Altorf zu schicken. — Der Landrath von Uri aber antwortete: „Da er vernehme, daß man einen weitaussehenden, auf das

*) Den 19. April.

**) Landeshauptmann Schmid und Statthalter Aloys Müller.

Wohl oder Wehe des gemeinsamen Vaterlandes mächtigen Einfluß habenden Operationsplan entwerfen wolle: so habe er gefunden, daß man die begehrte Vollmacht nicht wohl ertheilen könne, um so weniger, da das von letztgehaltener Landesgemeinde dem Stand Unterwalden bewilligte Hilfsvolk nur zur Vertheidigung dieses Landes und zu keinen weitern Schritten bestimmt sei. Zugleich müsse er dem Kriegsrath zu Schwyz den Wunsch eröffnen, daß die Mitglieder von Uri in demselben so bald als möglich wieder entlassen werden möchten, da sie zur höchstnöthigen Veranstaltung eigener Vertheidigung in Uri fast unentbehrlich wären.

Die Eidgenossen lasen das Schreiben, und entließen mit kummervollem Herzen die Mitglieder von Uri.

Welche Ahnungen, welche Aussichten in die Zukunft, da, das Schwert der Gefahr über ihren Scheiteln, nichts die ältesten Bundesbrüder zur Einheit bewegen konnte!

---

## 6.

Der große Tag, welcher das Verhängniß der Schweiz enthüllen sollte, rückte näher. Die fränkischen Brigaden sammelten sich, und zogen in verschiedenen Richtungen gegen das Hochland der Schweiz, es aufzunehmen im Kampfe mit den Nachkommen Tells.

Erst jetzt empfanden die Eidgenossen ihre Schwäche. Muth der Einzelnen mußte die Zahl ihrer Streiter, natürliche Gewandtheit ihren Mangel in Waffenübung, Begeisterung ihre Unkunde in Kriegskunst ersetzen. Der Beredsamkeit der Priester ward freie Bahn gelassen. Freifahnen wurden emporgepflanzt; der Tod unter ihnen verhieß der gläubigen Menge offene Pforten des Paradie-

ses.*) Vaterlandslieder, von kriegerischer Musik begleitet, wurden in Hütten und Feldern gesungen. Alles athmete Rache und Todeslust fürs Vaterland.

Das gesammte Heer der Eidgenossen aber, welches sich den Franken entgegenstellte, stieg kaum über die Zahl von zehntausend Mann.

Mit dieser Macht wollte man es wagen, nicht nur die eigene Heimat gegen einen an Kunst und Stärke überlegenen Feind zu schirmen, sondern selbst die ganze Schweiz zu erschüttern, die Völker derselben aufzurühren, die neu-helvetische Republik zu zertrümmern, und die alte Eidgenossenschaft herzustellen. — Und wahrlich, ein einziger allgemeiner Sieg von ihrer Seite, eine einzige Niederlage der Franken, die damals vielleicht nicht dreißigtausend Mann anwendbarer Truppen in der Schweiz hatten, würde hingereicht haben, den verwegenen Plan auszuführen. Ueberall herrschte Mißmuth und Gährung gegen die Fremdlinge; überall wünschte man ihren Untergang. Nie fühlten die helvetischen Völkerschaften ihre Blutsverwandschaft und den alten Nationalstolz lebhafter, als in dem Zeitpunkt, da die Urkantone unerschrocken gegen die Franken auszogen. Selbst in vielen Freunden der Staatsveränderung glühte noch stärker die Liebe für Nationalehre, als für Staatsveränderung. Eine Umschaffung der Eidgenossenschaft ohne fremde Einmischung war der Wunsch der größern Hälfte auch des schon umgeänderten Helvetiens. Die Flucht der Besieger Berns wäre

*) Freifahnen hießen solche Panner, unter denen sich allerlei Volks, so für die gleiche Sache dienen wollte, dem Heere anschließen konnte. Sie waren meistens mit Heiligenbildern geziert, und mit Inschriften, welche den katholischen Landmann zum Krieg ermuntern konnten, wie z. B.: Wer unter dieser Fahne streitet, hat vollkommene Absolution u. s. w.

das Lärmzeichen zum allgemeinen Aufstand der Landschaften und zur Vernichtung der Franzosen in allen Dörfern und Städten geworden.

So sehr auch den Eidgenossen am glücklichen Erfolg ihrer ersten Schritte gelegen sein mußte, versäumten sie dennoch gleich Anfangs diejenigen Maßregeln, welche ihnen allein Bürge des Waffenglücks werden konnten. Während die Franken ihre Truppen von Bern ausdehnten bis an die Ufer der Thur, wäre es den Eidgenossen leicht gewesen, mit Ueberlegenheit sich gegen einzelne Kolonnen des Feindes und in diejenigen Kantone zu werfen, welche nur ihre Ankunft erwarteten, um zu den Waffen zu greifen, und den Fahnen der Waldstätte zu folgen. Sie hatten dabei den offenbaren Vortheil der Gebirgskunde und sicherer Kundschafter voraus.

Statt dessen aber, wieder vom selbstsüchtigen Geist des Bundeswesens verführt, welcher die heimatliche Grenze gedeckt sehen wollte, mußte sich das Heer der kleinen Kantone in einer Linie von beinahe zwanzig Stunden ausgestreckt, auf allen Theilen schwach, der Uebermacht des Feindes entgegenstellen.

Der rechte Flügel, unter Anführung des Obersten Paravicini, stand an den Ufern der südlichen Spitze des Zürichsees.*) Er sollte in den Kanton Zürich vordringen, so wie der Zuger Oberst Andermatt zugleich die freien Aemter besetzen würde. Beide hatten nachher bei Zürich und Bremgarten ihre Vereinigung zu bewirken.

Den Mittelpunkt des Heeres befehligte der schwyzerische Lan-

---

*) Diese Kolonne bestand aus 600 Glarnern, 400 Mann von Sargans, 600 Mann von der March, 402 Mann aus dem Gaster, 200 Mann von Uznach, 500 Mann von Schwyz, und 600 Mann von andern Orten und den Höfen.

deshauptmann Aloys Reding. Er sollte, um die beiden Flügel zu vereinen, die Stadt Luzern nehmen, und sich dieses ganzen Kantons versichern. Unter ihm standen 2400 Mann Schwyzer, 750 Zuger und 500 Unterwaldner.

Der hohe, mit Waldung und fruchtbaren Wiesen bekleidete Brünig, das Grenzgebirge zwischen dem bernischen Oberlande und Obwalden, war zur Stütze des linken Flügels bestimmt. Dieser bestand aus 800 Nidwaldnern, 600 Urnern, 400 Schwyzern, 54 Gersauern, 400 Glarnern, und späterhin gesellten sich auch 600 Obwaldner dazu. Major Hauser befehligte die gesammten Schaaren des linken Flügels. Er hatte den Auftrag, vom Brünig hinab ins Berner Haslithal einzufallen, und Brienz und Thun zu nehmen.

Die Eidgenossen schickten sich zum Angriffe. Nicht müßige Zuschauerin wollte die reiche Abtei Maria-Einsiedeln bleiben. Aengstlich brütete sie über seit Jahrhunderten eingescharrten Schätzen, die bei der Niederlage des Waldstätterheeres ein Raub der Fremden zu werden drohten. Bisher hatte sie sich begnügt, den Kämpfern des Vaterlandes geistlichen Segen, Ablaß von Sünden, und Zeichen und Wunder zu spenden. Umsonst hatte Schwyz noch vor Kurzem Beistand aus den wohlgefüllten Kisten der Abtei gefordert. Jetzt, beim Anzug der Noth, entschloß sie sich freiwillig zu einer Kriegssteuer von tausend Louisd'or für die muthigen Vertheidiger des Altars. Sie bot all ihr Silbergeschirr dem Stande Schwyz, und die Vollmacht, Gelder nach Belieben gegen Verpfändung der Klostergüter zu entleihen.

Das ebene Helvetien, welches der neuen Verfassung gehuldigt hatte, sah unterdessen voll banger Erwartung die gegenseitigen Rüstungen, und den Ausbruch eines Krieges, der, beim Siege oder Untergange der kleinen Kantone, nur thränenwürdige Folgen haben konnte.

Darum wandte sich das helvetische in Aarau versammelte Vollziehungs-Direktorium noch einmal mit ernstlicher Mahnung an die gewaffneten Waldstätte, vor Eröffnung des traurigen Schauspiels.

Also lautete des Direktoriums Zuruf:

„Es kann Euch nicht unbekannt sein, daß weitaus die größere Anzahl der vormaligen eidgenössischen Staaten eine Verfassung, welche dieselben zu einer einzigen Nation vereinbart, angenommen, und in ihren wichtigsten Bestandtheilen schon wirklich in Ausübung gebracht hat; die eine und unzertheilbare Republik ist feierlich anerkannt und öffentlich verkündet; ihre ersten Gewalten sind in voller Thätigkeit, und die lebhaftesten Wünsche werden erfüllt sein, sobald die noch nicht vereinten Kantone sich zum brüderlichen Beitritte entschlossen haben. — Allein statt diese gehoffte Vereinigung nahe zu sehen, hat vielmehr das helvetische Direktorium mit innigem Bedauern erfahren, daß die Einwohner jener Kantone nicht nur für sich gegen die Einführung der neuen Staatsverfassung den lebhaftesten Widerstand äußern, und ihre Ohren aller Belehrung eines Bessern verschließen, sondern daß sie sogar die angrenzenden Kantone, die der helvetischen Republik beigetreten sind, an diesen mit Weisheit gethanen Schritt durch die entehrendsten Künste der Volksverführung, und nun auch selbst durch gewaltsame Mittel zurückzubringen, und in den Abgrund, den sie sich selbst bereiten, mit hineinzuziehen versuchen.

„Das Vollziehungs-Direktorium, von dem Zutrauen des Volkes, durch dessen Stellvertreter es gewählt ist, umgeben, macht es zu seiner ersten und dringendsten Angelegenheit, die ehemaligen Bundesgenossen desselben von ihrer verderblichen Verirrung zurückzuführen, und wird nicht müde werden, alle Mittel zu erschöpfen, wodurch dieselben über ihren wahren Vortheil belehrt, von der Nothwendigkeit ihres Beitritts überzeugt, und über die Mißver-

ständnisse, welche im Wege stehen, aufgeklärt werden können. — Aber die Zeit ist dringend, und der Augenblick kostbar. — Eine furchtbare fränkische Armee rückt gegen die Grenzen der nicht vereinten Kantone, und bald werden fünfundzwanzigtausend dieser kriegsgeübtesten Truppen, die halb Europa bezwungen haben, und denen keine Berge unersteiglich, keine Thäler unzugänglich sind, bereit stehen, dasjenige durch Gewalt durchzusetzen, was Klugheit und Vaterlandsliebe mit so mächtigen Gründen von selbst zu thun rathen.

„Das Vollziehungs-Direktorium ladet daher den Landrath des Kantons Unterwalden nid dem Wald gleich den Landräthen der übrigen nicht vereinten Kantone aufs dringendste und nachdrücklichste ein, unverzüglich Abgeordnete aus ihrem Mittel zu ihm nach Aarau abzusenden, damit das Heil ihres Vaterlandes mit denselben berathen, und die ob ihnen schwebende Gefahr noch abgewandt werden könne. Sie werden offene Arme antreffen, um ehemalige Eidgenossen zu einer wahren brüderlichen Vereinigung zu empfangen, und den schwachen Zusammenhang, welche eine verjährte Bundesgestalt gewährte, in ein festes und ewiges Band zu verwandeln; während dem hingegen das Herz jedes helvetischen Bürgers durch den Gedanken zerrissen wird, daß in eben den Thälern, wo für den Anfang der Freiheit so muthig gestritten worden, das Blut eines irrgeführten und schrecklich mißleiteten Volkes für die Sache des Fanatismus und einer übelverstandenen Freiheit fließen, und unübersehbares Elend im Gefolge des Kriegs über dasselbe gebracht werden sollte.“*)

Der kalte Ton dieses Schreibens, verschieden von der Eidgenossen herzlicher Sprache; — das Drohen der Schweizer gegen Landsleute mit einer fremden Macht, und gegen ein Volk,

*) Aarau, den 24. April 1798.

welches seinen ganzen unversöhnlichen Groll wider eben diese Fremdlinge wälzte; — die Vorwürfe gegen die Führer der Berg- und Waldkantone, die es doch nur allein waren, welche durch den Zuruf umgestimmt werden sollten — Alles schien mit berechnet zu sein, das Direktorial-Schreiben wirkungslos zu machen.

„Wenn zwar dessen Inhalt," schrieb Nidwalden an den Kriegsrath von Schwyz (26. April), „uns ein banges Schrecken einjagen sollte, so kann er uns doch nicht im mindesten von unserm, zur Vertheidigung der gerechtesten Sache, für Gottes Ehre und das Wohl der Menschen so heilig gefaßten Vorsatz abwendig machen."

---

## 7.

Am 22. April, da kaum der Tag graute, brachen ungefähr dreizehnhundert Mann auf von Unterwalden. Sie zogen in das Land ob dem Kernwald, welches vom Verein der Waldstätte abtrünnig worden. Ludwig Auf der Maur, ein junger Schwyzer, den Neapel gebar, feuervoll und unternehmend, und Emil Paravicini, der Glarner, führten den Zug, der Obwalden in den Bund der Waldstätte zurückbringen, und die vortheilhaften Bergpässe des Brünig dem eidgenössischen Heere gewinnen sollte.

Im Walde, nahe vor dem Dorfe Kerns, standen obwaldische Haufen. Sie bezeichneten die Ankunft der Waldstätter mit einigen Lärmschüssen, welche der Kanonendonner auf Landenberg dem ganzen Thal wiederholte. Den Eingang des Dorfes schienen dreihundert Kernser wehren zu wollen. — Man rückte gegen einander. Der Augenblick schien gekommen zu sein, wo Bruderblut vergossen werden sollte.

Aber die Stimme der Natur siegte. Das obwaldische Volk

wollte nicht streiten zu Gunsten eines gebieterischen Fremdlings gegen das Volk, mit welchem es seit Jahrhunderten in enger Verwandtschaft zu leben gewohnt war. Es sehnte sich versöhnt zu sein mit den Brüdern. Man sah hin und wieder Thränen zittern in den Augen derer, die sich einst als Freunde liebten und erkannten, und jetzt einander den Tod rüsteten.

Die Anführer der Truppen von beiden Theilen traten in Unterredung. Die Waldstätter forderten freien Durchzug über Sarnen gegen den Brünig. Ein Standsläufer flog mit dieser Forderung zu der obwaldischen Regierung im Hauptorte Sarnen, und noch ehe er heim kam, war zwischen den Truppen schon die alte Brüderschaft hergestellt. Die vorher Kampffertigen drängten sich freundschaftlich unter einander. Es war nicht mehr an Widerstand zu gedenken. „Wir fechten an eurer Seite, liebe Brüder,“ riefen die Obwaldner, „und behalten unsere alte, liebe Verfassung!“

Die Regierung in Obwalden, welche, ihr Land vor den Gräueln des Kriegs zu bewahren, beim Anblick der Uebermacht Frankreichs und der stürmischen Auflösung der Eidgenossenschaft, das Volk zur Annahme der neuen Verfassung hatte bereden können, sah jetzt, bei der allgemeinen Stimmung des Volkes, ihre Entwürfe eitel. Sie sandte den Waldstättern entgegen, und bewilligte den Durchzug zum Brünig, welchen sie nicht wehren konnte.

Aber die Waldstätte, damit nicht zufrieden, forderten das Volk zur Landsgemeinde, daß es sich frei erkläre, ob es geneigt sei, den Franken und der neuen Konstitution, oder der alten Verfassung und den Schweizern beizustehen.

Die Antwort des Volkes war vorauszusehen. Während sich die Eidgenossen beschäftigten, die Gebirgsschlüchte des Brünigs zu besetzen, sprach das Volk von Obwalden in der Landsgemeinde seine Verwerfung der neu-helvetischen Konstitution aus.

In folgender Urkunde*) ward diese schnelle Revolution dem Rathe von Nidwalden gemeldet:

„Wir eilen, euch, unsern getreuen, lieben, alten Eidgenossen die freundeidgenössische Anzeige zu machen, daß wir bei unserer heut abgehaltenen Landsgemeinde den Entschluß gefaßt, die letzthin angenommene neue helvetische Konstitution nunmehro wieder zu verwerfen, und mit euch, unsern getreuen, lieben, alten Eidgenossen, und übrigen löbl. Ständen und Orten, welche dieselbe nicht angenommen haben, gemeinschaftliche Sache zu machen. Wie wir nun sehnlichst wünschen und hoffen, daß wir nun so vereint, alle unserm theuern Vaterlande drohende Gefahren abwenden, und dessen fernere Ruhe und Wohlstand befördern mögen, so bleibt uns dermalen nichts übrig, als schliesslich den Allerhöchsten zu bitten, daß er seinen reichsten Segen hiezu angedeihen lasse, dessen mächtigster Obsorge wir uns sämmtlich per Mariam eifrigst empfehlen. — Geben den 23. April 1798."

„Landammann, Räth und gesammte Landsgemeind zu Unterwalden ob dem Kernwald."

Bald darauf standen auch sechshundert Mann von Obwalden unter den Waffen, zur Verstärkung des Heerhaufens am Brünig.

Hier blieben die Truppen einige Tage lang müßig. Jeder verlorne Tag galt ein verlornes Treffen.**) Eine große Menge Volks im bernischen Oberland begehrte mit Sehnsucht die Ankunft der

*) Ich gebe diesen Brief nicht nur seines merkwürdigen Inhalts willen umständlich, sondern zugleich auch als Probe des ehemaligen eidgenössischen Kanzleistyls.

**) Es war untersagt, den Brünig zu überschreiten. Siehe das Schreiben des Landammann und Rath von Nidwalden an den Landshauptmann Zelger vom 23. April.

Eidgenossen. Nichts wäre leichter gewesen, als die Einnahme des Hasli und der damit verwandten Nebenthäler. Nicht Gewalt, sondern Liebe würde die tapfern Gebirgsvölker zwischen der Grimsel und dem Brünig, und die, welche am Fuß des Eiger und Stockhorn, und an den Ufern der Kander und Simmen wohnen, um die Panner der Waldstätte gesammelt, und ihre Schrecken rächend bis vor die Thore des gefallenen Berns getragen haben.

Denn als die Kriegsschaar am Brünig Befehl empfing, sich des Hasli zu bemächtigen, und vom Gebirg hinab in das große romantische Thal stieg, durch welches die junge Aar schweift, verwarf sogleich Meyringen, die volkreichste Gemeinde im Hasli, die neu-helvetische Verfassung, und erklärte einhellig, in den Krieg für Eigenthum und Freiheit zu ziehen.*)

Aber da war es schon zu spät, dem Feind eine Zerstreuung zu machen; versäumt war die Zeit, in welcher der Aufstand aller Thäler, ihre Bewaffnung, ihre Bildung in größere und kleinere streitfähige Kolonnen oder Landstürme hätte ausgeführt werden können.

Fast zu gleicher Zeit, als der linke Flügel seinen Stand an die Berner Grenzen genommen, war auch der rechte Flügel vorgezogen. Der Zuger Oberst Andermatt hatte sich mit fünfzehnhundert Mann und einer von den Freifahnen in die freien Aemter geworfen, und Meienberg, Muri und Boswyl besetzt.**) Sich weiter auszudehnen, fürchtete Andermatt, um nicht die Grenzen des Zugergebiets zu entblößen. Die Franken rückten ihm zuerst von allen Seiten entgegen. Er erwartete indessen das Vordringen der Eidgenossen am Zürichsee unter Paravicini, und die Besetzung Luzerns durch Reding. Zu ihm sammelten sich aus allen Gemein-

*) Am 28. April.

**) Den 24. April.

den der freien Aemter streitlustige Männer, landsturmartig mit Keulen, Speeren und Hellebarden bewaffnet.

Die fränkischen Vorposten streiften schon bis Dotikon und Häglingen. Andermatt rückte bis Wohlen, und schickte den Major Hotz mit zweihundert Mann gen Niederwyl, des Feindes weiteres Vordringen zu hindern.*) Er selbst besetzte am folgenden Tage die Anhöhe bei Häglingen, im Angesicht des Feindes. Es kam zum Gefecht. Die Zuger Scharfschützen zeichneten sich durch Muth und Geschicklichkeit gleich vortheilhaft aus. Jauchzend drangen die Eidgenossen vor. Der Kampf ward blutiger. Die Franken wurden geworfen, und suchten ihren Schutz hinter der vorrückenden Reiterei. Andermatt befahl den freiämtischen Hellebardirern, dieser entgegen zu gehen. Sie aber ergriffen muthlos die Flucht. Verstärkt zogen die Franken zum neuen Angriff vor. Andermatt war gezwungen, in Eil und Verwirrung, so gut er konnte, nach Muri zu ziehen mit seinen Leuten. So groß der Verlust der Feinde durch die Scharfschützen gewesen; so gering war die Zahl der gefallenen Eidgenossen.**)

Der Kriegsrath der Waldstätte hatte sich, um dem Heere näher zu sein, nach Küßnacht am Luzernersee begeben. Sobald er Andermatts Rückzug vernahm, sandte er ihm ein frisches Bataillon zu Hilfe, welches die Flüchtlinge sammeln und den Muth der Zuger Schaar beleben sollte.

Auch Paravicini am Zürichsee war in Bewegung. Dort hatte die Stadt Rapperswyl die helvetische Konstitution angenommen, und den Verbündeten mithin einen festen Punkt, und die Verbindung beider Ufer durch die Brücke über den See geraubt. Die

*) Den 25. April.

**) Schreiben des Oberst Andermatt an Ammann und Rath des Standes Zug. Hauptquartier Muri, 26. April 1798.

erste Unternehmung der Eidgenossen war daher nothwendig Einnahme dieser Stadt und Verbindung der See-Ufer. Sie gelang ohne Schwierigkeit. Rapperswyl, schlecht vertheidigt, öffnete seine Thore den Waldstätten, welche siebenhundert Mann Besatzung hineinwarfen, und damit, so wie hier, auch auf der südlichen Seeseite bei Pfäffikon und Wollerau in den Höfen, hart an den Grenzen des Kantons Zürich, streitfertig standen.

Jetzt fehlte noch die Einnahme Luzerns durch die Mittel-Kolonne des Heeres, um beide Flügel in der vorgeschriebenen Linie zu verbinden. Aloys Reding, der Landeshauptmann, stand mit seinen Schwyzern zu Küßnacht.

Ungestüm erwarteten die Schwyzer den Tag des Angriffs. Alles verkündete ihren Unternehmungen Glück. Aus den Gemeinden des Kantons Luzern strömte alltäglich Volk herbei, welches ihnen Beifall rief. „Kommet, kommet!" schrie man: „Euer erster Schritt gegen die Stadt wird die Glocken des Aufruhrs laut machen durch alle Thäler. Wir wollen an Eurer Seite in den Kampf ziehen!"

Mehr noch, als dieser Ruf, entflammte die fürchterliche Beredsamkeit einiger schwärmerischen Geistlichen das Kriegsvolk. Längst schon hatten ihrer zwei vor allen andern in den Waldstätten des Landmanns blinden Glauben erworben. Ihr Name ist Marianus Herzog, Pfarrer zu Einsiedeln, und Paul Styger von Rothenthurm, ein Kapuziner. Von diesen Mönchen galt Nestors Rede:

Ohne Geschlecht und Gesetz, ohn' eigenen Herd ist Jener,
Wer des heimischen Kriegs sich erfreut, des entsetzlichen Scheusals.*)

Paul Styger besonders wüthete zu Küßnacht mit seiner Zunge. Er hieß das aufgepflanzte Kreuz den wahren Freiheitsbaum, und den Kampf gegen die Franken den Streit mit der Hölle. Zu Pferde

*) Homers Ilias IX. 62. 63. nach Vossens Uebersetzung.

sitzend, im Kapuzinerrock, Pistolen im Gurt, und Kreuz und Schwert in der Faust, begleitete er den Heerzug überall. Verschmitzt, stolz und kriechend, geübt im Reden, Menschenkenner und Selbstsüchtling, wußte er sich bald auf die Krieger und ihre Befehlshaber gleichen Einfluß zu verschaffen.

Als nun nicht mehr länger ohne Nachtheil gezögert werden konnte, schickten sich die Anführer zum Aufbruch gegen Luzern, und ließen folgende Verkündung vorausgehen:

„Noch können wir uns nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die französische Nation, wenn sie gerecht, wenn sie ihren geoffenbarten Grundsätzen getreu sein will, sollte einen Versuch machen wollen, der sie selbst durch den Widerspruch ihrer Handlungen mit ihren Grundsätzen entehren würde, den Versuch, die freie Volksverfassung der Schweiz umzustürzen; jene Verfassungen, deren Stifter die Franken in den Tempel der Freiheitshelden versetzten; jene Verfassungen, die sie selbst zum Modell der ihrigen sich wählten. Welch ein abenteuerlicher Widerspruch! Ja, Schweizer; — ja, Brüder! nur bei unserer Verfassung ist wahre Volksfreiheit; wir erkennen keinen Oberherrn, als jenen Gott, der über uns ist; wir tragen keine Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre; kein Joch ruht auf unserm Nacken, als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auflegen; — in unserer Verfassung, nur in unserer Verfassung liegt nach den Urgesetzen der Natur die höchste Gewalt in den Händen des Volks, dessen Oberherrschaft die französische Republik so oft — so feierlich zu ehren versprochen hat.

„Nun mögen große Nationen ihren Verheißungen zuwider handeln. Wir biedern Schweizer bleiben den unsrigen getreu.

„Er ist gethan, der feierliche Schwur, — gethan zu dem Gott unserer Väter, zu dem Gott, der das Schicksal der Nationen nach seiner Willkür lenket.

„Von dem Gefühl unserer gerechten Sache durchdrungen, haben

wir ihn gefaßt, den festen Entschluß, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, — die glückliche Urverfassung unserer Länder, dafür zu kämpfen, zu siegen, oder zu sterben den schönsten Tod, den Tod für Religion, für Freiheit und Vaterland.

„Brüder! Schweizer! Wer aus Euch von dem gleichen Feuer begeistert ist, — und gewiß seid Ihr es Alle, — oder unwürdig, Schweizer zu sein; — wer von diesem Feuer begeistert ist, der trete unter unsere Fahne, die Fahne der Freiheit; — der reihe sich an unsere Reihen; — der schließe sich an unsere Glieder an, und Freiheit — wahre Freiheit wird die süße Frucht seines heldenmüthigen Entschlusses sein.

„Nur der bleibe zurück, der feig, der niederträchtig, der unschweizerisch genug denkt, um seinen Sklavennacken unter ein Joch zu beugen, das schlaue Herrschsucht mit dem Zaubernetze der Freiheit umwand; und der Herrschsüchtige, und der Feigherzige werden zugleich unter dem eisernen Drucke, wie der kriechende Wurm unter dem tretenden Fuße, zerbersten: — uns aber, uns Alle, die wir für wahre Freiheit kämpfen, — wahre Freiheit lieben, wünschen, suchen, — uns laßt streiten, siegen. Ja, theuerste Brüder! siegen werden wir, — wie unsere Väter über mächtige Heere siegten; denn auch unsere Sache ist gerecht, und der Gott der Gerechtigkeit wird sie schützen. Das sei unser Losungswort, welches uns aufrufen, hinführen soll zum Kampf und zum Siege.“

Dieser Aufruf, geeignet, sowohl die Menge des Landvolks, als die Mißvergnügten zu gewinnen, so in den Städten wohnten, ward überall mit geschäftiger Hand verbreitet, und vergrößerte im Kanton Luzern die hochgestiegene Gährung.

Mehr, als vorher, strömten nun Abgeordnete herbei aus den Thälern Luzerns, die Waldstätte zum schnellen Eingang ins Land zu bewegen. Man nannte die Soldaten der Verbündeten Freunde, Brüder, Retter des Vaterlandes, Schirmengel der Kirche; man

wiederholte die feierlichen Schwüre, mit ihnen Gut und Leben fürs gemeinsame Ziel zu opfern; man umringte schaarenweis das Haus, worin die Freifahne stand, und bot Geld, nur für ihren Anblick. Man hing sie endlich öffentlich zu Küßnacht aus. Sieg oder Tod wollte Jeder unter ihr.

In der Nacht vom 28. und 29. April zogen die Waldstätte gegen Luzern. Reding befahl, daß die von Zelger in Stanzstaad befehligten Unterwaldner, und die an ihrem See stehenden achthundert Zuger zu gleicher Zeit vor den Thoren der Stadt erscheinen sollten. Die letztern jedoch kamen nicht; denn die Franken waren schon über die Reuß gegen Zug im Anzuge.

Der Morgen brach an. Die Schwyzer zeigten sich auf dem Wesemli und der Muffegg, unter den Stadtmauern; auch von der andern Seite die Nidwaldner. Aber weit umher waren für sie keine der erwarteten Hülfsvölker aus den Luzerner-Thälern zu sehen. Ihrer Dreitausende wenigstens wollten diesen Morgen zu den Waldstätten stoßen; kaum so viele Hunderte standen jetzt in der Ferne. Reding sandte den Emil Paravicini an die Stadt mit folgender Aufforderung:

„Noch können wir der angenehmen durch unsere Bünde geheiligten Gewohnheit nicht entsagen, Euch mit dem süßen Namen Eidgenossen anzureden und zu grüßen. —

„Noch hatten wir uns nie überzeugen können, daß Ihr, unsere ältesten Bundesgenossen, wenn Ihr gleich eine neue Verfassung kleinmüthig Euch aufdringen ließet, die eidgenössischen Bande und Verhältnisse, die uns seit Jahrhunderten zusammenhielten, gewaltsam zerreißen würdet.

„Desto tiefer muß es uns schmerzen, daß Schweizer, daß Eidgenossen, daß Brüder schwach genug waren, sich durch eine fremde Schreckensprache verleiten zu lassen, gegen uns, gegen Eure ältesten, getreuesten Bundesbrüder eine Sperre zu verhängen, die keine

andere Absicht haben kann, als uns durch Hungersnoth zu zwingen, die glückliche Verfassung unserer Väter gegen eine neue zu vertauschen, die uns alten, biedern Schweizern in jeder Hinsicht unerträglich scheint. — Und da auch Euer freies, noch schweizerischgesinntes Volk gegen uns laut den Wunsch geäußert, zu mannlicher Vertheidigung der Verfassung unserer Väter sich mit uns zu vereinigen: so hatten diese Eure feindliche Handlung Eurer dermaligen Regierung und die geäußerten Wünsche Eures Volks bei uns theils alten, theils neuen, demokratischen Völkern, in deren Adern noch das Blut unserer Väter wallt, die Stimmung aufs höchste, und den manniglichen Entschluß zur Reife gebracht, Euch und uns von der Schande dieser von Brüdern gegen Brüder verhängten Sperre zu befreien, und den Wünschen Eures Volks bundesmäßig zu entsprechen.

„Wir fordern Euch demnach mit dringlicher Stimme auf, Eure Thore zu öffnen, uns als Eidgenossen, als Freunde, als Brüder aufzunehmen, und unserer bundesmäßigen Vereinigung mit Euerm Volke, das, wie das unsrige, der Landesherr seines Landes ist, keine Hindernisse in den Weg zu legen.

„Entschließet Euch — zaudert nicht; — in einer Stunde würde durch die Gewalt der Waffen erzielt werden, was wir so gerne Euern brüderlichen Empfindungen, und unserer dringlichen Aufforderung — verdanken möchten. — Für jeden Tropfen Brüder-Bürgerblut, der fließen würde, werdet Ihr allein verantwortlich sein; öffnet uns denn Eure Thore, vereinigt Euch lieber mit uns, — wendet lieber Euer Vermögen zur Vertheidigung des Vaterlandes an, und überzeugt Euch als Eidgenossen und Christen, daß der Gott der Gerechtigkeit unsere gerechten Sachen unterstützen, und die getreue Zusammensetzung unserer Kräfte segnen werde, wie er solche dortmals gesegnet hat, wo unsere Väter als Christen, Männer, Helden für Religion, Freiheit und Vaterland stritten.

„In dieser frohen Hoffnung empfehlen wir Euch nebst uns dem Gott unserer Väter por Mariam getreulich.“ *)

Die Bestürzung der Stadt war groß; die Zahl der unter den Waffen stehenden Bürger zu klein, Widerstand zu leisten.

Der vor wenigen Tagen durch das helvetische Direktorium ernannte Regierungs-Statthalter des Kantons, Vinzenz Rüttimann, ging mit einigen Beamten hinaus, um die Stadt vor Verheerung und Wuth eines erhitzten Volkes zu retten. Als ihm Sicherheit des Eigenthums und der Personen verheißen worden, und dies dem Heerhaufen verkündet war, ließ er die Thore öffnen. Die Schwyzer und Unterwaldner besetzten dieselben, und verbreiteten sich mit wildem Getümmel durch die Straßen.

Die Anführer der Verbündeten aber begaben sich auf das Stadthaus, und schlossen folgende Uebereinkunft:

„Die Sperre soll aufgehoben, und der freie Handel und Wandel wieder eingeführt werden. — Die Stadt Luzern soll mit Entlibuchern und andern Bauern, aus ihrem Kanton, besetzt werden. — Kein Mann, weder im Entlibuch, noch anderswo, soll entwaffnet werden. Auch soll das Zeughaus und die Garnison dem Volk zur Bewachung überlassen, und ihm zur Vertheidigung des Vaterlandes die nöthigen Waffen gegeben werden. — Dem Volk soll freigestellt sein, sich eine Verfassung zu wählen, und zur Vertheidigung derselben sich mit andern Eidgenossen zu verbinden. — Die Stadt Luzern soll keine Truppen wider uns und unsere Eidgenossen anrufen; auch sollen keine Hilfstruppen gegeben werden, als alten Eidgenossen, die die Konstitution nicht angenommen. — Die Emissärs, die allenfalls um fremde Hilfe ausgeschickt worden sind, sollen eilends zurück berufen werden. — Den bemeldten löbl. Ständen sollen diejenigen Kanonen, Munition und dazu gehörigen Geräthschaften

*) Geben den 28. April 1798.

laut Verzeichniß, welches dem Herrn Stuckhauptmann Heblinger zugestellt worden, aus dem Zeughaus abgegeben werden. — Den Eingangs benannten löbl. Ständen soll für ihre gehabten Kriegsunkosten zehntausend Gulden baares Geld, und für eine gleiche Summe Früchte verabfolget werden. — Schließlich soll diesen bemeldten, und andern mit ihnen verbündeten Ständen, der freie Durchpaß, zu allen Zeiten, durch Stadt und Land gestattet sein."

Ein merkwürdiger Zug der vereinten Kriegsvölker der Waldstätten darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Sie sammelten sich bald nach dem Eintritt in die Stadt um die Kirche, überließen sorglos ihre Waffen einigen Schildwachten, und traten in den Tempel, um dem Himmel für das Gelingen ihrer Werke Dank zu bringen, und mit gebührender Andacht Messe zu hören. Ein rascher Entschluß der Luzerner, und das fromme Heer wäre in die Kirche eingesperrt, gefangen, entwaffnet worden. Doch Niemand störte die Beter.

Nach vollzogener Andacht strömten die Krieger vom Altar wilden Getöses zu den Wirths- und Trinkhäusern, und von da durch alle Straßen. Umsonst eiferten die Hauptleute gegen Unordnungen. Mit Hohn und Jubelgeschrei wurde der Freiheitsbaum niedergehauen, Hut, Fähnlein und Kränze abgerissen und im Feierzug durch die Gassen geführt, unterm Gesange des Volksliedes:

Wilhelm, wo bist du, der Telle?

von Lärmen und Gelächter oft unterbrochen.

Andere bestürmten das Stadthaus, die Schlüssel des Arsenals zu fordern. Es war vergeblich, daß die Befehlshaber ihren Soldaten die Ungerechtigkeit der Plünderungen und die abgeschlossene Kapitulation vorstellten. Der Kapuziner Paul Styger stieg auf die Kanonen, und rief: „Nehmt, Kinder, nehmt! Alles ist Euer! Alles! Ihr seid die Sieger!"

So wurde das Zeughaus geplündert. Jeder nahm, was ihm zufiel. Viele verkauften ihren Raub wieder; andere schleppten Geschütz, Säbel, Munition u. s. w. in die Schiffe am Seeufer, und sandten die Beute auf Brunnen.

Aber zwei schreckenvolle Botschaften löseten urplötzlich den Rausch, und setzten dem Schwärmen ein Ziel.

Der am Morgen mit der Nachricht von Einnahme der Stadt Luzern nach Zug gesandte Eilbote kam zurück. Nicht einmal bis Zug hatte er die Freudenpost bringen können; denn die Franken, ohne Widerstand zu finden, waren schon dort eingerückt, und drohten nun folgenden Tags ins Schwyzergebiet einzubrechen.

Am Zürichsee hatten sich die Verbündeten durchaus unthätig gehalten in ihren Stellungen; inzwischen die feindlichen Brigaden auf beiden Seeufern heranrauschten.

Alle diese Anzeigen, und die muthlose Unentschlossenheit der Luzerner Landleute, zwangen den Kriegsrath der Schwyzer zur Aenderung des Plans. Man trat zusammen. Bald war's entschieden, daß der Angriffskrieg in bloße Vertheidigung heimatlicher Grenzen verwandelt werden müsse.

Der rechte Flügel bei Wollerau und Rapperswyl erhielt Befehl, seine Stellung zu behaupten, und der linke Flügel bei Meyringen und Brienz, sich an die Obwaldner Grenzen zurückzuziehen.

Der in Luzern eingedrungene Heerhaufe eilte sogleich am Abend desselben Tages in das Gebiet von Schwyz zurück. Am folgenden Tage wurde Luzern schon von den Franken besetzt*).

*) Den 30. April.

# Viertes Buch.

## 1.

Als in Themistokles Tagen die Athenienser den großen Kampf um ihres Vaterlandes Freiheit bestehen wollten, opferten sie die eigene Stadt auf, sorgloser und sicherer den Krieg zu führen. So nicht die Waldstätte. Obgleich sie für einerlei Ziel verbunden waren, dachte doch jeder Theil zuerst an die Hut seiner Heimat; — obgleich sie alle die Sache der ganzen Eidgenossenschaft führen zu wollen schienen, ja mehr, als einmal, mit Stimmen der Verzweiflung das Aeußerste zu wagen schwuren: wagten sie doch nicht, mit Hingebung gesammter Habe, ihre Kräfte zu vereinen. Schwach überall, war ihr Untergang gewiß. Furchtbar nur wären sie gewesen, wenn in zusammengedrängter Masse, ohne Rückblick auf das Schicksal ihrer Kantone, sie die Stimmung der Wankenden entschieden, und die Fahnen des Aufstandes weit umher durch einzelne Siege in ihr Gefolge gezogen hätten.

Der Kriegsrath von Schwyz begab sich nach Arth, und deckte mit den vorhandenen Truppen des Landes offene Seiten. Arth, in einer lieblichen Gegend, zwischen dem hohen, waldigen Rigi und den Wellen des Zugersees, wurde von beiden Seiten, gegen das Gebiet von Luzern und von Zug, mit Truppen umzogen. Die Straße gegen Luzern hütete der Hauptmann Dominik Felkle mit sechshundert Mann. Hundert freiwillige Scharfschützen standen, als Vorwacht, im Dorfe Küßnacht. Gegen Zug hin übernahm Hauptmann Fäßler den Grenzpaß bei St. Adrians Kapelle zu vertheidigen; ihn unterstützte Felix Ab-Yberg, welcher mit seinem Bataillon sich des Rüsiberges und der Anhöhen versicherte, welche Arth scheiden vom Aegerisee.

Da, wo dieser See an die Grenzen von Schwyz rührt, waren die Päſſe von Schorno, Morgarten und St. Jostenberg, nahe

am rothen Thurm. Dieses Hügelland wurde durch zwei Bataillone besetzt; ihre Anführer waren Rychenbacher und Joachim Hediger.

Am stärksten geschützt waren die Seiten von Schwyz gegen den Kanton von Zürich. Dort standen die Glarner unter ihrem erfahrnen Oberst Paravicini; die muthigen Einwohner der Höfe; die Hilfstruppen von Sargans, Uznach, Gaster und die aus der March, ein Bataillon von Schwyz, und ein anderes von Einsiedeln.

Als dies alles angeordnet war, erschien vom Oberbefehlshaber der Franken die letzte Aufforderung*).

„Ich hätte glauben sollen, daß mein freundliches, friedliches Benehmen, daß meine Sorgfalt, euch aus der Blindheit zu reißen, in der euch unversöhnliche Feinde der Freiheit gefangen halten, euch endlich einmal von der fränkischen Großmuth überzeugen würden. Mit welchen Schmerzen habe ich daher nicht vernehmen müssen, daß eine Handvoll Fanatiker sich habe beigehen lassen, sich dem Truppenmarsch der großen Nation entgegen zu setzen! Aber mit der Schnelligkeit des Blitzes hat auch die Strafe dieses verwegenen Unternehmens geeilt; die Rebellen liegen im Staube!

„Einige von ihnen sind in unsere Hände gerathen — ich war Herr ihres Schicksals; aber ferne war von mir die Empfindung der Rache; nur in der Schlacht ist der Franke fürchterlich; der Sieg macht ihn wieder zum Menschenfreund; — der Freiheit wurden sie wieder zugestellt, diese unglücklichen Schlachtopfer der Unwissenheit und des Aberglaubens — sie werden zu euch zurückkehren und euch sagen, wie sie seien behandelt worden.

„Sie wurden bei den vornehmsten Behörden Helvetiens vorgelassen; überall haben sie nur die Stimme des Friedens und der Brüderlichkeit vernommen; mit welchem Vorwande können denn

*) Schreiben Schauenburgs an die Bewohner der Kantone, welche der helvetischen Mehrheit noch nicht beigetreten sind. Aarau, 27. April 1798.

heut zu Tage sich noch die Apostel des Fanatismus und des Aufruhrs brüsten?

„Die überlegenste Mehrheit der helvetischen Nation hat die Konstitution angenommen; ihre Gesetzgeber beschäftigen sich unaufhörlich mit den Mitteln, sie in Thätigkeit zu setzen. Das Vollziehungsdirektorium ist eingesetzt — Ehrfurcht und allgemeines Zutrauen haben es umrungen — seine Stütze ist die fränkische Regierung, und Vollmacht ist ihm gegeben, über Truppen zu schalten, welche ganz Europa besiegt haben. Was vermöchte wohl so großen Vorkehren die Minderzahl unmächtiger Aufrührer entgegen zu setzen?

„Bürger, höret einmal die Stimme der Vernunft! Vereiniget euch unter die Fahne der helvetischen Konstitution! Kehret zurück in den Schoos einer Brüderfamilie, die die Arme nach euch ausstreckt! Euer Eigenthum, eure Religion sollen unangetastet bleiben; die Duldung ist die erste Tugend eines freien Volkes.

„Wenn ihr aber in eurer Blindheit verharret, wenn ihr auf die Lügenstimmen des Fanatismus zu achten fortfahret, so stürzet ihr euch nothwendig in einen Abgrund von Uebeln. Aber zittern sollen sie, die Urheber eurer Blindheit, diese stirnlosen Heuchler, die selbst an die Mährchen nicht glauben, die sie euch vorschwatzen; eine exemplarische Strafe wartet auf sie.

„Auf der einen Seite Freude und Glück, — auf der andern Seite Krieg und alle Qualen, die ihn begleiten! Wählet, noch habt ihr Zeit dazu! wählet! aber — geschwind!“*)

Das Volk der schwyzerischen Thäler, nur unter dem Gebot der Kirche kindlich-zahm, sonst trotzig-kühn, kaltblütig in Gefahren, unbändig, mehr bisher von Sitte und Brauch, als vom Gesetz geführt, vernahm die Worte Schauenburgs mit Unwillen. Wer ein-

*) Aarau, den 27. April 1798.

mal für sein Recht den Tod ruhmwürdig hält, dem ist kein Kampf, kein Feind, kein Schicksal furchtbar.

Wie die Scythen einst dem Alexander antworteten, da er mit sieggewohntem Heere vor ihren Einöden erschien, hätten die Schwyzer dem fränkischen Feldherrn antworten können. Aber ihre Erwiederung auf sein Drohen war Schweigen und Sich-rüsten.

Schon am folgenden Morgen griffen die Franken an, und zwar in der Gegend, wo man es am wenigsten erwartete, bei Wollerau, am Zürichsee.*) Von beiden Seiten ward das Gefecht lebhaft. Die Franken wurden bis auf Richterswyl zurückgeworfen; doch verstärkt erneuerten sie dort die Gegenwehr, und zwangen die Eidgenossen durch eine glückliche Wendung, indem sie denselben in die Seite fielen, sich bis Wollerau zurückzuziehen. — Am Nachmittag begannen die Franken das Feuer von neuem. Sie schienen auch diesesmal nicht glücklicher zu sein. Sie wankten. Hauptmann Hauser von Näfels war mit einer Schaar Freiwilliger schon wieder bis nahe an Richterswyl vorgedrungen. Da änderte sich das Glück. Hauser sank von zwei fast tödtlichen Wunden nieder; seine Schaar zog alsbald zurück mit ihrer Fahne, welche während des Gefechtes schon zum drittenmal ledig, und immer durch Freiwillige wieder emporgehoben worden war. Als, von den Franken verfolgt, die Schaar gegen Wollerau kam, fand sie, statt frischer Unterstützung, Verwirrung, Muthlosigkeit und Flucht, durch den Oberst Paravicini veranlaßt, welcher, wegen empfangener Wunden, sich vom Kampfsplatz zurückgezogen hatte. Die Franken benutzten diesen Umstand. Bei überall erschlafftem Widerstande verdoppelten sie ihren Angriff. Die Glarner mit allen Hilfstruppen verließen das Schlachtfeld, und die Sieger besetzten noch an selbigem Abend die Höfe Wollerau, und Pfäffikon am Fuß des rauhen Ezel. Die

*) Den 30. April.

Schwyzer selbst, vom Oberst Paravicini befehligt, gegen Hütten die Höhen zu decken, hatten an den Vorfällen keinen Theil.

Unter den Kämpfern und Schicksalen dieses Tages verdient die Standhaftigkeit und Geistesgegenwart des Hauptmann Hauser bemerkt zu werden. Als dieser vom Blutverlust entkräftet unter den Todten lag, wurde er von einem vorbeigehenden fränkischen Offizier*) erblickt, und für einen Franken gehalten. Menschenfreundlich hob ihn derselbe auf, und da er noch Leben in ihm fand, rief er ihm zu: „Muth, Kamerad, Muth!" Hauser, gleichsam vom Todesschlummer erwachend, starrte ihn an mit trübem Blick und antwortete: „Nicht Muth; nur Kraft!" Der Franke, davon gerührt, befahl, für die Verpflegung des Verwundeten alle Sorge zu tragen. Er wurde nach Wädenschwyl gebracht, aufs beste versorgt, und nach einiger Zeit von seinen Wunden völlig hergestellt.

Am nämlichen Tage des Abends machte ein fränkisches Korps den ersten Angriff über das waldige Vorgebirg, die Kiemen genannt, am Zugersee, gegen das Dörflein Immensee. Eine geringe Mannschaft stellte sich ihnen entgegen. Da man sich nur kaum im Dunkel der Nacht am Feuer der Schießgewehre erkennen mochte, zogen um 11 Uhr die Franken mit einigem Verluste zurück.

Ein lebhafteres Gefecht entglühte an diesem Abend auf der andern Seite von Arth, beim Flecken Küßnacht. Die dort ausgestellten Scharfschützen der Schwyzer nöthigten ihre Feinde mit ziemlichem Verlust zum Rückzug.

Am folgenden Morgen, da die Einwohner von Immensee, um ihr Vieh zu besorgen, den ungemein vortheilhaften Posten auf den Kiemen verlassen hatten**), kamen die Franken mit verstärkter Macht, und rückten bei mattem Widerstande bis in das kleine

*) General Fressinet.

**) 1. Mai.

Dorf Immensee, und in die bekannte hohle Gasse von Küßnacht, wo der erste Schuß für Freiheit geschehen war und Tell mit einem Pfeile Geßlers Tirannei gestraft hatte.

Hier erhob sich auf dem berühmten Boden heißer Kampf. Ein nahe stehender Heerhaufen von Schwyzern hörte das Getöse und stürzte herbei. Da ward das Gefecht schnell entschieden. Die Franken flohen durch Immensee, und über den jähen Kiemen gegen Meiers Kapelle, und gen Rysch im Lande Zug.

Aber Küßnacht, von dieser Seite gesichert, ward ungleich mehr von den Luzerner Grenzen bedroht; nicht nur Franken, sondern auch ansehnliche Mannschaft von Luzern, aufgeboten von der Stadt und gerüstet, drohten den Flecken einzunehmen.*) Die Küßnachter forderten Hilfe von Schwyz; aber sie konnte ihnen nicht, ohne Entblößung ungleich wichtigerer Punkte, werden. Da ergaben sie sich den Franken**), nachdem ihnen Schonung und Sicherheit des Eigenthums versprochen war. Schändlicher Weise wurde aus einigen Häusern auf die einziehenden Franken geschossen, welches die Sieger erbitterte und Plünderung veranlaßte.

Kampfbegierig hatten inzwischen auf den Höhen des Rüfi oder Roßberges die Schwyzer gestanden, und unthätig dem Gefecht in den Höfen vom 30. April zusehen müssen. Mißtrauisch wegen des gänzlichen und schnellen Rückzuges der Glarner und anderer Hilfstruppen, begehrten sie durch Abgeordnete an den Kriegsrath (in Arth), daß ihnen der Landeshauptmann Reding gesandt werde, damit er sie gegen den Feind führe.

Aloys Reding, damals der Schwyzer Oberbefehlshaber, und die Seele des Heeres, hatte als Oberster in spanischen Diensten die Kunst des Krieges erlernt, nachher sich in die Einsamkeit des

*) Schreiben von Ignaz Trutmann, den 1. Mai, an den Kriegsrath.

**) 2. Mai, des Morgens.

vaterländischen Thales begeben, und dort der Freundschaft, den Musen und dem Anbau seiner Güter gelebt. Schon längst hatte er Verbesserung des eidgenössischen Staatswesens gewünscht, und daß das Vaterland einer wahrhaften und fruchtbringenden Freiheit genöße; aber es empörte sein Herz, von Fremdlingen die Umwälzung gemacht, und Helvetien vielleicht, wie damals Viele fürchteten, zu einer Magd Frankreichs werden zu sehen.

Darum ergriff er sein Schwert, entschlossen, als freier Schweizer, der Vorwelt werth, zu leben und zu sterben.

Der Verlust seiner jungen, heißgeliebten Gattin hatte noch tiefe Schwermuth in seinem Herzen zurückgelassen, und ihm vielleicht die Gefahren der Schlachten wünschenswürdiger gemacht. Bieder, entschlossen, kaltblütig und treu, ward er der Günstling und die Zuversicht seines Volks.

Noch in der gleichen Nacht verließ Reding Arth, und erschien am ersten Mai in der Morgenfrühe an der Schorno, wo fünfhundert angekommene Urner im Begriffe standen, sich mit den Schwyzern*) zu verbinden, um diesen wichtigen Grenzpaß und die Anhöhen von Morgarten zu besetzen. Von da ging er den Posten vom St. Jostenberg zu besichtigen, welchen das erste Bataillon von Schwyz, nebst einer Kompagnie Freiwilliger von Aegeri und Menzingen aus dem Zugerlande unter ihrem Hauptmann Traxler vertheidigen sollten. — Endlich eilte er hinab in das rauhe Thal vom Dörflein Schindellegi, wo in gleicher Zeit mit seinem Bataillon der Hauptmann Schilter eintraf. Hier überraschte ihn ein freudiger und schmerzlicher Anblick.

Die Einwohner von den schwyzerischen Höfen Wollerau und Bäch, unten am Ufer des Zürichsees, waren heraufgezogen, noch ferner im Kampfe gegen die Franken auszuharren. Die unglück-

*) Das vierte Bataillon.

lichen Ereignisse des 30. Aprils, der Tod und die Wunden ihrer vielen Brüder, der Brand und die Plünderung ihrer Hütten, die Flucht ihrer Kinder und Weiber in unwegsame Wälder, das Beispiel der flüchtigen Hilfstruppen — nichts hatte ihre Entschlossenheit erschüttern können, treu mitzustreiten bis auf den letzten Mann. Gerührt sahen die Schwyzer auf sie und drückten ihnen die Hand.

Reding, immer noch in der Hoffnung, daß die Glarner mit ihren Gehilfen sich irgendwo in der March wieder gesammelt haben würden, schrieb an Paravicini.

Der Eilbote kam nach drei Stunden zurück. Glarner, Uznachter, Gastler und Sarganser, alle waren sie auseinander und in ihre Heimat zurückgegangen. In Lachen standen schon die Franken.

Nun war der letzte Glaube an Hilfe verloren; der Kanton Schwyz, außer den Zuzügern von Uri und den wenigen Zugern, eigenen Kräften überlassen. Nidwalden, bedroht von Luzern, entschuldigte sich, keine Hilfe senden zu können, hatte aber Obwalden um 300 Mann gemahnt. Statt solche zu schicken, bezeugte Obwalden Bedauern, nichts zu vermögen, da es auf drei Seiten vom feindlichen Einfall bedroht wäre.

---

## 2.

Alle Grenzen des alten Kantons Schwyz, eine kleine, südliche Strecke gegen das Muttathal ausgenommen, waren der Gefahr des feindlichen Angriffs preisgegeben. Weniger, als 4000 Mann, mußten nun eine Linie von zehn deutschen Meilen gegen eine ungeheure Uebermacht fränkischer Brigaden decken, die von allen Seiten daherrauschten. Jeder Funken Hoffnung losch aus. „Was bleibt uns?“ murmelte man durch die Glieder. „Unserer Väter Tod!“ ging die Antwort zurück.

So viel Unglücksfälle erhöhten die allgemeine Begeisterung. Hinfällige Greise und unmündige Knaben wollten an dem Ruhme Theil nehmen, unterzugehen mit dem Vaterlande. Frauen und Mädchen spannten sich vor die von Luzern entführten Kanonen in Brunnen, und zogen sie hinauf ins Gebirg, über Steinen und Sattel gen Rothenthurm. Fast alle Weiber des Landes waren bewaffnet; die mehrsten mit Keulen. Ihrer viele waren gleichförmig ausgezeichnet, durch weiße Binden ums Haupt und Hirthemden über den Schultern. Wo ein Feiger zu entschlüpfen wagte, faßten sie ihn mit Gewalt, und schickten ihn zum Kampf an die Grenze.

Also bewachten Mütter und Töchter das Land, während ihre Väter, Gatten, Söhne, Brüder, im Angesicht des Todes standen auf dem Gebirg.

Und sie standen kalt und fest, wie ihre ewigen Felsen da, und entschlossen, ihr Leben nun dem Vaterlande zum Opfer zu bereiten. Auf den grünen Höhen von Morgarten wollten sie das heilige Denkmal altschweizerischer Tapferkeit erneuern, und ihren Enkeln, wenn auch nicht die Freiheit, doch die feierliche Lehre im Jahrbuch der Welt hinterlassen, was man um Freiheit opfern müsse. *)

So standen sie da, an der Schindellegi, der Tod ihre Erwartung, und die nie von einem glücklichen Feind betretene Erde zu rächen, ihr Wunsch. Wie sie und Reding, erwartete kalt und kühn einst Leonidas mit seinen Spartern bei Thermopylä den Untergang.

Als Alоys Reding die Stimmung seines Volks wahrnahm, wandte er sich zu demselben und sprach: „Liebe Landsleute und

*) Wirklich glaubten die Meisten, daß sie mit dem Verlust ihrer von den Vätern ererbten Ordnung auch alle Freiheit in weltlichen und geistlichen Dingen verlieren und Frankreichs Unterthanen werden müßten.

Kameraden! bald sind wir am Ziel. Von Feinden überall umschlossen, von Freunden verlassen, ist's nur noch die Frage: ob wir zusammenhalten wollen standhaft, bieder, in der Gefahr jetzt, wie unsere Väter am Morgarten? Unser Loos ist der Tod. Bangt's Einem noch von uns, der gehe zurück; kein Vorwurf von uns wird ihm folgen. Wir wenigstens wollen in dieser Stunde einander nicht betrügen. Lieber ist mir's, hundert Mann zu haben, auf die ich mit Zuversicht zähle, als fünfhundert, die beim Gefecht davonlaufen, Verwirrung anrichten, und durch ihre Flucht die rechtschaffenen Leute zum unnützen Opfer machen. Ich aber gelobe Euch, in keiner Gefahr, und im Tode nicht, von Euch zu scheiden. Wir fliehen nicht, wir sterben. Gefällt Euch dieser Vorschlag, so laßt zwei Männer aus der Schaar treten, und mir in Euerm Namen das Gleiche geloben." *)

Tiefschweigend, horchend standen sie da, an ihre Flinten gelehnt. Hin und wieder sah man eine Thräne stürzen über die männliche Wange. Ein wildes Geschrei, tausend Stimmen stiegen gen Himmel: „Ja, ja! wir wollen halten, und Euch auch nicht verlassen!"

Darauf traten zwei Krieger aus den Reihen zum Landeshauptmann. Sie streckten ihm ihre Hände dar, und also beschworen unter freiem Himmel der Feldherr und sein Volk den gegenseitigen Bund, nach der alten Weise der Väter.

Die Nacht brach herein. **) Hin und wieder flammte ein Wachtfeuer. Die Krieger schliefen unter dem Gewehr. Aloys Reding begab sich in das Dorf Rothenthurm, dessen zerstreute Hütten an

---

*) Der Ueberlieferer dieser Geschichte gibt die obige Rede treu und einfach, wie sie gehalten ward. Weder diese noch eine künftige sind folglich Dichtung, im Geschmack des Curtius.

**) Vom 1. zum 2. Mai.

der Landstraße liegen zwischen Schwyz und der Waldstatt Einsiedeln. Dort fand er den Kriegsrath, welcher, ihm näher zu sein, Arth verlassen hatte. Der Kommandant wollte sich noch einmal über die Vertheidigung der zweiten Linie berathen, bei etwaniger Räumung der ersten.

Was diese nächtliche Zusammenkunft besonders merkwürdig machte, war die Gegenwart des berüchtigten Pfarrers von Einsiedeln, Marianus Herzog.

Wie Paul Styger im südlichen Theile des Kantons Schwyz, war Marianus, ein Luzerner von Geburt, im nördlichen; ihm gleich an Stolz, unbändiger Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Tücke, übertraf er den Nebenbuhler in Heuchelkunst und Schwärmerton. Kein Verbrechen blieb von ihm unbegangen; doch die bezauberte Menge sah an ihm nur Tugend, und in dem Entweiher des Vaterlandes und der Kirche den Märtyrer. So in seiner Gegend der Volksgunst mächtig, benutzte er sie auf pfäffische Weise. Er stellte sich an die Spitze des Regiments der Waldstatt Einsiedeln; er ordnete mit ungezäumter Willkür, und brachte es so weit, daß die Hauptleute es nicht, ohne Gefahr, von verblendeten Bauern erschossen zu werden, wagen durften, seinen Befehlen zu widerstehen. Noch damit nicht zufrieden, sandte er auch in den Sprengel von Schwyz Ausläufer, das Volk zu verwirren, um dann über die Truppen dieser Thäler gleicher Herrschaft theilhaftig zu werden. Besonders bot er seine Künste auf, die Einsichtsvollen und Geehrten zu stürzen; Verdacht anzuzünden gegen die sogenannten Herren und Alles, was Perrücken trug und Haarzöpfe; und endlich aller Pfeile Ziel war ihm der Kriegsrath selbst.

Er hatte mit sechshundert Einsiedlern am 1. Mai die Bergschluchten des Ezel besetzt, dieses mächtigen Vorwalles vom Kanton Schwyz gegen das Land Zürich, dessen See seinen Fuß bespült. Marianus forderte dort vom Landeshauptmann Reding wieder-

holt einen Befehlshaber. Doch kein Offizier von allen Schwyzer Bataillons wollte mit dem Mönche das Kommando theilen, überzeugt, daß keiner ihrer Befehle vollzogen werden würde, so mit dem Eigensinn des Pfaffen im Widerspruch stände. Darum antwortete Reding den Einsiedlern: „Da ihr einmal den Ezel besetzt haltet unter euerm Pfarrer, so traget Geduld. Obwohl ich von ihm selbst, als einem Schwärmer, des Guten wenig erwarte, so tröstet mich der Gedanke an Treu und Muth der Hauptleute und Soldaten von Einsiedeln."

Als der geistliche Ritter um Mitternacht beim Kriegsrath gemeldet wurde, wagte man nicht einmal, ihm den Zutritt zu verweigern. Als die Vertheidigung einer zweiten Linie zur Sprache kam, ergrimmte er und rief: „Diese Berathung ist unnütz und verräth unnöthige Furcht. Wenn Schindellegi und andere Posten so vertheidigt werden, wie ich mit den Einsiedlern den Ezel schirmen mag, so sind wir Sieger. Und ich betheure euch bei allen Heiligen, alle Einsiedler werden, wie ich, jenen Grenzposten bis zum letzten Blutstropfen verfechten!"

Eben so schwur er noch einmal dem Landshauptmann beim Abschiede, und versprach demselben durch Eilboten alle wichtigen Vorfälle zu melden.

Am 2. Mai, des Morgens um zehn Uhr, erschienen die Franken, zweitausend Mann stark, vor Schindellegi. Die Scharfschützen kamen zuerst mit dem Feinde ins Gefecht, und hielten ihn fast zwei Stunden lang auf, ehe das Bataillon und die zwei Kanonen der Schwyzer wirksam werden konnten. Gegen ein Uhr verminderte sich das Feuer, und hörte endlich ganz auf.

Die Schwyzer stritten an diesem Morgen nicht wie Hirten, welche von den Alpen gekommen, sondern wie Soldaten, die in Feldlagern ergraut waren. Jeder von ihnen drängte sich vor, handgemein zu werden. Mehrere Verwundete wollten das Schlacht-

feld nicht verlassen. Einer von ihnen, der des Morgens eine starke Wunde im Schenkel, am Nachmittag eine in dem Leib empfangen, kämpfte mit gleichem Muth fort, bis ein dritter Schuß durch seinen Arm ihn außer Stand setzte, sich des Gewehrs zu bedienen. Dann ging er nach Haus, noch ungefähr acht Stunden weit. Paarweis stritten sie, zerstreut zwischen Felsen und Bäumen; paarweis fielen sie, bis zum Tode sich und der Muttererde getreu, für die sie fochten. Keiner beklagte seine Wunden, Keiner seinen gefallenen Freund. Keiner, als der fürs Vaterland erblaßte, schien an diesem festlichen Bluttage beneidenswürdig zu sein.

---

3.

Odemlos, von Staub und Schweiß bedeckt, kam aus freiem Trieb im vollen Lauf ein redlicher Mann von Einsiedeln, genannt Meinrad Kälz; er überbrachte dem Landeshauptmann die unerwartete Nachricht, daß die Franken schon über den Ezel heranziehen. Er erzählte, daß der Pfarrer Marianus am Morgen um acht Uhr auf den Ezel gekommen und gesagt habe: „Ihr lieben, guten Leute, ich halte fürs Beste, daß ihr nach Hause gehet, und die Waffen niederleget. Das Wehren hilft uns hier doch nichts, weil man an den übrigen Posten auch nicht zu widerstehen gedenkt!“ Auf dieses sei er gen Einsiedeln zurückgeritten, und die Mannschaft dem Beispiel des geflüchteten Verräthers gefolgt.

Einsiedeln und Schwyz waren so durch den Streich des Priesters den Franken offen. Die Truppen an der Schindellegi, um nicht umgangen zu werden, und noch eine Verbindung mit Einsiedeln und St. Jost zu unterhalten, mußten sich zurückziehen. Es geschah in aller Ordnung. Scharfschützen und Grenadiere deckten den Zug. Um drei Uhr Nachmittags erreichten die Schwyzer Ro-

thenthurm; viele der treuen Höfer waren ihnen auch bis dahin gefolgt. In den Gefechten dieses Tages bei Schindellegi zählten die Schwyzer vierundzwanzig Todte und fünfzig Verwundete. Unter den Letztern befand sich auch der wackere Hauptmann Schilter, welcher an seinen Wunden den Geist aufgab. Schauenburg aber ließ sofort den General Rouvion mit einer Kolonne von sechstausend Mann, versehen mit Artillerie und Reiterei, über den Etzel rücken.

Inzwischen war auch auf dem St. Jostenberg der Hauptmann Hediger von den Franken mit überlegener Macht angegriffen worden. Sie waren von Aegeri und Hütten heraufgekommen, zwei- bis dreitausend Mann stark. Hediger, im Zweifel, diesen Paß behaupten zu können, hatte sich ebenfalls gegen den rothen Thurm gezogen. Der ganze St. Jostenberg, und von daher alle Anhöhen bis auf den Morgarten, waren ununterbrochen von den Franken besetzt.

Reding ließ alsbald durch das Bataillon Hediger die Anhöhen von Morgarten wieder stürmen; er selbst blieb mit zwölfhundert Mann im Dorfe Rothenthurm. Unterdessen wälzten sich die feindlichen Schaaren langsam, in furchtbarer Anzahl, und weiten Linien, vom Gebirge herab gegen das Dorf. Schon standen sie, sich entwickelnd, auf der Ebene; schon nahe genung zum kleinen Gewehrfeuer. Da erst donnerten ihnen die Schwyzer-Kanonen einigemal entgegen. Es erfolgte eine Stille. Alois Reding flog durch die Reihen; führte sie gegen die Ebene vor, und nach dem ersten Abfeuern beider Bataillone ließ er das sehnlich erwartete Sturmzeichen schlagen. Mit einem Muth, der beinah an Raserei grenzte, brach nun Alles auf, mit gefälltem Bajonette, jauchzend dem Feinde entgegen. Weder die Menge, noch die vortheilhafte Sellung, noch die Kriegserfahrenheit konnte die Schwyzer zurückschrecken. Die Begierde, mit den Besiegern Eu-

ropens handgemein zu werden, war so groß, daß sie dem fürchterlichsten Feuer aus tausend Röhren und Schlünden zum Trotz, durch eine Ebene von mehr als achthundert Schritten festgeschlossen vordrangen, ehe sie ihren Feind in seiner überaus günstigen Stellung am Fuße des Berges ergreifen konnten. — — Ihr Schritt wurde zum Lauf, ihr Lauf zum Flug. — In Jedem rief's: es ist ums Vaterland! Der Tod oder der Sieg waren ihnen gleich reizend. Soldaten und Befehlshaber wetteiferten, wer zuerst den entweihten Boden der Freiheit mit Feindesblut heiligen sollte. Die Franken schienen bei diesem Anblick einen Augenblick unschlüssig, ob Flucht, ob Widerstand? Als aber die Schwyzer von allen Seiten mit gleich festem Schritte und gleicher Kaltblütigkeit so nahe herankamen, daß man einander in die Augen sah, war's entschieden. Das Bajonett der Schwyzer brach die feindlichen Reihen. Ein viertelstündiges Gemetzel, und die Franken ergriffen von allen Seiten die Flucht, so schnell, daß von ihrer Seite kaum noch ein Schuß fiel. Binnen einer halben Stunde waren die Schwyzer Meister von den Anhöhen, auf Wegen, die in so kurzer Zeit sonst vom besten Fußgänger nicht gemacht werden. Die Franken büßten viel Volks.

In der Gebirgskette auf den Grenzen von Zug und Schwyz, zwischen dem stillen See von Aegeri und dem Berge, genannt Sattel, schweift auf den Alpenhöhen in milden Biegungen ein grünes Thal hin — dies ist Morgarten.

Dort hinan klimmten, von Aegeri herauf, die fränkischen Kolonnen. Unbesetzt von den Schwyzern waren jene Höhen, seit dem Rückzuge von der Schindellegi. Alles kam darauf an, auch diesen Posten wieder zu gewinnen.

Zum Glück waren am gleichen Tage des Morgens am Sattel dreihundert Mann frischer Hilfstruppen von Uri erschienen, geführt vom Urner Landeshauptmann Schmid.

Sogleich eilten fünfzig Urner Scharfschützen gegen den Mor-

garten; ihnen folgten langsamer hundert und fünfzig ihrer Landsleute, und viele aus dem Landsturm von Steinen*). Das von Reding abgesandte Bataillon zog zugleich von der Seite des rothen Thurms dahin.

Die Franken aber hatten das Alpenthal von Morgarten erstiegen, sie rückten schon über die Anhöhe abwärts bis in die gegen den Sattel gelegenen Waiden. Als sie den Anzug der fünfzig Scharfschützen wahrnahmen, machten sie auf dieselben ein ununterbrochenes Feuer. Die Scharfschützen aber, wenig davon geschreckt, stellten sich zur Gegenwehr, und hielten die Franken so lange zurück, bis auch jenes Bataillon vom rothen Thurm die Höhe erstiegen hatte, und von der Morgenseite her unvermuthet dem Feinde in die Flanken fiel. Das Feuer erglimmte nun von allen Seiten heftiger. Die nacheilenden hundert und fünfzig Urner und Schwyzer, als sie solches sahen, verdoppelten ihre Schritte, um an dem Kampfe der Brüder Theil nehmen zu können.

Sobald sie alle vereint waren, hieß es: „machen wir's kurz, nehmen wir sie unter die Kolben!“ Da rollte der Sturmmarsch, und blitzschnell brachen mit gefälltem Bajonett die Schweizer in des Feindes Glieder. Bald war auch hier der Franken Flucht entschieden. Die zwei Bataillone von Rothenthurm hatten den Feind inzwischen noch bis auf die Berghöhen getrieben. Zweimal stellten sich die Weichenden wieder; zweimal entbrannte der gleiche Kampf; aber der Morgarten, nur den Siegen der Schweizer heilig, sah bald überall aus seinem stillen Gelände den Feind geschlagen. Der Plan der Franken, zur nämlichen Zeit von zwei Seiten einen Angriff zu machen, veränderte sich also in gleichzeitige Flucht.

---

*) Ein Pfarrdorf, nur eine Stunde von Schwyz, bekannt durch Landvogt Geßlers Spruch, als er daselbst Werners von Stauffach Haus erblickte: „Kann man leiden, daß Landvolk so schön wohne?“

In eben dieser Gegend besiegten im Jahre 1315 am 15. November die Schwyzer Oesterreichs Uebermacht.

Die Franken wurden bis in die Tiefe des Dorfes Aegeri im Zugerlande verfolgt, wo sie sich vergebens zum drittenmal zu stellen suchten. Man würde sie noch weiter getrieben haben, aber der entblößte Ezel ließ die Schwyzer fürchten, von andern Seiten überrascht zu werden. Zufrieden, die Franken vom Morgarten und St. Jostenberg zurückgeworfen zu haben, endeten sie mit anbrechender Nacht das glückliche Treffen.

An demselben Tage in der Mittagsstunde war das unter dem Oberstlieutenant Aloys Gwerder zu Meyringen im Haslithal gestandene Schwyzerbataillon im Flecken Schwyz angekommen, und da es von der Räumung des Ezels gehört hatte, sogleich weiter geeilt, die Haggen-Egg zwischen Schwyz und Einsiedeln zu besetzen, um sich dem andringenden Feinde entgegen zu stämmen. Ohne eine Erfrischung zu nehmen, erstiegen sie diesen hohen Berg so behend, daß sie um drei Uhr schon die Höhe erreicht, und folglich binnen vierundzwanzig Stunden einen beschwerlichen Weg von zwanzig Stunden zurückgelegt hatten.

---

## 4.

Am folgenden Tage*), Morgens drei Uhr, näherten sich die Franken den Schwyzern, welche Arth gegen das Zugerland hin deckten. Bei der Kapelle St. Adrian geschah der wildeste Anfall. Der Strich vom Seeufer bis zum höchsten Gipfel des Rüfiberges, die Länge einer halben deutschen Meile, war von beiden Heerhaufen mit einzelnen Posten besetzt. Die Franken benutzten augenblicklich jeden Vortheil, welchen ihnen der von den Schwyzern nicht zum

*) Den 3. Mai.

Besten für Vertheidigung gewählte Platz bot. Die Schwyzer empfanden Anordnungen; einige Scharfschützen, die, bei noch unvollkommenem Tageslicht, zu weit vorgeeilt waren, kamen zwischen zwei Feuer, und fielen sowohl durch Schwyzer- als Frankenkugeln. Ueber anderthalb Stunden währte das Gefecht ununterbrochen fort.

Die Franken wankten zuerst. Das lebhafte Feuer der Scharfschützen erfüllte ihre Reihen mit Todten. Sie zogen sich mit Eile zurück. Aber die Schwyzer, zu schwach, konnten sie nicht verfolgen. Einige Freiwillige von Walchwylen, Kanton Zug, hatten in diesem Treffen sehr gute Dienste gegen die Franken geleistet. Sie bedauerten sechs Todte; die Schwyzer aber zwanzig, und eben so viele Verwundete.

Kaum war hier der letzte Schuß gefallen, als die Stellung von Arth auf der Luzerner Seite bestürmt ward. Eine beträchtliche Abtheilung der achtunddreißigsten Halbbrigade näherte sich dem Flecken bis auf eine kleine halbe Stunde. Allzuvoreilig brannten die Schwyzer auf der Höhe ihre mit Kartätschen geladenen Kanonen ab. Augenblicklich verschwanden die Franken von der Landstraße und der Ebene; sie verloren sich in einen seitwärts gelegenen Bergtobel (Gebirgsspaltung), um von dort her die Anhöhe zu gewinnen.

Die Schwyzer, auf dem Gegenrande des Tobels, in leichten Verschanzungen von Holz und Stein gestellt, konnten anfangs diese Wendung der durch ein Wäldchen verhehlten Franken nicht wahrnehmen. Sie entdeckten erst die Gefahr, als der Feind schon ziemlich weit gekommen war. Da dies die Schwyzer sahen, rannten sie in vollem Lauf, die obersten Höhen zu erreichen. Doch zu spät, die Franken hatten den Vorsprung. — Andere nun wagten sich in den finstern Tobel, um da hindurch gegen die Seite von Arth hinüber zu dringen; die übrigen endlich besetzten die untere Erhöhung am Tobel, um die Ihrigen, welche hinübergehen, oder

In eben dieser Gegend besiegten im Jahre 1315 am 15. November die Schwyzer Oesterreichs Uebermacht.

Die Franken wurden bis in die Tiefe des Dorfes Aegeri im Zugerlande verfolgt, wo sie sich vergebens zum drittenmal zu stellen suchten. Man würde sie noch weiter getrieben haben, aber der entblößte Ezel ließ die Schwyzer fürchten, von andern Seiten überrascht zu werden. Zufrieden, die Franken vom Morgarten und St. Jostenberg zurückgeworfen zu haben, endeten sie mit anbrechender Nacht das glückliche Treffen.

An demselben Tage in der Mittagsstunde war das unter dem Oberstlieutenant Aloys Gwerder zu Meyringen im Haslithal gestandene Schwyzerbataillon im Flecken Schwyz angekommen, und da es von der Räumung des Ezels gehört hatte, sogleich weiter geeilt, die Haggen-Egg zwischen Schwyz und Einsiedeln zu besetzen, um sich dem andringenden Feinde entgegen zu stämmen. Ohne eine Erfrischung zu nehmen, erstiegen sie diesen hohen Berg so behend, daß sie um drei Uhr schon die Höhe erreicht, und folglich binnen vierundzwanzig Stunden einen beschwerlichen Weg von zwanzig Stunden zurückgelegt hatten.

---

4.

Am folgenden Tage*), Morgens drei Uhr, näherten sich die Franken den Schwyzern, welche Arth gegen das Zugerland hin deckten. Bei der Kapelle St. Adrian geschah der wildeste Anfall. Der Strich vom Seeufer bis zum höchsten Gipfel des Rußberges, die Länge einer halben deutschen Meile, war von beiden Heerhaufen mit einzelnen Posten besetzt. Die Franken benutzten augenblicklich jeden Vortheil, welchen ihnen der von den Schwyzern nicht zum

*) Den 3. Mai.

Besten für Vertheidigung gewählte Platz bot. Die Schwyzer empfanden Anordnungen; einige Scharfschützen, die, bei noch unvollkommenem Tageslicht, zu weit vorgeeilt waren, kamen zwischen zwei Feuer, und fielen sowohl durch Schwyzer- als Frankenkugeln. Ueber anderthalb Stunden währte das Gefecht ununterbrochen fort. Die Franken wankten zuerst. Das lebhafte Feuer der Scharfschützen erfüllte ihre Reihen mit Todten. Sie zogen sich mit Eile zurück. Aber die Schwyzer, zu schwach, konnten sie nicht verfolgen. Einige Freiwillige von Walchwylen, Kanton Zug, hatten in diesem Treffen sehr gute Dienste gegen die Franken geleistet. Sie bedauerten sechs Todte; die Schwyzer aber zwanzig, und eben so viele Verwundete.

Kaum war hier der letzte Schuß gefallen, als die Stellung von Arth auf der Luzerner Seite bestürmt ward. Eine beträchtliche Abtheilung der achtunddreißigsten Halbbrigade näherte sich dem Flecken bis auf eine kleine halbe Stunde. Allzuvoreilig brannten die Schwyzer auf der Höhe ihre mit Kartätschen geladenen Kanonen ab. Augenblicklich verschwanden die Franken von der Landstraße und der Ebene; sie verloren sich in einen seitwärts gelegenen Bergtobel (Gebirgsspaltung), um von dort her die Anhöhe zu gewinnen.

Die Schwyzer, auf dem Gegenrande des Tobels, in leichten Verschanzungen von Holz und Stein gestellt, konnten anfangs diese Wendung der durch ein Wäldchen verhehlten Franken nicht wahrnehmen. Sie entdeckten erst die Gefahr, als der Feind schon ziemlich weit gekommen war. Da dies die Schwyzer sahen, rannten sie in vollem Lauf, die obersten Höhen zu erreichen. Doch zu spät, die Franken hatten den Vorsprung. — Andere nun wagten sich in den finstern Tobel, um da hindurch gegen die Seite von Arth hinüber zu dringen; die übrigen endlich besetzten die untere Erhöhung am Tobel, um die Ihrigen, welche hinübergehen, oder

sich schon jenseits befinden würden, zu unterstützen. Zu dem Ende warfen sie eilfertig kleine Schanzen von Holz und Steinen auf, oder wählten Tiefen und Felsenhänge, um sicherer laden und schießen zu können. Mancher Schütze unterhielt ein anhaltendes Feuer, aus mehrern ihm von Knaben nachgetragenen und geladenen Flinten. Die Franken schossen mit außerordentlicher Geschwindigkeit; aber ihre Kugeln hatten keine sichere Richtung. Die Schwyzer feuerten langsam; aber jeder Schuß stürzte unfehlbar seinen Mann.

Nachdem ein Theil der schwyzerischen Mannschaft über den Tobel unerschrocken aufwärts gegangen war, durch den obern Wald, donnerten sie von den Felsenhöhen auf die Franken herunter. Diese zogen sich seewärts mit großer Eile aus der Schußweite. Als dort ihre Anführer in kleinen Haufen zusammentraten, vermuthlich um zu berathen, was zu thun sei, nahm der Scharfschützen von Schwyz einer dreifache Ladung Pulver, und sprach zu seinen Gefährten: „was gilts, ich reiche den mittlern von jenen Hauptleuten?“ Die Entfernung war außerordentlich; man mochte nur kaum die Offiziere an ihren langen Ueberröcken von andern unterscheiden. Und der Erzielte stürzte getroffen, in der Mitte der Seinigen, zu Boden. Dieser Schuß ward das Zeichen zum allgemeinen Rückzug der Franken. Sie bezogen wieder bei Oberimmensee die Allmeind, wo sie eine Art Lagers hatten.

Der Verlust fränkischer Seits war bedeutend; aber man hat ihn nicht erfahren. Viele der Getödteten wurden von den Franken selbst in den See geworfen; andere fand man zwischen Klippen und Gesträuchen zerstreut umher; andere aber nebst allen Verwundeten nahmen sie, nach ihrer Gewohnheit, mit sich fort. Die Schwyzer büßten in diesem glücklichen Gefecht wenig ein. Sie hatten nur drei Todte und zwölf Verwundete.

Als sich das Gerücht verbreitete, daß es an Pulver und scharfen Patronen gebrechen könne, ehe Unterstützung aus Schwyz an

lange, wurde sogleich alles in den benachbarten Häusern befindliche Pulver, Blei und allerhand Zinngeschirr von den Eigenthümern mit Freuden herbeigebracht; und obgleich in großer Anzahl Kugeln gegossen wurden, war dennoch eine so große Menge Zinn und Blei vorräthig, daß noch vieles Zinngeräth zurückgenommen werden mußte.

Die Truppen am rothen Thurm waren in der Nacht vom zweiten zum dritten Mai ebenfalls beständig unter dem Gewehr, eines Ueberfalls gewärtig. Dies war also die vierte Nacht, welche sie nach fast unglaublichen Mühseligkeiten, eine nothwendige Wirkung des Mangels an Mannschaft, und der Strenge des Dienstes, ungeduldig durchwachten. In dieser Nacht hing Jedermann in finsterm Stillschweigen seinen Gedanken nach. Jeder übersann die neuern Begebenheiten. Ueberall mit Glück gefochten, kosteten die einzelnen Siege dennoch im Ganzen an jedem Tage schier hundert Todte und der Verwundeten viele. Es ließ sich berechnen, daß binnen vierzehn Tagen bei gleichem Glück die Schwyzer an ihren Siegen sterben müßten. Zwar waren die Päße beim rothen Thurm, auf der Schorno und in Arth wohl beschirmt; aber wer konnte die Franken, seit der Räumung des Ezels Meister von Einsiedeln, abhalten, über die Haggen-, Yberger- und Holz-Egg, nur von Weibern bewacht aus Mangel an Männern, vorzudringen gegen Schwyz, und das ganze Land mit ihren Schaaren zu überschwemmen?

---

5.

Diese Betrachtungen beschäftigten das Volk in der Nacht; einer theilte sich dem andern mit, als der Morgen dämmerte, und, wie die Gebirgslandschaft aus ihren Nebeln, auch jedes Gemüth aus schweren Träumereien stieg. Bald ward Frage: ob nicht unter

solchen Verhältnissen durch ehrenvolle Kapitulation mehr, als durch fruchtlosen Widerstand gewonnen werden könnte?

Es ist unmöglich, zu beschreiben, wie heftig, wie verschieden die Meinungen über diese Fragen fielen. Alles gerieth in stürmische Bewegung. Indem keiner diesen Morgen und diese Frage unter dem Schwyzerheer erlebt zu haben wünschte, fürchtete jeder die Stimmenmehrheit für Kapitulation und sich ihr unterziehen zu müssen, jeder die Gewalt der Liebe und Lebenslust über seinen heldenmüthigen Entschluß.

„Nein, schrien Hunderte: laßt uns sterben! sterben! — alle einmüthig in den süßen Tod ums Vaterland gehen!“ — Andere, welche nach gleichem Ziele strebten, aber durch mildere Darstellung desselben leichter dafür zu bereden hofften, riefen: „Wir wollen so lange gehörlos sein für Unterhandlung, bis zwei Drittel von uns da am Morgarten hingestreckt liegen, wo unsere Väter ruhen. Dies Opfer ist ja nicht zu groß für ihr Andenken, für unsere Nachkömmlinge und für die Freiheit!“ — Viele Hausväter sanftern Sinnes, ihre Gattinnen und Kinder im Herzen und Gedächtniß, sprachen: „Brüder, überleget wohl, was ihr thut! Der Tod unserer Ahnen an diesem Orte war freilich Sieg für Vaterland und Freiheit; aber jetzt wären bei gleichem Muth und Zweck Sieg und Tod vergebens. Und würden wir alle Leichen, so würden die noch von uns unbesiegten übrigen Franken, — und ihre Zahl ist groß! — über unsere und ihrer Brüder Leichname gehen, und unsere Heimat mit doppelter Wuth zerstören, Weiber und Kinder mißhandeln, und die Thäler mit Mord und Brand füllen. Unser Tod hätte nicht das Unglück gemindert, aber gemehrt!“

Andere, obschon sie die Staatsumwälzung längst für unvermeidlich, doch durch die Hand eines fremden Volkes für schändlich gehalten, erhoben ihre Stimmen mit feierm Muthe: „Sichert die

Unterhandlung uns Religion und Eigenthum, schirmt sie unsere Heimat für Brandschatzung, so mögen wir uns getrost mit unsern andern Schweizerbrüdern vereinen zu einer Familie und einem Freistaat. Dann büßen wir nicht unsere Freiheit ein, sondern wir vertauschen nur die alte Ordnung gegen eine neue; wir bleiben dieselben. Kein Fürst, kein Vogt beherrscht uns; wir sind Keines Unterthan; wir setzen uns unsere Obrigkeit, nach wie vor. Bedenket es wohl!“

Nach vielem Widerspruch und Lärmen neigten sich die meisten den Gesinnungen der letztern an, und die Mehrheit des Volkes begehrte, erschöpft an Kraft, und im wehmüthigen Gefühl von Wünschen, für ihre Macht unstillbar, Schauenburgs Anträge zu hören:

Aloys Reding, der Landshauptmann, schrieb, da sich das Volk erklärt hatte, durch den Hauptmann Büeler an den fränkischen General Nouvion, im Kloster zu Einsiedeln, und verlangte Waffenstillstand. Gegen Abend kam Büeler mit folgender Antwort zurück:

Ich habe, Herr Kommandant, Euern deutschen Brief erhalten, und solchen mir übersetzen lassen. Um Euch zu beweisen, wie sehr die Franken Menschlichkeit lieben, so sende ich Euch Euern Offizier zurück, damit Ihr meine Bedingungen vernehmet.

Eine halbe Stunde nach Empfang dieses Briefes werden die Truppen des Kantons Schwyz die Waffen niederlegen, solche an einen französischen Offizier abgeben, der hierzu ernannt ward, mit mündlicher Versicherung vom General, daß dieselben im Lande an einem Orte sollen zusammengestellt werden. — Das Volk des Kantons Schwyz wird ohne Zweifel die helvetische Verfassung annehmen. Ich gebe dem Obergeneral den Bericht über den Empfang Eures Briefes, und der Antwort, so ich Euch ertheile. — Die Stellung der fränkischen Armee und die Eurige werden Euch, ohne

Zweifel, es dringend machen, daß die Vorschläge angenommen werden, die ich Euch thue.

Der Brigade-General Rouvion.

Ehe noch Büeler dies Schreiben gebracht hatte, waren am Nachmittage plötzlich die Hilfsvölker von Uri zum Rückzug in ihre Heimat aufgebrochen. Sie hatten die Grenzposten bei Schorno bisher besetzt, und nun ganz wehrlos gelassen. Die Schwyzer beim rothen Thurm mußten durch eine starke Abtheilung jene Stellen decken und sich selbst schwächen.

Dieser unvermuthete Abzug trug nicht wenig bei, das Volk geneigter zum Unterhandeln zu machen. Sobald den Truppen Rouvions Brief verlesen war, begehrten sie, daß man den Waffenstillstand unmittelbar vom Oberbefehlshaber für vierundzwanzig Stunden verlangen sollte, damit sich das gesammte Volk zur Landsgemeinde versammeln könne; auch solle dem Oberbefehlshaber der allgemeine Wunsch geäußert werden, daß den Schwyzern neben Sicherheit der Religion, der Personen und des Eigenthums, auch Schonung von fremden Besatzungen zugestanden werde.

Darauf schrieb der Landeshauptmann an Schauenburg:

Es kann Eurer klugen Einsicht nicht entgehen, daß alle Gewalt dieses Kantons in den Händen des Volks liegt; und folglich die Berathschlagung über den Gegenstand Eures heutigen Schreibens vor unsere Volksversammlungen kommen muß. Da aber der kurze Termin uns nicht genug Zeit gestattet, eine solche Volksversammlung zusammen zu berufen, so geht mein Ansuchen im Namen meiner lieben Landsleute dahin, daß Ihr uns den Termin um vierundzwanzig Stunden verlängern und dieses arme Land mit Besatzung verschonen möchtet.

3. Mai 1798.

Zum andernmal ging Hauptmann Büeler mit diesem Schreiben und mündlichen Aufträgen nach Einsiedeln. Dort war inzwischen

der Oberbefehlshaber Schauenburg angekommen. Folgende Punkte wurden abgefaßt, und zurückgebracht:

Der Obergeneral der Armee in der Schweiz hat durch Gegenwärtiges an Herrn Aloys Reding, Kommandant von den Truppen des Kantons Schwyz, erklärt: daß die katholische Religion, welche der Kanton bekennt, unbetastet verbleiben soll, weil die helvetische Verfassung, welche durch die Mehrheit von der Schweiz angenommen worden, ausdrücklich die Freiheit des Gottesdienstes zusichert.

Von seiner Seite verpflichtet sich der Kanton Schwyz, die Verfassung in vierundzwanzig Stunden anzunehmen. Mittelst dieser Verpflichtung verspricht der Obergeneral, mit allen Feindseligkeiten während diesen vierundzwanzig Stunden einzuhalten, und in allen Theilen des Kantons, welche durch die fränkische Armee noch nicht eingenommen worden, diejenigen Waffen, die sie besitzen, zu lassen.

Der Kommandant der Truppen des Kantons Schwyz verpflichtet sich hingegen, sich in das Innere zurückzuziehen, und keine Feindseligkeiten zu unternehmen, bis das versammelte Volk seine Stimme über die Verfassung gegeben. Der Beschluß dieser Volksberathung soll sogleich dem Obergeneral der fränkischen Armee mitgetheilt werden.

Gegenwärtige Uebereinkunft ist doppelt verfasset, und wechselseitig durch den Obergeneral, und durch Herrn Büeler, welcher von dem Kommandanten von Schwyz hiezu bevollmächtiget, unterschrieben worden.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mai wurden diese Artikel dem unter den Waffen stehenden Volk beim rothen Thurm vorgelesen, dann dem ganzen Land in möglichster Eil kund gethan, mit dem Beifügen, daß um 11 Uhr Mittags jeder bei seinem Eid zur Landsgemeinde gen Schwyz aufgeboten sei.

Gegen Mittag erschienen die Krieger von Morgarten, vom rothen Thurm und der Schorno in Schwyz. Nur die von Arth,

welche die beiderseitigen Seeufer von Zug und Luzern besetzt hielten, wollten ihren Posten nicht verlassen, auch konnten sie sich außerdem nicht zur bestimmten Zeit einfinden.

---

## 6.

Es ward der gewöhnliche Landsgemeindenkreis gezogen. Ein fürchterlich-feierlicher Anblick. Alles bewaffnet, wie jedes so eben vom Schlachtfelde kam; die einen mit Kriegsröhren, die andern mit Stutzern, viele mit Speeren, viele mit Morgensternen und Keulen. In jedem Angesicht las man die Empfindungen der Seele; man sah, wie gekränkter Stolz, Wehmuth, furchtlose Entschlossenheit, kaltblütige Ueberlegung, wilde Verzweiflung in Allen wechselte und haderte.

Nach einer kurzen Rede des Alt-Landammann Schueller, der diesmal die Gemeinde führte, wurde das gewöhnliche Gebet verrichtet, zu Gott um Gnade und Erleuchtung. Welch ein Anblick, dieser Kreis von bewaffneten Betern, mit den stürmischen Herzen, und bleichen Gesichtern!

Dann wurde die Kapitulation vorgelesen. Hauptmann Büeler erzählte zugleich, daß Schauenburg mündliche Versicherung gegeben, aus dem Kanton Schwyz keine Mannschaft ausheben, und keine Brandschatzung fordern zu wollen." Darauf nahm der Landeshauptmann Aloys Reding das Wort. Er schilderte die bisherigen Vorfälle, die Stellung der fränkischen Armee, und die der Schwyzer, den Rückzug der Urner, und das Ausbleiben von vierhundert Unterwaldnern, welche zwar an diesem Morgen nach Brunnen schon zur Hilfe von Schwyz gekommen, aber nach erhaltener Nachricht, daß man im Unterhandeln begriffen sei, wieder nach Hause gezogen wären. Er schloß also mit der Ermunterung, die Kapitulation anzunehmen.

Jetzt erschien ein Brief, geschrieben an das Volk von einem seiner ehrwürdigsten Hirten, dem Dekan Tanner, in welchem dieser rechtschaffene Greis seine Gesinnungen folgendermaßen ausdrückte:

Getreue, herzliebe Mitlandsleute und Brüder!

In gegenwärtigen so gefährlichen Umständen meines und Eures lieben Vaterlandes, da ich wegen Alters und schwachen Kräften außer Stande bin, vor Euch persönlich zu erscheinen: so finde ich mich durch mein Gewissen verbunden, mit Euch schriftlich zu sprechen; vernehmet also die Gesinnungen eines zwar unwürdigen Priesters, der aber schon zweiundfünfzig Jahre in diesem Lande verpfründet, und, wie den meisten aus Euch nicht unbewußt, für Religion und Vaterland immer gethan hat, was in seinem Vermögen war. Herzliebe Brüder, lasset doch um Gotteswillen in dieser mißlichen Lage gesunde Vernunft und Geduld walten; wollt Ihr denn, von allen unsern Brüdern verlassen, durch fernern blutigen Widerstand Euch Euern Weib und Kindern, und mit Euch denselben Trost und Erziehung entreißen? folglich Euch und das Vaterland noch unglücklicher machen? Ach liebste Brüder, von zwei anscheinenden Uebeln ist das kleinere zu wählen. Seid Ihr für Eure Religion, für Person und Eigenthum so viel möglich versichert: so thut und schließt nach jetzigen Umständen. Hoffet und vertrauet auf Euern Gott und noch waltende Menschenliebe. Seid einig und verschaffet Euch Ruhe und Frieden.

Dieses rathe und bitte ich Euch auf mein Gewissen und Leben.

Seb. Anton Tanner,
unwürdiger Decan und Pfarrer.

Muottathal, den 4. Mai 1798.

Bisher war das Volk ruhig geblieben; als man aber zum Abstimmen schreiten wollte, erhob sich umher ein dumpfes Murmeln,

welches mit jedem Augenblicke steigend zum wildesten Getöse überlief. Die Meinungen waren im Kampf. Es war das letzte, gewaltsame Ringen zwischen Nothwendigkeit und Neigung, Neuerung und Alterthum in jeder Brust; die letzte Krisis eines mehr als dreihundertjährigen Staatskörpers, der nun der Auflösung nahe war.

Man sprach von dem, was die Vorwelt gethan für Freiheit; was Pflicht noch jetzt heische; man berechnete, was man verlöre mit einer Landesverfassung, die seit Jahrhunderten Freiheit und Frieden gewährte, gegen den Gewinn einer Verfassung, die man nicht kannte; man verglich das Vergangene mit dem Künftigen, das Gewisse mit dem Ungewissen. Einige fürchteten den Untergang aller Religion; andere erinnerten an den feierlichen Eid, lieber zu sterben, als die Verfassung zu ändern; andere gedachten der bisher erfochtenen Siege; andere, daß man den Franken nicht vertrauen dürfe.

Die Verschiedenheit der Gründe und Begriffe vermehrte die Hitze. Das Schreien und Toben dafür und dagegen ward allgemein. Umsonst suchten die Gelassenern Herstellung der Ruhe. Man wollte keinem Rath, keiner Vorstellung weiter Gehör geben. Viele gingen von der Gemeinde, um ihren Schmerz freier austoben zu lassen.

Diese Verwirrung, dieser Sturm, der alle Berathschlagung hemmte, hatte schon eine halbe Stunde gedauert. Viele drohten einander mit geschwungenen Säbeln, andere zielten mit geladenen Gewehren. Rings von Feinden umgeben, schien das erbitterte Volk jenen die Mühe erleichtern und sich selbst vernichten zu wollen.

Endlich erhob sich auf der Bühne der Chorherr Schueller, ein Mann, geachtet beim Volk, wegen seines Biedersinns und untadelichen Wandels. Es war aber die Sitte dieses Volks, daß, wenn ein Geistlicher zu ihm redete, Jedermann das Haupt entblößte. Also geschah es von den Nächststehenden, und pflanzte sich fort; Schueller benutzte die beginnende Stille, und sprach mit Ernst und Schmerz:

„Meine herzliebe Mitlandsleute, wenn jemals brüderliche Eintracht und gelassene Ueberlegung nöthig gewesen, so ist es gewiß jetzt. Aber es ist hier nicht die Frage: ob die alte oder neue Schweizerverfassung besser sei, sondern ob man fernern Krieg, oder die Kapitulation wähle? Ihr kennt unsere Lage; ihr wisset, Muth und Tapferkeit mögen unsere Verfassung nicht mehr retten, der Mangel an Mannschaft machte die anhaltende Vertheidigung unsers Vaterlandes unmöglich. Dies war die Ursache, warum ihr selbst gestern Unterhandlung begehrt habt. Der fränkische Oberbefehlshaber gab sie uns ehrenvoll für euch. Religion und Eigenthum sind durch sie behütet.“

„Ihr sagt: wir haben geschworen, lieber den Tod, als die Konstitution! Fern sei Meineid! — Wir haben aber geschworen, im Glauben, daß die neue Verfassung unserer Religion gefährlich sei. Seitdem die Kapitulation uns unsere Religion unverletzt zusichert, fällt jener Grund, deswillen wir schwuren, hinweg. Denn sagt die neue Verfassung das Gleiche, so dürft ihr sie ohne Gewissensbeschwerde annehmen. Redet sie anders, so bleibt ihr bei der Kapitulation.

„Ihr sprecht: man darf den Franken nicht trauen! — Ist dies euer Ernst? Leget ihr nicht in eben diesem Augenblick den größten Beweis eures Vertrauens gegen die Franken ab, indem ihr, auf ihr Ehrenwort bauend, hier berathschlaget, inzwischen eure Grenzen nun von allen Seiten unvertheidigt offen stehen, und eure Kanonen und eure Munition nur von kleinen Wachten behütet, binnen wenigen Augenblicken genommen sein könnten? Ein solches Zutrauen auf sein Versprechen hat das fränkische Volk gewiß noch nie empfahen. Wenn ihr nun euch mit so vieler Zuversicht auf ihr Versprechen verlasset, da sie noch Feinde und so nahe an unsern Grenzen sind: warum solltet ihr ihnen nicht vertrauen, wenn sie von uns entfernt, und unsere Freunde sind?

„Es sind nur noch wenige Stunden vom Waffenstillstand übrig. Hinweg mit Leidenschaft und Parteigeist; Vernunft und Gelassenheit dafür. Wollet ihr Krieg: wohlan, so verliert keine Zeit! Jeder eile an seinen Posten, das Vaterland zu vertheidigen. — Wollt ihr aber dem Blutvergießen ein Ende, wollt ihr durch die Kapitulation eure Religion, Person und Besitzung schirmen, so zögert nicht, dem fränkischen Befehlshaber die Anzeige zu machen, auf daß alle Feindseligkeiten eingestellt, die Hausväter ihren Kindern, die Kinder ihren Aeltern, die Männer ihren bekümmerten Ehefrauen wiedergegeben werden. Der Allmächtige leite eure Gesinnungen, segne eure Beschlüsse!“

Dreimal wurde Schueller, indem er also redete, vom Getümmel des Volks unterbrochen, und immer wieder zur Fortsetzung aufgefordert. Endlich ward Alles still; Jeder hörte aufmerksam den Vorstellungen zu. Man schritt zur Entscheidung der großen Frage, und die Kapitulation wurde mit großer Einmüthigkeit angenommen. Nur kaum hundert Männer stimmten dagegen.

Man erwählte sogleich vier Abgeordnete, welche folgenden Morgens zum General Schauenburg reisen sollten. Die fernern Geschäfte zu berichtigen, übertrug man einem Ausschuß.

Noch an demselben Abend ward folgendes Schreiben an Schauenburg gesandt:

„Wir haben aus dem an unsern Mitbürger Aloys Reding von Euch erlassenen Schreiben die feierlichen Zusicherungen von der freien Ausübung unserer Religion, Sicherheit der Person, Beibehaltung der Waffen und des Eigenthums zu unserm Vergnügen bei unserer allgemeinen Versammlung ersehen.

„Ueberzeugt und vergewissert von den menschlichkeitsliebenden Gesinnungen, die Euch und die ganze französische Nation auszeichnen, haben wir auf diese Bedingnisse die helvetische Verfassung anzunehmen beschlossen; und die Bürger Aloys Reding, Jakob

Castell, Major Büeler und Sekretär Anton Ulrich aus unserer Mitte ernamset, welche sich Morgens bei Euch, Bürger General, einfinden, unsern Beschluß mündlich anzeigen, und sich mit Euch noch weiter besprechen sollen. Euerm Auftrag zufolge haben wir dem Kanton Uri Eure Willensmeinung zu wissen gethan; nur ersuchen wir Euch, alle Feindseligkeiten gegen unser Land einzustellen, und die Truppen ab unsern Grenzen zurückzuziehen, so wie wir es bereits gethan und befohlen haben. Wir schmeicheln uns mit der gütigen Aufnahme unserer Abgeordneten, und unter freundschaftlicher Begrüßung verbleiben wir mit aller Hochschätzung,

Schwyz, den 4. Mai 1798.

Im Namen des Volks vom Kanton Schwyz,
Unterz.: Büeler, Landesstatthalter.
Ulrich, Sekretär."

Das Schreiben des Generals Schauenburg, betreffend den Kanton Uri, von welchem in obstehendem Briefe Meldung geschieht, und welches während der Landesgemeinde eintraf, lautet so:

Im Hauptquartier zu Einsiedeln, den 15. Floreal, im 6. Jahr der fränkischen einen und untheilbaren Republik.

Der Oberbefehlshaber der Armee in Helvetien an Herrn Aloys Reding.

Mein Herr! Ich bin vergewissert, daß die Truppen des Kantons Uri mit den Eurigen vereinigt waren, um sich mit den fränkischen Truppen zu schlagen, und da ich mit Euch unterhandele, so habe ich annehmen müssen, daß das, was mit Euerm Kanton abgethan wurde, auch für die andern gemacht sein soll. Ich bilde mir nicht ein, daß der Kanton Uri sich einzeln geben, und verdrüßliche Ereignisse zuziehen wolle; ich bitte Euch also, mein Herr, ihm diese Erklärung zu wissen zu thun, die auch auf den Kanton

Uri anwendbar ist; und im Fall, welches ich nicht vorsehen kann, daß derselbe es abschlagen würde, sich der Vollziehung der von Euch angenommenen Bedingnisse zu unterziehen: so muß ich vorbehalten, daß die unter meinem Befehl stehenden Truppen sich in den Kanton Schwyz begeben werden, um dorthin zu gelangen.

Der Durchzug derselben soll Euch aber nicht beunruhigen. Mein Herr, Person und Eigenthum sollen geehrt und dieser Vertrag heilig beobachtet werden. Ich bitte Euch, mir alsobald Euern Beschluß wissenhaft zu machen; ich wünsche nur, daß der Menschlichkeit, und des größten Glücks des schweizerischen Volks willen, der angefangene Krieg aufhören möge.

Ich bin, mein Herr, mit vollkommener Achtung

Ihr

gehorsamer Diener

Schauenburg.

---

7.

Uri, bewogen durch die Vorstellungen von Schwyz und den Anblick unabwendbarer Gefahr, nahm die zwischen den Franken und Schwyzern geschlossenen Bedingungen unmuthig an. Die feindlichen Heere, ihres Vertrages eingedenk, zogen sich von den Grenzen von Schwyz zurück. Auch Obwalden, wo die Stimme der Weisern wieder gehört ward, nachdem Furcht den Rausch der Leidenschaft gelöset hatte, unterschrieb fast zu gleicher Zeit (am 5. Mai) die neue Staatsverfassung zum andern Male.

Nur das Volk von Nidwalden, trunken von Eingebungen seiner Priester, blieb zögernd stehen. Es besetzte noch mit Kriegern die Grenzen bei Ennetmoos gegen Obwalden, bei Stansstaad und Hergiswyl am Seeufer, bei Emmeten auf der

Berghöhe gegen das Land Uri, und dem darunter liegenden Bergfluß, welcher, die Naas geheißen, sich im See vorstreckt gegen Brunnen im Schwyzer Land.

Aber das Beispiel der benachbarten Gegenden; die erlöschende Hoffnung, siegend aus dem Kampfe hervorzutreten; die Zwietracht der Meinungen im Innern — Alles erleichterte den im Stillen wirksamen Freunden des Friedens die Mühe, den Landmann milder zu stimmen.

Die Gemeinden zeigten endlich Neigung, mit den Franken zu unterhandeln. Die Priesterschaft ward um Rath befragt. Eine Versammlung derselben, bei welcher aber die wüthendsten Kriegspriester nicht erschienen, gab ihr Gutachten, daß sonder Gewissensbeschwerde die neue Verfassung angenommen werden möge, mit Vorbehalt der am 7. April beschwornen Punkte.

Es wurden demnach Abgeordnete an den General Schauenburg nach Zürich gesandt, die Uebereinkunft zu schließen. Sie brachten folgende Erklärung des Feldherrn, von ihm unterzeichnet, zurück:

Hauptquartier Zürich, 26. Floreal, Jahr VI. der fränkischen einen und untheilbaren Republik.

Der Oberfeldherr der Armee in Helvetien versichert das Volk von Unterwalden nid dem Walde des Schirmes und der Freundschaft der fränkischen Republik, und ersucht es, seine Unruhe zu besänftigen, die man ihm über die Freiheit seines Gottesdienstes, über die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes u. s. w. eingeflößt hat. Dem Oberfeldherrn liegt nichts näher am Herzen, als die Einwohner von Helvetien über die wirklichen Gesinnungen der fränkischen Regierung aufzuklären; er eilt, dem Volke von Unterwalden nid dem Walde zu bekräftigen, daß seine Personen und Eigenthum geachtet, daß keine fränkischen Truppen dahin einrücken sollen, als im Falle, daß die öffentliche Ruhe gestört wäre;

daß ferner Unterwalden nicht werde entwaffnet werden, und Frankreich nie daran gedacht habe, die junge Mannschaft der Schweiz seinen Bataillonen einzuverleiben. Im Betreff der Religion, will die fränkische Republik die Gewissen nicht beengen, sondern überläßt Jedem, Gott nach seiner Weise zu verehren.

Der Oberfeldherr
Schauenburg.

So versammelte sich das Volk am 12. Mai zur Landesgemeinde. Die Frage über Auflösung der alten und Huldigung einer neuen Landesordnung sollte entschieden werden. Einige Geistliche erhoben ihre Stimme für die Annahme. Zwar lärmten dagegen Haufen versammelter Weiber. Aber der schwärmerische Priester Lüssi, Helfer zu Stans, bisher Führer und Seele des Volks, der unerbittlichste von den Feinden der Staatsänderung, fehlte. Der Weiber Gelärm verscholl leicht. Der Kriegsrath selbst rieth zur Ergebung, und so ward in trauriger Stille, und beinahe ohne einiges Handmehren, die helvetische Verfassung aufgenommen. Selbst Derjenigen Muth und Eifer schien erkaltet zu sein, welche an den Grenzen in Waffen standen, und zu sterben fürs Vaterland geschworen hatten. Während sich das übrige Volk leidend verhielt, waren die Krieger zur Uebereinkunft die geneigtesten, als sie ihre Meinung schriftlich einsenden mußten.

---

## 8.

Weit entfernt, Erbitterung gegen diese Bergvölker zu nähren, ehrten die Franken die Tapferkeit derselben. Selbst Schauenburg, welcher anfangs die Sprache der Verachtung angenommen, und die Führer des Volks mit Leben und Gut für alle Folgen der

Widersetzlichkeit verantwortlich erklärt hatte, war gezwungen, ihnen ungeheuchelte Achtung zu weihen. Er bekannte dies in öffentlichen Briefen; er wurde der persönliche Freund des schwyzerischen Landeshauptmanns Aloys Reding, des Feldherrn der Hirtenkrieger, den er nicht besiegt hatte.

Der Verlust der fränkischen Truppen in dem Kampf gegen die Waldkantone war verhältnißmäßig ungemein groß. Wie die letztern ihre Todten zu Hunderten zählten, zählten die Franken die ihrigen zu Tausenden. Wie man aus bestimmten Nachrichten von Luzern erfahren, belief sich ihr Verlust auf die Summe von 2754 Todten. Die Zahl ihrer Verwundeten hat man nie mit Gewißheit entdeckt. Sie muß wahrscheinlich die der Todten überstiegen haben. Die Truppen der Waldkantone büßten, wie man genau aus den umständlichen Gemeindsregistern weiß, in allem 236 Todte ein, und zählten nur 195 Verwundete. Dies Mißverhältniß der Verwundeten zu den Todten von Seiten der Waldstätter läßt sich nur aus der Wuth erklären, mit welcher die Eidgenossen fochten. Die Verwundeten achteten ihrer Wunden nicht; sie blieben im Kampfe, gaben und forderten keine Gnade, und fochten noch halb sterbend am Boden, um nicht ihre Schmach zu überleben. Frei geboren, wollten sie frei sterben. Es war ihnen süß, mit ihrem Blute die unbezwungene vaterländische Erde zu netzen, und da ihr Sterbebette zu wissen, wo ihre Heldenväter glorreich gestorben waren.

Kein Denkmal verewigt ihre Namen. Aber so lange die rauhen Felsen der Schindellegi stehen, so lange die Fluren von Morgarten grünen, wird man der Thaten eingedenk sein, welche die Nachkommen Wilhelm Tells ihrer Altvordern werth machten.

Die Schwyzer blieben bei den Bezeugungen der Achtung nicht unempfindlich, welche ihnen die fränkischen Feldherren gaben. Die, aus sieben Gliedern bestehende provisorische Regierung von Schwyz machte es zu ihrer ersten Beschäftigung, dem General

Schauenburg ihre Erkenntlichkeit im Namen des Volks zu äußern. Ihre zweite Sorge aber war's, den verwundeten Brüdern, den Wittwen und Waisen, oder den armen Aeltern der umgekommenen Vaterlandsvertheidiger Hilfe und Erquickung zu schaffen. Es wurde zu dem Ende schon am achten Mai eine allgemeine Steuer ausgeschrieben, welche freiwillig gegeben werden sollte, und nachmals verhältnißmäßig an die Hilfslosen vertheilt wurde.

Einen rührenden Beweis der Anhänglichkeit und Liebe gaben noch jetzt, da auch das Schicksal des Kantons Schwyz entschieden war, die Ehemals-Angehörigen von der Landschaft der beiden Höfe Pfäffikon und Wollerau. Wiewohl sie von Schwyz, ihrem ehemaligen Oberherrn, nichts mehr zu hoffen und zu fürchten hatten, gingen sie doch den Oberbefehlshaber Schauenburg inständig an, daß sie noch ferner mit Schwyz vereinigt bleiben möchten. Eben dies baten sie mit Herzlichkeit von Schwyz selbst. — Die Schwyzer, bewegt durch so viele Treue, verwandten sich um die Erfüllung solches Wunsches sowohl beim Franken-General, als bei dem helvetischen Direktorium. Schauenburg fand die Bitte edel, aber es war nicht in seiner Gewalt, zu willfahren.

Schwyz genoß also in den letzten Stunden seiner Selbstständigkeit eines Trostes, dessen sich vielleicht kein anderer Stand der zerstörten Eidgenossenschaft rühmen konnte, daß nämlich zur Zeit der äußersten Gefahr die Ehemals-Angehörigen sich ihrem bisherigen Herrn anschlossen, um von ihm das Schwert des Feindes abzufangen, und mit Blut den Beweis der Dankbarkeit und Zufriedenheit zu besiegeln. Küßnacht hatte sich vertheidigt, so lange Schwyz nur immer noch eine Hoffnung von Unterstützung geben konnte. Die Landschaft March hatte mit achthundert Mann die Grenzen gegen Zürich treu gedeckt. Die Einwohner der Höfe hatten sogar ihre Habschaft und Heimat verlassen, um noch in dem Augenblicke mit ihren alten Oberherren vereint zu bleiben, da die

Franken schon Meister ihrer Landschaft waren. — Die Einsiedler, vielleicht unter allen das entschlossenste und muthigste Volk, würden gewiß für Schwyz das Aeußerste gewagt haben, wären sie nicht durch Furcht oder Bosheit ihres schändlichen Führers am Ezel verführt worden.

Dies ist die Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone im Jahre 1798. Da, wo vor einem halben Jahrtausend die alte Eidgenossenschaft zuerst ihren Ursprung genommen, unterlag sie auch einer völkerrechtsmörderischen Macht am letzten. Frankreich hatte über die Bundesstaaten Helvetiens, wie der schlaue Mazedonier Philippus über den Bund der Griechen, gesiegt. Auch die dreizehn alten Orte der Schweiz mußten ihr Chäronea finden, weil sie die großsinnige Staatsklugheit, Freiheitsliebe und Eintracht der Alten verloren hatten.

Europa bewunderte den edeln, wenn auch unbeglückten Muth der Hirtenvölker, und wird, so lange Tugend mehr, denn Glanz der Gewalt gilt, die Helden im Hirtenkleide ehren, welche mit der Selbstständigkeit ihres freien Vaterlandes in den Tod gingen.

---

# Der Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799.

Quantum religio potuit suadere malorum.

*Lucretius.*

Die folgende Darstellung erschien zuerst im Jahr 1804 im zweiten Band der „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung“, wo auch mehrere Belege und Urkunden im Anhange beigedruckt waren, die hier, so wie die häufigen Hinweisungen auf Prozeßakten u. dgl. weggelassen werden, aus denen der Verfasser manche Einzelnheit schöpfte.

## Erster Abschnitt.

### 1.

Weltkundig ist die Zerstörung des schönen Hirtenlandes Unterwalden in Helvetien durch fränkische Waffen. Die Klage um den blutigen Fall dieses kleinen Freistaats war so allgemein, daß selbst die Ueberwinder sich nicht ihres Sieges zu rühmen wagten. Die öffentliche Stimme Europens, man darf sagen die Stimme der Menschheit, hatte sich einmal gegen die Verbrechen der französischen Regierung, damals Direktorium geheißen, laut angekündet; Frankreichs Waffenthaten in Helvetien empfingen den Schein der Mordbrennerei, und die besiegten Hirten wurden in den Glanz der Helden gestellt.

Ich ergreife die Feder, um dies traurige Ereigniß zu beschreiben, wie ich es aus dem Munde der Augenzeugen, aus amtlichen Berichten und gerichtlichen Verhören vernahm. Ich lebte lange genug unter jenem beklagten Volke, um seine Tugenden und Fehler zu erkennen; und sehe keinen Gewinn darin, der Nachwelt eine Lüge zu überliefern, oder Gefahr darin, einem Theile meiner Zeitgenossen zu mißfallen.

Ehe ich die Erzählung des fürchterlichen Schicksals beginne, welchem Unterwalden erlag, werde ich ein Gemälde von dem Zustande dieses Ländchens voransenden, dessen es sich rühmte, ehe es in den allgemeinen Untergang der Eidgenossenschaft verwickelt wurde.

---

2.

Die meisten Geschichtsschreiber haben den Fehler gemein, daß sie das Volk, dem sie ihren Griffel weihen, unvermerkt liebgewinnen, und ihm mit aller Kunst der historischen Muse, selbst auf Unkosten der Wahrheit, Interesse zu erwerben suchen.

Bald hören wir eine kriegerische Nation rühmen, welche, umringt von Triumphen, Feinden Frieden gebietet; bald ein Volk, welches seit Jahrhunderten, unter seinen Oelbäumen ruhend, kein Waffengeräusch vernahm; bald ein Reich, welches durch Handel und Gewerbsfleiß die Schätze aller Indien sammelt, und mit seinem Golde die halbe Welt fesselt; bald einen Staat, der in Vergessenheit, ohne Reichthum und Kultur, an häuslicher Genügsamkeit eine Gesellin seiner Armuth und Bildungslosigkeit hat.

Der Weltweise beurtheilt im Volke die Menschheit, in wie fern sie mehr oder minder veredelt erscheint; er kennt das Ziel, dem nachgeeilt werden muß, und untersucht die gegebenen Bedingungen des Volks, unter welchen es sich dem Ziele nähern könne.

Für ihn ist diejenige Nation Ruhmes werth, welche geachtet von Nachbarn, unabhängig, frei, durch innere Verfassung jedem Bürger die meisten Gelegenheiten zur Vergrößerung des Wohlstandes, der Geistesbildung und Sittlichkeit gewährt. Für ihn ist, auch ohne Thatengeräusch, jenes Volk auf den höhern Stufen der Vollkommenheit, welches mit wachsendem Wohlstand fortschreitende Kultur und Sitteneinfalt verknüpft.

Kriegerische Tapferkeit und Größe, ohne Rechtlichkeit und Großmuth, verdienen in Europa keines Lorbeers mehr, da auch die barbarischen Horden Indiens sich solcher Tugend rühmen können. Luxus und Reichthum ohne Sitteneinfalt adeln kein Volk, weil jeder reiche Wollüstling öffentlichen Lobes werth sein müßte. — Einfalt der Sitten, liebenswürdig an sich, ist bei Barbaren ohne Verdienst, nur Kind der Noth; wohl gebührt ihr die Palme bei gebildeten, in geselligem Zusammenhang wohnenden Menschen, und im Schoose des Ueberflusses. — Zufriedenheit mit seinem Zustande ist kein Beweis wahren Völkerglücks; denn also hat jeder Mensch, in allen Lagen seines Lebens in jeder Zone und Zeit, sein bestimmtes Maß Glücks und Unglücks; so wären die rohesten Nomadenstämme die glücklichsten, weil sie, unkundig des Bessern, mit ihrem Treiben die Zufriedensten sind; so wären zur Thierheit hinabgesunkene Sklaven glücklich, weil sie, zufrieden mit ihrem Loose, die angebotene Erlösung von den Ketten der Leibeigenschaft verschmähen.

---

## 3.

Der alte Freistaat Unterwalden, von holzreichen Gebirgen umfangen und durchzogen, im Herzen der Schweiz und den Vierwaldstättersee von Mittag begrenzend, hatte kaum die mäßige Ausdeh-

nung von zwölf Geviertmeilen. Die gesammte Volksmenge auf diesem engen Bezirk erreichte ungefähr die Zahl von zwanzigtausend Seelen, war mithin nur der Bevölkerung einer Stadt von kaum mittlerer Größe gleich. Er übte aber Herrscherrechte gemeinsam mit andern Kantonen der Schweiz über verschiedene Gegenden des unterthänigen Helvetiens, über die Vogteien des Rheinthals, der obern freien Aemter, der Landschaft Sargans, des Thurgau, in der italienischen Schweiz zu Lugano, Locarno, Mendrisio und Vallemaggia, auch über Bellinzona, Polenza und die Riviera *).

Ich will hier nicht die ältere Geschichte der kleinen Hirtenrepublik wiederholen, da sie aus den Werken ausländischer und einheimischer Schriftsteller bekannt genug ist**). Eben so wenig ist es meine Absicht, ihre einfache Staatsverfassung und deren Geist zu schildern. Es genügt zu wissen, daß dies Bergvolk seit uralten Zeiten einer ungemessenen Freiheit genoß. Es übte unmittelbar in Landesgemeinden sein Hoheitsrecht; ernannte seine Vorsteher; gab und vernichtete Gesetze und ließ sich weniger von der Bestimmtheit und Strenge der letztern, als von seinem natürlichen Gefühl des Rechts und Unrechts leiten.

---

*) Ueber die drei letztern eigentlich Nidwalden allein mit Uri und Schwyz.

**) Abbé Joseph Businger, nachmaliger Pfarrer von Stans, und Lieutenant Zelger, nachmaliger Oberrichter, bearbeiteten gemeinschaftlich aus Urkunden die Geschichte ihres Kantons: „Kleiner Versuch einer Geschichte des Freistaats Unterwalden, ob und nid dem Kernwalde". 2 Bände. 8. Luzern. 1789 und 1791. Sie führten ihre Erzählung nur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Sinn für Toleranz, Sittlichkeit und Industrie einzuflößen, ist einer der ersten Zwecke ihrer Arbeit gewesen.

Diese einfache Staatsverfassung, welche im Wesentlichen denen der übrigen Hirtenstaaten der alten Schweiz sehr verwandt war, ist älter, als der Freiheitsschwur der Eidgenossen im Grütli, und als Tellens Tirannenmord. — Sie erbte seit einem Jahrtausend von Enkeln zu Enkeln, und indem sie den mäßigen Bedürfnissen, den unverwickelten Verhältnissen der Bürger angemessen war und blieb, gewann sie durch den Zauber des Gewohnten und das Heilige des Alterthums eine unerschütterliche Festigkeit.

Nur eine einzige, vom Volke ausgemachte, große Staatsveränderung kennt die Geschichte von Unterwalden. Aber auch sie fällt in frühe Zeiten und wahrscheinlich schon in die Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Ehe nämlich diese Gebirge und Thäler reich bevölkert waren, hatten sie im Flecken Stans ihre gemeinschaftliche Richtstätte, und zu Wyserlen, einem Orte in der Mitte des Landes, die Versammlungen der Landesgemeinde. Stans, in einem anmuthigen fruchtbaren Thale gelegen, wenige Stunden von der Stadt Luzern, und nahe am Ufer des Sees, behauptete eben sowohl durch die Bequemlichkeit seiner Lage das Ansehen des Hauptortes, als dadurch, daß alle Niederlassungen in entferntern Gegenden und Wildnissen in ihm ihre erste Heimat und Geburtsstätte zu ehren gewohnt waren. Daher wurden die Bewohner jener Gelände vor Zeiten nur „die Leute von Stannes“ geheißen.

Da aber die Volkszahl sich mehrte, und viele reiche und angesehene Leute die entlegenen Thäler verließen, um dem Hauptort näher zu wohnen; auch die Klagenden viel Zeit und Aufwand den Reisen zur entfernten Gerichtsstätte widmen mußten, erhob sich mancherlei Zwist. Die Folge desselben war eine Trennung des obern Thales von dem untern in innern Angelegenheiten.

Ein langer Gebirgsstreif von der Nachbarschaft des ewigbeeisteten Titlis bis zur Ebene von Stans, und im Boden des Thales ein

dichtes Gehölz, genannt der Kernwald, ward die Grenzscheide der Getrennten.

Das Volk ob dem Kernwald (Obwalden) bildete von da an eine eigene Republik, dessen Hauptort Sarnen wurde, so wie Stans es für Unterwalden nid dem Kernwald (Nidwalden) blieb.

Ungeachtet dieser Scheidung und getrennten Haushaltung, betrachteten sich doch die Einwohner der zwei Unterwalden immer noch als ein gemeinsames, blutsverwandtes Volk. Sie hatten gleichen Ursprung, gleiche Sprache, gleichen Glauben, gleiche Erwerbsquellen. Im Kriege fochten sie unter einerlei Panier und Hauptmann. Gegen das Ausland waren sie nur ein Staatskörper, auf den gemeineidgenössischen Tagsatzungen nur eine Stimme.

Es konnte inzwischen nach dieser Trennung doch nicht an mancherlei Zwisten fehlen, welche unter Nachbarn gewöhnlich sind; Zwiste, welche Quellen des sogenannten Nationalhasses werden können. Eine gewisse Nebenbuhlerei vererbte bis in die spätesten Zeiten, und äußerte sich zuweilen mit einer Heftigkeit, die selbst den Bürgerkrieg drohte.

Die Eifersucht zu vermehren, trug gewiß auch die Verschiedenheit der Gemüthsarten beider Völkerchen bei. Nur in Gebirgsländern findet man Beispiele von so auffallenden Abweichungen der Bewohner eines engen Landbezirks, wovon man in Ebenen keine Vorstellung besitzt.

Das Thal von Obwalden, höher gelegen, heiterer und freier, als Nidwalden, sieht den Schnee früher auf den Matten und ihn später zu den Berggipfeln zurückkehren. Die Luft ist reiner, unbeengter.

Im Lande nid dem Kernwalde ziehen die Berge enger zusammen, in ihren Schlünden Nebel und Regengewölke gern nährend. Von hier aus schweifen an den waldigen Halden der Ge-

birge düstere Regenschauer hervor, während über Schwyz und Luzern am entgegengesetzten Seeufer noch heller Himmel lächelt.

Der Körperbau der Obwaldner ist schöner, fleischiger, die Gesichtsfarbe blühender, lebhafter. Der Körperbau der Nidwaldner ist gedrängter. Sie sind stark, knochigt, hager, von minder frischer Farbe.

Obwalden beherbergt ein heiteres, freundliches Volk, es ist gewandter, friedlicher.

Nidwalden beherrscht ein ernsterer Geist, das Volk ist gutmüthig, aber finsterer, zurückhaltender in seinem Wesen; minder lebhaft, schwärmerisch-eifrig in seinem kirchlichen Glauben; kriegslustig und kaltsinnig in der Gefahr.

---

## 4.

Es gehörte dieser kleine Freistaat zu denjenigen, in welchen seit Jahrhunderten kein Fortschreiten der Kultur wahrgenommen wurde. Das Volk behielt mit den Gebräuchen der Vorwelt deren Unwissenheit, wie dies der Fall in den meisten demokratischen Kantonen der Schweiz war.

Obgleich Unterwalden weniger berühmte Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler hervorbrachte, als fast alle andern Kantone der Schweiz, so fehlte es ihm doch an solchen nicht gänzlich. Auch bemerkte man immer da, wo das Volk nicht durch einseitiges Interesse oder durch Vorurtheile gebunden war, kraftvollen Mutterwitz, Schnelligkeit im Begreifen, Geistesgegenwart, und gesundes Urtheil, wodurch es vortheilhaft, wie das Volk jedes herrschenden Kantons, von dem mehr oder minder niedergedrückten, an Nahrungssorgen [illegible]nden Geist unterthäniger Landschaften abstach.

Nur von den Händen der Geistlichen, [illegible] welche unter den Hirten allein im Ruf und Besitz der Wissenschaft war oder sein [illegible]ollte.

konnten diese einige Veredlung empfangen. Allein die Ernennung der Geistlichen zu Pfarreien lag in der Macht des Volks. Unfähig, deren Tugenden und Kenntnisse zu prüfen, gab es meistens demjenigen die Stimme, der durch Familienverbindungen bedeutendern Einfluß hatte, oder die Kunst verstand, durch Schwänke den künftigen Pfarrkindern beliebt zu werden. Bei diesen Pfarrwahlen geschahen nur zu oft die unwürdigsten Umtriebe; und es ereignete sich nicht selten, daß, besonders in neuern Zeiten, der Kandidat durch Ausgelassenheit bei Trinkgelagen, oder durch Scherze im Bauerngeschmack seiner Wahlmänner Huld und Zutrauen und Spannzettel gewann*). Der Lehrer des Volks blieb aber auch nach der Wahl noch immer von der Gnade seiner Gemeinde abhängig, indem diese die Wahl alljährlich bestätigte, oder bei eingehenden Klagen vernichtete.

Solche Verhältnisse beschränkten die nützliche Wirksamkeit des Geistlichen. Es mußte ihm, bei gewöhnlich sehr mäßigem Einkommen, mehr darum zu thun sein, sich im Amte zu erhalten, seine Einnahmen durch allerlei Mittel zu vergrößern, denn für Aufklärung und Veredelung zu wirken, selbst wenn er dazu Eigenschaften besessen hätte. Er verwandte außer der Zeit, welche er kirchlichen Pflichten schuldig war, die meiste Sorge auf Gewinnung größern Einflusses. Er schmeichelte Launen und Meinungen der ungebildeten Menge, trat in ihre Familiengeheimnisse, unterhielt Parteien, und erkünstelte so allmälig eine Obergewalt, welche seinen Stuhl sichern konnte.

Hieraus erklärt sich die ziemlich allgemeine Neigung der Geist-

*) Spannzettel oder Spannbriefe hießen in den kleinen Kantonen die Bestallungsbriefe der Pfarrer, welche ihnen nach geschehener Wahl vorgelegt wurden, und die Wahlbedingungen, Gerichtsbarkeit, Lasten und Einnahmen der Pfarrei erzeigten.

lichen, besonders in katholischen Demokratien der Schweiz, zum Leiten des Volks. Herkommen, Religion, Beichtstuhl und selbst das Recht, in politischen Volksversammlungen die Stimme erheben zu dürfen, öffneten ihnen die Bahn. In Landesgemeinden hörte man den Vortrag der Weltgeistlichen und selbst der Kapuziner, auch wenn sie Ausländer waren, zuerst. Sie hatten sogar Erlaubniß, bei Wahlen mitzustimmen, und machten sich durch dieses Vorrecht, so wie durch Beredsamkeit, selbst den Gebildetern wichtig.

Von Vorurtheilen befangene Menschen sind furchtsam bei Neuerungen. Sie lieben betretene Bahn, und erblicken in jeder Abweichung eine Verirrung.

Daher durfte auch kein Geistlicher, ohne Gefahr seines Ansehens, der Einführung nützlicher Anstalten und Einrichtungen das Wort reden, welche von dem Gewohnten abwichen. Seine Feinde oder Neider wußten es schnell zu benutzen, um ihn zu stürzen.

So ward der Unterricht der Jugend vernachlässigt. Die Kinder der Landleute wurden, wie ihre Vorfahren waren, und ihre Nachkommen konnten nicht besser werden. Es lag sogar zuweilen in der Hauspolitik der reichern Geschlechter, deren Glieder durch Handel, durch Reisen, durch ausländische Kriegsdienste einen höhern Grad von Bildung gewonnen hatten, das Volk in moralischer Verwilderung zu lassen, um der ersten Staatsämter und des Einflusses sicherer zu sein.

---

5.

Wirklich war in Unterwalden immer der Armuth viel, und selten Bestreben, sie zu mindern. Sehr reiche Privatleute hatte das Land nie, sondern nur wohlhabende, bemittelte und eine große Zahl höchstdürftiger Bürger. Unwissenheit, Trägheit und Mangel sind unzertrennliche Gesellen.

Außer der dem Hirtenstab anklebenden Lust am Nichtsthun, hatte das Land noch einige andere Ursachen der Verarmung seiner Bürger. Dahin gehörte die Leichtigkeit, sich zu verheirathen.

Gewöhnt dürftig zu leben, fiel es einem neuen Ehepaar nicht schwer, sich zu erhalten. Schon im fünfzehnten Jahre hatte der Knabe das Recht, als eingesessener Landmann, den Landesgemeinden beizuwohnen. Als Taglöhner, Hirt und Knecht war er bald im Stande, sich zu ernähren; er heirathete und konnte, wenn er kein eigenthümliches Vieh besaß, seinen Antheil an den Allmeinden gegen baares Geld Andern überlassen. Diese Sicherheit machte ihn unbesorgter für die Zukunft. Vermehrte sich seine Familie durch Kinder, daß sein Gewinn nicht für den Unterhalt derselben ausreichte, so wurden sie zum Betteln angehalten. Die Freigebigkeit der vielen Reisenden begünstigte den unedeln Erwerb an Straßen und Wegen. Traten Krankheiten und andere Unglücksfälle ein: waren die reichern Verwandten verpflichtet, Unterstützung an Geld und Lebensmitteln zu gewähren. Diese Ausgabe war oft für wohlhabende Personen sehr beträchtlich.

Eine andere, nicht minder wirkende Ursache an Verhinderung allgemeinern Wohlstandes war die Zeitverschwendung, welche allzugroße Kirchenfrömmigkeit nach sich zog.

Nicht ohne Ursach schmückte man dies Bergvolk mit dem Namen der frommen Unterwaldner. Ihr natürliches Ueberneigen zur Schwermuth und Klage, zum traurigen Anschauen der Dinge, machte ihnen den düstern Pomp der Religion, die trostverkündenden Geheimnisse der Kirche, und die unbeschwerliche Beobachtung eines Kultus, welcher auf Einbildungskraft und Empfindung jedes Alters zauberhaft anschlägt, unentbehrlich. Man sah daher die Kirchen selten von Betern, die Straßen von Wallfahrenden, die Gräber von hinknienden Verwandten leer. Mit einer kirchlichen Handlung ward jeder Tag begonnen und geendet, jedes wichtige

bürgerliche Geschäft, das erste Auswandern des Viehes in die Frühlingsmatten, das freundliche Gastmahl und der Sturm politischer Versammlungen eröffnet.

Die Menge der Festtage und kirchlichen Uebungen, während sie den arbeitsamen Händen einen wichtigen Theil vom unerkauflichen Schatz der Zeit entrissen, begünstigten die Entspannung und Thatenlosigkeit des Müßiggängers.

Werkheiligkeit ist keine Frömmigkeit; und Armuth seltener die Mutter der Tugend, als schädlicher Entwürfe, neidischer Empfindungen und der Begier, in groben Ausschweifungen Entschädigung zu suchen.

Allerdings mußte Dürftigkeit des Volks die Sitten verschlimmern. Schadenfreude beim Verlust der Großen, Neid und Verleumdung gegen die Reichen, Undankbarkeit und Treulosigkeit, üble Haushaltung und Schlemmerei mitten in der Armuth waren die ersten Folgen. Nur die allmächtigen Bande der Gewohnheit, nur das in allen Schweizern unauslöschliche Ehrgefühl im Kreise ihrer Heimat, verhütete größeres Verderben.

Es war indessen im frommen Unterwalden groß genug, daß die edelsten Männer, die redlichsten Freunde des Vaterlandes laut dagegen klagten. Aber nicht mit trockenen Lehren wird Unsittlichkeit zerstört, sondern daß man dem Uebel die Wurzel nehme.

Auch die Staatsverfassung, so ehrwürdig sie durch ihr Alterthum stand, ward durch Einfluß der Armuth und des bettelhaften Eigennutzes angegriffen. Die Mehrheit der Landsgemeinden war eben dadurch nicht mehr frei. Hoffnung geringen Gewinns überwog die Gründe der Vernunft, die Wahrheiten des weisen Redners. — Bei Besetzung der Aemter in Unterthanenlanden wurden solche von der Landsgemeinde den Meistbietenden verkauft, und die für Ertheilung der Ehrenstellen gelöseten Geldsummen unter die Stimmenden vertheilt. Dies ge-

schah in Nidwalden; nicht also in Obwalden. Hier wurden nur zwei Landvogteien im eigentlichen Sinne verkauft; aber das dafür empfangene Geld verlor sich nicht in den Händen der Stimmgebenden, sondern floß in den öffentlichen Schatz.

Es wagte auch wohl dann und wann ein treuer Patriot, gegen die Entehrung des Volks zu reden. Es ward der Vortheil ins Licht gestellt, statt die erlöseten Summen an Landleute, unter den Namen der Gaben, zu versplittern, sie zu öffentlichen Anstalten zu sammeln — aber gewöhnlich ward er zurückgewiesen, und mußte fürchten, Feind des Volks geheißen zu werden, weil er sein Volk liebte.

---

## 6.

Der allgemeinste und vorzüglichste Nahrungszweig Nidwaldens ist die Viehzucht. Diese wird mit der den schweizerischen Hirten eigenen Sorgfalt betrieben. Ihr sind die weiten Alpen in den Höhen, und die fruchtbaren Matten in den Thalungen ausschließend gewidmet. Eine Kuh verzinsete sich jährlich mit fünfzig bis achtzig, ja selbst, doch selten und nur in den ergiebigsten Gegenden, mit hundert Gulden.

Nach einer im Jahre 1794 von der Kommission der Eilfer*) in Nidwalden vorgenommenen Aufnahme des gesammten Heu- und Viehstandes, betrug die vorhandene Summe des Heues an Klaftern 27,714, und an „Kupschwer" oder Stücken Hauptvieh 4994.

*) Nidwalden war politisch in eilf Urtinen getheilt. Ein Rathsglied aus jeder Urti, verbunden mit den Landräthen der Urti Stans, bildeten unter Vorsitz des Landammanns den Wochenrath, welcher wöchentlich zweimal gehalten ward.

Nach der Verheerung des Landes durch die Franken im Jahre 1798 waren die Gemeinds-Alpen nicht mehr ganz mit Vieh besetzt, so daß 1799 wegen Mangel des Heues und Verbrennung der Scheunen 400 Stück Vieh weniger berechnet wurden, und zwei fremde Senten*) aus Obwalden und Luzern in die Nidwaldner Alpen traten.

Die jährliche Ausfuhr von Vieh, Käse, Anken oder Butter, Felle, Unschlitt u. dgl. mehr, war daher beträchtlich und machte die größte Einnahme des Landes. Hingegen Heu aus dem Lande zu führen, blieb gesetzlich verboten; eben so wenig wurde die Milch auswärts verkauft.

Der reiche Gewinn, welchen, bei geringerer Arbeit, Viehzucht gewährt, verdrängte den Ackerbau. Es fehlte nicht an Versuchen, Kornbau zu treiben; aber die damit verknüpfte Beschwerlichkeit schreckte bald wieder zurück; und da das Vorurtheil sich selbst im minder fruchtbaren Boden der Anpflanzung der Futterkräuter entgegenstämmte, wurde das Land nie in dem Grade benutzt, als es sich vortheilhaft darbot.

Das nöthige Korn bezieht man von den Luzerner Märkten, und begnügt sich allenfalls in einzelnen Gärten Gemüse und Erdäpfel zu ziehen. Flachs wird fast gar nicht, Hanf nur wenig, und kaum für die Bedürfnisse des Landes hinreichend gebaut.

Dagegen ist der Obstbau vorzüglicher. Das ganze schöne Stanserthal gleicht einem Garten, worin, zwischen üppigen, mit Fruchtbäumen bepflanzten Matten, Hütten und Dörfer zerstreut liegen. Das Obst ist ein bedeutender Theil vom Reichthum wohlhabender Familien. Es wird theils gebacken, theils zu Most gebraucht. Auch gebricht es nicht an einer Menge zahmer Kastanien-

*) Eine gewöhnliche Sente in den Unterwaldner Alpen begreift vierundzwanzig Kühe und einen Stier.

bäume, welche besonders die Seeufer bei Kersiten beschatten, und deren Früchte in Nachbargelände verführt werden.

Die reichen Waldungen der Gebirge gehören zum Schatz des Landes, und noch immer werden ansehnliche Geldsummen für ausgeführtes Bau- und Brennholz bezogen. Aber wegen gänzlicher Unkunde in der Forstwirthschaft verdünnen sich die nutzbarsten Gehölze. Indem man die nächstgelegenen Waldreviere nach Bequemlichkeit abtrieb, ohne an Gehau und Schonung zu denken, veröden dieselben und zwingen zu den entferntern Zuflucht zu nehmen. Eine Klafter Scheiterholz, welche noch vor zwanzig Jahren zu drei Gulden verkauft ward, gilt jetzt schon acht Gulden. Diese Verspürung des Holzmangels vermochte die Obrigkeit vor der Revolution, die Ausfuhr des Holzes in andere Kantone einzuschränken. Ein großer Theil, vielleicht der größte von den Hochwäldern, liegt so hoch in den Gebirgen, daß der Transport des Holzes beschwerlich, kostbar, oft fast unmöglich ist. Unbekannt mit den Vortheilen der Holzflößen und Riesen der Tyroler, Salzburger und Pontironen der italienischen Schweiz, verdirbt jährlich eine ungeheure Menge des besten Holzes.

An Kunstfleiß fehlt es den Unterwaldnern. Statt ihre rohen Materialien selbst zu verarbeiten, verkaufen sie dieselben und nehmen solche verarbeitet um den doppelten Preis zurück. Wenige Weber arbeiten nur für das Land, und man läßt noch auswärts weben. Tuchmacher, Töpfer, Hutmacher u. s. f. fehlen gänzlich. Inzwischen nimmt doch auch hier Sinn für größere Bequemlichkeit zu. Man kleidet sich minder in halbwollenes Landtuch, wie ehemals, sondern begehrt ganz wollenes, auch wohl feine Zeuge. Vor fünfzig Jahren hat der Tuchhandel im ganzen Lande nicht so viel abgeworfen, als jetzt von vier bis fünf Kaufleuten einer allein absetzt. In gleichem Verhältnisse ist das Bedürfniß von baum-

wollenen und Seidenzeugen, Gewürzen, Kaffee, Tabak u. s. w. gestiegen.

---

7.

Das Volk blieb, was es von jeher gewesen, ein einfaches, braves Hirtenvolk, unwissend, werkheilig, ohne Wetteifer, es sei denn in kriegerischer Tapferkeit, worin es keinem Volke der Schweiz wich. Es liebte sein Vaterland mit jener edeln Schwärmerei, welche das süße Gefühl der Freiheit und die Erinnerung an die Thaten der Vorwelt, durch welche sie errungen ward, erzeugen muß. Es war zufrieden mit seinem Zustande; zufrieden mit einer Verfassung des Landes, worin jede Abänderung nur eine Schmälerung der Volksrechte werden könnte; zufrieden mit dem kirchlichen Kultus und dessen Wirkungen.

Es sehnte sich nach keinem Ruhme, nach keinem Vorzuge. Sein Vaterland war ihm die Grenze alles Erdenglücks. Freiheit sicherte ihm sein Loos diesseits und Religion jenseits des Grabes. Eins oder das andere angreifen, war Hochverrath und Majestätsverbrechen.

---

## Zweiter Abschnitt.

1.

So war Unterwalden, als das verhängnißvolle Jahr erschien, in welchem es dem französischen Vollziehungsdirektorium gefiel, durch seine Feldherren Brüne und Schauenburg die Eidgenossenschaft zerstören zu lassen.

Unterwalden glänzte im Anfange des großen Kampfes nicht durch eigene Thätigkeit. Es folgte, verbunden mit seinen ältesten Schicksalsgenossen, Uri und Schwyz, den Beispielen derselben.

Verschiedene Ursachen vereinten sich, die Thätigkeit Unterwaldens zu lähmen, und zwar in einem Zeitpunkte, wo sie am rühmlichsten erschienen sein würde.

Das Volk, wiewohl es den Anzug feindlichgesinnter Heere gegen die abendliche Schweiz vernahm, und von den Gährungen aller Unterthanen-Lande, und von den Ansprüchen des stolzen Frankreichs, und von der Selbstvernichtung der alten Basler Regierung hörte*), verharrte in dumpfer Betäubung. An seine Verfassung gewöhnt, unfähig, sich ein Bild von Zerstörung bisher bestandener Verhältnisse, von Schöpfung neuer zu entwerfen, dünkte ihm der Untergang seines kleinen Staats Unmöglichkeit.

Es hielt die Gefahr, welche den Umsturz der Eidgenossenschaft drohte, für sich selbst so entfernt, daß seine Abgesandten noch am 7. Hornung zu Brunnen am See Hilfe an Bern verweigerten, „weil der Bundesfall noch nicht dazu vorhanden sei". Im Gefühle seiner Unschuld wähnte es sich geborgen. Es sah, wenn alles Unglück zusammenströmen sollte, endlich im Felsenring seiner Gebirge eine unüberwindliche Festung, deren Inneres noch kein siegender Feind berührt hatte seit Jahrtausenden; es fühlte in seinen Adern noch das Blut der Altvordern und die Kraft, für Freiheit in den Tod zu eilen; es sah mit hoffnungsvollem Blick auf den Beistand des Himmels und seiner Heiligen, und fürchtete in einem so machtvollen Bündnisse nicht die Waffen aller Völker.

Während die Hirten in stolzer Sicherheit unter dem Schutze der Himmlischen ihre Heerden pflegten, traten auch ihre Obrigkeiten nur gezwungen zum Kampfplatze. Keiner stand unter ihnen, der das gefährliche Gewebe ganz überschaut hätte, welches Frankreichs Staatskunst über die gesammte Eidgenossenschaft aus-

---

*) Den 21. Jänner 1798.

dehnte. Was die Thätigkeit der Vorgesetzten noch mehr lähmte, war der Zwiespalt unter ihnen selbst, welcher sich in allen seinen fürchterlichen Wirkungen enthüllte, als Bern und Solothurn und Freiburg schon unter Frankreichs Waffen gefallen waren, und die Noth am höchsten stieg.

Frieden und die Freundschaft, welche der Oberfeldherr Brüne noch im Namen seiner Republik den demokratischen Ständen der Schweiz zugesichert hatte, hob er endlich durch seine Verkündung einer Einen und untheilbaren Republik bald wieder auf, und sein Nachfolger im Oberbefehle der französischen Armee, Schauenburg, vollendete das Begonnene.

So war es entschieden, daß auch die Hirtenkantone aufgelöset, und in die Form eines neuen Freistaates verschmolzen werden sollten. Sich selbst überlassen waren schon die mächtigsten Bundesglieder der Eidgenossenschaft im ungleichen Kampfe gefallen; jetzt mußten die Hirtenländer entweder allein für ihre Selbstständigkeit in den Streit gehen oder dem Gebote des Ueberwinders gehorchen.

Hellsehendere Männer beider Unterwalden aber verkannten nicht die Größe der Gefahr, und das Vergebliche in dem ungeheuern Wagestücke, mit einer Handvoll der neuen Kriegskunst unerfahrner Aelpler, den Besiegern der europäischen Könige Stirn zu bieten. Es schien Weisheit, sich dem Schicksal mit Gelassenheit zu unterwerfen, und für die Menschheit da Gewinn zu ziehen, wo für den kleinen Staatsverein Verlust sein sollte. Jenseits der Stürme, in welchen die Bande vieler kleinen, in sich selbst kraftlosen Republiken zerrissen, lächelte eine trostvollere Zukunft — da zeigte die Hoffnung alle Schweizer als ein einziges und darum zum Schutz der Freiheit stärkeres Volk; da galten nicht mehr die Schranken der Geburts- und Ortsvorrechte; da konnte bessere Gerechtigkeitspflege aufgehen; da wurden Vorurtheile zerstört, welche sich

der Aufnahme des Handels, des Ackerbaues, der Wissenschaften und nützlichen Künste bisher unüberwindlich entgegengebäumt hatten; da sah man die Majestät des Aberglaubens erblassen, und Tugend und Talent in den Wettkampf gehen, wo sonst Umtriebe, Leidenschaft und barbarische Unwissenheit um den Preis gestritten hatten.

Solches waren die Ansichten und Hoffnungen der gebildetern Männer, und hiemit beschwichtigten sie ihren eigenen Kummer um den Verlust einer Staatsverfassung, welche ihnen minder durch innere Güte, als durch ehrwürdiges Alterthum und durch die beispiellose Ungerechtigkeit der anrückenden Zerstörer theuer war.*)

Als nun die Frage durchs erschütterte Volk lief: ob Kampf bis zum Tode, ob freiwilliges Eintreten in die neue Landesverfassung der Schweiz? riethen sie vom fruchtlosen Widerstande ab, und zur Theilnahme an dem Schicksale der übrigen Kantone.

Ihr Wort siegte in den Versammlungen zu Obwalden. Des frommen Nikolaus von der Flüe Enkel schirmten in ihrer Heimat Friedenssinn und Eintracht; weltliche Obrigkeit und Geistliche handelten in freundlicher Verbindung; und zu eben der Zeit, da Uri, Schwyz, Nidwalden, Zug und Glarus zusammengetreten waren im Hauptflecken Schwyz, den Kriegsbund gegen Frankreich zum Schirme des alten Regiments zu schließen**), nahm das Volk von Obwalden, und mit ihm die Abtei Engelberg im Hochgebirge, die neuhelvetische Staatsverfassung feierlich an.

Vergebens mahnten Abgeordnete Nidwaldens von diesem Schritte ab; vergebens zürnten die andern kriegslustigen, demo-

*) Solche Männer wurden von der Parteiwuth nachmals Revolutionärs, Jakobiner, Metapolitiker, Metaphysiker, Philosophen genannt.

**) Den 1. April 1798.

kratischen Stände gegen Obwaldens Abfall vom ewigen Bunde — mächtiger sprach die Nähe fränkischer Schaaren, welche über Thun gegen den Brünig, Obwaldens mittäglisches Grenzgebirg, im Zeitraume weniger Stunden ziehen konnten.

---

2.

In Nidwalden war die Zahl der Einsichtsvollern nicht groß, oder deren Stimme nicht mächtig genug gegen die Leidenschaft Aller, und gegen den Einfluß der Geistlichkeit.

Im lebendigen Gefühle seiner Kraft, seiner Freiheit, seiner Unschuld wollte man nun und nie von Unterwerfung hören. Der heroische Geist Arnolds von Winkelried flammte in allen seinen Enkeln. Die Hirten stiegen nieder von ihren Bergen, sahen himmlische Erscheinungen und sprachen mit Prophetenzungen. Die Geistlichen fachten mit Worten heiligen Eifers den grenzenlosen Zorn gewaltiger an. Sie deuteten im Geiste auf die öden Tempel Gottes, auf die zerbrochenen Altäre, auf die geschändeten Heiligthümer der Kirche. Es war nicht mehr um die alte Staatsverfassung und ihren Tausch gegen eine neue, nicht mehr um das zeitliche Wohl Unterwaldens, sondern um die alleinseligmachende Religion, um den Preis der Ewigkeit zu thun. Und Alles schwor, eher Leib und Leben, als den Himmel zu verlieren; eher allem Elende, als dem neuen Heidenthume Hand zu reichen.

Es ward eine Landsgemeinde ausgekündet. Sie sollte, gegen die Bedachtsamkeit der etwanigen Hellseher im Lande, der Triumph der Priesterschaft werden.

Von dieser geleitet, und das Bild des Gekreuzigten vorangetragen, zog am 7. April des Jahres 1798 das Volk gen Wyl an der Aa zur Landsgemeinde. Hier unter freiem Himmel, um-

schlossen vom ehrwürdigen Kranze tausendjähriger Linden und Buchen, welche noch von der Hand der ersten Freiheitsstifter gepflanzt zu sein schienen, sank es betend auf die Kniee, den Himmel um Erleuchtung anflehend. Dann forderten hundert Stimmen vor Allem des Landes Seelenhirten auf, über die neuhelvetische Staatsverfassung zu reden.

Da erhoben sich im Kreise der Landleute die Priester. Der Vornehmsten ihrer einer rief: „Was den Ursprung der Konstitution betrifft, so kömmt sie aus Paris — diesem gottlosen Babylon! Ihre Urheber sind weltbekannt. Man nennt sie Jansenisten, Deisten, Naturalisten, Atheisten, Philosophen, Freidenker, Aufklärer, Freimaurer, Illuminaten, Jakobiner u. s. w. — Irrende Sterne sind sie, denen die ewige Finsterniß vorbehalten ist; ungestüme Meereswellen, die ihre eigene Schande ausschäumen; — Bösewichte, die Kains Wege wandeln, Balaams Verführung um den Lohn ausschütten, und durch Kores Widerspruch endlich zu Grunde gehen"*).

Er erklärte nach diesem bündigen Eingange die Hauptgrundsätze der neuen helvetischen Staatsverfassung. „Wenn man, sagte er, wenn man das Volk mit französischen Grundsätzen aufklärt, so darf man zur Belohnung den Kirchen und Klöstern den Reichthum ihrer Stiftungen und die Pracht ihres Gottesdienstes hinwegnehmen! — Die natürliche Freiheit des Menschen ist un-

*) Diese und folgende Stellen aus den damals gehaltenen Reden der Unterwaldner Priester sind ächt und wörtlich-treu aus denselben gezogen, wie sie von ihnen selbst in eine Flugschrift folgenden Titels wieder eingerückt sind: „Der schröckliche Tag am 9. September des Jahres 1798 in Unterwalden von wirklichen Augenzeugen ächt beschrieben." Ohne Anzeige des Druckorts. 8. 1799. 80 Seiten. Treffender, als durch ihre eigenen Worte, kann der frommen Redner Geist und Vorstellungsart unmöglich charakterisirt werden.

veräußerlich, spricht die Konstitution. Dies will sagen: die Freiheit des Menschen kann und darf nicht eingeschränkt, gehemmt oder gebunden werden! Hiermit sind die Ordensgelübde, das Priestercölibat, die Unzertrennlichkeit des Ehebandes u. s. w. lauter unzuläßige Dinge. Es dürfen also kraft dieses Grundsatzes die Ordensgeistlichen wider alles Gott gethane Gelübde nach Belieben austreten, die Priester wider alles Verbot der Kirche heirathen, und die Männer wider das Gebot des Herrn Weiber tauschen. Die Gewissensfreiheit ist uneingeschränkt, spricht die Konstitution. Wenn dieser Satz wahr ist, so gelten das neunte und zehnte Gebot Gottes, und alle Gesetze, die der Freiheit des Gewissens Schranken setzen, nichts mehr. Daher sind alle Gedanken zollfrei, und Jeder darf in seinem Herzen denken, verlangen, argwohnen, urtheilen und glauben, was ihm beliebt. Heißt aber dies was anderes, als die Freidenkerei vollkommen erlauben, begünstigen und allgemein einführen? — Jeder Gottesdienst, sagt die Konstitution, ist erlaubt, wenn er die Ordnung nicht stört, und keinen Vorzug oder herrschende Gewalt an Tag legt. Laut diesem Artikel sind entweder alle Religionen, auch die mahomedanische nicht ausgenommen, gut, seligmachend, oder auch die Sekte, welche zur Hölle führt, ist eben so zuverläßig, als die Religion Jesu Christi, welche den Weg zum Himmel zeigt. Die Wahrheit darf demnach vor dem Irrthume keinen Vorrang fordern? und Jesus, der Lehrer der Wahrheit, muß auf hohe Verordnung der französischen Konstitution mit allen Irrlehrern und Freidenkern in gleicher Reihe stehen. Heißt dies aber nicht den Sohn Gottes lästerlich beschimpfen und auf ein Neues zwischen Mörder ans Kreuz hängen?"

Der Redner schloß, nachdem er mancherlei noch in diesem Geiste gesprochen, mit warnungsvollem Blick auf das unglückliche Frankreich, Italien und Belgien. „Ihr werdet, schrie er, da nicht

bloß die gewöhnlichen Folgen des Kriegs erblicken; sondern auch die schrecklichsten Folgen der Konstitutionssätze, die wir euch, theure, liebe Landleute, erklärt haben, in Menge antreffen."

Andere traten nach diesem auf. Sie wetteiferten in Furchtbarkeit der Weissagungen. „Fromme Stiftungen, hieß es, werden aufgehoben, die Kirchengüter geraubt, die Tempel geplündert, die Altäre niedergestürzt, das Heiligthum mit Füßen getreten, die Unschuld geschändet, das Laster begünstigt, die Tugend verhöhnt, das Eigenthum konfiszirt" u. s. w.

Schaudernd vom Greise bis zum Knaben, welcher zum erstenmal inner den Schranken der Landsgemeinde stand, hörte Jeder solche Worte. Der Glaubenseifer entzündete die Gemüther. „Verwerfet, schrien die Priester, verwerfet die Konstitution! — Seid ihr unsers Sinnes, liebe Landleute, so rufet heute mit einer Stimme: Es lebe die Freiheit der Kinder Gottes, die Gleichheit mit Jesu Christo, die Einheit und Untheilbarkeit unsers heiligen, christkatholischen Glaubens."

Der Landammann des Hirtenstaats, gelehnt an das entblößte Landesschwert, nahm noch, aber zum Ueberfluß, das Wort, der Priester Lehre mit weltlichem Ansehen zu befestigen. Das begeisterte Volk erhob sich und schwor mit entblößtem Haupt und emporgestreckten Händen, im Angesicht des Gekreuzigten, „für Erhaltung der heiligen christkatholischen Religion und Rettung der theuern Freiheit im Fall der Noth, nach dem Beispiele der in Gott ruhenden Väter, Gut und Blut, Leib und Leben aufzuopfern.

„Die Religion unserer Väter sei, wie bis dahin, unsere Konstitution! und das Kreuz Jesu Christi unser Freiheitsbaum!" Mit diesem Geschrei zogen Priesterschaft und Volk zu ihren Hütten heim, den Rosenkranz betend.

Jetzt war Haß der helvetischen Staatsverfassung Volksgesetz; Empfehlung ihrer Annahme, zur Verhütung größern Unglücks,

Hochverrath; Schweigen, Nichteinstimmen in das allgemeine Zürnen, verdächtig. Wer zufällig, oder mit Vorbedacht, nicht an der Landesgemeinde vom 7. April erschienen war, geistlichen oder weltlichen Standes, ward gezwungen, den Eid, in Gegenwart eines Priesters und eines weltlichen Beamten, in seiner Pfarrei nachzuschwören.

Nüchterne Ueberlegung schwieg von nun an; Schrecken herrschte; die wilden Haufen geboten, die Weisen gehorchten.

Eine neue Landsgemeinde (am 13. April) ernannte einen vollständigen Kriegsrath, zur wirksamern Führung der Geschäfte. Dieser bestand aus sämmtlichen Vorgesetzten, Hauptleuten und einem zugezogenen Landmann aus jeglichem Kirchgang. Er empfing Vollmacht, alle den Umständen entsprechende Maßregeln zu ergreifen, die Truppen in Waffen zu üben, und bei Stansstaad am See, und auf der Unterwaldner Uferspitze, die untere Nas genannt, welche die Mitte des Waldstätter-Sees beeherrscht, wo er zwischen den Gebirgen am engsten wird, Vertheidigungswerke anzulegen.

Reich war der neue Kriegsrath an Männerzahl, nicht so reich an Sachkunde und Scharfblick. Es fehlte ein Alles durchschauender, nach gleichen Zielen leitender Geist, der die Summe der vorhandenen Mittel kannte, würdigte, anwandte, und da neue hervorrief, wo sie mangelten. Und wie in dieser Versammlung, gebrach gleiche Einheit des Willens und der Kraft überall den zum Krieg verbündeten Bergkantonen. Der Augenblick war vor der Thür, wo im offenen Schlachtfelde das Schicksal der Hirtenländer entschieden werden sollte; langsam wälzten sich Frankreichs Heerschaaren aus der Ebene gegen die helvetischen Hochgebirge heran, aber noch hatten diese zum Streite entschlossenen Eidgenossen weder gemeinsamen Oberfeldherrn, noch gemeinsamen Kriegsplan.

Nidwalden sprach die Hilfe seiner Verbündeten an, indem ihm durch die unbesetzten Engpässe des hohen Brünig und durch den Abfall Obwaldens die größere Gefahr drohte. Uri weigerte Theilnahme; es schien, wie Glarus, sich auf Verfechtung seines eigenen Herdes beschränken zu wollen. Zug war zu schwach, und mußte dem Feinde entgegengehen, welcher durch die freien Aemter vordrang.

Nur Schwyz erkannte die Wichtigkeit, sich des Brünig zu bemeistern, durch einen kühnen Streich die Stimmung Obwaldens zu gewinnen, und so der weitläuftigen Vertheidigungslinie der Bergkantone auf der Abendseite ein starkes Bollwerk zu erwerben.

Es sandte gen Unterwalden über den See eine Schaar von 338 Männern; auch die Waldstatt Einsiedeln schickte Streiter, und selbst der kleinste von den alteidgenössischen Freistaaten, Gersau, am Fuß des steilen Rigi, ordnete 54 seiner Bürger zum Mitzuge gegen den Brünig.

Am 22. April brach das kleine Heer auf gegen Obwalden. Die Hauptmacht desselben bestand aus 900 Mann Nidwaldnern, zum Theil mit Feuerröhren, zum Theil mit Knütteln bewaffnet. Ihr Führer war der Landeshauptmann Zelger.

Sie fanden in Obwalden keinen Widerstand; die Regierung dieses Ländchens, zitternd vor Gräueln des Bürgerkriegs, gestattete den Eidgenossen sogleich bei erster Aufforderung Durchzug. Die Erscheinung dieser Schaaren, ihr Ruf für Kirche und Vaterland, die Gerechtigkeit ihrer Sache, die Erinnerung an alle ehrwürdigen Bande, mit welchen Obwalden an sie seit Jahrhunderten geschlossen war, verwandelten schnell die Stimmung des zusammenströmenden Volks. Wie ein elektrischer Schlag zuckte Enthusiasmus von Dorf zu Dorf. Inzwischen die Eidgenossen den leeren Gebirgspaß des Brünig an Berns Grenzen besetzten, verwarf am 23. April

die Landesgemeinde Obwaldens einmüthig die angenommene Verfassung.

Ungeduldig harrten die Schweizer auf den Höhen des Gebirgs dem Befehl entgegen, hinabzudringen ins Haslithal, welches sich unter ihren Füßen ausdehnte; zusammenschmelzend mit den bernischen Gebirgsvölkern dieser Gegenden, in wilder Masse über die Seen von Brienz und Thun hervorzuströmen gegen die Mauern des gefallenen Berns, und an eben der Stätte den stolzen Feind zu bekämpfen, wo er noch von seinem ersten Siege ruhte. Aber beim Mangel eines festen Entwurfs, schwankend zwischen Lust zum Angriff und zur Vertheidigung, hätte der Nidwaldner Kriegsrath dem Landeshauptmann Zelger bestimmt verboten, die Berner Grenzen zu überschreiten. Vergebens mahnte er, als ihn Obwaldner, Urner und Glarner Kriegshaufen verstärkt hatten, um Verhaltungsbefehle. Selbst als der Major Hauser erschien, die vereinten Völker am Brünig unter seinen Befehl zu nehmen, ward die Verlegenheit der Anführer nicht gelöset.

Unterdessen war der Zuger Oberst Andermatt dem anrückenden Feind in die freien Aemter entgegengezogen; der Glarner Paravicini hatte sich am Zürichsee über Rapperswyl ausgedehnt; Aloys-Reding, der Schwyzer Landeshauptmann, hatte Luzern besetzt, wo 300 Mann von Unterwalden ihm beistanden. Allein im Zeitraum weniger Tage war das Heer der Eidgenossen durch Uebermacht und Waffenkunst der fränkischen Brigaden zersprengt, daß nur noch Uri, Schwyz und Unterwalden mit geringen und übelgeordneten Kräften um die Vertheidigung ihrer heimatlichen Fluren zu sorgen hatten.

Dieser Wechsel der Dinge, welchen Jedermann bei der allgemeinen Unordnung und Planlosigkeit ahnen konnte, zerstörte den letzten, losen Zusammenhang der Kriegsverbündeten. Niemand

wußte um den andern; jegliches rüstete sich, nun noch seinen eigenthümlichen Strich Landes zu verfechten.

Die Truppen am Brünig, als sie das Vordringen feindlicher Macht vernahmen, zogen theils aus eigenem Triebe, theils abgerufen, wieder der Heimat zu. Die Mannschaft von Uri vertraute nicht mehr der Sicherheit von Unterwalden. Darum bahnte sie sich vom Brünig hinweg durch die wildesten Hochgebirge einen neuen Heerweg in den vaterländischen Kanton.

Doch weder Uri, noch Unterwalden, standen in ähnlicher Gefahr, als Schwyz. Dahin zogen sich gedrängt die fränkischen Heersäulen zusammen. Schwyz rief um Hilfe gegen die Uebermacht eines Feindes, dessen Heer allein stärker, als die Zahl der gesammten Landeseinwohner war. Allein die Obrigkeit Nidwaldens, vor eigenem Unfall zagend, zauderte, Beistand zu senden. Verlassen von allen Bundesgenossen, nur von einigen hundert Urnern unterstützt, stritten, ihrer Vorfahren werth, die Schwyzer siegreich auf den Höhen von Morgarten und am St. Jostenberg. Als endlich 500 Freiwillige von Unterwalden den Helden zu Hilfe eilten, hatten diese schon, entkräftet durch ihre Siege, dem geschlagenen Feind Unterhandlung geboten.

Uri, bewogen vom Anblick unabwendbarer Gefahr, nahm unmuthig die zwischen den Schwyzern und Franken geschlossenen Bedingungen an. Die feindlichen Heere, in Folge des geschlossenen Vertrags, verließen die Grenzen von Schwyz.

Auch Obwalden, nachdem Furcht den Rausch der Leidenschaft gelöset hatte, unterschrieb am 5. Mai die neue Staatsverfassung zum andern Male.

---

## 3.

Einsam stand noch das Volk Nidwaldens auf dem Schauplatz der Verwandlungen, von Feinden und überwundenen oder

abgefallenen Bundesgenossen umgeben. Doch legte es die Waffen nicht nieder. Es besetzte mit seinen Kriegern die Grenzen bei Ennetmoos gegen Obwalden, bei Stansstad und Hergiswyl am Seeufer, desgleichen an der Nas, und bei Emmetten auf der Höhe des Gebirgs gegen das Land Uri.

Inzwischen verlor sich aber allmälig die brausende Wuth, je mehr man die Vereinzelung des Landes und die Ermattung der überspannten Kräfte fühlte. Das Beispiel aller Urkantone gab den Besonnenern im Volke Muth, besänftigende Worte zu wagen. Es wurde wieder wahrscheinlich, was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, daß der Rosenkranz der betenden Alpenhirten die Brigaden Frankreichs nicht besiegen würde. Man wagte sogar endlich das Wort Kapitulation zu sprechen, und glaubte sich nicht schämen zu dürfen, ohne blutigen Kampf anzunehmen, was Schwyz nach glücklichen Treffen nicht zurückgestoßen hatte.

Das Haupt des Nidwaldner Freistaates war damals der Landammann Würsch von Buochs. Konnte er gleich beim Mangel ausgebreiteter Kenntnisse und Geistesgaben nicht in den traurigen Staatshändeln seines Vaterlandes glänzen, so wußte er doch bei Volk und Priesterschaft den Ruhm eines frommen Vertheidigers der Kirche zu gewinnen. Er war es, der bisher unermüdlich gegen das „höllische Büchlein" (so nannte man in den Bergkantonen die neuhelvetische Staatsverfassung) gedonnert hatte. Jetzt aber, da jeder Tag, jede Stunde den gewissen Untergang seiner Würde näher führte, hielt er es rathsam, die Rache dem Himmel zu überlassen, und mit christlicher Gelassenheit die Vernichtung seines Staates als Strafe Gottes zu ertragen. Er schwieg.

Sein Schweigen entnervte auch bald die Beredsamkeit der geistlichen Führer, unter welchen Käßli, Pfarrer von Beggenried, Kaspar Joseph Lüssi, Helfer zu Stans, und der Kaplan Kaiser von Stans, die bedeutendsten waren. Doch weder Pfar-

rer Käßli, ein trockener, eifriger Seelsorger, welcher vielleicht nur durch geistlichen Stolz und Familienverhältnisse verleitet werden konnte, noch Kaplan Jakob Kaiser, ein frommer, unwissender Mann, glichen in leidenschaftlicher, Alles zerstörender Thätigkeit ihrem Anführer in der politischen Bahn, dem Helfer Lüssi. Erzogen im Collegio zu Mailand, hatte dieser erst die Kaplanei von Ennetmoos, dann die Helferei von Stans erhalten, und durch Rastlosigkeit seines Ehrgeizes mehr Furcht denn Liebe gewonnen. Das hohe Alter des achtzigjährigen Pfarrherrn von Stans ließ ihm Hoffnung fassen, dessen Stelle zu erhalten. Seinen einstigen Mitwerbern den Rang abzulaufen, schmeichelte er dem spröden Geist des Volks. So waren immer geringe Ursachen großer Dinge Quellen.

Der Kriegsrath entschloß sich zum ersten Friedensschritt. Er legte der Priesterschaft die wichtige Frage vor: „Ob der am siebenten April zu Gott geschworene Eid, Religion, Freiheit und Eigenthum mit Gut und Blut zu beschützen, auch in den gegenwärtigen Umständen noch wirklich verbinde?“

Der hochwürdige Klerus ward versammelt, die Gewissenszweifel zu lösen. Man ahnte die Antwort. Darum weigerte sich der Helfer Lüssi, einer Versammlung beizuwohnen, deren Ausspruch nur Widerspruch seiner Neigungen und Grundsätze werden konnte.

Die Priesterschaft entsprach den Wünschen der Friedensfreunde. Sie erkannte, daß der Eid vom siebenten April nicht mehr verpflichtend sei, weil man ihn „niemals geschworen haben würde, wenn man vorausgesehen hätte, daß das Land Nidwalden einstens ganz allein stehen würde; weil es ferner eine gänzliche Unmöglichkeit wäre, das Ziel und Ende besagten Schwurs zu erreichen. Zudem sichere ja Frankreich den Kantonen die freie Ausübung der heiligen römisch-katholischen Religion zu; und sollte diese Zusicherung nicht gehalten werden, so bliebe

ja der Eid noch immer in Kraft. — Uebrigens werde Gott diesmal den guten Willen fürs Werk annehmen."

Diese merkwürdige, winkelvolle Erklärung von Seiten der Gewalt, die den Binde- und Löseschlüssel führt, veranlaßte nun Zusammenberufung einer Landsgemeinde, um den Willen des Volkes zu hören.

Es versammelte sich am 12. Mai zu Wyl an der Aa. Der Kreis ward geschlossen, und den Anwesenden die Kapitulation von Schwyz und das Gutachten der Nidwaldner Geistlichkeit vorgelegt. Düsteres Schweigen herrschte. In allen Mienen sprachen Unwille und Wehmuth. Die Weiber von Buochs, Beggenried und andern Dorfschaften, bewaffnet auf mancherlei Weise, waren ihren Vätern, Brüdern und Söhnen hieher gefolgt. Von Zeit zu Zeit erhoben sie gräßliches Geheul: „Krieg! Krieg!" während einige würdige Geistliche, besonders Pfarrer Kaiser von Emmetten und der Pater Prediger des Kapuzinerklosters, in langen Reden die obwaltenden Besorgnisse wegen Religionsgefahr zu zerstreuen suchten. Auch der Landammann Würsch sogar, von dessen Lippen man nur gewohnt war, die Verwünschungen der helvetischen Konstitution zu hören, öffnete den Mund, ihre Annahme zu empfehlen. Noch wankte das betäubte Volk in der Wahl blutigen Untergangs, oder stiller Ergebung. Doch einer fehlte, dessen Beredsamkeit gewiß alle Wünsche des Friedens zerschlagen und Tod und Krieg zur allgemeinen Losung gemacht haben würde — Lüssi, der Helfer, fehlte. Gewiß nur auf das Bitten seiner eigenen Freunde war er in Stans zurückgeblieben; denn sein unbeugsamer Sinn würde sich auch dort nicht verläugnet, und alle Gemüther überwältigt haben.

So ward, beinahe ohne einiges Handmehren, die neue Staatsverfassung angenommen.

Laut Beschluß der Volksversammlung wurden Abgeordnete an den Oberfeldherrn Schauenburg in Zürich gesandt, um mit ihm

den Friedensvertrag abzuschliessen. Man behielt sich beim Eintritt in die helvetische Republik vor, daß Nidwalden die katholische Religion unverletzt bewahren könne, daß Personen und Eigenthum gesichert seien, keine französische Truppen ins Land gelegt, oder junge Mannschaft ausgehoben, oder Waffen abgefordert werden. Schauenburg, zufrieden des blutlosen Sieges, empfing die Boten des Freistaats mit Güte, und sicherte die begehrten Gegenstände in schriftlicher Antwort feierlich zu. Die alte Landesregierung legte die Gewalt nieder, verwandelte sich in eine provisorische, um den Uebergang von der alten zur neuen Ordnung mit eigener Hand zu bereiten, und meldete dies Ereigniß dem seit vier Wochen in Aarau bestehenden Vollziehungsdirektorium.

---

## 4.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der fränkische Feldherr, welcher die Sache der Ungerechtigkeit gegen die Sache der Unschuld und gegen die Heiligkeit des Völkerrechts zu führen hatte, gezwungen war, den Nidwaldnern, wie andern demokratischen Kantonen, eine Kapitulation zu gestatten, wie die oben erwähnte. So rettete er seiner Regierung in den Augen Europens noch den Schein der Billigkeit und der natürlichen Ehrfurcht für Unschuld und Recht. Aber eben dieser den Bergvölkern gestattete Vertrag ließ über ihre Gesinnungen keinen Zweifel, früher oder später die an der Spitze blutiger Bajonette gereichte Staatsform wieder zurückstoßen und das alte Regiment herstellen zu wollen.

Frankreich, seit dem Frieden von Campo-Formio (17. Oktober 1797) gefürchtet, noch mehr gehaßt von den Königen des festen Landes, schien durch empörenden Uebermuth alle Völker und alle Fürsten trotzend in die Schranken zu fordern. Frankreich hatte nicht nur die Schweiz unterdrückt, sondern, wie diese, auch Ge-

nun von ihrer Gewalt abhängig gemacht. Der römische Kirchenstaat war zu einer Marionettenrepublik umgestaltet, der König von Sardinien aus seinem Piemont verjagt; Malta genommen und seine Orden zerstreut; Aegypten der bundesverwandten hohen Pforte entrissen.

Es war zweifellos, daß Europa nicht länger geduldige Zuschauerin so vieler und entehrender Mißhandlungen bleiben werde. Von allen Seiten erblickte man im Schatten der Friedenspalmen Kriegsrüstungen. Diese Rüstungen wurden die traurige Hoffnung aller Bergvölker Helvetiens.

So fest und sehnlich aber auch der Wunsch der Gebirgs-Kantone zur Aufrichtung ihrer alten Ordnungen war, hatte doch selbst das Unglück, unter dessen Paniere sich sonst wohl Todtfeinde versöhnen, nicht Macht genug, die Völkerschaften der Alpen für das gemeinsame Ziel zu verbinden. Jede handelte, wünschte und sorgte für sich allein, unbekümmert um die Nachbarn. Ohne Einheit des Plans und der Mittel brach sich ihre Wuth daher in vereinzelten, unzeitigen, unberechneten Aufruhren, deren jeder die Last drückender machte, welche sie abzuschütteln gemeint waren.

Eben jene Volksversammlung Nidwaldens, welche am 8. Mai feierlich die Einverleibung ihres bisherigen Staats in die neue helvetische Republik erklärt hatte, ließ, ohne ihn auszusprechen, den Willen deutlich vorblicken, daß sie ihrem Worte nicht treu bleiben werde. Sie dankte zwar ihre Krieger ab, aber befahl jeglichem, sein Gewehr nebst vierundzwanzig Patronen mit sich zu nehmen, wo dann alle Monat von den Trüllmeistern oder Unteroffizieren Nachsuchung gemacht werden sollte.

Der Geist, welcher diese Gegenden bewegte, war kein Geheimniß. Die, welche Einheit Helvetiens wünschten, mußten ihn fürchten. Daher erhob sich schon früh im helvetischen Staatsrathe Peter Ochs, ein Glied desselben, und schlug vor, sämmtliche

kleine Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden in einen einzigen zu verwandeln, um dem Gefährlichen vorzubeugen, was von sechsunddreißig Abgeordneten dreier Kantone, welche sich der Annahme der Konstitution so heftig widersetzten, zu befürchten sein dürfte.

Sein Gedanke fand Eingang. Wirklich wurden die drei Urkantone nebst dem von Zug in einen einzigen zusammengeschmolzen, welcher von nun an unter dem Namen Waldstätten erschien. Zwar gelang es durch diesen Schritt, welcher die Stimmen der Stellvertreter von achtundvierzig auf zwölf einschränkte, den Einfluß derselben in der Gesetzgebung zu schwächen; allein auf der andern Seite hatte man unbehutsam genug die Masse der mißvergnügtesten Völkerschaften so innig unter einander verbunden, wie sie es vorher nie waren, und ihnen eine Stärke verliehen, welche sie selbst nicht erwartet hatten. Zugleich hatte dieses Gesetz noch den Stolz der Urkantone verwundet, die sich, laut Ausspruch der Verfassungs-Urkunde, wenigstens geschmeichelt hatten, auch fernerhin als besondere Glieder der helvetischen Republik zu glänzen, und so — einen Schatten der ehemaligen Selbstständigkeit zu bewahren.

Es traten ihre Repräsentanten am 8. Juni in die gesetzgebende Versammlung der helvetischen Republik ein. Von Nidwalden erschien daselbst Franz Anton Würsch, um diejenige Landesverfassung handhaben zu helfen, wider welche er noch vor wenigen Wochen der Unversöhnlichste gewesen war. Sein ehemaliger Kanton, noch vor Kurzem unter den Waffen gegen Frankreichs Heere, erschien nun in einem Bezirk des Kantons Waldstätten zusammengeschrumpft, Distrikt Stans geheißen.

Ein Bürger des Hauptfleckens, Aloys Von Matt, wurde vom helvetischen Direktorium zum Regierungsstatthalter des gesammten Kantons ernannt; dieser wählte zu seinem Unterstatthalter

in Nidwalden den als Hauptmann in spanischen Diensten gestandenen Bürger von Stans, Ludwig Kaiser.

Beide Männer eröffneten ihre politische Laufbahn unter den gefährlichsten Verhältnissen. Als unmittelbare Beamte der vollziehenden Gewalt konnten sie keinen Befehl derselben vollstrecken, ohne sich in den Augen des leichtgläubigen, von schwärmerischen Priestern gestimmten Volks, als Mitschuldige aller wirklichen oder scheinbaren Bedrückungen und des Raubes uralter Rechtsame verdächtig zu machen. — Als Bürger Nidwaldens, als Blutsverwandte des Volks rechnete man ihnen jede Handlung, die mißfiel, zu doppelter Schuld an. Selbst ehevorige Verbindungen und Familien-Verhältnisse wurden Anlaß zweideutiger Auslegungen ihrer Thaten.

Aloys Von Matt besaß nicht die wissenschaftliche Ausbildung seines Unterstatthalters, ersetzte sie aber durch Erfahrung und Thätigkeit eines hellen Geistes, welcher die Fesseln der Vorurtheile abgeschüttelt hatte. Er kannte sein Volk, und hatte die Gaben, welche den Demagogen Noth sind. Wäre er zur Seite der Föderalisten gestanden, er würde ohne Mühe Günstling und Held des großen Haufens geworden sein. Der ewige Widerstand und Groll der Gegner erzeugten in seinem Herzen jene leidenschaftliche Bitterkeit, welche im Parteikampfe endlich auch dem gelassensten Manne selten zu fehlen pflegt.

Ludwig Kaiser, ein junger, talentvoller Mann, voll Liebe des Vaterlandes, dem er seine Mühe und sein Schwert geweiht hatte, redlich, unverhohlen, standhaft, war minder geschmeidig und volkisch, als jener. Gewohnt unter Kriegern zu leben, rauh, ernst, buchstäblich und streng in Pflichten, gewann er die Hochachtung derer, die ihn kannten, aber auch den mit Furcht gemischten Haß des Pöbels und der Pfaffen.

Es war einer der ersten und der verderblichsten Fehltritte der

Zentralregierung, daß sie die höchsten Kantonsbeamten aus der Mitte der Kantonsbürger wählte. Was dem unbekannten Fremdling verziehen worden wäre, ward dem Manne, der durch tausend kleine Nebendinge, durch stärkere und zartere Bande an seine Heimatsgenossen geknüpft war, zum Vorwurf; was man vom Fremdling als Wohlthat empfangen hätte, sah man vom Mitbürger als Schuldigkeit an. So gebrach fast überall in der Schweiz den öffentlichen Beamten das Zutrauen der Menge; und Furcht mußte nur zu oft die Stelle der Liebe ersetzen.

---

5.

Rapinat, Frankreichs Kommissär, und seine Gefährten entführten die Schätze der Städte. Die Schweiz lag mißhandelt, wie ein erobertes Land. Nicht nur, daß Feldherren und Kommissäre bald hie, bald dort bedeutendere Gegner der Revolution deportiren ließen, und Jammer stifteten in zahllosen Familien, verfuhren sie selbst gegen die von ihnen eingesetzten höchsten Gewalten der jungen Republik und deren Beamten ohne Achtung. Die beschimpften und verhöhnten Obrigkeiten, welche mit ohnmächtiger Kraft den Räubereien und Gräueln französischer Diktatoren entgegenrangen, fanden im Volke, welches sie zu schirmen nicht Macht hatten, keine lohnende Gesinnung der Dankbarkeit. — Frankreich, dessen Grundsätze ehemals siegreicher, denn seine Waffen, Europens Völker durchdrungen hatten, verlor hier das öffentliche Vertrauen eines Welttheils durch gewissenloses Spotttreiben mit den heiligsten Rechten der Menschheit.

Muthig ertrug man indessen alle Leiden im ebenen Helvetien, wo die Freiheit gewonnen war. In den Bergkantonen ward die Tirannei der französischen Machthaber minder empfunden, weil in

diese Heimat natürlicher Armuth nicht Schätze lockten, und unter den Waffen geschlossene Verträge die Raublust fesselten.

Während jene also für das kostbare Geschenk duldeten, und jeden Verlust als Opfer betrachten mußten, gährte in den Thälern der Alpen unaufhörlicher Mißmuth.

Zurückgestoßen, wie durch einen Zauberschlag, aus uraltgewohnten Verhältnissen, und hineingeworfen in unbekannte Formen, ward sich der Aelpler in eigener Heimat fremd. Betäubt durch die Ereignisse der letzten Monde, unvertraut mit neuen Vorgesetzten, Ordnungen, Namen und Gesetzen, wähnte er Gefahr, wohin er trat, sehnte er sich nach dem, was ihm durch Verlust wünschenswerther geworden. Eine ungeheure Zahl neuer Gesetze und Beschlüsse, mit Redensarten und Wörtern fremder Sprachen gemischt, flutete ins Land. Er verstand ihren Sinn nicht.

Leicht war es, unter solchen Verhältnissen, diese rohen Kinder der Natur zu täuschen, ihr geängstetes Gemüth mit Schreckbildern zu verwirren. Ihr Mißtrauen verachtete ohnehin alle Belehrung; ihre Furcht hing jedem Mährchen an, was durchs Land lief; ihre Sehnsucht nach Zurückkunft des Ehemaligen verwandelte sich in Erwartung desselben.

Und doch würden sich die gutmüthigen Hirten an die veränderte Gestalt der Verfassung gewöhnt haben, wenn die abenteuerlichen Gefahren, welche ihre Einbildungskraft fürchtete, nicht erschienen wären; sie würden sogar den Tausch liebgewonnen haben, wenn ihnen statt des vermutheten Elendes Vortheile erwachsen wären — aber sie sollten diese nicht sehen. Ihre Leichtgläubigkeit selber zog die fürchterlichsten Schicksale auf sie herab.

Die Geistlichen nämlich blieben der Staatsveränderung unversöhnlichste Feinde. Sie fürchteten nicht so sehr den Untergang des Christenthums, als ihrer Pfründen, Aufhebung der Klöster, Verbreitung der Wissenschaften, Vernichtung der Gewalt des Klerus.

Schon hatten die gesetzgebenden Räthe der Republik das sämmtliche Vermögen aller Klöster, Stifter und Abteien mit Beschlag belegt, und Besitzern und Verwaltern untersagt, von denselben zu veräußern. Schon war durch ein anderes Gesetz Klöstern beiderlei Geschlechts bis auf weitere Verfügung verboten, Novizen und Professen anzunehmen. Die angedrohte Aufhebung des Zehnten ließ den Seelsorgern gänzlichen Verlust des Unterhalts fürchten, und daß die Mehrzahl der Glieder im Direktorium wie in den Sälen der Gesetzgeber protestantischen Glaubens war, machte um Aufrechthaltung ihrer Kirche besorgt.

Doch vielleicht würde der Klerus noch geschwiegen haben, wenn nicht das Gesetz vom 12. Heumond bei Verlust der bürgerlichen Rechte jedem Schweizer die Leistung des Bürgereides zur Pflicht gemacht hätte.

„Es ist also, schrien die Diener des Altars, eidliche Verpflichtung, die römisch-katholische, alleinseligmachende Kirche zu zerstören! Wer diesen Schwur leistet, schwört sich vom Himmel los!“

Es erhob sich plötzlich ungestümes Treiben und Gähren in Zellen und Beichtstühlen. Aus den Klöstern Mels, Meran, und St. Gerold im Tyrol flogen warnende Boten durch das helvetische Hochland. Die Abteien von Einsiedeln und St. Gallen thaten nicht weniger für die Sache ihrer Kirche. St. Gallen, die Abtei, zog sich sogar unter den Schirm des deutschen Kaisers, welchen sie, als Reichsoberhaupt, „den höchsten Lehensherrn aller seiner Gerichtsbarkeiten“ hieß, und verband Bitte mit Trotz, die helvetische Regierung zu nöthigen, von der Forderung des Eides abzulassen*). Ja dies Stift erließ ein Umlaufsschreiben an den von ihm abhängigen Klerus, worin ihm feierlich verboten

*) Den Abdruck des Zirkulars, im schweizerischen Republikaner Jahrgang 98. 1. Band, Seite 616.

ward, den Bürgereid zu leisten, vor weltlichem Richterstuhl zu erscheinen und den Rechtsamen der Kirche etwas zu vergeben.

Mit diesem Geschrei der Priester und Mönche verband sich die Stimme der an den Grenzen umherirrenden Ausgewanderten. Sie weissagten die Nähe neuen Krieges, und Befreiung des Vaterlandes durch Gewalt kaiserlicher Waffen. Sie versäumten kein Kunstmittel, keine glückliche Stunde, den Mißmuth der Hirtenvölker wachsam zu halten, Gährungsstoff auszustreuen, kleine Aufstände zu erwecken, Parteihaß zu nähren, Volk und Obrigkeit wider einander zu erbittern, und Gesetzlosigkeit zu befördern.

Indem ihre Thätigkeit das Vaterland mit Zwietracht, Aufrühren und Blut füllte, hofften sie der Welt den unverwerflichsten Beweis vom Nachtheil der Staatsveränderung zu geben, und die ehemaligen Regierungen in glänzenderes Licht zu stellen; durch Zerreißung aller öffentlichen Ordnung die Schweiz zur leichtern Kriegesbeute des Hauses Oesterreich zu machen, und diesem im Innern der Alpen durch eine Kette von Verschwörungen und Rebellionen ein Hilfsheer zu erwerben.

An ihre Pläne schloß sich die Schaar der um Aemter, Privilegien und Ansehen trauernden Geschlechter; es schloß sich an sie jeder, mehr oder minder in seinen Hoffnungen Gekränkte; es schloß sich an sie die Leichtgläubigkeit des Volks, welches von Gerüchten und Prophezeiungen betäubt, die Religion in Gefahr, das Vaterland an Frankreich verkauft glaubte, bald vor ungeheuern Abgaben, bald vor der Möglichkeit zitterte, die junge Mannschaft übers weite Weltmeer entführt, mit den Franzosen in Aegypten und Indien fechten zu sehen.

---

6.

Die Geistlichkeit von Nidwalden, in geheimer Verbindung mit St. Gallen, mit den Ausgewanderten und den Klöstern des Tyrols, wetteiferte mit diesen in politischer Geschäftigkeit, legte in Beichtstühlen und Versammlungen Bitterkeit in die Brust der Hirten. Der Kaplan Kayser von Stans wagte es sogar, von der Kanzel herab der neuen Verfassung Hohn zu bieten. Als der Unterstatthalter ihn zur Verantwortung berief, antwortete der Kaplan: „Daß weder weltliche Macht einen Priester Gottes vor ihren Richterstuhl fordern könne, noch daß ein Priester sich vor solchem Gericht beurtheilen ließe."

Sein Muth erhob ihn in den Augen der Menge zum standhaften Bekenner des Glaubens. Der Beifall stärkte seinen Märtyrertrotz. Er und Lüssi ließen von nun an weder vor Statthalter noch Gerichten den Muth sinken. Der geistliche Kommissär des Bischofs von Konstanz in Luzern, Crauer, belobte den Heldensinn dieser Männer in eigenhändigen Sendbriefen: „Ihr habet, schrieb er, wie es katholischen Priestern zusteht, nach den Gesetzen und Verordnungen der Kirche gehandelt."

Die Regierung inzwischen, um solchen Händeln keine Wichtigkeit, und nicht durch Strafen der Schwärmerei Reiz zu geben, übte Gelindigkeit. Stolzer feierten die muthvollen Bekenner ihren Triumph, und ließen in der Gnade der Obrigkeit dem Volke deren Schwäche blicken. Die Aelpler ehrten der Priester Hochsinn, und theilten mit ihnen Haß und Verachtung der weltlichen Vorsteher. Sie zweifelten nicht, daß Standhaftigkeit Alles erpochen, und des Kaisers Krieg gegen Frankreich endlich den Kreis der Landsgemeinde wieder aufschließen würde. Doch keiner hatte Gedanken des Aufruhrs; denn auf Alpen und in Thälern mit ihren Heerden beschäftigt, empfanden die Hirten keine Spur des oft geweissagten Jammers.

Aber die Priester eilten, ihre Vorhersagungen zu erfüllen. Nidwalden hatte den Bürgereid zu schwören, welchen die Verfassung befahl. „Jetzt! riefen Mönche und Geistliche, jetzt, ihr armen Unterwaldner, naht der große Augenblick! Ihr sollt Treue schwören der heillosen, ärgerlichen, gottesvergessenen Verfassung; ihr sollt Treue schwören den Verwüstern der Kirchen und Altäre; ihr sollt Haß schwören der Demokratie oder Volksregierung, welche künftighin in euern Augen Anarchie oder Zügellosigkeit sein soll! Wollet ihr es? Wollet ihr nun fluchen, was eure glorwürdigen Väter bauten? Wollet ihr euch nun mit schwerem Eid lostrennen von euerm ewigen Wohl? Wollet ihr nun umtauschen auf immer das heilige Kreuz gegen den Freiheitsbaum, dessen Wurzeln der Hölle entsproffen, dessen Gipfel dem Himmel trotzet, und dessen Schatten alle Laster deckt?“ *)

Solche Sprache konnte des Zwecks nicht fehlen. Der alte Trotz der Alpenhirten erwachte in ungebeugter Stärke. Wirthshäuser, Kapellen, Hütten und Tempel tönten von dumpfen Verwünschungen des „Büchleins“ wieder. „Nun rührt's an unsere heilige Religion!“ riefen die Weiber: „Wehe dem, der den Schwur gibt!“

Wohlgefällig empfanden die Priester von Stans den seit Monden entbehrten süßen Genuß geistlicher Hoheit noch einmal. Und wie leicht ist es, des Volkes kindische Fantasie mit düstern Bildern zu schrecken! wie leicht die rohe Kraft des Naturmenschen zu spannen, und durch die Geheimnisse und Schrecken der Religion zu jedem Ziele hinzujagen!

Von den Märkten der Stadt Luzern, wohin aus den benachbarten Landschaften und Kantonen wöchentlich die Bauern strömten, um die Bedürfnisse des Lebens einzukaufen, oder ihres Fleißes

*) S. Der schröckliche Tag ꝛc. an mehrern Orten, welche die damaligen Gesinnungen des Unterwaldner Klerus darstellen.

Frucht feil zu bieten, kehrten die Hirten nie, ohne eine Menge seltsamer Gerüchte in die Heimat zurückzutragen. Diese Gerüchte, falsch verstanden, noch falscher wieder erzählt, gewannen an Glaubwürdigkeit, was sie an Wahrscheinlichkeit einbüßten. Viele erzählten von des Kaisers ungeheuerm Kriegsheer, von seinem nahen Einbruch, von der Wiederherstellung der alten Ordnung. Andere von den blutigen Niederlagen der Franzosen in allen Theilen der Welt. Andere von umgeschlagenen Freiheitsbäumen, Aufrühren und Weigerungen der Kantone, den Bürgereid zu schwören.

Einsiedelns von den Engeln geweihte Kapelle, wohin sonst alljährlich Tausende aus allen Gegenden der katholischen Schweiz und Deutschlands zu wallfahrten pflegten, war von den Franzosen zerstört. Desto zahlreicher aber wurden nun die Pilgerschaften der Andächtigen zu unserer lieben Frau zum Schnee auf dem hohen Rigiberge. Eben diese Ausfahrten dienten den Mönchen zum leichten Mittel, sich der Gemüther des Volks zu bemächtigen, und zum Widerstande gegen des Eides Leistung zu entflammen.

Wirklich brachen in den verschiedensten Gegenden der Schweiz um diese Zeit einzelne Aufstände aus. Sie wurden aber leicht durch Muth der Beamten, durch Treue der republikanisch-gesinnten Landschaften, und durch Truppenbewegungen der Franken gedämpft.

Selbst im Bezirk Schwyz gelang es anfangs ohne Aufwand von Kraft, die bedrohte Ruhe zu schirmen. Auch dort standen Geistliche an der Spitze der Verschwörungen Im Dorfe Morschach, auf einer Felsenhöhe am Seeufer, südwärts von Brunnen gegen Uri gelegen, hatten sich, von ihrem Pfarrer und dessen Vikar verführt, vierzig Männer verbunden im Monat Julius, alle Gemeinden des Bezirks aufzuwiegeln, die Kapitulation zu brechen, und die Anhänger der neuen Verfassung, Patrioten geheißen, zu ermorden. Der schauerliche Anschlag fand Verräther; man verhütete die Vollziehung des Verbrechens, ohne die Rädelsführer zu strafen.

Alle diese unglücklichen Auftritte um Nidwaldens Grenzen hatten für die Hirten dieses Geländes Reiz des Beispiels. Sie sehnten sich, ihren Priestern und der Welt den angestammten Muth zu zeigen, für die wankende Kirche Gottes in den heiligen Streit zu gehen.

Noch stand Ludwig Kayser, der Unterstatthalter, unerschrocken dem furchtbaren Triumvirat der drei Priester Lüssi, Käßli und Kaplan Kayser entgegen. Getreu der Pflicht, verschmähte er ihr Drohen, und rang er dem Strom der Schwärmerei durch Hilfe der redlichsten Männer des Landes entgegen. Doch die bethörte Menge hörte nur des Priesters Wort.

Die Geistlichen schloßen Bund mit leitsamen Demagogen in allen Dorfschaften, und hielten regen Briefwechsel in entfernten und benachbarten Kantonen. Fremdlinge, gesandt von Feldkirch und Konstanz, der schweizerischen Ausgewanderten Zufluchtsort, kehrten bei ihnen ein, und hinterbrachten geheime Botschaften Lüssi vertraute allen, die zu ihm aus den Gemeinden kamen, daß der Kapuziner Paul Styger von der kaiserlichen Armee angekommen sei; daß derselbe von Männern großen Ranges Auftrag habe, an Uri, Schwyz und Unterwalden zu melden, Oesterreich werde ungesäumt zu Hilfe ziehen; und sollten sie angegriffen werden, bevor es mit Heeresmacht angerückt sein würde, müßten sie sich standhaft wehren, und glauben, es werde mit seinem Schwerte ihre alten Rechte erneuern. Er gab vor, daß in den ersten Tagen des August ein kaiserlicher Offizier, noch triefend vom Schweiß, ihn in die „Rieden“ berufen, und mit Vorweisung eines Briefes gemeldet, wie der Kaiser den 15. August die Schweiz angreifen würde *).

---

*) Die Rieden sind eine Gegend bei Stans mit zerstreut in den Matten liegenden Hütten geheißen.

Bald waren die geweihten Diener Gottes durch glänzende Vorspiegelungen Meister und Lenker aller Gemüther. Doch scheint es, daß sie selbst, ungeblendet von den Botschaften der Ausgewanderten, nicht früher des Aufruhrs Zügel schießen lassen wollten, bis Oesterreich wirklich den Krieg angekündet, und Helvetien angegriffen haben würde. Bis dahin war es ihnen genug, den Stand der Gährung und Gesetzlosigkeit zu unterhalten; die Kraft der neuen Obrigkeiten zu lähmen; Waffen und Kriegsvorräthe in tiefer Stille sammeln*), und die Nachbarschaften durch Ausgesandte ermuntern zu lassen.

Länger konnte der Statthalter Ludwig Kayser nicht gelassenen Muthes die einbrechende Verwirrung dulden. Schon drohten die Lärmer lauter; schon verkündeten sie, mit dem Untergang der Republik, Rache an deren Freunden; schon legten die Unterbeamten, zitternd vor der Wuth der Menge, ihre Stellen nieder; schon wagte Niemand ohne Beben, die Gesetze der Regierung bekannt zu machen, oder deren Befehle zu vollstrecken.

Das Direktorium, von der Gefahr naher Empörung benachrichtigt, schickte den Regierungsstatthalter Von Matt gen Stans, den Nebel des Trugs zu zerstreuen.

Er kam. Volk und Priester wurden versammelt. Er redete die Sprache des warnenden Mitbürgers. „Warum, liebe Mitbürger, sagte er, diese Gährung? Niemand will euch die Religion eurer Väter rauben. Und wenn man es wollte, ich würde mich an eure Spitze stellen, und heute noch mit euch ziehen. Aber unsere Verfassung verbürgt uns ungestörten Gottesdienst. Die Einschränkung einiger Privilegien der Geistlichkeit ist keine Vernichtung der Religion. Hat nicht selbst einst unser Landsmann Lüssi auf dem Konzilium zu Trident im Namen der ganzen katholischen Schweiz

---

*) Der schröckliche Tag &c. S. 61.

gegen die Ausnahme der Priester vor den Gesetzen protestirt? — Man sagt euch, die Kapitulation werde gebrochen, so ihr mit den Franken schlosset. Und worin wird sie denn gebrochen? Eure Religion blieb ungefährdet; euer Eigenthum, eure Sicherheit ist auf keine Weise verletzt worden; keine Truppen berührten den Boden eurer Heimat. — O, Mitbürger, noch ward der Vertrag nicht gebrochen. Wollt ihr ihn selbst vernichten? Ihr seid auf dem Wege dazu. Aber dann sprechet mir nichts mehr von Religion, von ihren Dienern, und von der Kapitulation. Sie sind dann nur der Deckmantel eurer Ungebundenheit! — Ihr tröstet euch mit der Hilfe des Kaisers? — Noch steht der Friede von Campo-Formio. Aber sollte er zerrissen werden, wird die Nation, deren Waffen seit sechs Jahren die Hälfte unsers Welttheils bezwangen, vor dem entkräfteten Oesterreich fallen? — Und könnet ihr, Landleute von Unterwalden, Abkömmlinge eines Baumgarten, eines Melchthal, vielleicht durch eigene Thorheit fremden Fürsten hingeworfen werden wollen zur Entschädigung? O so müsset ihr erst schamvoll die Geschichten unserer Väter verbrennen; ihr müßt erst die ehrwürdigen Denkmäler ihrer Thaten niederreißen. — Wollt ihr das? Könnet ihr das? Bürger, Brüder, alte Freunde, nein! Ihr waret getäuscht, betrogen, und kanntet den Abgrund nicht, an den man euch verrätherischer Weise gelockt hat!"

So redete Von Matt, der Regierungsstatthalter. Allein die rührendste Kraft des Wortes verlor ihre Gewalt über die befangenen Gemüther; die Schilderungen grenzenlosen Unglücks, wohin der Wahnsinn leite, wurden, gleich Weissagungen der Feigheit, belächelt.

Die Priester erklärten, daß keiner den Bürgereid ablegen würde, ohne Erlaubniß des Bischofs von Konstanz. Der Pfarrer von Ennetmoos wiederholte feierlich dieses Wort. Die Bauern rauschten Beifall. Von Matts Ermahnungen waren vereitelt. Er ver-

ließ, von bangen Ahnungen gedrückt, schnell die Fluren seiner Heimat.

Aber jetzt noch, unter stürmischen Aussichten, sank Ludwig Kaysers, des Unterstatthalters, Muth nicht. Noch kannte er der Geistlichen manche, welche mit Liebe für Ordnung und Stille, Entschlossenheit fühlten, für sie zu handeln. Es ward bekannt, daß Crauer, der bischöflich=konstanzische Kommissär, verschiedenen Gliedern des Nidwaldner Klerus schriftlich die Eidesleistung empfohlen, und sie von Aufwiegelung der Landleute abgemahnt hatte. Diesen Anlaß benutzte jener Beamte, die Geistlichkeit des Bezirkes zu einem Kapitel im Kapuzinerkloster von Stans zu berufen; — es war sein letzter Schritt, Eintracht und Versöhnung zurückzuführen, dem Volke Frieden, den Gesetzen die geraubte Würde, den Freunden besserer Grundsätze Sicherheit für Leben und Eigenthum wieder zu geben.

Es war der 18. August. Des Landes Seelenhirten erschienen; ihr Vorsteher war Pfarrer Käsli. Der Statthalter trat zu dem versammelten Kapitel. Die große Frage wegen des Bürgereides ward angeregt; die Antworten über dessen Zulässigkeit fielen verschieden; die himmlischen Gemüther wurden voll irdischen Zorns

Einer der Geistlichen, Namens Blättler, hatte jedoch den Muth, der wüthenden Menge seiner Amtsbrüder entgegenzustehen. Er zog eine Schrift hervor, vom bischöflich=konstanzischen Kommissär Crauer verfaßt, worin derselbe den Bürgereid, ohne die mindeste Gewissensverletzung, zu leisten erlaubte. „Ha, schrie der Vorsteher: mag er schreiben, der Kommissär, was er will, ich erkenne ihn nicht als unsern Obern!“ Ihm stimmte Lüssi mit bei, der Helfer von Stans: „Der Eid zertritt unsere Religion!“ rief er Dreimal forderte Blättler vergebens die Vorlesung des kommissarischen Sendschreibens, dergleichen auch Lüssi empfangen haben sollte; andere in der Versammlung stimmten ebenfalls dazu. Aber der

Vorsteher gebot Stillschweigen, und Lüssi weigerte sich, dergleichen vorzuzeigen, auch wenn er es empfangen hätte*).

Während dieses Zankes der hochwürdigen Männer hatten sich, zufällig, oder heimlich berufen, mehrere Bauern beim Kloster zusammengerottet. Ihr wildes Ansehen und Toben verkündete, daß ihnen schon die Gewissensfrage gelöset sei. Ihr lärmendes Wesen ward zum Mittel, diejenigen Glieder des Kapitels zurückzuschrecken, welche wider den Sinn der Käsli, Lüssi, Kaiser u. s. f. wagen würden, den Eid gefahrlos zu nennen.

Der Klerus ließ den Statthalter abtreten, um endlich den Entschluß zu fassen. Nach herbem Wortwechsel ward beschlossen: „dem hochwürdigsten Bischof nach Konstanz alle Umstände, den am 7. April geschehenen feierlichen Eid, die Stimmung des Volkes vorzustellen, und sein Gutachten in dieser wichtigen Angelegenheit zu vernehmen."

Inzwischen war der Statthalter von den zusammengeströmten Bauern im Garten des Kapuzinerklosters umringt worden. Sie schrien ihm zu: „Kein Eid! kein Eid! Verflucht sind die heillosen Ketzer und Schelmen, die ihn fordern!"

Der Statthalter versuchte die Verblendeten zurückzuführen; er sprach vom Zweck des Eides, und von der Gefahrlosigkeit der Religion. Umsonst. Seine Worte wurden Oel in angeschürten Flammen. Grimm blitzte aus Aller Augen. Sein Ernst vermehrte ihr Wüthen. Man fluchte ihm, als einem Feinde Gottes und der Priester; man stürzte auf ihn ein. Seine obrigkeitliche Würde ward vergessen. Von Religionswuth und Wein benebelt, drohte der Schwarm ihm den Tod, und die Drohung ward That. Einer

*) Prozeßakten contra Kaspar Joseph Lüssi, Helfer zu Stans. Depositio Nr. 6. 9. 10. — Die Ursachen der Weigerung scheint Lüssi selbst anzugeben in der Broschüre: „Der schröckliche Tag" rc. Note zu Seite 50.

der Rasenden warf ihm den Strick um den Hals, unter wildem Jauchzen der andern. Mit Mühe ward er durch die Gemäßigtern befreit und gezwungen, in die Versammlung des Klerus zurückflüchtend, sein Leben zu retten. Die Aufrührer belagerten die Pforten des Klosters. Sie befahlen dem Statthalter, seine Stelle niederzulegen, und dem Kapitel Abbitte zu thun.

„Was ich bisher gethan, sprach der Statthalter, war meine Pflicht. Warum mißhandelt ihr mich, daß ich dem Gesetz gehorche? Ich sehnte mich nie nach Aemtern. Ich bin Soldat, und entbürde mich hiemit einer Stelle, die nur Vaterlandsliebe mich bewog zu übernehmen.“

Lächelnd sahen Käsli und Lüssi des biedern Beamten Entwürdigung; gleich großmüthigen Siegern reichten sie ihm die Hand zur Versöhnung und ermahnten die umstehenden Bauern: „ihm weder an Leib noch Leben Leid zuzufügen.“

So endete die Versammlung der Priester an diesem Tage. Sie war das Losungszeichen des allgemeinen Aufstandes. Der Statthalter wurde als Gefangener aufs Rathhaus geschleppt, und mit ihm andere der angesehensten Bürger, welche entweder öffentliche Beamten, oder Freunde der neuen Staatsverfassung waren.

---

## 7.

Während das Landvolk sich allen Freuden überließ, fleißiger zu Kirchen, Kapellen und Wirthshäusern fahrtete, die Priester segnete, die Regierung verwünschte, Siege träumte und über Entwürfen der Rache lag, genossen die drei geistlichen Führer Nidwaldens nicht ohne Zagen den Sieg, der sie übereilt zu haben schien. Zwar war der Wechsel ihrer bisherigen Verhältnisse glänzend Sie, noch vor wenigen Tagen die Unterdrückten, von den Gerichten Verfolgten,

daß die Religion den verlangten Bürgereid nicht verbiete; daß sie durch ihn unentweiht bleiben würde. Ernstlich ermahnten der Pfarrherr von Schwyz und die Mönche zum Gehorsam gegen das Gesetz.

Dieser Ausspruch ehrwürdiger und im Lande hochgeachteter Männer drohte die Hoffnung der Verschwornen zu vernichten; denn viele von den Landleuten wandten sich von ihnen, nun ihr Gewissen beruhigt worden. Doch hartnäckiger tobten die andern, welche Gährung unterhalten wollten. „Jene Geistlichen," schrien sie, „haben Menschenfurcht. Sie wagen es nicht, frei ihren Sinn zu bekennen. Eilen wir selbst zu den neuen Obrigkeiten; lassen wir uns von ihnen den Inhalt des Eides auslegen, und solchen mit dem Inhalte unserer blutig erfochtenen Kapitulation vergleichen."

Die Ausschüsse begaben sich also aufs Rathhaus, wo am 19. August das Gericht des Bezirks versammelt saß. Auch fanden sie dort den Regierungsstatthalter Von Matt, und einige Glieder des Kantonsgerichts und der Verwaltungskammer gegenwärtig. Joseph Fischli ein Landmann von Ibach, sprach im Namen der Ausschüsse, und verlangte die Ablesung der fünf Kapitulationsartikel.

Man erfüllte das Begehren. Doch nur drei dieser Artikel waren eigentlich in der schriftlichen Urkunde ausgedrückt; zwei andere fehlten, weil sie nur auf mündlichen Versicherungen des Oberfeldherrn Schauenburg beruhten.

Ungeachtet dies den Häuptern des Aufstandes nicht unbekannt war, begannen sie doch furchtbares Toben. Die Landleute geriethen in Wuth, wegen der in der Urkunde mangelnden Punkte. Vergeblich verschwendete man Bitte und Warnung. Niemand hörte. „Wir sind verrathen!" schrie der Haufen: „wir müssen uns selbst unser Recht schaffen!"

Ein Mitglied des Kantonsgerichts, Meinrad Suter von

Schwyz, ein sanfter, von Jeglichem geliebter Mann, sprang auf den Tisch, um zum Volke zu reden. Aber weder die ehemalige Achtung der Mitbürger, noch seines Herzens Güte schützten ihn. Er verließ seinen gefahrvollen Platz, und berathschlagte mit dem Regierungsstatthalter über Mittel, den Sturm zu beschwören.

Endlich schlug man den anwesenden Landleuten vor, die gesammten Kapitulationspunkte schriftlich abgefaßt dem Feldherrn Schauenburg und dem helvetischen Direktorium zur Unterschrift und Bestätigung einzusenden.

Dieses Versprechen schien alle Gemüther zu beruhigen. Die Volkshaufen zerflossen. Jeder eilte zur Heimat in die entlegenen Thäler und Gebirge zurück.

Von Matt, der Regierungsstatthalter, welcher nicht ohne Grund neue Volksbewegungen fürchtete, fand es angemessener, den Drohungen der Empörer zu entrinnen, als den Augenblick der Gefahr in der Mitte der übrigen Kantonsgewalten zu erwarten. Er verließ Schwyz (den 20. August) als der sonntägliche Gottesdienst die Hirten beschäftigte.

Der Ruf von seiner Flucht verbreitete sich schnell, und gab den Häuptern des Aufstandes neue Kühnheit. Schon am folgenden Morgen wallten aus allen Gegenden zahlreichere Ausschüsse zum Hauptorte. Zwei beredte, von den Bauern hochgepriesene Landleute, Felix Richmuth und Balthasar Holdener, wurden durch Rathschläge und hochherzige Worte die Helden des Tages. Vierzig bis fünfzig mit Knütteln bewaffnete Männer von Morschach bildeten eine Leibwacht der Anführer.

Hundert Entwürfe wurden gegeben und vernichtet. Die einsichtsvollern und reichern Bürger des Landes, welche in dieser Verwirrung unausweichliches Unheil erblickten, versagten vorsichtig den Verhandlungen ihre Theilnahme. Endlich trafen die Wünsche der

den Nachbarkantonen, und im Lande ohne einen Mann, der Entschlossenheit und Volksgunst gepaart hätte, sahen sie sich gezwungen, überall selbst an die Spitze zu treten, und ihre Personen zum ersten Opfer der Rache einer beleidigten Regierung zu machen. Dies zu vermeiden, und günstigere Zeiten zu erlauern, beschlossen sie den langsamen aber sichern Weg gütlicher Unterhandlung.

Die alte, demokratische Verfassung wurde daher nicht sogleich wieder erneuert; sondern, um wenigstens den Schein zu bewahren, nicht zuerst die Kapitulation mit Schauenburg gebrochen zu haben, durchs Volk ein einstweiliger Distriktsstatthalter, in der Person des Altlandvogts Zelger, an die Stelle des Verhafteten ernannt.

Zelger hatte die Achtung der Landleute, und wegen seiner Frömmigkeit und Vorliebe für die alte Staatsverfassung der Priester Vertrauen. Allein kränklich und schüchtern, wie er, entsprach er nicht dem Bilde eines Volksführers, wie es den Geistlichen vorschwebte.

Inzwischen ließen diese es bei der Wahl und dem Beschluß bewenden, wie Schwyz, vier Abgeordnete nach Aarau zu senden, um der Regierung die Klagen des Landes vorzutragen. Pfarrer Käsli und Helfer Lüssi begnügten sich, dem Volke noch einmal die Gefährlichkeit des Bürger-Eides für das Seelenheil zu schildern, und den „Zorn der Unterwaldner gerecht zu heißen gegen des Unterstatthalters Kayser freches Betragen," in geistlichen Angelegenheiten schalten zu wollen.

Die Abgeordneten eilten gen Aarau. Aber schon in Luzern fanden sie unerwartete Hindernisse zur Fortsetzung ihrer Reise. Fränkische Truppen zogen gegen die unruhigen Waldstätte. Man weigerte den Gesandten der Unterwaldner den Paß, bevor die im Hauptflecken Stans gefangen liegenden Beamten nicht in Freiheit gestellt sein würden.

Dieser Forderung glaubte das ausgelassene Volk nicht entsprechen

zu dürfen. — Männer, welche es als Feinde seiner Freiheit und kirchlichen Rechtsame anzusehen gelernt hatte, Männer, beladen vom Fluch der Geistlichkeit, und gereizt durch die Schande des Kerkers, schienen durch Zurückerstattung der entrissenen obrigkeitlichen Macht furchtbarer zu werden, als sie vorher gewesen waren.

Doch Lüssi, Käsli und ihre geistlichen Gehilfen, entschlossen, durch jedes Opfer allzufrühem, gewaltsamem Bruch vorzubeugen, eilten die ersten unter das Volk, für Freilassung der Gefangenen zu reden. Ihre Klugheit hüllte sich in den Glanz der Großmuth Sie baten für ihre Feinde. Die Landleute wurden versammelt. Statthalter und Gerichte wurden wieder anerkannt in voriger Würde, mit dem Zusatz: „daß man den freigelassenen Gefangenen in Zukunft weder bei Wein noch Wasser Vorwürfe über das Vergangene machen solle.“

Jetzt begaben sich die Abgeordneten gen Aarau. Doch schon am andern Tage, nachdem sie die Ufer von Nidwalden verlassen hatten, empfing das Distriktsgericht von Stans Befehl, sich ohne anders des geistlichen Triumvirats zu versichern.

Ludwig Kayser, der Statthalter, kaum dem Kerker und dem Tode entgangen, wagte noch einmal den gefahrvollen Versuch, mit Hilfe der wenigen ihm treu gebliebenen Bürger, das Land zu retten. Bewaffnete sollten sich schnell des Zeughauses, des Pulverthurms, der Grenzen gegen Luzern bemeistern, die drei Priester ausheben und nach der letztgenannten Stadt führen. So wären der bethörten Menge die Waffen und ersten Aufwiegler und Führer zugleich entwunden worden.

Allein der Anschlag ward den Priestern verrathen. Man rieth ihnen zur eiligen Flucht. „So sei es denn!“ erwiederten sie mit den Worten des heiligen Gregor von Nazianz: „Ist wegen meiner dieser Sturm entstanden: so will ich mich freiwillig ins

Meer stürzen, wenn damit der Sturm gestillt und das Volk gerettet werden kann!"

Wirklich machten sich ihrer zwei mit Behendigkeit auf den Weg. Aber schnell war das Gerücht von ihrer Flucht und den Anstalten des Statthalters durchs Thal geflogen. Die Bauern strömten bewaffnet zusammen gegen den Flecken Stans, wo schon mit treuen Wachten Pulverthurm und Arsenal besetzt waren. Die Landleute zerstreuten diese Wachten, führten die flüchtigen Priester zurück, und sprachen ihnen Muth ein.

Unterdessen hatten die Nidwaldner Abgeordneten die Hauptstadt der Republick erreicht. Sie wandten sich an das Vollziehungsdirektorium. Ihr Wortführer war Franz Anton Würsch, Mitglied des gesetzgebenden Raths, welcher, uneingedenk seiner Pflichten gegen die neue Republick, deren Mitvorsteher er geworden, zum Schutz der empörten Bewohner seiner Heimat redete.

Mit Unwillen hörte das Vollziehungsdirektorium, welches von diesen Boten Nidwaldens Versicherungen gänzlicher Unterwerfung erwartet hatte, die Forderungen derselben. Es beantwortete solche mit einem Beschluß, dem gemäß der aufrührerische Bezirk sich den verfassungsmäßigen Obrigkeiten bis zum 30. August unterworfen, und die vornehmsten Anstifter und Helfershelfer der Empörung, den Pfarrer Käsli von Beggenried, den Kaplan Kayser, den Helfer Lüssi, den Joseph Obermatt (Scheuber) genannt Schneideri Sep, den Meinrad Amstad, den Melchior Käsli, genannt Mühli-Melch, den Anton Joller u. s. w. an den Regierungsstatthalter Luzerns ausgeliefert haben sollte.

Früher schon hatte das Direktorium Maßregeln anderer Art ergriffen, um das Feuer des Aufruhrs einzugrenzen, daß es nicht die Nachbarschaften entzünde. Aller Verkehr von Menschen, Vieh und Waaren war mit jenen Bezirken aufgehoben. Reisende von dort her wurden der schärfsten Prüfung unterworfen, bei jedem

Verdacht festgehalten, und ihre Verhaftnehmungen sogleich durch Eilboten der Regierung angezeigt.

Ehe noch Nidwalden die Verrichtungen seiner Gesandten in Aarau erfahren hatte, war schon dort die alte Unordnung zurückgekehrt. Die Priester, da sie sahen, das Ungewitter ziele endlich gegen sie selbst, hielten den Landmann nicht länger zurück. Sie zogen umher, streuten Schmeicheleien und stolze Hoffnungen aus, lehnten sich auf den Schutz des Kaisers, und erzählten, wie sie geheime Boten an ihn gesandt, und diese mit dem Bericht zurückgekommen: „Daß Unterwalden der letzte aller Kantone wäre, welche den Wiener Hof um Hilfe angerufen hätte." Sie sammelten Anhänger um sich her, hielten Versammlungen in ihren Häusern, und auf den Rieden, um über Kriegsrüstungen zu berathschlagen; schickten beredsame Männer gen Uri und Schwyz, das Volk zur Theilnahme zu reizen, und gen Obwalden, daß es Widerstand leiste, falls die fränkische Macht über den Brünig gen Nidwalden vordringen wolle.

---

## 8.

Als in Nidwalden die Boten von Aarau zurückgekommen waren, ward das Volk zur Landesgemeinde berufen.

Es stand das Volk im Kreise zu Wyl an der Aa. Nach alter Sitte aber fehlte mit dem Landesschwert der Landammann, um die Versammlung zu führen. Entschlossen bestieg Pfarrer Käsli von Beggenried die erhabene Erdplatte. Die Beschlüsse der Regierung, welche Unterwerfung und Auslieferung der Rädelsführer befahlen, wurden auf sein Geheiß verlesen.

Unwille, allgemeiner und wilder, als die Priester ihn angefacht zu haben meinten, donnerte in der Versammlung. — „Nein!

nein!“ schrien tausend Stimmen, und alle Augen funkelten Wuth, „sie fordern unser Blut! sie fordern die Häupter unserer Seelsorger! Ziehet die Sturmglocken! es gilt unsere Religion! Der Nothfall ist da, wo wir zu kämpfen geschworen haben! Sie brechen die Kapitulation! Hoffen wir nun auf Gott und auf die alles vermögende Fürbitte Mariä!“

Pfarrer Käsli erhob sich. In langer Rede zürnte er gegen das Gift der Konstitution und gegen „die Früchte des unseligen Freiheitsbaums“. „Und soll mein Blut fließen,“ schrie er, „o so schlage man mir lieber hier vor der Landsgemeinde den Kopf ab, als daß man mich an die Zerstörer der Throne und göttlichen Altäre ausliefere.“

Auch Helfer Lüssi eiferte feuriger, denn jemals, gegen die Staatsverfassung, die der Geistlichkeit heilige Rechte unter ihre Füße rolle, und weltlichen Händen preisgebe. „Als wir geweiht wurden,“ sprach er, „da haben wir geschworen, unsern geistlichen Obern getreu zu sein. Und wir sind es! — Angegriffen ist jetzt die römisch-katholische Religion, und wir leben wieder in den schauerlichen Tagen der ersten Christenverfolgung! Gebrochen ist uns das Wort der Kapitulation — wir dürfen sie nicht länger halten! Beweiset nur Muth, o ihr frommen tapfern Unterwaldner, nur Muth! und es wird kein Franzose wagen, über eure Grenzen einen Fuß zu rücken!“

Es ward ein Kriegsrath angeordnet, und beschlossen, für Religion und Vaterland den letzten Tropfen Bluts zu wagen.*)

---

*) Doch nicht bei allen mochten diese ehrwürdigen Triebfedern spielen, sondern beim verarmten Pöbel oft Lüsternheit nach dem Eigenthum der Begüterten. — An einer Landsgemeinde im Distrikt Stans, da es eben um Krieg und Friede zu thun war, rief ein rüstiger Vaterländer: „Er wolle Krieg, so könne auch einmal ein ehrlicher Mann

Jauchzend verließen die Bauern den Landsgemeindeplatz. Ihr Geschrei hallte von den Felsen wieder. In stolzer Schwärmerei dünkten sie sich unüberwindlich. Kriegsgetümmel scholl in allen Dörfern. Feuerröhre, Säbel, Pulver und Blei wurden herbeigeschafft. Junge Weiber bewaffneten sich, um an der Seite ihrer Gatten in den Tod zu gehen, oder halfen Patronen machen, Verhaue und Schanzen anlegen auf offenen Grenzen. Man errichtete Batterien, führte Kanonen auf, senkte Pfähle unter das Wasser des Sees, um Landungen zu erschweren, und unterließ nichts, was zur Schaffung des gewaltigsten Widerstandes nöthig war.

Alle diejenigen, welche bisher, der angenommenen Verfassung getreu, ihr das Wort geredet, oder nicht in die wilde Schwärmerei des übelgeleiteten Haufens gestimmt hatten, ergriffen die Flucht, und retteten sich durch unwegsame Gebirge mit Weibern und Kindern gen Obwalden, oder in die Sicherheit der Stadt Luzern.

Mit Entsetzen sah die Schweiz auf jene ehemals glücklich gepriesenen Gegenden hin, welche nun zur blutigen Bühne aller Leidenschaften von Priesterhänden geweiht ward.

---

## 9.

Der Präsident im Kriegsrath des empörten Unterwalden war ein ehemaliger Rathsherr, genannt Remigi von Büren, ein verarmter und schwacher Mann. Doch er lieh nur den Namen: der Helfer von Stans, Lüssi, war Haupt und Seele des Kriegs-

---

zu irgend einem wohlfeilen Gut oder Wiesen kommen!" Siehe Businger's, Pfarrers von Stans, „Wort der Beherzigung an seine verunglückten Mitbürger von Waldstätten." Basel, 1799. 8. S. 47.

raths. Er wohnte, mit einer Pistole bewaffnet, die er neben sich auf den Schreibtisch legte, den Sitzungen desselben bei; seine Stimme ward vor allen andern zuerst gefordert, und so groß war seine Gewalt, daß Niemand ihm zu widersprechen wagte; daß er selbst Verhöre anstellte und Verhaftsbefehle ertheilte. Er ermahnte die furchtsamern Räthe, nicht „wie Rohr im Winde zu wanken, sondern auf Gottes und Mariens Beistand zu zählen“.

Sein Muth, seine Beredsamkeit begeisterte zuletzt auch die Feigen. Jeder ergab sich in das unausweichliche Schicksal.

Inzwischen war die Frist verflossen, welche den Aufrührern zur Rückkehr bewilligt worden war. Schauenburgs Heere näherten sich in einem großen Ringe den Gebirgen Unterwaldens. Die helvetische Regierung, zitternd vor den nahen Gräueln, forderte noch einmal das unglückliche Volk zum Gehorsam auf, und verschob den Zeitraum der Strafe bis zum sechsten Herbstmonds. Sie hoffte, es werde der Zeit gelingen, Besonnenheit unter die berauschten Schaaren zurückzuführen; sie hoffte, der Anblick des fränkischen Heeres werde die Hirten erschüttern, welche, ungewohnt des Kriegs, kein anderes Geschäft, als die Pflege ihrer Heerden kannten. Vergebens! Von Religionswuth waren Greis und Kind trunken; tausend Gefahren gaben tausend neuen Kräften Leben, und das menschenfreundliche Zögern der Regierung galt dem Trotz der Hirten für Feigheit. Sie wollten Krieg. In ihm fanden sie Ruhm oder Märtyrertod — gleich wünschenswerthe Güter für begeisterte Schwärmer. Unerschrocken harrten sie im Lager bei Ennetmoos, an den Grenzen gegen Obwalden, und am Seeufer bei Stansstaad, und auf den Höhen der Landspitze bei Buochs am See, dem Tage des entscheidenden Kampfes entgegen.

Der Kriegsrath setzte inzwischen seine Bemühungen fort, die Nachbarschaften zu Aufruhr und Hilfe anzumahnen. Er schickte thätige und gewandte Männer an die Landleute von Obwalden,

Schwyz, Uri, Entlebuch und in andere Gegenden. Doch von keiner Seite ward seinem Ansinnen entsprochen.

Lüssi, unermüdet, erhielt das Volk im Rausch. Er verließ nur die Versammlungen des Kriegsraths, um sich in das Lager seiner Getreuen zu begeben. Seine Reden entflammten die Einbildungskraft. „Männer von Unterwalden!“ rief er oft, „verzaget nicht. Ihr streitet für Gott, und Gott wird euch nicht verlassen! In wenigen Tagen wird seine Hilfe erscheinen. Fürchtet euch nicht! er, der ehemals Wunder that, um seine Kinder zu retten, wird sie auch uns thun. Gebet Acht, kein Franke wird über unsern Boden schreiten! Ihre Kugeln werden eurer keinen verwunden, der im Vertrauen auf Gott und Mariens Beistand kämpft.“

Begierig hörten die Hirten die Verheißungen ihres Priesters. Einige Landleute erzählten, die Mutter Gottes gesehen zu haben, wie sie Abends von Rickenbach am Gebirg in einem Stern gegen die Grenzen auf Ennetmoos geflogen. — Das Gerücht von dieser Erscheinung lief schnell durchs Land, und befestigte der Wankenden Muth.*)

Von Schwyz und Obwalden wurden freilich die rührendsten Ermahnungsschreiben an den Kriegsrath eingesandt, daß er sich ergeben und das drohende Unglück des Volks abwenden solle. „Nicht

*) Der Wunderglaube war in den kleinen Kantonen so groß, wie er vielleicht nie in den finstern Zeiten der mittlern Jahrhunderte gewesen. Ich belege dies mit einer Stelle aus Businger's, Pfarrer von Stans, Wort der Beherzigung an seine verunglückten Mitbürger von Waldstätten. Basel, 1799. 8., wo er Seite 23 sagt: „Alle alberne Mährchen der Vorzeit wurden da wieder aufgewärmt. — Es wurden zu Einsiedeln und in andern Klöstern ganze volle Magazine von Bildern, Amuletten, Täfelchen und andern dergleichen frommen Erfindungen verbraucht und unter das leichtgläubige Volk ausgetheilt. Jeder dieser Art Waaren ward eine besondere

doch!" rief Lüssi bei Verlesung des Briefes von Obwalden: „dies ist das letzte Schreckensbild von dorther. Die haben mehr Furcht, als wir. Mit uns streitet der Allmächtige. Die Franken dürfen, können nicht einrücken." Eben so befahl er den von Schwyz angemeldeten Boten zu sagen: wenn sie vom Volk gesandt seien, werde der Kriegsrath sie anhören; wenn sie Namens der Verwaltungskammer oder der Regierung da seien, sollten sie den Rückweg nehmen, woher sie gekommen.

Während die gläubige Menge der bewaffneten Hirten auf Wunder harrte, sich in Waffen übte und Rosenkränze betete, schien dennoch, je näher der große Tag der Entscheidung heranzog, dem geistlichen Triumvirat bang zu werden. Lüssi brachte sein Vermögen, so in Baarschaft und Gültbriefen bestand, wohlbedächtig in Sicherheit; Kaplan Kayser entwich sogar heimlich bei Nacht aus dem Lande.

Doch neuer Muth erwachte in Allen mit der Erscheinung eines andern Geistlichen, der freiwillig aus seiner Sicherheit hierher in die Gegend der Gefahr eilte, um mit den begeisterten Unterwaldnern ihr Loos zu theilen. Es war der Kapuziner Paul Styger. Dieser unter allen Schweizern, welche die Wiederherstellung der Eidgenossenschaft versuchten, der thätigsten und berühmtesten

---

Wirkung wider Kugeln, Schüsse und Verwundungen beigelegt, und das wonnetrunkene Volk steckte selbige, als seine Kokarden, auf Kleider und Hüte. Von Wahrsagungen und Prophezeiungen ertönte jedes Dorf und jede Gemeinde. Bald ward kein Fleck mehr, der nicht seinen Propheten hatte, und keine Gemeinde, die nicht an ihre eigenen Wunder glaubte. Ich habe es aus dem Munde aller Wahrheit würdiger Zeugen, daß am unglücklichen 9. September 1798 mancher von einer feindlichen Kugel annoch röchelnd in die Worte brach: Mein Gott! dieser und jener Geistliche haben uns doch versichert, daß keine feindliche Kugel angehen werde!"

einer, hatte sich schon während des Krieges der Berg- und Waldkantone gegen Frankreich einen Ruf gegründet. Verschlagen und ehrbegierig, vertraut mit der Bauern Gemüthsart, und unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, wußte durch Beispiel und Rede keiner, wie er, den Landmann zu lenken. Nachdem die neue Verfassung in Helvetien eingeführt worden war, hatte er sich mit andern geflüchteten Mönchen auf St. Gerold im Tyrol begeben. Von hier aus unterhielt er lebhaften Briefwechsel mit den zurückgebliebenen Männern seines Sinns.

Als nun die Unruhen im Gebirge gegen den Bürgereid erhoben wurden, kehrte er in Bauerkleidern heimlich in das Land Schwyz zurück. Auch durchstreifte er Unterwalden, wies den Leuten Briefe, worin der Kaiser Beistand, Volk und Waffen, Geld und Lebensmittel versprach; breitete Prophezeiungen aus, welche von dem heiligen Nikolaus von der Flüe stammen sollten; vertheilte wunderthätige Amulete, welche gegen Schuß und Hieb den Körper unverwundbar machen könnten; verhieß denen, welche für alten katholischen Glauben und für alte Freiheit wider Vermuthen fallen dürften, die Krone ewiger Herrlichkeit, und setzte durch wundersame Mährchen, vorgespiegelte Hoffnungen und witzige Einfälle alle Leidenschaften in Bewegung.

Der Kapuziner verkündete bei seiner Ankunft in Nidwalden den Zuzug von zweitausend Mann Hilfsvölkern aus Schwyz und Glarus; er zeigte zur Bekräftigung seines Worts Briefe. Auf einem prächtigen Hengst, in Jägertracht, mit wehender Feder auf dem Hut, und an der Seite den Säbel, besuchte er der Unterwaldner Lager auf dem Drachenried bei Ennetmoos und bei Stansstaad. Staunend sah ihn das Volk und vernahm es seine Worte. Er ermahnte zur Eintracht, zum Muth und zur Beharrlichkeit. „Fürchtet euch nicht vor den französischen Kugeln!" rief er oft: „sie treffen und verwunden euch nicht; wir werden siegen,

auch wenn wir angegriffen werden sollten vor Ankunft der kaiserlichen Armee. Wehren wir uns standhaft, und seid versichert, daß wir die Franzosen aus der ganzen Schweiz vertreiben, und bis zum Neujahr unsere Erdäpfel mit einander zu Paris schälen werden! Nur weg mit der helvetischen Konstitution, sie ist eine ketzerische Lehre; keine Kapitulation mit dem Direktorium, es ist eine Zusammenkunft höllischer Geister!"

Schauenburg hatte inzwischen seine Brigaden durch Obwalden gegen den Kernwald rücken lassen. Landungsschiffe, in Luzern gesammelt, zogen bei Winkel am jenseitigen Seeufer zusammen, auf dessen Höhen Batterien angelegt waren, so wie bei Hergiswyl, um über den See die Dorfschaften Stansstaad und Kersiten erreichen, und die Landung decken zu können.

Als sich am dritten Herbstmond in der Morgenfrühe drei Schiffe der Franken dem Unterwaldner Ufer näherten, um die Anstalten der Insurgenten zu beobachten, wurden sie durch das Feuer einer Batterie bei Kersiten zurückgewiesen. Das Gleiche geschah an den beiden folgenden Tagen, anfangs mit fünf, hernach mit neun Schiffen.

Jetzt war die letzte Frist verstrichen. Schauenburg rüstete sich zum großen Angriff. Er hatte 12,000 bis 16,000 Mann geübter Streiter unter seinen Befehlen.

Die Nidwaldner stellten diesem Heere die schwache Zahl von kaum 2000 Hirten entgegen, welche auf zehn verschiedenen Punkten an den Grenzen vertheilt waren. Ihre Artillerie bestand aus acht Kanonen, von welchen sechs zur Beschirmung der Seeufer, und zwei andere gegen die Obwaldner Grenzen gebraucht wurden.*)

*) S. Der schröckliche Tag rc. S. 67. Schauenburg in seinem Schreiben an den General Jordy erwähnt aber zwölf eroberter Kanonen.

Am siebenten und achten Herbstmonds spien die fränkischen Batterien vom gegenüberliegenden Ufer bei Winkel und Hergiswyl einen Hagel feuriger Kugeln gegen Kersiten und Stansstaad, ohne beträchtlichen Schaden; eben so wenig gelang es den Landungsschiffen der Franken, weit vorzurücken. Auch begannen lebhafte Postengefechte bei Alpnach, am südwestlichen Busen des Sees der Vierwaldstätte, und beim Kernwald gegen Obwalden, jenseits der Kapelle St. Jakob.

Die angreifenden Franzosen erlitten schon in diesen Tagen beträchtlichen Verlust. Die Unterwaldner, fast sämmtlich erprobte Scharfschützen, hinter aufgeworfenen Erdwällen, Verhauen, in Gebüsch und zwischen Felsen versteckt, zählten nicht mehr, als einen Todten und einen Verwundeten.

Dies Glück machte die Hirten kühner. Die Weissagungen ihrer Priester schienen in Erfüllung überzugehen. Der Franken furchtbares Kartätschenfeuer reizte nur zum Spott. Entschlossen sah man neuen Angriffen entgegen.

Auch weit umher in den Nachbarländern verbreitete sich das Gerücht vom Verlust der Franken und dem muthvollen Widerstande Nidwaldens. Die Mißvergnügten in allen Grenzkantonen erwachten. Sie rüsteten insgeheim Aufstand, und Unterstützung der bedrängten Hirten. Noch ein unglücklicher Versuch Schauenburgs, und die Rebellion rings umher hätte sein ganzes Heer verschlungen. Viele Tausend Zuschauer hatten sich auf die benachbarten Gebirgshöhen begeben, um den Ausgang der Gefechte zu beobachten. Boten flogen hin und her, von Gemeinden zu Gemeinden.

Am ungestümsten schlug das Herz der Schwyzer. Sie sehnten sich, Hilfe zu leisten. Um das Ueberlaufen des Volks dahin zu verhindern, hatte die Verwaltungskammer des Kantons Waldstätten eine Wache von zwanzig Mann an die Schifflände von Brunnen ausgestellt, auch bei Verlust des Vaterlandes verboten, den Re-

dellen Beistand zu geben. Allein beinahe zweihundert Landleute überwältigten am 8. Herbstmonds die Wacht, bemächtigten sich der Quartierfahne von Brunnen und erzwangen die Ueberfahrt nach den Ufern von Unterwalden.

Helfer Lüssi, als er die Ankunft der Schwyzer vernahm, eilte ihnen, begleitet von seinen Vertrauten, entgegen. Er sprach ihnen freundlich zu, und rief: „Nur gutes Muthes, ihr wackern Männer, wir werden obsiegen! Laßt's euch wohl sein; an Essen und Trinken soll's nicht fehlen!“ — Dann wandte er sich an den Bauherr Imlin, Führer der Schwyzer-Freiwilligen, und sagte: „Den Franken soll ihr Angriff übel bekommen. Mit uns ist Gott und der Sieg! Einigkeit herrscht unter uns. Die übeldenkenden Schurken sind geflüchtet; wären sie doch schon längst gegangen!“

Auch aus Uri stießen dreißig Männer von Seelisberg mit ihren Schützenfahnen zu den Nidwaldnern.

Schauenburg hatte bisher nur die Stärke und Stellung der Aufrührer erforschen wollen. Den eigentlichen allgemeinen Angriff bestimmte er auf den neunten Tag des Herbstmonds.

Schon mit Anbruch des Morgens schnarchte der Wiederhall der Kanonen durch die Gebirge entlang. Die Franken rückten gleichzeitig von allen Seiten hervor.

Am lebhaftesten erglühte gleich anfangs jenseits St. Jakob an den Obwaldner Grenzen der Kampf, wo ohngefähr sechshundert Nidwaldner in freier Ebene hinter Erdwällen standen. Von einem Kartätschenhagel bestürmt, verließen sie bald die gefahrvolle Stellung, erklimmten die buschigten Berghalden, welche das Drachenried umschließen, und zogen unter beständigem Kampfe auf eine Anhöhe, eine halbe Stunde vom Hauptflecken Stans entlegen, welche mit zwei Kanonen besetzt war.

Das Feuer der Scharfschützen verbreitete den Tod unter die in der Ebene vorrückenden Franken. Demungeachtet versuchten es die

Letztern in zwei getrennten Schaaren, die Berghöhe zu erstürmen. Man schlug sich unter dem ununterbrochenen Donner des Geschützes mit dem Bajonett. Felsenstücke rollten von den Bergwänden zerschmetternd nieder. Die Franzosen wichen; stürmten zum andern Mal und wieder vergebens. Sie verdoppelten das Kanonenfeuer gegen die Nidwaldner Batterie auf der Höhe, und versuchten mit einer starken Schaar den linken Flügel der Aufrührer zu werfen. Hier aber standen kampflustig auf dem Gebirg Schwyzer und Urner. Sie stritten mit dem stolzen Grimm sieggewohnter Helden. Auch hier mußten die Franken nach blutigem Verluste den Versuch aufgeben, wie am rechten Flügel der Nidwaldner, der sich an den Rotzberg lehnte, berühmt in den Geschichten der Vorzeit. Die Franken, um den Rotzberg zu umgehen, zogen sich an dem schönen Wasserfall hin, welchen die Wanderer bewundern. Doch als sie zwischen Felsen einen engen Pfad betraten, begrüßte sie mörderisches Feuer der Scharfschützen, die im Walde versteckt harrten. Sie wankten und flohen mit Hinterlassung ihrer Todten.

Manche Stunde schon, und nicht glücklicher, hatten auch auf der Seeseite die Franken gefochten. In drei Abtheilungen schwammen gegen dreißig bemannte Fahrzeuge unter dem Donner des Geschützes gegen das Ufer Nidwaldens. Aber die Vertheidiger ihrer Heimat achteten nicht des Kugelregens. Sie stritten als Verzweifelte; für sie war im Leben oder im Tode nur Gewinn, die himmlische Krone christlichen Märtyrerthums, oder des Sieges Lorbeerkranz.

Lüssi, während seine Schaaren kämpften, betete für sie, wie einst Moses, im Tempel. Er las die Messe, und theilte das Nachtmahl aus an die Krieger, welche der Andacht pflogen. Als diese fragten, ob sie unsern Herrgott empfangen dürfen, wenn sie schon nicht mehr nüchtern seien? erwiederte er: „Kommet nur, und kommunizirt, es macht nichts!“

Mit Todesangst erwartete er den Ausgang des Kampfes. Als die ersten Botschaften einliefen vom Vorrücken der Franken, stürzte er bleich, mit entstellter Miene in sein Haus, rang die Hände und rief: „Es geht doch erschrecklich! Die Urtheile Gottes sind unerforschlich! Man muß brav beten!“ Da er aber vernahm, daß der Feind schon gegen den Hauptflecken Stans vordringe, ergriff er muthlos die Flucht.

Unterwegs begegneten ihm Weiber, theils unbewaffnet, theils mit Knitteln versehen, die von Buochs und andern Orten herbeieilten, Theil zu nehmen am Kampfe. „Eilt,“ rief er ihnen zu, „die Franzosen sind geschlagen. Einige von euch müssen gegen Ennetmoos, andere gegen Rotzloch!“ Als ihn einige Umstehende ermahnten, „um Gottes und Mariens willen das Weibervolk nicht in die Gefahr, sondern in ihre Häuser zurückzuschicken,“ erneuerte er seinen Befehl, und die unglücklichen Weiber gingen in den Tod, inzwischen er noch mehr Hilfe zu holen vorgab, und sein Leben rettete *).

Mit ihm flüchtete auch frühzeitig der Pfarrer Käsli. Selbst der Kapuziner Paul Styger suchte in schneller Flucht sein Heil. Als schon der Sieg für die Franken entschieden war, ermahnte dieser noch im Dorfe Buochs, seine Flucht zu decken, das Volk zu standhafter Gegenwehr. Er warf einen großen Säckel voll Geldes stolz auf den Tisch hin, und rief: „Dies kömmt vom Engländer! Alle Kosten müssen bezahlt werden!“ Dann stellte er das Volk in Ordnung. Das Gewehrfeuer begann. Bald loderten hoch

---

*) Lüssi flüchtete ins Tyrol, wo er eine Vikarstelle besaß, bis ihn die Amnestie-Erklärung nach dem 28. Oktober 1801 in seine Heimat zurückführte. Bei der Insurrektion im Spätjahr 1802 ließ er sich zum Pfarrer wählen. Der Bischof von Konstanz aber erklärte wiederholt, daß er solcher Wahl die Einwilligung weigern werde.

die Flammen brennender Häuser im Dorfe. Paul Styger aber war verschwunden.

Wirklich hatten um die Mittagsstunde Schauenburgs Brigaden den Sieg nach unzähligen Opfern erfochten. Einige Bataillone waren von Obwalden über die hohen Alpen, Großächerli geheißen, gegen Stans herabgestiegen. Siebenzig Scharfschützen auf der Gebirgshöhe, ihnen Widerstand zu leisten, zogen übermannt, doch langsam und fechtend, gegen Thalwyl, und von da tiefer hinab in die Erlen.

Fast zu gleicher Zeit, nach vielem Blutvergießen, hatten die Franken bei Kersiten gelandet, den waldigten Bürgenberg am See erstiegen, von wo aus sie die Ebene von Stansstaad beherrschten und den bestürzten Kämpfern die Flucht abzuschneiden drohten.

Jetzt erst sahen die unglückseligen Schlachtopfer des Priesterstolzes ihrer Heimat Verwüstung, ihr unermeßliches Elend und den Trug heilloser Prophezeiungen. Sie wandten sich und flohen. Wohin ihr Blick fiel, brannten ihre Häuser, ihre Ställe; schwebten Rauch und Flammen um ganze Dorfschaften, und die ehernen Schlünde brüllten ihnen ewig nach. Zerstreut in Gebüschen und Matten kämpften verzweiflungsvoll die Fliehenden. Weiber und Kinder setzten dem eindringenden Sieger ohnmächtige Arme entgegen. Man schlug sich mit Knütteln, Aexten und Sensen. Man forderte, man gab keine Gnade. Die wüthenden Soldaten kannten keine Grenzen ihrer Rache. Sie raubten, sengten und brennten, mordeten und wurden gemordet. Priester an den Altären, Säuglinge in den Wiegen, Weiber, Männer, Kinder und Greise wurden erbarmungslos niedergemacht; Töchter und Mütter wurden auf offener Straße geschändet; selbst der todten Weiber schonte des Soldaten viehische Lust nicht. Mit Lebensgefahr und schwachen Erfolges stämmten sich viele Hauptleute, von Menschlichkeit bewegt, den entsetzlichen Ausschweifungen ihrer Krieger entgegen. Unter

ihnen nennt die Geschichte mit Rührung die Namen eines Müller und Mainoni, Anführer der 14. und 44. Halbbrigade. — Ein unverwelklicher Bürgerkranz von den Händen der bessern Menschheit dem Gedächtniß dieser Edeln! — Aber die Kannibalenwuth konnte nur in Erschöpfung eigener Kraft ersterben. Wohin man sah, wälzten sich Feuer und Dampfwolken über zusammenstürzende Wohnungen, Kapellen und Kirchen; kämpften Männer; bluteten Sterbende. Wohin man hörte, scholl der Donner des Geschützes, das Krachen eintrümmernder Balken und Mauern, das Gewinsel der Verwundeten, das Gebrüll der Verzweiflung. „Wir haben viel Volks verloren," schrieb der Oberfeldherr Schauenburg an Jordy gleichen Tages, „dies war bei der unglaublichen Hartnäckigkeit dieser bis zur Raserei tollkühnen Menschen unvermeidlich. — Es war der heißeste Tag, welchen ich jemals gesehen habe."

Um sechs Uhr Abends war Nidwalden von den Franken erobert und das Gefecht geendet. Aber nicht gesättigt war der Grimm der Soldaten. Noch setzten sie einige Tage lang Raub und Brand fort, und schossen die in die Wälder Geflüchteten nieder. Schauenburg hielt endlich selbst seinen Einzug und setzte namenlosen Gräueln ein Ziel. Unterwalden nid dem Kernwald war ein großes ungeheures Grab; die Ruinen der Dörfer und Hütten dampften ein schreckliches Todtenopfer.

Nach den auf Befehl der Regierung veranstalteten Untersuchungen ergab sich, daß an diesem Tage von den Nidwaldnern 386 Personen das Leben verloren hatten, worunter allein 127 Weiber und Kinder gezählt wurden. Es waren 316 Häuser, 229 Scheunen und 83 Nebengebäude ein Raub der Flammen. Der Verlust an Raub und Brand ward auf 1,498,606 Gulden geschätzt.

Im Gefecht selbst waren kaum 100 Unterwaldner gefallen; der größere Theil der Todten waren abgelebte Greise, Kranke, und solche, die nicht fliehen konnten.

Ungeheuer, und außer allem Verhältniß, war hingegen der Franken Verlust. Nur an Verwundeten zählte Schauenburg schon denselben Tag, laut seinem eigenen Briefe, 350 Mann. Der Todten waren, nach den Aussagen der obern Befehlshaber, einige Tausend. Bestimmt hat man deren Zahl nie erfahren mögen.*)

Dies war der Ausgang eines Aufruhrs, welcher, der Priester Werk, blutiger Zeuge ihrer Gewalt und der Unwissenheit und Kraft eines der kleinsten schweizerischen Hirtenvölker ward.

Wäre dieser Gewaltschritt zehn Monden später gethan, und zeitverwandt gewesen mit den Aufständen in Schwyz und Uri, als Massena vom Erzherzog Karl bis in das Innerste der Schweiz zurückgedrängt wurde: wahrlich, Helvetien wäre für Frankreich verloren gegangen, und der ganze Strom späterer Ereignisse hätte eine andere Wendung empfangen. — So ward umsonst das Blut der Unglücklichen vergossen, und der gräßlichste Tag in der neuern Geschichte der Schweiz ging ohne große Folgen auf die Schicksale des Vaterlandes zu den tausenden vor ihm, deren sich Keiner erinnert.

---

## 10.

Schwyz und Uri, als sie Nidwaldens Loos sahen, unterwarfen sich schaudernd, und übergaben den einrückenden Franken ihre Waffen. Doch selbst Schauenburg, dem Sieger, erpreßte der Anblick von Stans, dies schreckliche Ueberbleibsel eines verwüsteten Paradieses, Klage. Er ließ die Einwohner aus den Wäldern rufen, täglich

---

*) In der Flugschrift: „Der schröckliche Tag," wird die Stärke der fränkischen Armee auf 12,000 Mann, und ihr Verlust allein an Todten 8464 angegeben; die Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe entblößt sich selbst.

1200 Rationen Brod und Fleisch unter sie vertheilen, ihr Korn, ihr Salz und andere verschonte Vorräthe bewachen gegen der Soldaten Raublust, und die zerstreut umherschwärmenden Heerden sammeln und den Eigenthümern zurückgeben.

In Helvetien aber war nur eine Stimme, ein Wille, als das Elend Nidwaldens laut ward. Alle Parteien vergaßen weinend ihres Zwistes, und eilten den für ihren Irrthum herbe bestraften Brüdern Unterstützung zu geben an Geld und Lebensmitteln und Kleidern.

Einige Bürger von Bern sammelten Almosen für Nidwalden*); andere edelmüthige Familien von Zürich und Basel folgten dem schön gegebenen Beispiele.

Auch das Direktorium der Republik, indem es die gesetzgebenden Räthe aufforderte, Gerichte zu bestimmen, vor welchen die Häupter des unseligen Aufruhrs gestraft werden könnten, und zu beschließen, daß die Güter der Rebellen verwendet würden, die Familien der in Vertheidigung der Konstitution umgekommenen, oder sonst dafür leidenden Patrioten zu entschädigen, und daß die Waisen dieser Patrioten auf Kosten der Republik erzogen werden sollten, trug es zugleich darauf an, daß in ganz Helvetien eine Steuer zu Gunsten der Brandbeschädigten des Distrikts Stans ausgeschrieben werden möchte.**)

---

*) Die ersten in Bern waren Nägeli und Comp., Ruvier und Ferrier, Gebrüder, und besonders Lauterburg, Gebrüder, und Pfarrer Müßli. Solche Namen darf die Geschichte nicht den nachkommenden Geschlechtern verhehlen. Ihre Aufforderung in Hallers helvetisch. Annalen, 49. Stück. In Zürich zeichnete sich besonders durch menschenfreundliche Thätigkeit der Diakonus Geßner aus.

**) Der Ertrag der Kantonalsteuer belief sich, nebst den bei der Regierung eingegangenen Partikularsteuern, auf 89,477 Frank. 1 S. 11 D. —

Die gesetzgebenden Räthe zu Aarau, als ihre Verhandlungen den trauervollen Gegenstand berührten (es war in der Sitzung vom 19. Herbstm.,) theilten die Empfindungen des Schmerzes und Unwillens mit allen Schweizern.

Im Großen Rath erglühte vor allen Rüzets Zorn. Er forderte, daß „alle Vipern und Schlangen, die den Namen eines Geistlichen und selbst den eines Menschen entehren, und die das Volk verführen, vor ein Tribunal gezogen, und selbst die Abwesenden durch Anheftung ihres Bildnisses an Rad und Galgen, gestraft werden; daß die Viperrnnester zerstört werden möchten, von denen alles Unheil auszog, die Klöster Einsiedeln und St. Gallen.“ — „Nein,“ entgegnete Huber von Basel, „das Unglück, das bewirkt wurde, soll unsere Rache stumm machen!“ — Blattmann von Zug, welcher schon vor mehrern Tagen darauf gedrungen hatte, die unruhigen Gegenden mit Waffengewalt unter das Gesetz zu beugen, seufzte jetzt: „Möge dies das letzte Bruchstück der scheußlichen Wirkungen des Fanatismus sein!“

Mehrere Glieder dieser Versammlung hatten begehrt, dem Sieger und seiner Armee, die gegen Rebellen für die gerechte Sache gestritten, Dank zu bezeugen, und öffentlich zu erklären, daß beide sich um das Vaterland verdient gemacht hatten.

Dagegen erhob sich Escher von Zürich mit männlichem Edelsinn. „Auch ich,“ sprach er, „ehre den Muth, womit Schauenburgs Heer den Aufstand in Unterwalden unterdrückt hat, und fühle ganz die schrecklichen Folgen, welche entstanden wären, wenn sich die fränkische Armee durch den hartnäckigen Widerstand hätte zurückschrecken lassen. Aber so sehr ich diesen Muth ehre: so leb-

---

Dazu kamen noch aus Partikularsteuern für kriegsbeschädigte Kantone überhaupt 4,200 Fr. und von Seiten des Staats aus dessen Kassen 21,131 Franken.

haft verabscheue ich die unmenschlichen Grausamkeiten, welche unmittelbare Folgen des Siegs waren, und nie werde ich dazu meine Stimme geben, daß man von einer Armee erkläre, sie habe sich um unser Vaterland verdient gemacht, wenn sie solche Gräuelthaten verübte, wie in Unterwalden vorgefallen sind! Gern hingegen trage ich darauf an, daß wir erkennen, diejenigen fränkischen Offiziers, welche sich mit Muth und selbst mit Gefahr ihres Lebens der Wuth ihrer Soldaten widersetzten, und den Unmenschlichkeiten Einhalt zu thun trachteten, haben sich nicht nur um unser Vaterland, sondern um die Menschheit selbst verdient gemacht!"

Man fühlte inzwischen, wie schwierig es sei, nur einem Theil der fränkischen Macht Dank zu bezeugen, und weihete daher das höchste Lob dem ganzen Heere.

Der Wahnsinn des Parteigeistes, welcher Helvetien zu dieser Zeit berauschte, und zu immer grenzenloserm Unheil hinriß, fand nicht sein Grab unter den Aschenhügeln von Stans. Wie ein verjüngtes Gespenst stieg er vielmehr aus denselben hervor.

Diejenigen, welche laut oder heimlich den Untergang der neuen Republik wünschten, beklagten den Fall Nidwaldens nur als mißlungenen Versuch, und gesellten die Manen derer, welche von der Furie des Priesterstolzes zum Tode geführt waren, zu den Schatten jener beneidenswürdigen Helden, welche bei St. Jakob und Thermopylä einst für Freiheit, Vaterland und Menschenrecht sich dem erhabenen Untergang gewidmet hatten. Andere, welche mit Stärke der Leidenschaft noch Staatskunst und hellen Blick vereinten, bedauerten jenes Ereigniß mit einem Verdruß, welchen jeder übelberechnete, unbesonnene Schritt, zu falscher Zeit gethan, erregt.

Die leidenschaftlichen Feinde der ehemaligen Staatsverfassung hingegen errötheten, eine Thräne auf das Grab ihrer verblendeten Mitschweizer zu vergießen. Sie sahen nicht die Menschheit, sondern nur die politische Partei. Ihre Rache, hätte sie die Pforten

der dunkeln Ewigkeit entriegeln können, würde vielleicht den Geistern der Unglücklichen noch dorthin gefolgt sein.

Selbst die damalige Regierung der Republik, weit entfernt über der Leidenschaften stürmischen Drang erhaben zu sein, ließ sich von ihnen zu würdelosen Entschlüssen hinfluten. Ihre Wohlthätigkeit, ihr Mitleiden war nicht allen Unglücklichen, sondern ausschließend den Patrioten geweiht; nur deren Verlust wollte sie entschädigen, nur deren Waisen erziehen. Ja, als sie vernahm, daß Schauenburg in dem ihm nun unterworfenen Bezirk von Schwyz eine erzwungene Steuer von 60,000 Franken erhob, trug sie, statt solcher Willkür zu wehren, oder vom Feldherrn die Bestimmung einer Brandschatzung zu erfragen, ihm und seinem Heere den Gewinn davon als belohnendes Geschenk an. War bei des Vaterlandes bedrängten Umständen dieses verschwenderische Anerbieten einer dürftigen Regierung unrühmlich an sich: so ward durch Schauenburgs edle Antwort die Schmach davon noch fühlbarer. „Mein und meines Heeres innigstes Verlangen ist," schrieb er, „daß jene eingetriebenen Summen nicht anders, als zur Tröstung der unglückseligen Werkzeuge des Fanatismus und des Aufstandes verwandt werden."

Von einem schrecklichen Rausche genesen, sahen die Einwohner Nidwaldens auf ihren kläglichen Zustand, und empfingen sie die herbeiströmenden Wohlthaten. Mehrere Dörfer, wie Stansstaad, Kersiten und Buochs, waren niedergebrannt, andere nur zum Theil, wie der Hauptflecken Stans, alle aber geplündert und verwüstet. Zwischen den Trümmern ihrer ehemaligen Wohnungen, ihres ehemaligen Glückes suchten sich die zerstreuten Glieder der Familien wieder auf. Manche waren geflüchtet, manche unter den Todten; dunkel waren noch lange die Schicksale der Vermißten. Das Kind schrie umsonst nach der Mutter, die Mutter vergebens nach dem Kinde; die Braut ohne Trost um den Geliebten.

die Noth des gegenwärtigen Augenblicks nicht zu überwinden vermag, der für die dringendsten Arbeiten, welche die Bedürfnisse des Landes erheischen, die unentbehrlichen Arme versagt, und so alle wahren Hilfsvorkehrungen entweder ganz, oder zum Theil vereitelt. Noch größer werden die Schwierigkeiten durch den Geist der Gesetzlosigkeit und Anarchie, der, als eine unausbleibliche Folge reindemokratischer Verfassungen, dem Volke von seinem vorigen Zustande, den man kaum eine Staatsgesellschaft nennen konnte, noch anhängt, und der sich an den heilsamsten Verfügungen, sobald sie durch die öffentlichen Autoritäten geleitet, und nicht der Willkür eines jeden überlassen sind, mit unbiegsamem Starrsinn widersetzt. Die geträumte Unschuld des Hirtenlebens findet sich hier so wenig, als irgendwo in der wirklichen Welt; vielmehr läßt Selbstsucht und Eigennutz die Nothwendigkeit gemeinnütziger Anstalten und die Vereinigung zu gegenseitiger Hilfe nicht einsehen, und beurtheilt auch jetzt die dahin einschlagenden Maßregeln der Regierung nicht nach den Absichten, die ihnen zum Grunde liegen, sondern schreibt dieselben lediglich dem Besorgnisse neuer Unruhen und Volksbewegungen zu."

Die frühe Klage des Ministers ward vom fruchtlosen und langsamen Erfolge der überlegtesten und heilsamsten Bemühungen in der Zukunft nur zu laut bestätigt.

Truttmann erwartete von der Noth, daß sie die beste Lehrerin des Volkes werden würde. Statt durch unbesonnene Ausspendung einlaufender Wohlthaten den Bettel zu begünstigen, und das träge Volk im „frommen Nichtsthun" zu erhalten, schaffte er Arbeitsstoffe und Werkzeuge, namentlich zur Baumwollen- und Seidenspinnerei an, den Erwerbsfleiß zu reizen. Wenige mochten aber seine Anstalten benutzen, und fanden es am Ende gemächlicher, zu hungern, und ihr Dasein aufs Kärglichste zu unterhalten, als zu arbeiten.

Er versuchte es, die Landeskultur durch Einführung der Getreidepflanzung zu verbessern. Glückliche Beispiele mehr, denn alle Worte und Lehren, ermuntern des Volkes Wahl und Liebe des Nützlichen. Er widmete daher einen Theil der Gemeindweiden von Stans zum Kornbau. „Der Tag," sagte Rengger in seinem Berichte über Stans, „an dem nach Jahrhunderten wieder der erste Pflug in den Distrikt Stans gebracht worden ist, wird für die Bewohner desselben, die dieses wohlthätige Werkzeug nur aus einem, in ihrem Zeughause zum Andenken aufbewahrten Bruchstücke kannten, in Zukunft ein Tag der dankbaren Erinnerung sein. In dem Gebrauche des Ackerpfluges, wozu die Natur des Bodens sichtbar auffordert, muß ein vorzügliches Mittel zur Wiederherstellung und Belebung des Wohlstandes für ein nunmehr verarmtes Volk liegen, durch dessen Getreidekonsumtion bis dahin zweitausend Gulden wöchentlich, nicht etwa in andere Kantone, sondern ins Ausland gegangen sind."

Doch auch diese Hoffnungen des gemeinnützigen Staatsmannes erwahrten sich schlecht. Ungeachtet der ergiebigen Ausbeute des Saatkornes schon nach dem ersten Versuche, verschmähten eingewurzeltes Vorurtheil und Alles erschlaffende Gewohnheit das edle Hilfsmittel. Was die schadenfrohe Hand des Hasses nicht verdarb, wurde durch diebische Entwendung der Frucht geschadet, da sie kaum Reife gewonnen; genug, um von ausgedehntern Versuchen abzuschrecken.

Eine sittliche Verbesserung der Volksmasse mußte der bürgerlichen die Hand bieten. Ohne Erkenntniß des Guten ist kein Gefallen an ihm, kein Streben zu ihm, keine Thätigkeit, kein Wohlstand. Die Regierung ernannte daher den Bürger Businger, den Geschichtschreiber seines heimatlichen Kantons, zum Pfarrer des Hauptfleckens Stans. An die hellen Einsichten, an die menschenfreundliche Betriebsamkeit dieses Mannes, der sein Volk kannte,

und unter den schwersten Aufopferungen liebte, knüpfte sie ihre schönsten Erwartungen. Verbunden mit den redlichsten Geistlichen seiner Heimat, lenkte sich sein Wirken vorzüglich auf Vervollkommnerung des öffentlichen Unterrichts, und auf Verbreitung jener sanften Gesinnungen des Friedens, der Eintracht, der Ordnung und Duldsamkeit, welche das Christenthum zu allen Zeiten und bei allen Völkern durch stille und tiefe Wohlthätigkeit ehrwürdig machten.

Noch nicht damit zufrieden, gründete die Regierung ein Waisenhaus in Stans zur Erziehung und zum Unterrichte der ärmern Jugend. Ein geräumiges Nebengebäude des Frauenklosters ward dieser Anstalt gewidmet, und Heinrich Pestalozzi, der berühmte Verfasser von Lienhard und Gertrud, an ihre Spitze gestellt. Dieser außerordentliche Mann, welcher mit unglaublicher Selbstverläugnung sein ganzes Leben nur dem einzigen Ziele: Veredlung des Menschengeschlechts durch Verbesserung des Volksunterrichts, zum Opfer brachte; der, um mich seiner Worte zu bedienen, „wie ein Bettler lebte, um zu lernen, Bettler wie Menschen leben zu machen,“ eilte nach Stans, und sah sich bald von fast hundert Kindern umringt, die ihn alle mit Herzlichkeit, wie einen Vater, liebten.

Männer von solchem Geiste und Herzen und solcher Kraft, im festen Bunde zum gleichen Zwecke; — so viel Streben, welches langsamen aber sichern Wirkens, jeden Unfall ausdauerte, jedes Hindernisses spottete; so mannigfaltige Anstalten und Mittel, die von den verschiedensten Seiten doch auf einerlei Ziel zusammenspielten; — Einrichtungen, welche, das Verderben zu mindern, auf Zerstörung seiner alten, dunkeln Quellen, und, zur Ausbreitung alles Guten, auf zarte Pflege seines ersten Keims dachten — Alles ließ den Aufgang eines schönern Zeitalters über den Trümmern Unterwaldens ahnen, und daß durch eine Reihe heilsamer Folgen die spätern Geschlechter versöhnt werden würden mit dem schrecklichen Schicksale des Jahres 1798.

Getäuschte Hoffnungen! — vergebens rang menschenfreundliche Weisheit, den Uebeln der Staatsumwälzung eine Frucht für die Nachwelt abzugewinnen. Vergebens kämpfte in Nidwalden Gemeinsinn gegen thierische Selbstsucht, Beförderung der Industrie gegen Trägheit und Bettelei, Belebung thätiger Sittlichkeit gegen werkheiliges Prunken, Belehrung gegen rohe Unwissenheit.

Der immerwährende Unbestand der Dinge, der immerwährende Sturz der Verfassungen und Regierungen in der Schweiz, der unaussöhnbare Groll der wechselnd siegenden Faktionen, zertrat mit der zarten Saat des Guten alle Hoffnung des Bessern. Auch das Edelste und Nützlichste ward des Argwohns und des Hasses Gegenstand, weil es von den Händen einer politischen Partei gestiftet war.

Wenn eine Lauwine, zermalmend vom Gebirge herab ins Thal, ein frohes Dorf auf immerdar begräbt; wenn ein Erdbeben den festen Boden spaltet, und Städte und Flecken verschlingt, und die Arbeiten thätiger Jahrhunderte, und das Glück von tausend Familien: so folgt dem ersten starren Entsetzen des Zuschauers stille Klage und ein zweifelhafter Hinblick auf das weltregierende Schicksal. Doch versöhnt sich der forschende Geist bald mit der furchtbaren Natur, deren Gesetze und wandellose Ordnung er erkennt.

Aber wenn nicht Naturnothwendigkeit, wenn Menschenwillkür ganze Länder mit ihren Bewohnern an die alte Barbarei ausliefert; wenn Klugheit lächelnd Rechte, Kräfte und Aussichten der bessern Menschheit, und die Wünsche der Tugend und Vernunft erstickt: dann wird der Geist an sich selbst irre. Vergängliche Konvenienz scherzt mit den ewigen Heiligthümern unsers Geschlechts, wie die Laune des Kindes mit den Qualen des schwächern Wurms. Die Begriffe verkehren und verwirren sich. Das Kleinliche wird preisenswerth, das Große kleinlich; die Wahrheit wird albern, die Heuchelei bewundernswürdig; die Tugend Romanenschwärmerei, die

kalte Hinterlist stiehlt ihr den Rang ab; nicht der innere Werth, sondern der Ausgang wird die Krone oder das Kreuz jeder That!

---

## 12.

Wie zwischen Frankreich und Oesterreich der Winter von 1798 bis 1799 unter fruchtlosen Verhandlungen und kriegerischen Rüstungen verstrich, ward er in Helvetien von den mißvergnügten Parteien zur Aufwiegelung des Volkes angewandt. Das Schicksal Unterwaldens reizte mehr ihre Rache als ihre Besonnenheit.

Die Zentralregierung der Schweiz, in sich selbst entzweit, setzte den Umtrieben der Gegenrevolutionärs nur Strenge entgegen, ohne das Vertrauen des Volkes zu erobern, dessen Schwächen sie kannte, ohne solche zu schonen. Sie hatte zwar die Lehenslasten aufgehoben, und Zehnten und Bodenzinse loskäuflich erklärt, aber sie selbst grub damit zu früh die reichste Quelle öffentlicher Einkünfte in einem Zeitraume ab, wo sie dem Staate nothwendiger waren, denn jemals. Indem sie durch solche Verfügungen sich selbst entkräftete, um einem Theile des Volks zu schmeicheln, erbitterte sie um so mehr einen andern, der da verlor. Ja, sie büßte auch den kurzen Beifall der ersten ein, da sie, zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse, vorher unbekannte Auflagen ausschreiben mußte. Der schweizerische Landmann hatte in vielen Gegenden der Staatsumwälzung gehuldigt, weil er durch sie mancher Abgaben enthoben und reicher zu werden hoffte. Die Entdeckung seines Irrthums warb ihn zur Zahl der Mißvergnügten im Lande.

Den Klöstern wurde die Annahme neuer Ordensjünger untersagt; den protestantischen Pfarrern entfiel der beträchtlichste Theil der Besoldung, indem ihnen die Bauern weder Zehnten noch Bodenzinse entrichteten. Priester beider Religionen traten zur großen, stillen Verschwörung für die Herstellung des Ehemaligen

über, wo ihnen wohl war. Zu ihnen gesellten sich Handwerker und Kaufleute in den Städten, wo nach Aufhebung alles Zunft- und Monopolzwanges jeder Helvetier durch das Gesetz vom 8. Oktober 1798 sich niederlassen, und mit den alten Bürgern gleicher Rechte in Handel und Wandel theilhaftig geworden war. Das Schutz- und Trutzbündniß der Schweiz mit Frankreich, welches die werdende Republik gegen Europa stärken sollte, enthüllte nur derselben Ohnmacht vor der ganzen Welt, und verwundete des Schweizers Ehrgefühl, statt es zu schmeicheln. Die durch das Bündniß veranlaßte Truppenwerbung, und die Strenge, mit welcher sie betrieben ward, erfüllte die junge Mannschaft mit Furcht und verzweiflungsvollen Wünschen.

Der Ausbruch des Krieges zwischen dem französischen Direktorium und Oesterreich im Frühjahr 1799 bewaffnete schnell den allgemeinen Verdruß. Thätiger ward der Verkehr der Flüchtlinge und Ausgewanderten mit den Häuptern der Mißvergnügten im Lande. Lauter eiferten die Priester aller Kirchen. Verheißungsvoller wurden die ämterlosen Glieder ehemaliger Regierungen; und ein dunkler Schwarm von aufwiegelnden Sagen floß von Mund zu Mund.

Zwar hatte Massena durch Ueberfall Graubünden erobert, aber am Bodensee siegte des Kaisers Heer, und trat in die Schweiz. Jetzt schien der Augenblick gekommen, Frankreichs Gewalt zu brechen, Altes zu erneuern, und Hoffnungen der Rache zu sättigen.

Aber auch die Zentralregierung Helvetiens, da sie die großen Bewegungen der Widersacher vernahm, hatte die äußersten Mittel ergriffen; allgemeine freiwillige Kriegssteuer verordnet; Milizen organisirt, gesetzliche Todesstrafe gegen diejenigen verhängt, welche sich weigern würden, mit den Milizen ins Feld zu gehen, Todesstrafe gegen Urheber und Mitwirker gegenrevolutionärer Bewegungen, und Todesstrafe gegen den bloßen Vor-

schlag, sich einer fremden Macht zu unterwerfen. Um aber nicht länger das verborgene Treiben ehemaliger Regierungsglieder zu gestatten, deportirte man mehrere derselben, welche die gefährlichsten schienen, aus allen Gegenden der Schweiz, nach Basel oder in den Kanton Leman.

Doch die Schrecken des Todes und der Deportation hemmten die Thätigkeit innerer und äußerer Feinde der Revolution nicht. Wo man sonst Schwäche verspottete, verabscheute man nun Tirannei. Fast in allen Kantonen brachen einzelne, mehr oder minder blutige Aufrühre aus. Jene Gesetze konnten nicht vollzogen werden, ohne die Hälfte der Schweiz mit Blutgerüsten zu bedecken, und alle Gräuel des Robespierreschen Frankreichs im Schoose der Alpen zu erneuern.

Auch am Ufer des Sees der Vierwaldstätte erhob sich abermals das rüstige Volk; und zwar in Schwyz zuerst, ungeschreckt durch die vorigen mißlungenen Versuche.

Dort waren seit dem August des verwichenen Jahres Theilhaber an damaligen Unruhen ins Ausland geflüchtet. Während die Gerichtshöfe wider sie verfuhren, bearbeiteten sie durch Boten und Briefe das Volk.

Im Gebirgsthale, am Sattel, versammelten sich heimlich die eifrigsten Freunde der Wiederherstellung im Hause des Altraths Franz Schuler, eines Landmanns. Dort traten des Nachts Männer vom Lande Zug, Schwyz, Uri zusammen, und schworen, wie die Tellen einst im Grütli, Befreiung ihres Vaterlandes von der Gewalt Frankreichs. Der 28. April, der letzte Sonntag dieses Monats, an welchem ehemals der Kanton Schwyz zur großen Landesgemeinde zu erscheinen pflegte, ward zur Vertilgung der Franken inner den Grenzen des Bezirks von Schwyz bestimmt.

In der Morgenfrühe zogen einige Tausend bewaffneter Bauern,

alle in ihren Hirtenhemden*), gegen den Flecken Schwyz, dessen Einwohner, unbekannt mit den Entwürfen der Landleute, in voller Sicherheit schliefen. Die Franzosen, einige hundert Mann stark, wurden aufgefordert, den alten Boden des Kantons Schwyz zu verlassen. Diese weigerten sich. Die Haufen der Landleute, angeführt von Balthasar Holdener und Felix Richmuth, drangen sogleich in den offenen Flecken. Gewehrfeuer begann in allen Straßen, übermannt wichen die bestürzten Franken, und zogen gegen Brunnen, wo sie sich einschifften. Sie hinterließen in der Eile ihrer Flucht viele Todte. Auch die Kriegskasse fiel in die Gewalt der Aufrührer, und mehrere Soldaten und Offiziere, als Kriegsgefangene.

Nach dieser That versammelte sich das Volk und berief die Vornehmsten des Landes. „Wir Bauern haben jetzt Bahn gebrochen; jetzt müsset ihr Herren das Werk ausmachen!“ riefen die Empörer und ernannten sogleich aus jenen eine provisorische Regierung.

Die Einsichtsvollern, zu schwach, dem Uebel zu wehren, reichten den Stiftern des Aufruhrs mit Unwillen die Hand, um Ausgelassenheit der rohen Haufen zu bändigen, welche durch alle Gassen schwärmten, Gefängnisse eröffneten, Kanzleien des Regierungs- und Unterstatthalters erbrachen, die fränkische Kriegskasse zu plündern und die gefangenen Soldaten zu ermorden drohten.

Der ernannte Ausschuß beschäftigte sich sogleich mit Herstellung der Ordnung. Die Gefangenen und Verwundeten wurden mit Menschlichkeit behandelt, die Kassen bewacht, und Unterhandlungen mit dem Vollziehungsdirektorium in Luzern angeknüpft. Das Volk forderte, daß seine Heimat jederzeit von fränkischen Be-

*) Dieser Aufruhr hat beim Landvolke von Schwyz daher den Namen des „Hirthemblikriegs“ erhalten.

satzungen frei bleibe, daß kein Schwyzer zum Kriegsdienst gezwungen, und jeder Ausgewanderte, jeder Gefangene und Deportirte der ehemaligen kleinen Kantone frei und heimgelassen werde. Bei Erfüllung dieser Begehren und unter feierlicher Vergessenheitserklärung alles Geschehenen, versprach man die Waffen niederzulegen. Um dieser unter den Fahnen des Aufruhrs ausgesprochenen Bitte höhern Werth zu geben, wurden der Unterstatthalter von Schwyz, Businger, und die Verwaltungskammer des Kantons Waldstätten genöthigt, dieselbe zu unterstützen.

Die Regierung nahm auf das Verlangen keine Rücksicht, sondern ließ rings die Pässe besetzen, um die Waldstätte von andern Kantonen abzuschneiden. Die Milizen des Kantons Zürich, welche durch Entschlossenheit und Muth in Vertheidigung der jungen Freiheit glänzten, bemächtigten sich, unter Anleitung des Repräsentanten Billeter von Stäfa, der Anhöhen bei Horgen und der Schindellegi. Auf der Seite von Einsiedeln erschien an der Spitze eines Heers der fränkische Feldherr Soult, und rückte in das Gebiet von Schwyz ein.

Die ehemaligen Führer des Landes hatten zu keiner Zeit einen Aufstandwie diesen gebilligt. Der greise Schuler, des alt-eidgenössischen Kantons Schwyz letzter Landammann, überschüttete die Urheber desselben mit seinen Vorwürfen, und Aloys Reding, der letzte Landeshauptmann, wollte die Rebellen nicht zum Kampfe führen, so laut und stürmisch er auch aufgefordert worden war.

Am 3. Mai zog Soult mit seinen Schaaren in Schwyz ein. Die Bauern streckten das Gewehr. Nur ihrer einige Hundert flohen mit den Waffen über Morschach und das Hochgebirg ins Land Uri.

Aehnlicher Aufstand war zu gleicher Zeit in den Bezirken von Arth und Zug angerichtet worden.

Im Flecken Arth, wo ein kleiner französischer Posten stand,

wurden die Händel schon am Abend des 27. April begonnen. Alle streitbare Mannschaft des Ortes hatte die Waffen ergriffen. Die Franzosen wurden übermannt; manche getödtet, andere verwundet, oder gefangen genommen.

Die Gegend von Küßnacht am Waldstättersee wurde um Mitternacht mit dem Geschrei geweckt, daß die junge Mannschaft in Küßnacht von den Franken entführt werde; daß man zu Hilfe eilen solle.

Oberhalb Walchwylen am Zugersee, wo nur ein schmaler Fußsteig an schroffer Felswand neben dem Gewässer hinzieht, wurde von den Empörten ein Verhau gemacht; eben so jenseits desselben Sees, am Fuß des Rigi, zwischen Arth und Immisee. An andern Orten, wie bei St. Adrian, zwei Stunden von Zug, warfen sie Schanzen auf, und von dem Posten Beenstauben wurden die von Zug aus streifenden Wachten der Franken mit Flintenschüssen zurückgewiesen.

In den Ortschaften Menzingen, Egeri und Neuenheim des Zugerlandes erhoben sich mit der Nacht vom 27. zum 28. April die Unruhigen wie überall. Einer der Verschwornen verrieth in der Trunkenheit: „daß in dieser Nacht alle, die nicht für Religion kämpfen wollten, niedergehauen werden sollten!“ Die Bedrohten flüchteten vor des Pöbels Mordlust.

Zug selbst, des Ländleins Hauptstadt, ward bedroht, verbrannt und geplündert zu werden. Die Bürgerschaft versammelte sich, entschlossen ihre Mauern gegen die schwärmerischen Mordbrenner zu vertheidigen. An sie reihte sich eine kleine Besatzung von fünfzig fränkischen Dragonern. Die Statthalter angrenzender Bezirke sandten Waffen und Kriegsvorrath.

Es war inzwischen unter den Bauern weder Ordnung noch Plan. Der eine trieb, die Vermögenden zu plündern; der andere, seine Rache am friedlichen Nachbar zu nehmen. Ihre Wuth schonte der

Wehrlosen nicht. Eine einzige Szene, aus gerichtlich angestellten Verhören gezogen, gibt ein treues Bild von der Denkart des zügellosen Landmannes, und von dem Geist dieses Aufstandes *).

„Frau Maria Anna Meyenberg, sechsundzwanzig Jahr alt, seit vierzehn Tagen Kindbetterin, zu Menzingen, lag den 28. April, Nachts um zehn Uhr, zu Bette. Ihr Gatte, welcher an dem Aufruhr nicht Theil nehmen wollte, hatte sich schon entfernt. Sie sah Bauern das Haus des Nachbars stürmen; Thüren und Fenster erbrechen. Bald hörte sie das Getümmel ihrer eigenen Wohnung nahen. Mit Gewalt ward an die Thüre geschlagen. Man öffnete, um die Barbaren mit Güte zu zähmen. Aber sie schalten und wütheten. Joh. Staub eilte mit bloßem Säbel gegen die Schwester der jungen Wöchnerin; dann pflanzte Karl Joseph Röllin das Bajonett auf, und drohte, sie zu erstechen. Eben so that Clemens Blumbacher, ein Knecht. Sie riefen: „Wo ist dein Vaterlandsverräther?" Zitternd antwortete die junge Frau: „Mein Gott, das weiß ich nicht, ob er im Blut, oder im Wasser, oder sonst wo schon todt liegt." Hierauf klirrten sie mit den Waffen, und brüllten, als wollten sie Alles niedermachen: „Ihr wißt gewiß, wo der Schelm ist." Als sie es verneinte, drang Röllin noch einmal mit dem Bajonett auf sie ein. Die Frau nahm weinend und in Todesangst ihr Kindlein auf den Arm, und rief: „Stechet auch diese Unschuld mit mir nieder, so kann ich vor Gottes Angesicht himmelschreiendes Blut mit mir hinbringen!" Sie rief Clemens Oswald Bachmann unter den Wütherichen um Hilfe. Er reichte ihr die Hand und tröstete sie. Clemens

*) Die Erzählung von den Unruhen im Bezirk von Arth und Zug ist, so wie die nachfolgende Begebenheit des jungen Weibes Meyenberg aus amtlichen Berichten gezogen, davon das helvetische Tageblatt, 1799, 14 — 19. Stück den Auszug lieferte.

Züricher im Erlimoos stand ihr auch bei und sagte: seine Kameraden würden sich auf solche Weise versündigen und nichts gewinnen. Baptist Arnold drang gleichfalls zu ihr und versicherte sie: es müsse Niemand sterben. Aber die übrigen stießen die Frau von einer Stube zur andern, und zum viertenmale aus der Hütte hinaus in die Nacht, bis sie endlich ihr fünfjähriges Töchterlein, das im Bette lag, zunächst an der Ermordung erblickte und in Ohnmacht sank. Endlich zogen die Rasenden ab, führten die Schwester der verlassenen Frau aufs Rathhaus und mißhandelten sie. Dennoch sagte ihr Karl Schön, sie müßte sich nun an ihn halten, denn der Mann ihrer Schwester werde erschossen, oder verbannt werden, weil er nicht mit ihnen halte. — Als die Frau Meyenberg folgenden Morgens am Fenster saß, ging Abdrich Staub, ein Knecht in der Schwend, vorüber und rief: „Schau nur heraus, du Erzvaterlandsschelmenhexe! heute Nacht will ich dir den Kopf spalten!“

Das Vordringen der fränkischen Truppen unter Soult machte, wie in Schwyz, auch in diesen Gegenden den Rasereien Ende. Aber die Eifrigsten, welche, ohne Eigenthum, aus der öffentlichen Verwirrung Beute zu machen hofften, flohen ins Land Uri, wo der Sammelplatz aller Flüchtlinge dieser Art war, und die aufgewiegelten Landleute ebenfalls zum Schirm der Religion und alten Ordnung die Waffen genommen hatten.

Schon früh im Monat März waren hier Sagen gegangen, vom Anrücken eines kaiserlichen Heeres, von Rettung und Wiederbelebung des kleinen Freistaats Uri unter den Flügeln des Reichsadlers. Einige Geistliche, besonders in den Gemeinden von Erstfelden und Seedorf, athmeten kriegerischen Geist. Verbunden mit ihnen wirkten einige weltliche Herren, welche durch die Revolution ihres Einflusses und Ansehens und mancher Hoffnung beraubt worden waren.

Doch am wenigsten geneigt waren zur Unterstützung solcher Wagstücke die begüterten Einwohner des großen Reußthales, und besonders des schönen Fleckens Altorf, des Ländleins Hauptort. Sie ermahnten und sprachen: „Noch haben wir durch die Staatsverwandlung weder an unserer Religion noch an unsern Gütern Schaden gelitten. Erwarten wir mit Muth jedes Uebel, doch rufen wir es nicht durch eigene Thorheit über uns!“

Durch Speditionshandel an der großen Straße, die aus der Schweiz über den Rücken des St. Gotthard gen Italien führt, war Altorf einer der reichsten Flecken im Schoose der Alpen, mit schönen Gebäuden, Kirchen und Klöstern. Aber die Landleute der Nachbarschaft, voll Neides gegen den Wohlstand des Ortes, dem sie einen großen Theil ihrer Nahrung und Unterstützung zu danken hatten, sahen in seinen Bewohnern nur Feinde der alten Freiheit. Manche Seelenhüter, um die Huld ihrer Heerde zu gewinnen, stimmten in den Ton derselben, und verglichen im unbedachtsamen Kanzeleifer den Hauptort wohl gar mit Sodom und Gomorrha. Andere erkannten in den Leiden des Vaterlandes die Zornruthe Gottes wegen der Pracht und Hoffart und der eiteln Weltlust der Söhne und Töchter Altorfs.

Man verkündete nahes Unglück. Landleute warnten wohl ihre Freunde im Flecken, es heiße: Altdorf werde verbrannt werden. — Doch wenige konnten der Drohung Glauben schenken.

Aber am 5. des Aprilmonds, Abends um 4 Uhr, als ein starker Föhn durchs Land blies, ging plötzlich in einem Winkel des Fleckens, am Fuße des Bannbergs hinter der Hauptkirche Feuer aus. Brennende Schindeln, vom Wirbelwinde getragen, stürzten wie Feuerregen auf alle Gegenden des Ortes nieder. Bald stand die Kirche in Flammen. Der Befehlshaber der französischen Besatzung wollte Mauern und Thurm derselben niederschießen lassen, weil der Sturm Flammen an Flammen abriß und über den Flecken ausstreute.

Aber durch die flehentlichen Vorstellungen des Unterstatthalters bewogen, der vom Niederschießen einer Kirche plötzlichen Aufstand der Bauern besorgte, unterließ er sein Vorhaben. So ward ganz Altorf in wenigen Stunden ein Raub der Brunst.

Von der Seeseite konnte Niemand den Nothleidenden zu Hilfe eilen, weil die Wuth des Föhns Schifffahrt unmöglich machte. Doch aus den benachbarten Dorfschaften des Thales strömten Landleute genug herbei. Sie kamen zu dem Brande, sahen die Flammen, sahen die bleichen Gesichter stummer Verzweiflung, hörten Geschrei und Wehklagen der Alten und Jungen — und halfen nicht. Kaltblütig zündeten manche Bauern ihre Pfeife an beim Feuer, das Hab und Gut ihrer Brüder wegfraß. Manche ließen sich von den Kaufleuten mit harten Thalern zahlen, einen Ballen Waare zu retten. Mancher nahm das dargebotene Geld, lachte und ging davon. Mancher versuchte, sich zwischen den Flammen etwas zu erstehlen. — Nur die vier Kompagnien der fränkischen Besatzung standen den Nothleidenden männlich und am treusten bei. Sie gaben ihr ganzes Mehlmagazin, das sie retteten, und all ihr Brod den Altorfern, und verließen erst die Brandstätte, um nicht selbst Hunger zu leiden.

Der Mensch, in Rohheit und thierischem Bedürfniß erwachsen, kann hart und im Zorne grausam sein. Doch nicht lange, und die zarten Gefühle der Menschlichkeit erwachen wieder unter der flehenden Stimme des Unglücklichen. Er überläßt sich dem Zuge der schönern Natur, und wird barmherzig. Aber sendet ihm Männer, welche die Gefühle der Natur mit dem Gifte der Meinungen tödten und todte Werkheiligkeit pflanzen an deren Stelle; verwirret mit Blendwerk die wenigen Begriffe des Halbwilden, und setzet ihm frommes Vorurtheil an die Seite unbändiger Leidenschaft: er wird schrecklicher, als Wolf und Bär des Waldes.

13.

Sobald Stille in die Wellen des Sees trat, eilte Von Matt, der Regierungsstatthalter, gen Uri. Auch aus entlegenen Gegenden zog die Macht des Mitleids Beistand dahin. Die Regierung weihte ihre Sorgen dem Troste der Urner. Es wurden Maßregeln zur Wiedererbauung des eingeäscherten Fleckens ergriffen. Viele sammelten Geld unter sich, den Elenden zu helfen, und durch ihr Beispiel die Nation zu ermuntern.

Aber über Altorfs Schutthügeln ward die Fahne des Aufruhrs erhoben.

Der Erzherzog Karl hatte schon in den letzten Tagen des Märzes den französischen Feldherrn Jourdan geschlagen, und im Verfolg seiner Siege Schaffhausen erobert, Eglisau im Kanton Zürich besetzt. Gleiche Niederlagen erfuhren die fränkischen Heere in Italien, wo die kaiserlichen Feldherren Kray, Melas und der russische Oberbefehlshaber Suwarow bis Mailand siegreich vorgedrungen, mit dem rechten Flügel ihrer Heere an die südliche Schweiz streiften.

Schon am 25. April erschienen Bauern des Reußthales mit der alten Urnerkokarde, schwarz und gelb, und liefen bewaffnet in Soldatenkleidern mit gelben Aufschlägen zusammen. Der Regierungsstatthalter Von Matt, welcher zur Dämpfung des Aufstandes herbeigeeilt war, ward mit Steinen geworfen. Die Bauern hielten am 26. April Landsgemeinde. Laien und Priester forderten das Volk zum Kreuzzug gegen die Franzosen auf.

An die Spitze der Urner schwang sich ein junger, fantastischer Mann, Namens Vincenz Schmid. Mit einigen doch wenig gebildeten Anlagen des Geistes verband er einen Familienstolz, dessen Ansprüche ans Abenteuerliche rührten und Gemüthsverwirrung ahnen ließen.*) Retter des Vaterlandes zu werden, ermahnte er in hoch-

*) In schwülstigem Style hat er die Geschichte von Uri beschrieben.

trabenden Worten, die Waffen zu ergreifen, und mit „den sieggewohnten, alten uranischen Harsten die Bezwinger Europens zu strafen".

Die unbedeutende Zahl der Franken, in den Dorfschaften des Thals, ward mit leichter Mühe gegen die Ufer des Sees getrieben, wo sie, mit einer Kompagnie waadtländischer Milizen vereint, den Hafen von Flüelen besetzte.

Die Landleute sahen sich Meister des Landes. Ihr Drohen mit Mord und Brand zwang alle Gemeinden, auch solche, welche der Regierung treu zu bleiben beschlossen hatten, zum Panier des Aufstandes überzutreten. Vincenz Schmid nahm mit hohem Gefühl die Würde des Feldherrn, besetzte die von den Franken und Waadtländern endlich verlassenen Seeufer, und sandte Boten gen Schwyz und Glarus, Wallis und Leventina, seine Siege zu verkünden.

Aber Zug und Schwyz waren schon durch die Erscheinung des Soultschen Heeres zum Gehorsam zurückgeführt. Auch in Wallis wurde von fränkischen und waadtländischen Schaaren glücklich gegen die regellosen Haufen der Empörer gestritten.

Vincenz Schmid, berauscht von der Hoffnung hohen Ruhmes, wich aber von der gefährlichen Bahn nicht, wiewohl seine „uranische Armee", deren Glieder weder Gehorsam noch Ordnung kannten, ihm das Glück des Wagestücks zweifelvoll genug machte.

Schwyz sandte eine feierliche Ermahnung an Uri, die Waffen zu strecken. Es meldete den Urnern, daß die Franken, vergessend des vergossenen Bluts ihrer Brüder, den Boden von Schwyz betreten hätten. „Kein Blut", spricht der Aufruf, ward fürder vergossen. Religion und Menschlichkeit hatte unsern Rausch verdrängt; und die beleidigten Franken nahmen, als Freunde und Brüder, wieder Besitz von den Posten, aus denen sie nicht Feindschaft und Bosheit, sondern Unsinn vertrieben hatten. — Ihr, unsere Freunde und Brüder! ihr seid nun der Gegenstand unsers Kummers, un-

serer ängstlichen Besorgniß. Wir sind durch die wundervollste, ewig-gepriesene Wirkung der Vorsehung gerettet, aber ihr schmachtet noch unter dem eisernen Scepter eines Vorurtheils und einer Hoffnung, die euch zum Untergange führen muß!"

Um dieser Ermahnung Kraft zu geben, war sie von den angesehensten Männern des Schwyzerlandes (außer dem Unterstatthalter Businger, vom Altlandammann Schuler, Altlandammann Weber, und Altlandshauptmann Aloys Reding) unterzeichnet, deren Namen auch das Volk von Uri ehrte.

Doch erreichte sie ihr Ziel nicht. Die Widerspenstigsten von Zug und Schwyz waren in Haufen hieher geflüchtet. Ihre Rotten vermehrten die Wildheit des Volks, welches sich von den Wellen eines unsichern Sees, und den höchsten Gebirgen umgeben, unüberwindlich wähnte.

Am 8. Mai erschien Soult mit seinem Heere auf einer kleinen Flotte vor den Gestaden von Uri. Vincenz Schmid, düster und sich selbst widersprechend, eilte dahin, die Vertheidigung zu übernehmen. Am Fuß des Gebirges, zwischen Flüelen und der Kapelle Wilhelm Tell, stand sein Vorposten. Der erste Kanonenschuß, welcher von den fränkischen Schiffen gegen das Ufer rauschte, endete Leben und die kriegerische Laufbahn des jungen Mannes. Die Franken landeten. Fechtend zogen sich die Aufrührer durchs Thal zurück gegen den Fuß des Gotthard. Immer kämpfend folgte der Sieger.

Beim Dorfe Wasen, inner den Schluchten, durch welche die Bergstraße zwischen Felsen und ungeheuern Wäldern zum St. Gotthard hinanschlängelt, sammelten sich die Flüchtigen. Sie thaten den Schwur der Verzweiflung, bis auf den letzten Mann Gegenwehr zu leisten. Ihrer aber, nebst allen Ausgewanderten von Zug, Arth, Schwyz und Unterwalden, und zweihundert Landleuten des Livinerthals, waren nicht mehr denn gegen 900 Mann.

Soult griff sie am folgenden Tage (den 9. Mai) in der Gebirgsenge bei Wasen an. Während des Gefechts kamen 400 Wallliser mit fliegenden Fahnen den Urnern zum Beistand, doch siegte der Franken Tapferkeit und Kriegserfahrung. Die Insurgenten flohen, nach hartnäckigem Gefecht, bergauf, und mit dem Entschluß, die Teufels-Brücke, welche zwischen schroffen Felsenwänden über der schäumenden Reuß schwebt, abzuwerfen. Aber bewaffnet erschien hier das Volk des in jenen Höhen befindlichen rauhen Thales von Urseren, und wehrte die That ab.

Die Empörten, welche nach so viel unglücklichen Gefechten kaum noch 500 Streiter zählten — denn die Walliser hatten muthlos den Rückweg in ihre Heimat genommen — verschanzten sich eine halbe Stunde über Hospital, noch an den äußersten Höhen des wegsamen Gotthard, zwischen Seiden- und Baumwollenballen und andern Kaufmannsgütern, welche daselbst der Unruhen willen liegen geblieben waren. Aber auch aus dieser kostbaren Umwallung wurde der verzweifelte Haufen, nach langem Widerstande, vertrieben; es war am 12. Mai. Die Flüchtlinge zerstreuten sich in die Thäler der italienischen Schweiz, wo sie sich, doch mit gleichem Unglück, zu den Rotten dasiger Empörer gesellten.

Des kaiserlichen Heeres fortdauerndes Kriegsglück, das Getümmel der Empörung weit umher im Hochlande, reizte auch in Nidwalden, mitten unter Ruinen, das Landvolk noch einmal zu Versuchen der Rache.

Ein armer Kerl, welcher ehemals als Soldat, nachher mit Feuerschwamm und Schwefelhölzern, als Landstreicher sein Leben gefristet hatte, gemeinlich Zundel-Nazi geheißen, ward jetzt der Held der Bühne.*) Er hatte schon am 9. Herbstmond bei Stans-

*) Sein wahrer Name war Ignaz Obermatt; sein Geburtsort Thalwyl in Nidwalden.

staad den Nidwaldnern Beweise kriegerischer Geschicklichkeit gegeben. Er war's, der damals das Feuer ihrer Batterien gegen die Franken glücklich geleitet, und den Kampf zum großen Nachtheil des Feindes verlängert hatte.

Jetzt, als in den Gebirgen das Horn des Aufruhrs überall scholl, faßte er den Gedanken, Stans in das blutige Abenteuer des allgemeinen Aufstandes zu verwickeln. Gerüchte, welche finstern Ereignissen, wie Wirbelwinde an schwülen Tagen den Ungewittern, voranzuziehen pflegen, bereiteten die Gemüther vor. Viele junge Leute waren geflüchtet, weil man sagte, sie würden ausgehoben, und unter die fränkischen Truppen gemischt werden. Andere hatten sich ihnen in Hoffnung ergiebiger Beute und glänzender Rache zugesellt, weil es hieß: die Franzosen würden überall geschlagen, überall verjagt, und so müsse Jedermann aufstehen und wider sie streiten.

Zundel-Nazi sammelte aus diesen Flüchtlingen eine kriegerische Rotte auf der Höhe des Gebirgs, im Dorfe Emmeten an den Urner Grenzen. Man lebte lustiges Leben, stellte Posten aus und beobachtete die Bewegungen freundlicher und feindlicher Schiffe auf der weiten Fläche des Waldstätter-Sees. Viele stiegen aus Nidwalden hinauf gen Emmeten, von Neugier gereizt, die „Zundelarmee" zu sehen, und wurden geworben, Waffen zu tragen, oder den Aufstand im Thale zu bereiten durch Verheißung und Drohung. Der Befehlshaber selbst hatte sich an Vincenz Schmid in Uri geschlossen, um durch solche Verbindung sein eigenes Ansehen bei der Bande zu stärken, welche er beherrschte. Auf dessen Geheiß hielt er die Höhen von Emmeten ferner besetzt. Doch drohte er oft gen Stans hinab, daß er den Flecken einnehmen und die Obrigkeiten „auf andere Gesinnungen" bringen würde.

Die Keckheit dieses Mannes flößte den Nidwaldnern Vertrauen ein, und Trotz gegen die Beamten, welche die alte Anarchie wieder

zurückkehren sahen. Nur Ludwig Kayser, der Unterstatthalter, blieb sich in seiner Entschlossenheit gleich. Er vernahm von nächtlichen Zusammenkünften in den Häusern der Mißvergnügten, in abgelegenen Ställen und Hütten. Er vernahm von ihren mörderischen Anschlägen, und wie die Landleute in den höchsten Alpen verborgen gehaltene Gewehre und Munition hervorsuchten.

Um neuen Gräueln vorzubeugen, griff er zu den letzten Mitteln. Er ließ Verhaftungsbefehle gegen diejenigen ergehen, welche durch aufrührerischen Ton sich am meisten auszeichneten; und, von höhern Gewalten bevollmächtigt, proklamirte er die Todesstrafe gegen Alle (1. Mai), welche ihre verheimlichten Waffen nicht binnen 24 Stunden abliefern würden.

Die Verhaftung eines gewissen Johannes Waser und seiner Magd, wegen meuterischer Reden und Aufmahnungen, hätte den Aufstand fast zu gleicher Zeit, als er in Schwyz ausbrach, in Nidwalden erneuert, wenn der Unterstatthalter nicht durch Nachgiebigkeit den Sturm abgeleitet haben würde.

Es versammelten sich in der letzten Nacht Aprils zu Beggenried die verschwornen Landleute bewaffnet. Hier ward beschlossen, gen Buochs zu ziehen, wo ähnliche Versammlung gehalten ward, und vereint mit derselben in der Morgenfrühe „Stans zu überfallen, den gefangenen Johannes Waser zu befreien, die republikanischen Beamten zu zwingen, ihre Stellen niederzulegen, und im Falle sich die Einwohner von Stans ihnen zur Wehre stellen würden, den durch die Franken verschonten Ueberrest des Fleckens in Brand zu stecken."*)

*) Die Erzählung von den Nidwaldner Unruhen im Frühjahr 1799 ist aus den Akten des Distriktsgerichts Stans gezogen. Die Wahrheit des Verschwörungsplans zu Beggenried ward durch zwei übereinstimmende eidliche Zeugsame bekräftigt.

Mit diesem gräßlichen Vorsatz eilten die Verschwornen gen Buochs. Hier aber hatte man schon erfahren, daß der Unterstatthalter den Johannes Waser in Freiheit gesetzt habe. Die Versammlung war darauf auseinander gegangen mit dem Beschluß, daß wenn jemals eine ähnliche Verhaftnehmung geschehen sollte, man sich widersetzen, Sturmzeichen geben und den Flecken Stans verheeren werde. Das Nämliche solle geschehen, falls fränkische Truppen ankommen würden. Auch verband man sich feierlich, nicht nur die Angreifenden, sondern selbst diejenigen niederzumachen, welche sich nicht thätig zeigen würden. *)

Die von Beggenried, da sie sich allein sahen, kehrten wieder zurück. Eben so lösete sich, aus gleichen Ursachen, eine Versammlung Bewaffneter im Tabletenstall zu Thalwyl auf.

Der Unterstatthalter Ludwig Kayser hatte durch Entlassung der Gefangenen zwar die Landschaft gerettet; aber die Ruhe war nur scheinbar. Er unterrichtete die Regierung und forderte schleunigen Beistand.

Dem Vollziehungsdirektorium war an der Sicherung Nidwaldens Alles gelegen.

Es eilten Truppen auf Stans, theils um den Gehorsam dieses Bezirkes herzustellen, theils um den Angriff des Generals Soult auf die Insurgenten in Uri zu unterstützen.

Zundel-Nazi verließ mit seinen Freiwilligen das Hochgebirg, stieß zu dem Heerhaufen des Vincenz Schmid, und verlor sich ruflos in der Menge der übrigen Flüchtlinge.

Ludwig Kayser, der Unterstatthalter, aber, sobald er seinen Befehlen durch bewaffnete Macht Wirksamkeit geben konnte, säumte keinen Augenblick, sich der Widerspenstigen, wo er sie erblicken

*) Aus den von der Gerichtskommission zu Stans im Mai 1799 aufgenommenen Verhören geschöpft.

mochte, zu versichern. Binnen wenigen Tagen waren alle Gefängnisse mit Leuten angefüllt, welche entweder Glieder geheimer Verschwörungen, oder mit Waffen erblickt worden waren, nachdem schon Todesstrafe auf ihre Nichtablieferung gesetzt gewesen.

Die Lage der helvetischen Republik ward inzwischen mit jedem Tage bedenklicher. Schon war das fränkische Hauptquartier bis Zürich zurückgezogen. In den Gebirgen schlug man noch fortdauernd mit den Empörten; und die unzähligen Verhaftungen schienen das Uebel mehr zu erweitern, als zu heilen.

Unter diesen Umständen ernannte mich das Vollziehungsdirektorium am 14. Mai zum Regierungskommissär, mit Befehl: „in Nidwalden durch kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen die gehörige Achtung zu verschaffen, den Muth der Patrioten zu unterstützen, und dadurch den Uebelgesinnten jede Hoffnung zu benehmen, jemals zum Zweck ihrer Anschläge zu gelangen.“

---

## Dritter Abschnitt.

### 1.

Ehe ich die Erzählung von dem beginne, dessen Augenzeuge ich in einem Theil der gebirgischen Schweiz selbst ward, sende ich ein kurzes, doch treues Gemälde des Geistes voraus, welcher die junge Republik des umgeschaffenen Helvetiens beherrschte, nachdem sie kaum ihr erstes Jahresfest feiern konnte.*) Der Leser, indem er die Stimmung aller Schweizerkantone vor dem Einmarsch des

*) Dies Gemälde ist meistens wörtlich aus den Amtsberichten der obersten Kantonsbehörden an das Vollziehungsdirektorium, am Schlusse des Jahres 1798, gehoben worden.

kaiserlichen Heeres in Helvetien erkennt, sieht den Nebel von den Quellen vieler Ereignisse verschwinden, welche nachmals den Blick des Beobachters verwirrten, und die Welt mit falschen Urtheilen erfüllten.

Im Ganzen war die große Masse des Volks gleichgültig gegen die alte und gegen die neue Staatsverfassung, weil es beider Zweck und Werth zu wenig kannte, und nur einzelne Theile derselben, auf seine eigenthümlichen Verhältnisse beziehend, würdigte. Derer, welche aus Grundsätzen, oder unedlern Rücksichten, die alte Ordnung, oder die neue, mit Geräusch verfochten, waren bei weitem der geringere Theil der Nation. Ihre Thätigkeit setzte die trägen Massen nur von Zeit zu Zeit in Bewegung. Welche den rohen, auf das augenblickliche Bedürfniß gewandten Neigungen, und den Vorurtheilen und dem Lieblingswahn des großen Haufens am besten zu schmeicheln verstanden, hatten den zahlreichern Anhang.*)

Im Kanton Luzern wünschte der Landmann auf keine Weise die ehemalige Verfassung zurück. Einem guten, aber unerzogenen Kinde ähnlich, hatte er die häuslichen Tugenden seiner Vorfahren, ohne deren republikanischen Sinn und heldensinnige Liebe des Vaterlandes, geerbt. Religionskultus und Eigennutz, Furcht vor Umsturz der Altäre, Abgaben an den Staat, lähmte die Theilnahme der Menge an Begünstigung der neuen Staatseinrichtung.**)

Auch der Landmann des Kantons Solothurn hatte gleiche Furcht vor Auflagen. Die stattlichen Gehalte, so die höchsten Behörden der Republik sich selbst mit freigebiger Hand bestimmt hatten, schienen die Sorgen des Volks zu bestätigen. Indem also

---

*) Rengger, Minister der innern Angelegenheiten, in seinem Bericht an die Regierung, über die Lage der Republik, Monat November 1798.

**) Bericht des Regierungsstatthalters Rüttimann. Monat Oktober.

viele den ehemaligen Zustand heimwünschten, forderten von der andern Seite die Gemeinden in der Nähe der vormals herrschenden Stadt strengere Gleichheit mit deren Bewohnern. Schwer hielt es, das Volk überall gehörig zu belehren. Der größte Theil der Agenten (vom Unterstatthalter ernannte Beamten der vollziehenden Gewalt in den einzelnen Gemeinden) arbeitete mit Schlaffheit und Unwillen, weil keine Besoldung für seine Bemühungen stattfand.*)

Im Kanton Linth, zu welchem das Land Glarus, und die Bezirke von Rapperswyl, Werdenberg, Mels, Neu St. Johann und Schännis gezählt wurden, fehlte fast gänzlich ein der neuen Verfassung zugewandter Sinn. Die vornehmsten Ursachen davon waren theils Verdruß über Verlust aller Hoheiten, Gerechtsame und Landesgemeinden, theils Gewohnheit an vormaligen Einrichtungen, Ortsgeist, gekränkter Stolz reicher Geschlechter, Zunftgeist und Monopoliensucht der Kauf- und Handelsleute, dabei gänzlicher Mangel der Industrie und guter Erziehungsanstalten.**)

Den Kanton Säntis, welcher die Rhoden des Appenzell, die Landschaften von St. Gallen, Toggenburg und Rheinthal umfing, sah man von Parteien zerrissen, welche aus der ehemaligen Verfassung in das Gewühl der Revolution mit verdoppeltem Grimm übergegangen waren. Die reformirten Gegenden waren beinahe durchaus für die neue Konstitution, aber die katholischen zitterten noch vor den nachtheiligen Folgen des Bürgereides auf ihre Seligkeit. Ihren Priestern getreu, und meistens so unwissend, daß von mehrern hundert Landleuten kaum einer selbst lesen konnte, mußten ihnen die Geistlichen Vorleser und Ausleger der neuen Gesetze

---

*) Zeltners, Regierungsstatthalters von Solothurn, Bericht. Monat Oktober.

**) Heer, Regierungsstatthalters vom Kanton Linth, Bericht vom Oktober und Dezember.

werden. Wie nun diese, so mannigfach gekränkten, Diener der Kirche erklärten, glaubten die gutmüthigen Laien.*)

Im Waadtlande weihete man seinen Gehorsam allen Verordnungen. Doch lebhafter Enthusiasmus für die Konstitution gebrach auch hier, und zwar aus Ursachen, welche denen in andern Theilen Helvetiens ganz entgegengesetzt waren. Man forderte unentgeldliche Aufhebung aller Feudallasten, und hatte sie von der Revolution als eine der ersten Früchte erwartet. Die Loskäuflichkeitserklärung der Lasten, welche noch vor Kurzem als Wohlthat angesehen worden wäre, galt nun einer Tirannei gleich. Dazu kam Unzufriedenheit derer, welche sich durch die Aufhebung der kleinen Ortsvorrechte verwundet fühlten, oder den Werth ihrer Gemeindsbürgerschaften sinken sahen.**)

Basel, die Stadt, welche nur aus Furcht in den Strom der Revolution getaucht hatte, theilte nicht mit dem Volke ihrer Landschaft die Freude an den großen Umwandlungen. Zwar zählte sie auch in ihren Ringmauern manchen entschiedenen Republikaner, aber mehrere noch erblickten in dem Waffenglanz der neuen Koalition und der aus dem tiefsten Norden durch Europa ziehenden Russen die Morgenröthe ihrer alten Herrschaft wieder. — Unter der mittlern und ärmern Klasse der Handwerker aber entspann sich vorzüglich Furcht wegen gänzlicher Aufhebung der Innungen und Zünfte, und Einführung der Gewerbsfreiheit.***)

Der Kanton Bern seufzte vornehmlich über Druck vom fränkischen Kriegsvolk. Die Stadt bedauerte ihre verlorene Hoheit.

---

*) Bericht des Regierungsstatthalters Bolt, vom September.

**) Polier, Regierungsstatthalter des Kantons Leman, Berichte vom Monat Oktober und November.

***) Schmid, Regierungsstatthalters von Basel, Bericht vom Oktober und November.

Viele schwebten in Angst vor dem nahen Kriege; viele hingegen erwarteten von seinem Ausgang zuversichtliche Herstellung der alten Rechte des Patriziats.*)

Das Volk des Berner Oberlandes fing an, sich dem Neuen anzuschließen. Doch mit den Schildworten Freiheit und Gleichheit knüpften die Landleute gar fremdartige Begriffe zusammen. An manchen Orten war ihnen Freiheit die Erlaubniß aller Willkühr, und Gleichheit die Vertheilung des Staats- und Gemeindsvermögens. Der Bürger, welcher nun seine Vorsteher aus eigener Mitte wählen konnte, und sie nicht mehr von Gott eingesetzt glaubte, fand, daß er über sie erhaben, und berechtigt sei, ihnen nur dann zu gehorchen, wann ihre Befehle eben mit seinen Meinungen und Bedürfnissen zusammenträfen.**)

Im Aargau war des Volkes Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge durch die unaufhörlichen Durchmärsche, Requisitionen und harten Behandlungen vom fränkischen Kriegsvolk fast allgemein worden. Die Gemeinde Lenzburg allein hatte binnen sieben Monaten 80,000 Mann Einquartierung gehabt. Daher fanden die Volksaufwiegler Gehör und Glauben, die Worte der Regierung verschlossene Herzen. Doch mehr, als auf dem Lande, wehte noch in den Städten republikanischer Geist. Aarau, Aarburg und Brugg inzwischen übertrafen Lenzburg und Zofingen in Kraft und Dauer freier, nicht nach dem vergangenen Zustand zurückschmachtender Gesinnungen.***)

Des Wallis fünf deutsche Bezirke, deren Volk ehemals bei

*) Bericht des Regierungsstatthalters von Bern, vom Dezember.

**) Joneli's Regierungsstatthalter vom Kanton Oberland, Bericht vom Oktober.

***) Bericht des Regierungsstatthalters Feer vom Aargau. Vom November.

demokratischer Verfassung über Unterwallis gebot, beklagten die eingebüßte Majestät und Ungebundenheit. So schmerzlich ihnen die Trennung von alten Uebungen gewesen, eben so lebhaft war nach denselben das Heimweh. Alles fürchtete man von der Fortdauer der helvetischen Republik: Zerstörung der Religion, Entführung der jungen Mannschaft zu fernen Kriegen, Verarmung durch Uebermaß der Abgaben. Nur die Söhne reicher und gebildeter Geschlechter fanden mit Vergnügen in der stellvertretenden Regierungsart Schirm gegen der Geistlichen Gewalt und gegen die souveränen Launen des Volks.*)

Die Gelände von Baden und Schaffhausen theilten aller andern Kantone Besorgnisse und Hoffnungen, ohne sich durch Thätigkeit weder für noch wider die Sache der Staatsverwandlung zu bezeichnen. Stilles Ergeben in den Gang der Schicksale schien in diesen Gegenden aller Bürger Wahlspruch zu sein, so daß weder die Umtriebe der Priester inner den Grenzen Badens, noch die Eifersucht der Landleute gegen die Stadt Schaffhausen, auffallende Ereignisse bewirken konnten.

Ein rüstigeres Volk, voller Gährung und wilden Zwietracht, beherbergte der Kanton Zürich. Der Landmann, in alter Fehde mit der sonst gebietenden Stadt, wachte hier eifersüchtiger über die neuempfangenen Rechtsame; die Stadt äußerte unverhohlener ihren Zorn gegen die Staatsumwälzung. Beider Theile Erbitterung schlug jeden Tag tiefere Wurzeln. Wenn aber auch die Bewohner des Landes zuweilen ihre Klagen in die der Stadt gegen die Regierung mischten, so geschah es wegen Unverständlichkeit der Gesetze; oder gegen allzugroße Kriegslasten, oder gegen Sorglosig-

*) Derivaz, Regierungsstatthalter des Wallis, vom Oktober und Dezember.

keit der Regierung, wenn sie „Aristokraten" oder Feinde der nunmehrigen Staatsordnung in Aemter und Würden hob.*)

In den italienischen Kantonen Lugano und Bellinzona dauerte noch immer, wiewohl schwächer, der in den ersten Monden der Revolution entstandene Parteizwist zwischen denen fort, welche das Land jenseits der hohen Alpenkette an den jungen Freistaat Cisalpinien schließen, und denen, welche der helvetischen Republik angehören wollten. Das Volk selbst nahm an den Umtrieben der Parteiführer freilich nur geringen Antheil. Bei des Landes großer Armuth fühlte es nur den harten, ungewohnten Druck des fränkischen Militärs. — Laut erhob es seine Klagen, wozu sich, wie überall in Helvetien, die Furcht vor gewaltsamer Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienst mischte, und der Priester schreckliche Weissagung vom nahen Untergang der Religion.

So herrschte in Helvetien kein Gemeingeist, kein allgemeines Sehnen zur Rückkehr nach dem untergegangenen Staatsverhältniß, aber auch keine Liebe für die neue Verfassung. Was die Völkerschaften seit einem Jahre verloren, und was sie empfangen hatten, war nicht ihres Willens gewesen. Nur in dem Einzigen stimmten alle überein, daß die Beherbergung eines fränkischen Heeres unerträglich sei, und daß die Zentralregierung, unvertraut mit dem Geist der Nation, allzuschonungslos deren Vorurtheile und Meinungen verwunde.

---

*) Pfenninger, Regierungsstatthalter des Kantons Zürich, Bericht vom Oktober und November.

2.

Von einem meiner ehemaligen Zöglinge, Johannes Denz von Chur, als Sekretär begleitet, trat ich am 15. Mai ans Ufer von Stansstaad, und unter die Ruinen dieses Dorfes. Man war schon mit dem Bau des obrigkeitlichen Waarenhauses und der zwischen hier und Stans zerstreuten Heuställe ziemlich vorgerückt. Hin und wieder sah man Leute im Schutte der Haustrümmer wühlen.

Im Sommer 1796 hatte ich diese Landschaft in ihrer ganzen Lieblichkeit erblickt, jetzt in ihrer Verödung. Links und rechts Aschen- und Steinhaufen, vielleicht Gräber der Unglücklichen, welche das Opfer ihrer Unwissenheit und Schwärmerei geworden waren.

Während wir mit Schmerz bei jenen traurigen Gegenständen verweilten, konnten wir doch nirgends in den Gesichtern, die uns begegneten, Spuren einer Schwermuth wahrnehmen, wie wir sie erwarteten. Auch späterhin hatte ich oft Gelegenheit, die gefühllose Gleichgültigkeit der Landleute beim Anblick ihres Elendes zu bemerken.

Aber dieser Stoizismus, weit entfernt, die Folge stolzer Seelengröße oder gewaltiger Leidenschaft zu sein, wie Dichter und hochherzige Flugblätter gern glauben machen wollten, schien mir selbst nicht einmal Frucht der Gewöhnung an den Bildern des Elends zu sein. Abwesenheit jenes Gefühls, welches an fremder, wie eigener Noth mit Wärme Theil nimmt; Unbehilflichkeit des Vorstellungsvermögens, welches nicht mit Gewandtheit Ursachen und Folgen, Vergangenheit und Zukunft verknüpfen, noch die Masse des Uebels in allen seinen Theilen, als erschütterndes Ganze, überschauen kann; Kleben am Bedürfniß des Augenblicks — bewirken bei ungebildeten Völkern, was wir an veredelten Menschen als erhabene Kraft bewundern.

So sehr können Rohheit und Armuth für die schönsten Empfindungen der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit den Sinn abstumpfen, daß man gelassenern Muthes den Verlust geliebter Verwandten, als den Verlust einiger Geldstücke erträgt. In mancher Hirtenfamilie wird der Tod der einzigen Milchkuh lebhafter und länger beklagt, als der Tod einer Mutter oder Hausfrau; in mancher wird der Reinlichkeit und Gesundheit des Viehes bei weitem mehr Sorgfalt, als dem Wohle der eigenen Kinder gewidmet. Bei Halbwilden steht das thierische Bedürfniß höher, als das Heiligste des Herzens; das Nützliche höher, als das Sittliche; der Gewinn des Augenblicks höher, als die Tugend.

„Und wären noch zweimal mehr Menschen drauf gegangen, wenn die Franken nur nicht Feuer angelegt hätten!“ sagten mir zuweilen die Landleute in Nidwalden, wenn ich mit ihnen über die Folgen des Aufruhrs sprach. Vielleicht trugen ihre religiösen Meinungen über die Seligkeit der Verstorbenen auch zur Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben bei. Inzwischen herrschte zu meiner Verwunderung unter den noch lebenden Unglücksgefährten weniger Eintracht, als ich zu finden hoffte. Statt brüderlicher Unterstützung entdeckte ich Mißgunst von Mann zu Mann, von Gemeinde zu Gemeinde. Man verkleinerte sich gegenseitig; man weigerte sich oft lieblos, die Hand zu leihen, wo sie dringend nothwendig war.

Sobald ich in Stans mich mit den Obrigkeiten des Bezirks in Verbindung gesetzt hatte, war das erste Geschäft, auf die Gefangenen Rücksicht zu nehmen, welche alle Gefängnisse füllten. Es waren ihrer über dreißig Personen, von welchen der größte Theil, wegen politischer Verbrechen, an das zu Rappersweyl niedergesetzte Kriegsgericht abgeführt werden sollte. Die meisten derselben waren unbeweibte, vermögenslose Menschen, welche den Aufstand als Erwerbsmittel behandelt zu haben schienen. Ich ließ

die Wegführung dieser Menschen verzögern, durchlas die über ihre Vergehen vom Gericht angefertigten Akten, und das Vollziehungs-Direktorium verwandelte nicht nur auf meinen Vorschlag die gesetzliche Todesstrafe der Aufrührer in Kriegsdienst unter den helvetischen Hilfstruppen, sondern gestattete auch den unter ihnen befindlichen Hausvätern, in der Heimat zu verbleiben.

Noch aber befanden sich im Lande über hundert andere Verbrecher gleicher Art, welche, bewaffnet oder unbewaffnet, mehr oder minder thätig, den geheimen Zusammenkünften der Verschwornen zu Buochs, Beggenried, Emmetten, Thalwyl, in der Knyri, zu Ennetbürgen und zu Wolfenschießen auf Alzelen beigewohnt hatten. Die Regierung bewilligte, daß diese Strafwürdigen mit so geringen Geldbußen durch das Distriktsgericht belegt wurden, daß der am schuldigsten Befundene nicht mehr denn 30 Gulden, und die minder Strafbaren nur 6 Gulden zu erlegen hatten. Ihrer waren 119 Personen.

Indem sie durch die ausgesprochene Strafe von der Furcht wegen des noch bevorstehenden Schicksals befreit wurden, hoffte ich diese durch unerwartete Gelindigkeit zu freundlicherm Sinn zu leiten. Sie legten in meine Hand das Versprechen ab, gehorsam, friedfertig und still zu leben; und so viel ich mich erinnere, blieb jeglicher seines Gelübdes mit Dankbarkeit eingedenk, und gab mir späterhin keinen Anlaß zu Klagen. Manche derselben waren durch diese Milde so bewegt, daß sie mit Thränen im Auge vor mir niederfielen, meine Hände küßten und ihre Reue bezeugten. Ich würde dieser Selbstdemüthigung hier nicht gedenken, die ich von keinem freien Landmanne Unterwaldens erwartet hätte, wenn solche Züge nicht wesentlich zur Bezeichnung dieses Gebirgsvolkes dienten.

Zwar wurde mir von verschiedenen Seiten solche Milde als unkluge Schwäche vorgeworfen. Zwar drohte man, daß eben diese Leute die ersten sein würden, welche die alten, blutigen Händel

erneuern, und undankbar meine Nachsicht zur Quelle unsäglicher Uebel verwandeln würden. Allein ich hatte niemals Ursache, mein Verfahren zu bereuen. Ich begnügte mich, nur gegen sehr Wenige Strenge zu üben; aber diese Wenigen waren solche, deren sittlicher Lebenswandel, auch ohne Rücksicht auf politische Meinung, rügenswerth war.

Rohe, kraftvolle, durch harte Schicksale zu leidenschaftlicher Verwilderung hingerissene Gemüther können durch Druck und Verfolgung nur erbitterter und verzweiflungsvoller werden; menschenfreundliche Theilnahme an ihrem Verhängnisse kann sie allein zur Versöhnung und Ruhe zurückleiten, wenn von der andern Seite Klugheit und Stärke gepaart, Empörungsversuche im ersten Keime tilgen.

Man muß die größte Behutsamkeit in Wahl der Strafarten sogenannter revolutionärer Verbrechen anwenden. Der machthabende Staatsmann vergißt gar oft, daß er, durch einen leichten Fingerdruck im Mittelpunkte der ungeheuern Staatsmaschine, Zentner emporschnellt; und daß unter dem sanften Zuge seiner Feder Geschlechter weinend an den Bettelstab stürzen. Er aber sieht nicht die Zentnerlasten, nicht die Thränen und Bettelstäbe, und hält sich selbst für mäßig, weise und gerecht!

Niemand, der seiner Meinungen willen duldet, glaubt Verbrecher zu sein. Denn so lange er für dieselben duldet, hält er sie noch für Wahrheiten und jeder Aufopferung würdig. In seinen Augen ist derjenige der Verbrecher, welcher ihn leiden läßt; der Duldende ist Märtyrer.

Alle Strafen der Welt können keine Ueberzeugungen ändern. Der Arm des weltlichen Richters reicht nicht hinüber in das Gebiet des Gewissens; dahin erstreckt sich nur Lehre des Bessern.

Es ist also zwecklos, irgend einen Bürger wegen seiner politischen Meinungen zu strafen, oder gar (ungesetzlich) zu verfolgen.

Der Verfolger ist ein Narr oder Böſewicht. Der Staatsmann hat nur dafür zu ſorgen, daß der Irrthum des Bürgers die öffentliche Ordnung nicht zerſtöre. Er darf nur Handlungen ſtrafen. Aber kaum wird man behutſam genug in Ausfindung glücklicher Strafmittel für dieſe ſein können, weil der Märtyrer ſich nie ſo ſehr wegen ſeiner Handlungen, als vielmehr um deren Urſachen, der Meinungen willen, geſtraft glaubt, und weil jeder Meinungsgenoſſe des Märtyrers ſich in ihm mitgeſtraft ſieht, ob er gleich nicht deſſen Handlungen begangen hatte. Eine unvorſichtig ausgefällte Strafe erbittert daher nicht nur den Duldenden, ſondern alle ſeine Glaubensgeſellen; und ſtiftet des Uebels mehr, als ſie vernichtet.

Noch weniger darf eine Strafe mehr Perſonen verwunden, als Verbrecher ſind. Alle Verurtheilungen in Maſſe ſind wahrhafter Bürgerkrieg mit den Waffen der Juſtiz geführt, von der Vernunft mißbilligt, vielleicht aber leider in dieſer Welt voller Mängel eben ſo unausweichlich, als jeder andere Krieg.

Zuweilen iſt nichts ſo fähig, die Schwärmerei in ihren Wirkungen zu entkräften, als Anwendung des Lächerlichen. Ich bediente mich deſſelben, und jedesmal mit glücklichem Erfolge, gegen die geläufigen Zungen mancher Bäuerinnen von Unterwalden, deren Einfluß auf die Staatsverhandlungen dem Leſer dieſer Denkſchrift nicht mehr unbekannt ſein kann.

Als einſtmals, während die Kaiſerlichen ſchon in Uri Fuß gefaßt hatten, und Nidwalden ohne Beſatzung war, mehrere zankluſtige Weiber auf dem Platze von Stans über die nahe Ankunft der Oeſterreicher und Ruſſen jubelten, und ohne Rückhalt die künftigen Gegenſtände ihrer Rache bezeichneten, ließ ich ſie vor mich bringen. „Ihr wünſcht,“ ſagte ich, „die Ankunft der ruſſiſchen und kaiſerlichen Soldaten. Ich bedaure euch; ſie kommen ſo bald nicht. Um aber eure Ungeduld zu befriedigen, will ich euch von

Posten zu Posten bis zu ihrem Lager schicken. Ihr habt eine halbe Stunde Zeit, euch mit dem Nöthigen zu versehen." Anfangs hielten sie meinen Einfall für Scherz. Als aber mehrere junge Leute von der Landwacht reisefertig und bewaffnet erschienen, sie zu begleiten und von mir scheinbar Verhaltungsbefehle erhielten, verwandelte sich der vorige Muthwille in Bestürzung und Wehklagen. Sie schworen unter Thränen, daß sie weder Oesterreicher noch Russen liebten. Ihr Geheul versammelte einen Haufen lachenden Volkes. Ich entließ die bekehrten Weiber endlich ihrer Angst. Verspottet kehrten sie heim, und wurden nie wieder laut.

Eine Bauersfrau von Emmeten, welche durch Lobgedichte auf die Empörung und durch Schmählieder gegen die neue Staatsverfassung den Zorn des Unterstatthalters verdient zu haben glaubte, und aus Furcht vor dem Gefängnisse lange in den Wäldern gelebt hatte, von ihrer Familie getrennt, ließ durch ihren Gatten bei mir um Verzeihung anhalten. Ich nahm keinen Anstand, die unglückliche Dichterin den Ihrigen zurückzugeben, nachdem sie in Versen die neue Ordnung gerühmt und den Aufruhr getadelt haben würde. Die dienstbare Muse gehorchte; der Hymnus erschien. Man lachte. Spott lähmte den Einfluß der Nidwaldner Sappho; und eine von Versen unglücklich gewordene Familie wurde wieder durch die Gefälligkeit der Muse gerettet.

---

## 3.

Die helvetische Regierung, welche zur Erhaltung der Staatseinheit geschworen hatte, bewies durch Planlosigkeit ihres Verfahrens, daß sie weder Fähigkeit besaß, solche zu gründen, noch zu handhaben. Ohne hier die Ursachen solcher Unfähigkeit zu enthüllen, begnüge ich mich, nur auf dasjenige hinzudeuten, was

sie bei den so geheißenen kleinen Kantonen, zu welchen auch Unterwalden gehörte, verabsäumte, Staatseinheit zu befördern.

Schon oben berührte ich (Abschnitt II. 4.) das Nachtheilige der Zusammenschmelzung der vier Kantone Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden in einen einzigen. Hätte man diese Gegenden, deren Einwohner gleiche Schicksale, Sitten, Kulturverhältnisse und Interessen hatten, nie als Ganzes beisammen gelassen, sondern getrennt, und mit andern Kantonen frühzeitig vermischt: sie würden minder der blutige Schauplatz aller Verheerungen geworden sein. Das Volk der Waldstätte wäre durch solche Trennung zu Aufrühren geschwächt; dem Direktorium die Wahl der Beamten erleichtert, und den Kantonalmagistraten und Gerichten der Orts- und Kantonsgeist entzogen worden.

Ein anderer Fehler der Regierung war, daß sie die höchsten Beamten der vollziehenden Gewalt in den Kantonen aus der Mitte dasiger Bürger wählte. Unzufrieden mit der neuen Verfassung, trug das Volk gegen die Vollstrecker derselben ungleich tiefern Haß gegen Einheimische, als gegen Bürger anderer Kantone. Der Fremdling, der keine andern Pflichten kannte, als diejenigen, so ihm das Gesetz gab, unverflochten in Familien- und Privatverhältnisse, welche den Einheimischen umspannen, ungekränkt von Vorurtheilen, welche gegen Ortsbürger rangen, konnte freier handeln, leichter Gehorsam und Achtung finden, und mit geringerm Aufwande von Kraft und Mühe nützlicher werden. Von Matt hatte, als Unterwaldner, mit der Ernennung zum Statthalter zugleich eine bedeutende Gegenpartei von verschiedenen Familien empfangen, welche ihm überall entgegenarbeiteten, und ihm, seines besten Willens ungeachtet, alle Uebel, welche das Land drückten, in Rechnung zu bringen suchten. — Ignaz Truttmann, welcher ihm in dieser Würde folgte, hatte als ehemaliger Unterthan des Standes Schwyz den Groll derjenigen wider sich,

die er, als seine ehemaligen Obern, jetzt regieren sollte. — Wie in den Waldstätten, war dies fast in allen Kantonen der Fall.

Von gleicher Zweckwidrigkeit waren auch die, wegen revolutionärer Vergehungen, angewandten Strafmittel. Immer zwar wird es den helvetischen Zentralregierungen ehrenvoll bleiben, daß sie ihr Vaterland nicht mit jenen Abscheulichkeiten befleckten, welche Frankreich geschändet haben. Selbst die mit dem Tode drohenden Gesetze wurden nie vollstreckt. Dem ungeachtet kann man andere Arten der Bestrafung, welche die Stelle von jenen ersetzten, nicht loben. Dahin gehörten die sogenannten Deportationen, und die Verbannungen in den heimischen Distrikt.

Die Deportation entfernte den Sünder von seiner Heimat, in welcher er durch sein Betragen gefährlich zu werden drohte; die Einbannung schloß ihn in deren engen Bezirk, wie in ein geräumigeres Gefängniß. Diese beiden Uebel, in ihrer Art ganz entgegengesetzt, hatten dennoch einerlei üble Wirkungen.

Beim Antritte meiner Sendung schollen mir die bittersten Klagen unzähliger Familien entgegen, deren Väter, Brüder u. s. w., als Geisel für die innere Ruhe des Landes, hinweggeführt waren.

Nach genauer Untersuchung ergab sich, daß die Regierung schon vor meiner Ankunft Männer in diese Gegenden gesandt hatte, welche im Eifer, ohne allzuängstliche Wahl, alles deportirt hatten, was ihnen gefährlich geschienen haben mochte.

Der Gebirgsbewohner scheut die Deportation wie den Tod selbst. Sie setzt ihn in eine fremde Welt. Erinnerung seiner leidenden Familie begleitet ihn. Seine häuslichen Umstände gehen zu Grunde. Ich selbst bin Augenzeuge von dem Elende und der zerrütteten Wirthschaft mehrerer Familien gewesen, deren Häupter entführt waren. Der Staat schlug mit dieser Strafe nicht den Strafbaren allein, sondern weit mehr noch viele Unschuldige, und sich selbst,

indem er die Armuth seiner Bürger vergrößerte, und ganze Familien, die vorher unparteisam waren, gegen sich aufwiegelte.

Ich machte der Regierung den Vorschlag, die in Basel verhafteten Geiseln, gegen Bürgschaft für ruhiges Betragen, nach Nidwalden zurückkehren zu lassen. Gefährlich für die öffentliche Ordnung hätte plötzliche, gleichzeitige Loslassung aller werden können. Ich verwandte mich daher nur von Zeit zu Zeit bittend für einzelne. Die Regierung entsprach gern, und in kurzer Zeit befanden sich die Geiseln von Basel wieder in den Armen der Ihrigen. Da die meisten derselben mehr Verdachtes, als wirklicher Vergehungen willen, fortgeführt worden waren, theilte ich um so ruhiger mit ihren Familien die Freude ihrer Heimkunft; und die Thränen, welche hier meine Hand trocknete, wurden mir Entschädigung für tausend andere Unruhen. Durch Liebe und Dankbarkeit der Erlöseten hoffte ich den Frieden des unglücklichen Nidwaldens sicherer zu stellen, denn durch Schreckmittel, und ich betrog mich nicht*). Mitten unter den traurigen Erinnerungen, welche mich aus jenen Tagen umschweben, labt mich noch der Rückblick auf jene Wehmuth und zärtliche Freude, da Gattinnen, Mütter, Brüder, Kinder die Heimkehrenden nach langer Trennung wieder an die Brust drückten.

Und du, edler Businger, menschenfreundlicher Pfarrer von Stans, der du so oft für die unglücklichen Deportirten bei mir sprachst, nimm von mir öffentlich den Dank für deine Tugend! Verkannt und unbelohnt von deinen Mitbürgern in der Heimat, genüge dir das Bewußtsein deiner Bemühungen um ihr Wohl. Hätte die Tugend keinen andern Genuß zu gewähren, als den,

---

*) Die sämmtlichen vor meiner Geschäftsführung nach Basel Deportirten waren bis zum August, also acht bis zehn Wochen nach meiner Ankunft in Stans, wieder befreit.

welchen Erkenntlichkeit der Sterblichen bereiten sollte, o so würde sie keine Bekenner mehr unterm Himmel zählen.

Mitten in Beschäftigungen um Nidwaldens Beruhigung, ereignete sich ein Vorfall, welcher die traurigsten Folgen hätte wirken können.

In den Kerkern der Festung Aarburg schmachteten zweihundert und fünfundfünfzig Gefangene aus den kleinen Kantonen. Die mehrsten waren als Empörer auf der That ertappt, andere wegen mordbrennerischer Anschläge, andere, weil sie obrigkeitlichen Personen nach dem Leben getrachtet, andere nur allgemeinen Verdachts willen, gefänglich eingezogen, und meistens den Kriegsgerichten zur Beurtheilung bestimmt.

Alle diese Leute, meistens ohne Grundsätze, ohne Sitte, ohne Eigenthum, überschwemmten plötzlich den Kanton Waldstätten, ohne daß irgend eine Behörde von ihrer Befreiung benachrichtigt war. Durch die Kerker von Aarburg gewiß nicht ausgesöhnt, erbitterter denn vorher, traten sie ins Land. Einen Theil der kleinen Kantone hatten die damals siegenden Waffen der Kaiserlichen besetzt; die Regierung hatte Luzern verlassen und Bern zum Wohnsitz gewählt; der Regierungsstatthalter Von Matt und einige andere Beamte waren ihr nachgeflüchtet.

Sowohl die Loslassung der Gefangenen zu einer solchen Zeit (es war in der Mitte des Monats Juni), als auch die Art ihrer Befreiung, zeugen von der ungeheuern Verwirrung, welche in den öffentlichen Geschäften herrschte. Das Direktorium hatte nämlich den Volksrepräsentant und Regierungskommissär Billeter bevollmächtigt, allen Gefangenen die Kerker zu eröffnen*). Der Volks-

*) Auf meinen Bericht vom 26. Juni über die unangenehmen Folgen der Freilassung der in Aarburg verhaftet gewesenen Insurgenten, erklärte mir das Antwortsschreiben des Vollziehungsdirektoriums

repräsentant, welcher in Vollstreckung eines solchen Befehls seinem Herzen ein Fest gab, hatte demnach allen die Freiheit geschenkt, indem er für Verhaftungskosten und Verpflegung jedem die Erlegung von vierundzwanzig Franken zur Pflicht machte, und als Bürgschaft für die Summe, welche die Wenigsten entrichten konnten, einige Wohlhabendere im Namen Aller zurückbehielt. Die Zurückbehaltenen schrieen über Ungerechtigkeit, daß sie für Menschen zu zahlen gezwungen würden, mit welchen sie ohne Verbindung waren. Noch lauter schrie das losgelassene Gesindel, daß es stickende Luft, faules Wasser und unverschuldete Gefangenschaft mit Geld zahlen sollte: „Waren wir schuldig, warum ward über uns kein Urtheil gesprochen? Waren wir von Verbrechen rein, warum entschädigt man uns nicht für die bestandenen Leiden?“

Solche Sprache mußte auch bei den Parteilosesten Beifall finden; bei dem Gleichgültigsten Unwillen gegen eine Regierung erwecken, welche freie Bürger mit Willkürlichkeit behandeln ließ, und statt die Keime des Aufruhrs zu ersticken, die Saat dazu mit eigener Hand ausstreute.

Nicht ohne Mühe erhielt ich ein Verzeichniß aller Losgelassenen, damit ich sie und ihre Bewegungen beobachten konnte. Durch verschiedene Sicherheitsanstalten gelang es mir, diese Menschen wenigstens unschädlich zu machen, ohne zu neuen Einkerkerungen Zuflucht nehmen zu müssen.

---

vom 28. Juni 1799: „Die nach dem Kanton Waldstätten ausge-„schickten Kommissäre rafften eine so große Anzahl Gefangener zu-„sammen, ohne allen Unterschied zwischen mehr oder weniger „Schuldigen, welche insgesammt in so scheußliche Gefängnisse ein-„gekerkert wurden, daß das Direktorium sich verbunden glaubte, die „Stimme der Menschlichkeit zu hören, um so mehr, da die Papiere „über die ersten Verhöre derselben verloren gegangen.“

Aber ein neuer Umstand vermehrte meine Verlegenheit — dies war die gesetzliche Strafe, welche der Obergerichtshof über einige Männer ausfällte, die in dem Aufruhr von Nidwalden bedeutende Rollen gespielt hatten. Sie wurden nämlich des Aktivbürgerrechts auf einige Zeit beraubt, aber dabei für zwei oder mehrere Jahre inner den Grenzen ihrer Heimat eingebannt. Die Einstellung des Bürgerrechts war in diesen Zeiten keine Strafe; noch weniger war es die Verpflichtung, sich nicht über die Grenzen ihres heimatlichen Bezirks zu entfernen. Mißvergnügte Leute in ihren Wohnort einbannen, heißt die glimmenden Kohlen noch enger zusammenschüren. Nirgends kann der Friedensstörer gefahrvoller sein, als wo er einheimisch ist, alle Gemüther kennt, alle Umstände zu benutzen weiß. Daß er in seiner Heimat leben kann, ist ihm lieb; daß man aber den geliebten Aufenthalt für ihn entehrend macht, muß Aerger und Rachlust reizen. War der Mann vorher nicht gefährlich, so wird er es erst.

Zwar gab mir das Vollziehungsdirektorium (unterm 22. Mai) Auftrag, die in ihrem Bezirk Eingebannten sogleich als Geiseln nach dem Kanton Leman deportiren zu lassen; aber ich unterließ die Vollstreckung dieses Befehls, in der Hoffnung, auch ohnedem die Ruhe schirmen zu können. Es genügte, jeden Unruhigen nur mit Deportation zu bedrohen, um ihn zu zähmen.

---

## 4.

Vielleicht war ich in der Darstellung des revolutionären Gerichts- und Strafwesens so schon allzu weitläufig. Allein es war nothwendig, um auch von dieser Seite die damals herrschende Verwirrung des von innern und äußern Stürmen unaufhörlich erschütterten Staates lebhaft zu geben. Dies Gemälde kann vielleicht lehrreich für den Staatsmann und Menschenbeobachter sein; er erblickt ein

Volk, vom Meinungshaß unter einander entflammt, verzweiflungsvoll gehorchen und sich auflehnen; eine Regierung hingestellt in den Mittelpunkt des Strudels unbändiger Leidenschaften und außerordentlicher Ereignisse, bald auf Grundsätzen fußend, bald mit Willkür schaltend, stets den Eingebungen der Furcht und Hoffnung, der Verzweiflung und dem Drang der Umstände nachgebend.

Es drängte sich mit jeder Woche eine Flut von neuen Gesetzen, Beschlüssen und Verordnungen aus dem Schoos der gesetzgebenden Versammlungen; allein die wenigsten wurden vom Volk gelesen, noch weniger verstanden, alle aber, wegen ihrer Menge, selbst von Beamten vergessen. So breitete sich Anarchie aus, während die Regierung sich in fruchtloser Thätigkeit ermüdete.

Im Bezirk von Nidwalden standen bei meiner Ankunft noch zwei Kompagnien Lemaner Milizen. Sie mußten, während die Franken in Uri gegen die Kaiserlichen kämpften, die Gebirgshöhen von Emmetten und Seelisberg gegen Uri besetzen. Ihre Zahl war zu schwach, um bei der Menge der Mißvergnügten im Lande einem Aufstand zu begegnen. Nur die allergeschärfteste Polizei konnte die innere Ordnung sichern, indem sie jeden Funken des Aufruhrs entdecken und unterdrücken mußte. Aber bei dem Mißmuth und der Unfreundlichkeit des Volks, bei den Hindernissen, welche die Gebirge, Waldungen und zerstreut liegenden Häuser der Beobachtung fremder und einheimischer Aufwiegler, Landstreicher und Emissäre in den Weg stellten; bei der Schlaffheit oder Unwissenheit der Agenten und Munizipalitäten in den Dorfschaften, war es fast unmöglich, Polizei zu handhaben, an der es übrigens damals in der ganzen Schweiz gebrach.

Inzwischen ließ der Charakter des gemeinen Volks in seiner Begierde, Geld ohne viele Mühe zu verdienen, ein erträgliches Hilfsmittel erblicken. Die Verordnung, daß jeder Reisende mit Pässen versehen sein sollte, wurde geschärft, und jeder Bürger er-

hielt das Recht, Fremde wegen ihrer Pässe anzuhalten, und, falls die Pässe fehlten, den Reisenden gegen ansehnliche Belohnung zum Unterstatthalter zu führen. Jede Stunde Wegs ward dem Ueberbringer außerdem noch mit einem Schweizerfranken bezahlt. Auf ähnliche Weise wurde jeder belohnt, der einen fremden oder einheimischen Ruhestörer einbrachte, der das Volk zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung oder zu verbotenen, aufrührerischen Zusammenkünften zu verleiten suchte, und durch Zeugen seines Vergehens überwiesen werden konnte. Desgleichen wurden alle, welche in ihren Häusern Landstreicher und Fremde ohne Pässe, aufrührerische Reden u. dgl. m. duldeten, ohne der Obrigkeit ungesäumte Nachricht zu ertheilen, straffällig erklärt.

In Verbindung mit einigen redlichen und wohlhabenden Männern in allen Gemeinden, welchen, ihres eigenen Vortheils willen, jeder Tumult des zaumlosen Pöbels verhaßt sein mußte, ward ich fast täglich von der Lage und Sinnesart aller Dorfschaften belehrt. Ich kannte die Gänge und Reden der Lärmlustigen, ihre Hoffnungen, Besorgnisse und Vorsätze. Es genügte, einzelne derselben vor mich zu berufen, sie mit Freundlichkeit oder Ernst zu warnen und zurechtzuweisen, um geräuschvollern Auftritten vorzubeugen.

Doch jeder Tag gab den Verhältnissen und Gemüthern andere Gestalt und Farbe. Nichts war zuverlässig, nichts bleibend. Ein Augenblick konnte zerstören, was mondenlang gebaut war.

Der Sitz der Regierung, wegen Annäherung des Kriegsschauplatzes, ward nach Bern verlegt. Man betrachtete ihre Abreise wie eine Flucht. Rachlust und Plünderungsbegier erhoben sich unter keckern Drohungen. Der gebeugte Stolz der Kaiserlichgesinnten richtete sich wieder muthiger auf. Es kam zur Frage, ob man den Gesetzen noch länger zu gehorchen habe? Die Beamten sanken in dumpfes Verzagen, und wagten kaum noch, Befehle zu vollziehen. Andere entfernten sich von ihren Posten. Von Matt,

der Regierungsstatthalter, begab sich auf Luzern, und von da nach Bern. Der Statthalter vom Bezirk Sarnen (oder Obwalden), Peter von Flüe, that desgleichen.

Nur durch Gerüchte erfuhr ich von der Entfernung des letztern, und von Gährungen des Obwaldner Volks.

Die vorzüglichste Quelle des Mißvergnügens in Obwalden war die Gefangenschaft mehrerer Landleute, von denen verschiedene dem Statthalter Gehorsam und Achtung versagt hatten. Wieder andere waren schon in Insurrektionsprozesse verwickelt, waren schon in Schwyz verhaftet, vom Volke befreit, in Sarnen abermals gefänglich eingezogen, und so seit vier Monaten aus einem Kerker in den andern geschleppt worden. Ihre Freunde, empört durch solche Unmenschlichkeit, wiegelten das Landvolk auf, die Gefängnisse zu sprengen. Solch ein Aufstand wäre Anbahnung zu weitern Unternehmungen geworden.

Ich ertheilte dem Gerichte zu Sarnen Weisung, die Gefangenen unter Annahme des feierlichen Gelübdes zu entlassen, Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten. Es geschah, und noch zur glücklichen Stunde. Denn kaum waren die Gefängnisse geöffnet, als schon im Dorfe Alpnach, zu Füßen des Pilatusberges, Empörung reifte.

Hier hatten Einige den Freiheitsbaum umgehauen (31. Mai) und durch ihr Wagstück allerlei Volk herbeigezogen. Der Wein des Wirthshauses begeisterte die Menge. „Die Regierung ist davon, nun sind wir Meister!" schrie Alles. — Der Zufall führte den öffentlichen Ankläger beim Kantonsgericht Waldstätten zu dieser Stunde ans Gestade von Alpnach. Er kam mit seiner Tochter von Zug, um sich nach Sarnen, seiner Heimat, zu begeben. Johlend stürzte ihm der Haufe entgegen, und schleppte ihn, als Beamten, gefangen umher. Nach mancher Mißhandlung ward er durch einige Glieder des Gerichts, die von Sarnen eiligst abge-

sandt worden waren, aus der Todesangst befreit. Die Beredsamkeit und der Ernst gleicher Männer zerstreute das Volk und rettete Alpnach und Obwalden von größerm Unglück.

Die niedergehauenen Freiheitsbäume wurden alsbald wieder aufgerichtet, und die fünf vorzüglichsten Urheber zu mir gen Stans geführt. Die Gemeinde, von meinen Drohungen wegen des Verbrechens ihrer Bürger geängstigt, ward von Freude gerührt, als ich nicht nur die Drohungen nicht vollzog, sondern selbst den Fehlbaren verzieh. Der Gehorsam gegen die Gesetze ward erneuert; Alpnach gab nie wieder Anlaß zu Klagen, so lange ich in jenen Gegenden lebte.

Der kaiserliche Oberst St. Julien hatte um diese Zeit, von Bünden aus, die Höhen des St. Gotthard erobert, und war bis Wasen herabgedrungen. Die französischen Feldherren Lecourbe und Loison vertheidigten noch das große Reußthal des Urnerlandes.

Während diese schlugen, empfing der Befehlshaber der lemanischen Milizen, Detreytorrens, die falsche Nachricht, daß Lecourbe über den See der Waldstätte flüchte, und die Kaiserlichen, Meister von Uri, gegen Unterwalden vorrücken. Eiligst rief er die Milizen von den Höhen bei Bauen, Seelisberg, Emmetten und Beggenried nach Stans, und setzte ganz Unterwalden durch seinen Rückzug in Bewegung. Ich erfuhr denselben erst, als er schon geschah (am 1. Juni).

Weil das helvetische Militär den fränkischen Befehlshabern untergeordnet war, konnte ich meinen Vorstellungen über die Gefahr, welche durch Entblößung jener festen Gebirgspässe entstand, keinen Nachdruck geben. Der Kommandant, voller Bestürzung, hörte mich kaum. Er bereitete sich zum weitern Rückzug gegen Obwalden. Seine Angst verbreitete sich überall. Man fürchtete den unmittelbaren Einzug der Oesterreicher, und neue Verheerun-

gen. Man sah überall Flüchtlinge, weinende Kinder, Weiber, die ihre wenigen Habseligkeiten vor der ersten Wuth der Soldaten bergen wollten. Im Dorfe Beggenried schlug man die Freiheitsbäume nieder. Die Munizipalität von Stans ernannte in ihrer Versammlung schon Deputirte, welche den kaiserlichen Feldherren entgegengesandt werden sollten, um Schonung des Landes zu flehen. Höhnend und triumphirend traten die kaiserlichgesinnten Landleute hervor, ohne jedoch die geringste Ausschweifung zu wagen.

Vergrößert mit tausend schreckenvollen Umständen kam die Sage auch gen Obwalden. Man hörte daselbst, daß Stans schon von Oesterreichern besetzt sei, und Blut fließe. Das dortige Bezirksgericht, standhaft versammelt, ordnete binnen drei Stunden eben so viele Botschaften an mich ab, um den Verlauf der Dinge zu erfahren.

In dieser Lage ließ ich Gewehre und Waffen, die den Landleuten seit den letzten Unruhen abgenommen waren, ohne Verzug nach Luzern abführen, um jeden Versuch zu vereiteln, daß sich das Volk derselben in der allgemeinen Verwirrung zur Vergrößerung derselben bemächtigen könne.

Während der feige Befehlshaber der Milizen die Gegend untersuchte, wo er zum Widerstand Fuß fassen könnte, empfing ich durch den Regierungsstatthalter Vincenz Rüttimann von Luzern Nachricht über die Lage von Uri, und die Abschrift eines Briefes von Lecourbe aus Altorf an General Boivin, welcher den Grund aller jener Gerüchte enthüllte.

„Vorgestern, Bürger General,“ so schrieb Lecourbe am 12. Prairial, „gab's in der Kolonne, die ich zu Urseren hatte, eine kleine Unordnung. Sie warf sich bis auf Altorf zurück. Die Lärmer flüchteten, und verbreiteten falsche Gerüchte.

„Geben Sie, ich bitte Sie, den Einwohnern von Luzern wieder Zuversicht über meine Stellung. Jener fatale Streich kam nur

daher, daß ich ins Muottathal gegangen war, wo ich den Feind zurückgestoßen, ihm zwei Kanonen und zwei = bis dreihundert Mann genommen habe. Meine Gegenwart hat die Gemüther wieder beruhigt. In diesem Augenblick sind die Oesterreicher in vollem Rückzug. Sie haben selbst die Brücke bei Wasen abgeworfen, was mich noch daran hindert, sie zu erreichen. Sie haben sich auch aus allen Pässen des Schächenthals und Maderanerthals zurückgezogen."

Ich las diesen Brief auf öffentlichem Platze vor; drang auf schleunige Wiederbesetzung der verlassenen Posten; ließ Wein und Lebensmittel unter die ermüdeten Truppen austheilen, streckte ihnen, um den Muth zu beleben, Geld auf Rechnung ihres Soldes vor, den sie schon seit Monaten nicht empfangen hatten, und brachte es endlich dahin, daß sie noch in derselben Nacht wieder an die Grenzen eilten.

Das Vollziehungsdirektorium ertheilte mir Vollmacht, in den Gebirgen, welche Waldstätten mit dem Berner Oberland und besonders mit dem Haslithale verbinden, alle Vorkehrungen zur Vertheidigung dieser Gegenden wider den Einbruch des Feindes zu treffen. Allein bald übernahmen die Franken selbst dies Geschäft, als sie, von der Uebermacht ihrer Gegner und vom Mangel an Lebensmitteln gedrängt, Uri verlassen und sich in die Unterwaldner Gebirge, unter Anführung des Generals Loison, zurückziehen mußten.

Das letzte Treffen, welches er und Lecourbe den Kaiserlichen geliefert hatten, war eins der gräßlichsten. Zwei von Hunger entkräftete Heerhaufen schlugen sich in den Klüften des Gotthard, dessen öde Felsen, von Blut und Leichnamen bedeckt, das scheußlichste Bild darstellten. Von Klippe zu Klippe ward mit Verzweiflung gefochten; zuletzt fast ohne Schuß, nur mit dem Bajonett, Mann gegen Mann, gearbeitet. Unzählige Ermordete stürzten in

die Tiefe der schäumenden Reuß hinab. Die Franken machten in den Gebirgsspalten des Gotthard diesen Tag 1800 Gefangene, und überließen als Sieger, unverfolgt vom Feinde, ihm das traurige Schlachtfeld.

Loison kam mit erschöpften Truppen am 8. Juni in Stans an. Die Leiden dieses unglücklichen, meiner Sorgfalt anvertrauten Landes schienen noch immer nicht ihre ganze Höhe erreicht zu haben.

---

5.

Eine der ersten unangenehmen Folgen vom Rückzug der Franken nach Unterwalden war, beim Mangel anderer Wohnungen zur Einrichtung des verlangten Militärspitals, die Einräumung eines beträchtlichen Theils derjenigen Nebengebäude des Stanser Frauenklosters, worin der edle Pestalozzi mit den Waisenkindern lebte. Hätte ich auch, zur Schonung des Waisenhauses, die von dem Brande übriggebliebenen Bürgerhäuser des Fleckens, worin mehrere Familien gedrängt beisammen wohnten, zur Aufnahme der kranken und verwundeten Soldaten verurtheilen wollen: würde dennoch der Generalstab in meinen Vorschlag nie gewilligt haben.

Pestalozzi fühlte die Nothwendigkeit, und gehorchte, wenn gleich nicht ohne Schmerz, ihrem Gebot. Dazu kam, daß die Franken selbst, von einer Stunde zur andern, den erneuten Angriff der Oesterreicher erwarteten, und mir nichts weniger, als Sicherheit ihres Bleibens verbürgen wollten und konnten. Es wurden demnach alle diejenigen Waisenkinder mit einem Geschenk entlassen, welche von ihren Aeltern und Verwandten selbst abgefordert wurden, und, nach dem Zeugniß rechtschaffener Männer, von ihnen wohl unterhalten werden konnten. Von achtzig Waisen blieben noch ungefähr zwanzig in der Anstalt zurück. Pestalozzi ließ die dem Hause zugehörigen Vorräthe, bis auf ruhigere Zeiten,

nach Luzern bringen, um die Früchte öffentlicher Wohlthätigkeit nicht der Raubgier der Soldaten preiszugeben, welche das Land überschwemmten. Er selbst aber wollte unter den Umständen nicht länger in Stanz bleiben. Er verließ diesen Ort, und legte bald darauf die Erziehungsanstalt zu Burgdorf an, deren Ruhm sich schnell durch Europa verbreitete*).

Dieser merkwürdige Mann lebte bei meiner Ankunft in Unterwalden verkannt und verachtet von allen, nur geliebt von seinen Zöglingen. Die Einwohner von Stans verstanden seine Sprache, seine Wünsche nicht, begriffen seine ungeheuern Aufopferungen nicht, und beurtheilten ihn bald wie einen Halbnärrischen, bald wie einen gemeinen Schulmeister, der durch mürrisches Betragen den Umgang der Vornehmern und Gebildetern verscherzte, dessen sie sich ohnedem schämten. Manche erstaunten über die Achtung, welche ich ihm bewies; manche spottlächelten verstohlen, wenn ich ihn mit Bewunderung ehrte. Unfähig, die Größe seiner Tugend und die Kraft seines Genies zu umfassen, würdigten sie ihn nur nach seinem vernachlässigten Aeußern. Doch nicht die Stanser allein, auch wohl in andern, in größern Schweizerorten ließen Männer, die sich durch Gelahrtheit oder Stand bedeutsam dünkten, dem armen Pestalozzi, dessen Name unter den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts unauslöschlich glänzt, damals nur schlechte Gerechtigkeit in Würdigung seines Werthes widerfahren.

---

*) Mit vieler Geflissenheit suchte man damals in öffentlichen Blättern jenes Ereigniß zum Nachtheil Pestalozzi's oder meiner, oder der Regierung, zu entstellen, indem man das Stanser Waisenhaus aufgehoben erklärte. Selbst in einem Bericht von Rengger, Minister des Innern, wurde durch Irrthum dies Gerücht bestätigt, während doch der Minister die bestimmtesten Nachrichten von der Fortdauer jener Anstalt hatte.

Nie habe ich einen Menschen gesehen, der so außerordentliche Geistesstärke mit stiller Einfalt eines kindlichen Gemüths gepaart hätte, wie er. Verkannt und zertreten immerdar, und von häuslichen Unglücksfällen gebeugt, schien sein Herz durch jede neue Wunde nur liebender und zartfühlender gegen die Menschheit zu werden. Mißtrauisch auf die Tücke, die ihn so oft betrogen, schmiegte er sich doch mit unbegreiflicher, leichtgläubiger Gutmüthigkeit an jeden, der ihm zulächelte. Niemand kannte das menschliche Herz und zeichnete dessen Schwächen und Stärken so genau, und war zugleich so wenig Menschenkenner in besondern Verhältnissen, wie Pestalozzi. Indem er scharfen Blicks sich selbst durchforschte, erkannte er das Gemüth der Menschheit bis zu dessen leisesten Bewegungen; indem er mit lebhafter Phantasie und hoher Gutmüthigkeit seine innere Welt auf die äußere übertrug, ward er beständig irre an ihr. Diese seine Aehnlichkeit mit Jean Jacques Rousseau, und sein Stolz gegen den Stolz der Reichen oder Gelahrten, erwarben ihm mit dem Genfer Weisen gleiches Loos.

Eigentlich war das Waisenhaus von Stans für Pestalozzi nur eine seiner ersten Werkstätten für den ersten Jugendunterricht. Mit der Erhabenheit seines Zwecks wetteiferte nur sein Muth. Ich sah ihn im Getümmel unzähliger Kinder allein stehen, sie alle unterrichten, indem er sie anleitete, sich selbst unterweisen und durch Uebung ihrer kleinen Kräfte in einem gegebenen Verhältnisse dieselben vervollkommnern zu können. Das angenehme Gefühl, welches die stufenweise Entfaltung der Geistesgaben begleitet, erweckte in allen Kindern unglaubliche Lernbegier und Freudigkeit.

Auf nachmittäglichen Spaziergängen unterhielten wir uns gewöhnlich über diesen großen Gegenstand. Pestalozzi sprach oft mit Begeisterung, nie ohne mich besser und belehrter von sich zu entlassen. Demungeachtet schien er über das Wesen dessen, was er in Verbesserung des Volksunterrichts wollte, damals durchaus

noch im Dunkeln zu sein, weil er mir nie darüber helle Begriffe zu geben im Stande war. Auch hat ihn der Vollziehungsrath Glayre wohl eben so wenig verstanden, wenn er ihm antwortete: »Vous voulez donc mécaniser l'éducation!«, als Pestalozzi Glayrens Meinung ganz faßte, indem er diesen Worten Beifall gab, welchen er aber seine Begriffe unterlegt hatte.

Mit Pestalozzi's Verschwinden aus Stans verlor sich zwar sein Geist vom Unterricht der dortigen Waisenkinder; sie wurden aber dennoch mit Sorgfalt unterwiesen, und zu einer bisher mangelnden Ordnung und Reinlichkeit angehalten. Ein Mitglied der Munizipalität, Von Matt, übernahm mit rühmenswerthem Eifer die unmittelbare Aufsicht über das Waisenhaus, unterstützt von dem menschenfreundlichen Pfarrer Businger.

---

## 6.

Ein Land, ohne Gewerbsfleiß und Handel, erschöpft durch Krieg, verarmt durch Aufruhr, Brand, Plünderung, Auswanderungen, Deportationen u. s. w., darauf durch Besatzungen lange Zeit gedrückt, ohne öffentlichen Kredit, ohne andere Einnahmen, als die Almosen fremden Mitleides, mußte endlich der Verzweiflung nahe kommen, da seine Thäler abermals von Truppen überschwemmt wurden, deren Indisciplin und Gewaltthätigkeit bekannt waren. Dies war der Fall in Nidwalden bei der Ankunft des Generals Loison.

Die Schiffleute von Stansstaad, Hergiswyl, Buochs und Beggenried, meistens arme, nur vom täglichen Erwerb lebende Menschen, waren seit dreiviertel Jahren unbezahlt, ihrer meisten Fahrzeuge durch Requisitionen beraubt, und auf den wenigen, ihnen gebliebenen gezwungen, dem fränkischen Militär Tag und Nacht zu dienen. — Die vom Brande verschonten, und den Stellungen des

Heers am bequemsten gelegenen Dorfschaften hatten die ganze ungeheure Last der Beherbergung des Kriegsvolks allein zu tragen, weil in zerstreuten Höfen keine Mannschaften verlegt wurden.

Stündlich von diesen Bildern des Jammers umgeben, bestürmte ich das Vollziehungsdirektorium wiederholt mit den dringendsten Bitten um Hilfe. Aber bei der Ohnmacht desselben zu jener Zeit, da eine Hälfte der Schweiz von Feinden erobert, die andere Hälfte von fränkischen, an Allem Mangel leidenden Armeen überschwemmt war, blieben meine Vorstellungen meistens fruchtlos.

Während unzählige Familien um Nahrung jammerten, herrschte Ueberfluß an der Tafel des Generals und seiner Offiziere. Die Munizipalitäten mußten seiner Küche Weine, Speisen und Gewürze von Luzern herbeischaffen. Seine Unzufriedenheit mit dem Gastmahl hatte gewöhnlich Gefühllosigkeit bei einlaufenden Klagen der Landleute, Straflosigkeit ausschweifender Soldaten und Angestellten zur Folge. Um das größere Uebel zu verhindern, sahen sich die Vorsteher der Gemeinden gezwungen, keinen Aufwand für das Hauptquartier zu achten, mitten im schreiendsten Mangel der Ihrigen.

Mehr oder minder ist diese Leckerhaftigkeit den Feldherren aller Armeen eigen, wodurch sie sich die Mühseligkeiten des Kriegs versüßen zu wollen scheinen. Der Krieg, am Ende auch der heiligste, führt zur Entheiligung der Menschenwürde, zur Verthierung unsers Geschlechts.

Der Abgeordnete einer kraftlosen Regierung, welcher damals das Unglück hatte, fränkischen Generalen beigegeben zu werden, glich einem Gesandten am Hofe eines despotischen Tartarfürsten. Er mußte die Laune desselben studiren, und sich derselben zu bemeistern suchen, um Gutes stiften, oder Böses verhindern zu können. Er mußte sich persönliche Achtung und Freundschaft gewinnen, weil die Regierung, deren Stellvertreter er war, von den meisten fremden Befehlshabern nur mit Verächtlichkeit betrachtet wurde.

Man kann denken, wie bitter jedem Manne von Ehre und Selbstständigkeit solche Rolle werden mußte; und ich bekenne es, von allem, was ich jemals für meine Mitbürger gethan, ist diese Arbeit, in welcher ich mich unaufhörlich in Geduld, Selbstüberwindung und Verstellung üben mußte, die schwerste gewesen. Oft geriethen wir in lebhafte Wortwechsel; oft stießen wir die fürchterlichsten Drohungen wider einander aus.

„Sie sind allein schuldig", sagte ich einst zum General, „wenn dies unglückliche Volk zur Verzweiflung getrieben wird, und Aufstand macht. Hüten Sie sich vor den Folgen. Ich habe Sie gewarnt."

„Hüten?" schrie er gleich einem Besessenen: „Bei der leisesten Bewegung, die man wagen wird, laß ich Alles niedermachen, und eure Nester abbrennen bis zu den Spitzen der Berge."

„Dann bin ich der Erste, General, der das Land wider Sie führt. Und ich schwöre es, kein Franzose soll lebendig aus Unterwalden kommen! Ihre Drohungen erschrecken nicht mehr, wenn es das Aeußerste gilt. Aber dann verantworten Sie sich vor Ihrer Regierung."

Der General verstummte düster und verließ mich. So that er gewöhnlich. Er schien seinen Jähzorn zu kennen, und fürchtete Uebereilungen. Wir zürnten dann gewöhnlich einen halben Tag gegen einander, bis uns der vom General und mir gleich sehr geschätzte Pfarrer Businger wieder aussöhnte.

Loison, welcher sich im Gebirgskrieg einen Namen durch Tapferkeit gemacht hat, ist ein Mann von Kenntnissen und vielen liebenswürdigen Eigenschaften. Wir gewannen uns nach mancher Fehde gegenseitige Achtung ab. Unsere Freundschaft ward nach einigen Monaten inniger, und selbst nach unserer Trennung durch Briefwechsel und persönliche Besuche unterhalten.

Ich will nur einen Zug mittheilen, der die damalige Stellung französischer und schweizerischer Behörden schildert.

Ein Bauer von Kerns in Obwalden, Namens Andreas Windly, der seines Wegs ruhig ging, ward gewaltthätigerweise von einem französischen Korporal bei Ennetmoos gezwungen, ihm zum Wegweiser nach Sarnen zu dienen. Drei andere Bauern, worunter ein Maria Obermatt, liefen jenem nach, um ihn von dem Korporal, der betrunken zu sein schien, zu erlösen. Obermatt entwaffnete den Soldaten; Windly warf ihn zu Boden; jener stieß ihm den Säbel durch den Leib; dieser zerschlug den Kopf des Sterbenden mit einem Knittel. Sie begruben den Leichnam heimlich, und beraubten ihn seiner Baarschaft.*) Obermatt entkam durch Flucht; Windly wurde auf Befehl des Generals, der den Vorfall früh erfuhr, in seinem Hause des Nachts gefangen. Loison hatte zugleich Nachricht, daß der Unterstatthalter Kayser von diesem Ereigniß wußte, ohne Anstalten zur Verhaftung der Mörder gemacht zu haben. Er beklagte sich bei mir gegen die Beamten des Bezirks, erzählte mir den Meuchelmord und zeigte mir an, daß er die Beamten in der bevorstehenden Nacht gefänglich einziehen lassen werde, weil sie solche Thaten begünstigen zu wollen schienen. Seine und seines Heeres Sicherheit fordere diese Maßregel, setzte er hinzu, und erinnerte mich an hin und wieder gehaltene heimliche Zusammenkünfte der Bauern, welche mir verrathen worden waren, und worin sie, bei der geringen Truppenzahl in Stans, gedroht hatten, den General, den Statthalter, den Pfarrer und mich zu ermorden.

Indem ich durch die schleunigste Verhaftung einiger Mitschul-

*) Nach diesem warfen sich die Mörder (so lautet in den Prozeßakten ihre Aussage) auf ihre Knie nieder, und beteten für die abgeleibte Seele ihres Erschlagenen fünf Vater Unser und eben so viele Ave Maria, und gingen dann, aus dem geraubten Geld einige Messen lesen zu lassen.

digen an jener Mordthat Beweise schneller Gerechtigkeitspflege gab, und den General von der Nothwendigkeit überzeugte, öffentliche Beamten gehörigen Ortes zu belangen, erhielt ich die Sachen im Gange des Rechtens.

Der Unterstatthalter Kayser empfing um dieselbe Zeit seine mehrmals verlangte Entlassung; an seine Stelle wurde Wammischer, ein biederer, geachteter Mann, ernannt. Diese Veränderung trug ebenfalls bei, den General auszusöhnen. Er wollte aber den gefangenen Windly, als Mörder eines fränkischen Soldaten und Theilnehmer an einem Zusammenlauf, dem fränkischen Kriegsgericht übergeben. Windly war unstreitig der Minderschuldige; viele Umstände sprachen für ihn. Beim Kriegsgericht erwartete ihn das unfehlbare Todesurtheil. Ich versuchte ihn zu retten, und reklamirte ihn als Schweizer für das vaterländische Tribunal. Mein Entschluß war genommen, für das Recht unsers Volks das Aeußerste zu wagen, und im Fall einer gewaltthätigen Wegführung des Missethäters mich den Bajonetten der Franzosen entgegenzustellen. Loison rieth, zur Beendigung unsers Zwistes den Ausspruch des Obergenerals Massena und des helvetischen Vollziehungs-Direktoriums zu verlangen. Beide sandten wir Eilboten ab. Noch ehe Antworten zurückkamen, trat ich eines Morgens vor das Bett des Generals, mit dem Vorgeben, Befehl zur augenblicklichen Hinwegführung des Beklagten vor das Kantonsgericht Luzern empfangen zu haben. Ich forderte Mannschaft zur Begleitung desselben. Der General glaubte mir, stellte mürrisch die nöthigen Befehle aus, und so rettete ich durch List, was durch Gewalt nicht erreicht werden konnte. Massena hat wirklich, wie ich nachher erfuhr, den Verbrecher vor das Kriegsgericht verlangt, gab aber nach, da dessen Prozeß vor dem Kantonsgericht schon zu weit gediehen war, wo die Theilnahme am Morde mit mehrjähriger Kettenstrafe belegt wurde.

---

7.

Je mehr es mir gelang, die Freundschaft des Generals zu gewinnen, je thätiger wurde er selbst, bessere Kriegszucht zu handhaben und die Beschwerden des Landes zu mildern. Dies reichte hin, zwischen Bauern und Soldaten baldige Eintracht zu bewirken, Diebstähle aller Art zu mindern und Willkürlichkeiten der Unterbefehlshaber Schranken zu setzen.

Am 19. Juli 1799 griff der in Uri kommandirende kaiserliche Generalmajor Graf von Bey die fränkischen Posten in den Gebirgen bei Isithal und Bauen an. Er hatte zu dem Ende schon einige Tage vorher eine Kolonne abgeordnet, den Posten von Isithal zu umgehen. Seine Absicht war, diesen aufzuheben, sich der Batterien auf der Treib, welche den Eingang zum Urnersee beherrschten, zu bemächtigen, über die Gebirge gegen Nieder-Rickenbach vorzudringen und die Höhen des Thals von Stans zu gewinnen.

Das Treffen war hartnäckig, und dauerte, ungeachtet des Regens und Gewitters, vom Morgen bis gegen Abend, wo die Kaiserlichen in voller Unordnung die Flucht ergriffen. Die Franzosen machten an diesem Tage ungefähr 800 Mann Gefangene, worunter sich mehrere Offiziere und der befehlshabende General Bey selbst befanden.

In Abwesenheit Loisons empfing ich den unglücklichen Feldherrn des Kaisers, der, von einem Fall geschädigt, und vom kalten Regen halberstarrt, sein Schicksal mit großer Niedergeschlagenheit trug. Wir suchten ihm alle Bequemlichkeit zu verschaffen und ihn mit seinem Loose auszusöhnen.

Dies Ereigniß war für die innere Ruhe des Landes ungemein wohlthätig. Ich hatte dabei Gelegenheit zu bemerken, daß bei weitem der größere Theil der Landleute nicht mehr mit jener un-

gestümen Sehnsucht die Ankunft der Oesterreicher wünschten, wie vormals. Nicht nur blieben, während des Treffens, alle Einwohner in stiller Ordnung, sondern die von Seelisberg und Emmetten zeichneten sich sogar durch Dienstfertigkeit in Unterstützung der fränkischen Truppen wider meine Erwartung sehr aus.

Der Divisionsgeneral Lecourbe, welcher den rechten Flügel der fränkischen Armee in der Schweiz befehligte, brach endlich die lange Waffenruhe in diesen Gegenden ab. Indem er am 17. August Uri selbst angriff und das Land von Schwyz, mußten die Generale Loison und Gudin sich im Berner Haslithale zu Meiringen vereinigen, jener über das Gadmenthal, durch Maienthal, Wasen anfallen, und dieser über die Grimsel und Furka in Urseren eindringen.

Der glänzende Erfolg dieser kühnen Unternehmung, welche das Vorspiel der Schlacht von Zürich ward, ist bekannt.

Ich begleitete den General Loison durch die Thäler von Obwalden, über den Brünig bis in das rauhe, entlegene Gadmenthal, um den Transport der nothwendigsten Lebensmittel und der Munition und des schweren Geschützes zu beschleunigen und zu erleichtern von Dorf zu Dorf. Denn alles, was durch dieses Berglabyrinth geführt werden mußte, konnte nicht durch Rosse, sondern nur auf den Achseln starker und gewandter Männer über Felsenhänge und Abgründe getragen werden. Das Volk schien mit Freudigkeit sich diesem mühsamen Dienste hinzugeben. Es war ein frohes Gedränge; die letzte Anstrengung, wie Jeder hoffte, am Ziele unzähliger Leiden.

Jenseits des Kirchethügels, am Dörflein Im Grund, schied von uns der General Gudin, ein sanfter, gefälliger Mann. Seine Brigaden zogen die Bergstraße an der Grimsel, auf deren unwirthbaren Höhen, hinter Wällen von Felstrümmern, der Feind ihn erwartete. Man muß mit eigenen Augen jenes grausenvolle

Chaos von steilen, schlüpfrigen Klippen gesehen haben, und die Ermattung kennen, welche das Besteigen der Gebirge in heißen Tagen gibt, wo Genuß bittern Schneewassers den Durst mehr reizt, denn stillt; man muß den Kranz von schroffen Felsen kennen, welchen droben die Kaiserlichen überall vortheilhaft besetzt hielten, um das Ungeheure des Wagstücks würdigen zu können, welches hier die fränkischen Truppen bestanden. Sie siegten, und segten im Sturmmarsch das Gebirg am folgenden Tage.

Mitten in der Wildniß des Nesselthals überfiel uns des Abends Dunkelheit und fürchterliches Gewitter. Die Wege waren zerstört vom Regen, und nur am Leuchten der Blitze sichtbar. Spät und durchnäßt erreichten wir die Hütten des Gadmenthals. Doch der andere Morgen enthüllte nur noch größere Gefahren zur Fortsetzung des Heerzuges. Der Weg desselben, welcher aus dem Felsenkessel des wilden Gadmen zur Höhe des Maienthals leitet, war nur ein schmaler Hirtenpfad, jäh, und neben einem Abgrund, aus dessen Tiefe hervor ein wüthender Bergstrom brüllt. Hätten die Kaiserlichen an die Möglichkeit eines Ueberfalls geglaubt, eine Handvoll der Ihrigen würde vielen Tausenden den Paß versperrt haben. Ein Mann nach dem andern klimmte bergauf; Kanonen wurden mit Seilen über die Klippen gezogen, oder auf der Schulter eines Mannes über die gefährlichsten Stellen gehoben. Die wenigen Rosse, welche beim Zuge waren, wurden aller Bürde entladen, und sich selbst überlassen, ohne Leitung, aufwärts getrieben. Einige derselben verloren dennoch das Gleichgewicht und stürzten zerschmettert in die Tiefe. Das Gewühl dieser kletternden Armee, welche droben vernichtet werden oder siegen mußte, weil der Rückzug unmöglich war, dauerte in voller Unordnung den ganzen Tag. Von Menschen verunglückte indessen keiner, als ein Landmann aus dem Gadmenthale, dessen Hand vom Fall einer Kanone zerschmettert wurde. General Loison, als er davon erfuhr, wollte dem Un-

glücklichen eine Pension aus Frankreich erwirken, und wandte sich desfalls unaufgefordert an mich. Der Name dieses Mannes ist mir aber nie bekannt worden. *)

Sobald ich nach Stans zurückgekommen war, ward meine erste Sorge, die allgemeine frohe Stimmung des Volkes zu benutzen, und zur Handhabung fester Ordnung und Sicherheit gegen die Umtriebe einzelner Friedensstörer in allen Gemeinden Landwachten (Milizen) zu errichten. Willig ward mir Hand geboten. Der traurige Anblick, welchen die durch Unterwalden geführten kaiserlichen Kriegsgefangenen gewährt hatten, meistens Hungarn, zerlumpt, unreinlich und kriechend bettelhaft, hatte dem größten Theil des Volks noch mehr, als das fortdauernde Glück der fränkischen Waffen, die Lust zur Beherbergung österreichischer Truppen genommen. Man sehnte sich nach Sicherheit und Ordnung und gesetzlichem Zustand heim, und schmeichelte sich, fremder Besatzung entbehren zu können, wenn man sich selbst zu bewachen fähig wäre.

Alle Bürger wurden zur Miliz oder Landwacht eingeschrieben, eingetheilt und aus dem Arsenal von Luzern bewaffnet. Jede Gemeinde unterhielt täglich eine Wacht von vier Mann, bereit, auf jeden Augenblick dahin zu marschiren, wohin sie befehligt ward, und wurde zu gleicher Zeit von einer andern Wacht ergänzt. Durch sie wurden schnell die amtlichen Berichte und Befehle nach allen Gegenden hin befördert; und Deserteurs, Verdächtige, Landstreicher u. s. w. von Posten zu Posten eskortirt. So standen alle Tage allein in Nidwalden fünfzig Mann unter Waffen, welche binnen wenigen Stunden auf einen beliebigen Punkt zusammengezogen

*) In einem Schreiben, datirt von Altorf in Uri, 16. Oktober 1799, an den B. Joneli, damaligen Regierungsstatthalter des Kantons Oberland, lud ich denselben ein, den Namen des Verstümmelten zu erforschen, empfing aber keine Antwort.

werden konnten, wo es die Umstände erheischten. Das Direktorium genehmigte meinen Entwurf. Im Zeitraum weniger Tage ward er vollzogen, und von mir ein gedienter Offizier von Stans, B. Maurus Lussi, zum Oberkommandant des Distrikts ernannt. Dieselbe Einrichtung ward auch in Obwalden und im Bezirk von Arth eingeführt.

Als späterhin (Ende Herbstmonds 1799) Suwarows Macht Uri für kurze Zeit überschwemmte, und Loison mit seinen Brigaden in die Gebirge von Unterwalden zurückgedrängt ward, bezogen die Landwachten vereint mit den fränkischen Soldaten ihre Posten, und verhüteten dadurch besonders die gewöhnlichen Ausschweifungen und Diebstähle des Militärs.

Der fränkische Feldherr ward durch diese Ordnung und den Beistand, welchen ihm Unterwalden leistete, so gerührt, daß er das Land nicht eher verließ, bis er in einer allgemeinen Versammlung der gesammten Munizipalitäten seinen feierlichen Dank bezeugt hatte.

So war der Geist des Volks seit einem Jahre verändert, daß eben dieselben Menschen, welche noch vor zwölf Monaten gegen die Franken mit unerhörter Wuth gefochten, und durch schwärmerischen Widerstand die Verwüstung ihres Landes veranlaßt hatten, während sie weit umher keine Hilfe sahen, — jetzt an der Seite der Franken ohne Zwang dienten, inzwischen die Russen siegend an ihren Grenzen standen, täglichen Einfall drohten, alle Deportirte wieder in ihrer Heimat, und alle Gefangene wieder befreit umherwandelten.

Um eben diese Zeit schrieb ich dem Vollziehungsdirektorium (25. September) über den Zustand dieser Gegenden, welche ich damals für halb gerettet ansehen konnte: „Nicht ohne ein lebhaftes, freudiges Gefühl kann ich meiner Regierung die Versicherung ertheilen, daß gegenwärtig im Distrikt Stans die strengste Ord-

nung und eine heitere Ruhe herrschen, wie seit Beginnen der Revolution hier noch nie stattfand. Der Bezirk ist auf dem Wege, bald der Republik ganz anzugehören; selbst der Geist der Freude fängt sogar an, sich auf diese Ruinen allmälig niederzulassen.

„Das größte aller Volksfeste im ehemaligen Nidwalden war die Kilbi. Zwei Tage lang wurde dies Fest der Aernte, dies Willkommen der Hirten bei ihrer Wiederkunft von den hohen Alpen gefeiert. Der Gottesdienst mit einer Predigt über Freiheit, Vaterlandsliebe u. dgl. eröffneten das Fest. Dann ward ein feierlicher Umgang, von Tausenden begleitet, von Obrigkeiten und Pfarrern angeführt, gehalten. Voran wehte die weiß-rothe Landesfahne. Von allen rüstigen Jünglingen wurde sie kunstvoll umher geschwungen. Auch am andern Tage noch spielte die Fahne ihre Rolle. Ausgesteckt wehte sie vor dem Hause, in welchem die Glücklichen ihre Gastmähler und Tänze hielten.

„Seit der Revolution ist dieses Fest, über welches man sich ein Jahr lang voraus und nachher freute, nicht mehr gefeiert worden. Schon entsteht jetzt ein zweifelhaftes Befragen darum. Ich benutze die glückliche Stimmung des Volks. Nicht nur habe ich den Distriktsstatthalter eingeladen, allen Gemeinden anzuzeigen, daß unsere Regierung die Feier der Kilbi gern sehe, sondern ich bitte sie auch, Bürger Direktoren, mir zu erlauben, daß ich dem Distrikte eine dreifarbige Fahne, nebst einem Belobungsschreiben der Bürger wegen ihres jetzigen Verhaltens, verehre. — Um das Volk ganz an die neue Landesverfassung zu schließen, müssen wir die schönsten Tage der alten Verfassung in die neue herüberziehen, und alle Feste und Spiele genau mit der neuen Ordnung verweben.“

Bald nachdem verließ ich diese Gegenden, durch die Regierung zu andern Sendungen berufen.

---

# Metapolitische Ideen.

## Ein Bruchstück.

---

Der Verfasser schrieb dieses Bruchstück schon im Jahre 1796, während seines Aufenthaltes zu Paris. Es ward im gleichen Jahre in der damals zu Zürich erschienenen Zeitschrift „Humaniora" aufgenommen.

---

Es gereicht unsern Staatsmännern gewöhnlich zum Aergerniß, wenn ein Unberufener über Staatssachen, Volksrechte und Regierungsformen ein Wörtchen fallen läßt. Es beleidigt ihren Stolz, Gegenstände zum Stoff gesellschaftlicher Unterhaltungen werden zu sehen, welche bisher, wie ein ehrwürdiges Heiligthum, dem Volke nur aus der Ferne gezeigt wurden.

Sie spotten der unberufenen Staatsweisen (man muß diese von Staatskünstlern unterscheiden); und meinen nach ihrer Art, es sei leichter, gute Verse zu schreiben, als mit Glück über Gesetzgebung und Verwaltung zu sprechen. Ich habe nun gerade die entgegengesetzte Meinung; glaube, es sei leichter über Staatsverhältnisse gut zu urtheilen, als gute Verse zu dichten; denn zu jenem Geschäfte wird nur gesunder, ungelähmter Menschenverstand, zu diesem ein selteneres Geschenk der sparsamen Natur erfordert.

Dem sei, wie ihm wolle, so halte ich es wenigstens für sehr erlaubt, und sogar für sehr nützlich, in der Politik so wenig, als in der Religion, am Arm des blinden Glaubens zu schleichen.

Wer sich stark genug fühlt, diesen Arm zu entbehren, erkennt in dem Gefühle seinen Beruf zum Selbstgehen. Eben so wichtig dem einzelnen Menschen Berichtigung seiner Vorstellungen vom höchsten Wesen, von Unsterblichkeit der Seele und einer moralischen Weltregierung ist, so wichtig und wohlthätig ist ihm das Nachdenken über die Lehre von der besten, das heißt der vernunftmäßigsten Einrichtung des menschlichen Gesellschaftskörpers.

Gleichwie es eine höhere Wissenschaft gibt, in welcher wir den Grund aller positiven Gesetze und Rechte erkennen, — nämlich das Naturrecht; — oder eine Wissenschaft, welche uns den Grund aller Erscheinungen der Physik geben will, — nämlich die Metaphysik: so sollte auch eine Wissenschaft werden können, in welcher dem Grunde aller Erscheinungen der Politik (Staatskunst) nachgewiesen wird, — nämlich Metapolitik.

Unvertraut mit den Systemen der ältern, uneingeweiht in die Geheimnisse der neuern Staatskunst, habe ich mir, zu meiner eigenen Belehrung, vorgenommen, diesem Gegenstande meine nächsten Stunden zur Betrachtung zu widmen. Ich will, selbst wo sich mir Staaten als glückliche Muster darstellen, nicht auf sie hinschauen, sondern nur auf das Urtheil der Vernunft allein horchen; will nicht aufsuchen das was ist, sondern was nach den Gesetzen der Vernunft sein sollte, und — wenn der Glauben an die Fortschritte der menschlichen Gesellschaft in ihrer Kultur nicht Träumerei ist — künftig einmal sein wird.

---

# I. Freiheit.

1.

Der Robinson auf seiner unbewohnten Insel ist wie der Weise im Horaz, Schuster und König — er ist durchaus frei. Die Grenzen der Natur sind die Grenzen seiner Willkür, seiner Launen.

Das gesellschaftliche Leben ist dem Menschen aber Bedürfniß durch seine eigene Organisation. Ausgesteuert von der Natur mit einer Menge von Anlagen und Trieben, welche Ausbildung und Befriedigung fordern, und sie unmöglich in der Einsamkeit gewinnen können, schmachtet er nach Unterstützern und Gehilfen.

Mit dem Uebergang aus dem Einzelnsein in den gesellschaftlichen Zustand, opfert er freiwillig einen Theil seiner Willkür auf; er leidet Einschränkungen, um die Vortheile der Gesellschaft zu empfangen.

2.

Diese Einschränkungen sind keine Vernichtungen seiner Freiheit, sondern nur Bestimmungen in der Wahl seiner Mittel, jene (Freiheit) wohl zu genießen.

3.

Das Wort, und der in der Schaale desselben wohnende Begriff Freiheit, hat das Schicksal einer Münze, welche lebhaft umläuft, und in tausend Händen und Taschen endlich Form und Gepräge einbüßt. Eben deswegen wissen so viele, selbst Kaufleute, welche mit derselben starke Geschäfte treiben (denn sie sind darum nicht immer gute Münzkenner), Freiheit nicht leicht von Unabhängigkeit, Ungebundenheit, Selbstbestimmung u. dgl. m. zu unterscheiden.

Worin besteht des Menschen Freiheit? — — Sie besteht in der harmonischen oder vernunftgemäßen Befriedigung der Triebe unserer dreifachen Natur.

4.

Der Mensch vereinigt in sich gleichsam dreifaches Leben, — ein sinnliches, ein sittliches und ein denkendes.

Der nächste Zweck, welcher vor ihm liegt, und dem er schon mit aller Kraft entgegensteuert, ehe er ihn deutlich erkennt, ist — zu leben, — zu entfalten die Anlagen, welche ihm beiwohnen, — das zu werden, was er nach seiner Organisation werden kann. Dahin lenken ihn unwillkürlich alle Triebe. Er gleicht der Pflanze, welche, organisirt zur Blume, mit immerwährendem Drange dieser Bestimmung entgegenkeimt.

Haben die Triebe unsers dreifachen Lebens volle Befriedigung, das heißt, setzen sich unserer sinnlichen, sittlichen und intellektuellen Vervollkommnerung keine andere Schranken, als die nothwendigen der Natur selbst, entgegen, sind wir in der Lage, ungehindert aufzublühen und zu dem zu reifen, was wir nach unserer Organisation sein können: so sind wir frei. Wir sind Pflanzen im Garten der Natur, welche ungelähmt in ihren Kräften, Schönheit, Stärke und Höhe gewinnen.

5.

Diese Freiheit empfängt nach besondern Beziehungen besondere Bezeichnungen. — Verhältnisse, welche den Forderungen unserer sinnlichen Natur Erfüllung gewähren (Sicherheit des Lebens, des Eigenthums, der Nahrung, Begattung u. s. f.), machen uns sinnlich frei.

Werden die Triebe unserer moralischen Natur gestillt, das heißt, vollstrecken wir das Sittengesetz der Vernunft, entreißen

wir uns der Herrschaft aller sinnlichen Begierden: so sind wir sittlich frei.

Lähmen keine willkürliche (also nicht durch die Naturnothwendigkeit gegebene) Fesseln unsers Geistes Kraft, zur Entwickelung seiner Anlagen zum Urtheilen, Denken, Glauben; werden wir nicht durch willkürliche Gewalten an gewisse Formen und Meinungen und ein non plus ultra des Forschens gebunden: so genießen wir Denkfreiheit.

6.

Hieraus ergibt sich, daß die Freiheit nicht nur in sich Verschiedenheiten trägt, sondern auch eben so relativ ist, als die Ausbildung der Triebe des dreifachen Lebens bei den Sterblichen überhaupt ist.

Der Wilde, welcher nichts von den Forderungen seiner (in ihm vorhandenen, aber schlummernden) höhern Natur ahnet, lebt frei, sobald er nur in sinnlicher Behaglichkeit leben kann.

Ein Europäer hingegen, der Alles, was Sinnlichkeit schmeichelt, so gut wie jener Wilde, besitzt, aber durch willkürliche Gebote in Rücksicht der unerfüllten Triebe seiner höhern Natur darben und schmachten muß, ist nichts weniger, als frei zu nennen.

Im Urtheile über die Freiheit der Völker müssen wir diese mit keinem andern Maßstabe, als dem ihrer eigenen Entwickelungsstufe, messen.

7.

Ungehemmte, vernunftgemäße Befriedigung der Triebe unsers gesammten dreifachen Lebens setzt vollkommene Freiheit voraus.

Ein Staat, welcher dem Volke das Vermögen läßt, die Forderungen der dreifachen Natur so weit zu beruhigen, als es der Kulturzustand des Volkes möglich macht, oder zuläßt, gewährt bürgerliche Freiheit.

Ein Staat, welcher die eine oder die andere Art der Freiheit (5) vernichtet durch seine Gesetze, vernichtet damit Plan und die Ordnung der Schöpfung, verkrüppelt die Menschheit, ist widernatürlich und der Auflösung werth.

8.

Vollkommene Freiheit (7) ist ein Begriff, der mit sich absolute Allgemeinheit verbindet, ist das Ideal, dem wir entgegenringen, die Basis der vernünftigen Gesetzgebung.

Bürgerliche Freiheit ist abhängig vom Grade der Kultur des Volks.

Eine Nation, welche noch vor hundert Jahren frei war, kann, selbst wenn sie noch immer die damaligen Verfassungen, Gesetze und politischen Verhältnisse unverändert beibehalten hat, in unsern Zeiten aufgehört haben frei zu sein, durch ihre Fortschritte in der Geistesbildung. Die Kleider, in welchen sich einst das Kind frei regen und bewegen konnte, werden dem wachsenden Jüngling zu enge, folternd und unnatürlich.

9.

Der Mensch in der Einsamkeit ist nicht fähig, allein und für sich selbst alle Anlagen zur Vollkommenheit zu entwickeln (1); um also vollkommene Freiheit (7) zu erhalten, bedarf er der Unterstützung von mehrern Sterblichen. Er opfert der Gesellschaft, um ihrer Hilfe theilhaftig zu werden, von seiner Willkür und Ungebundenheit auf. Die Einschränkungen, welche er freiwillig leidet, heben seine Freiheit (4, 5) nicht auf, sondern geben ihm bestimmtere Mittel, sich der vollkommenen Freiheit (7, 8) anzunähern.

10.

Willkürlich und nach Laune etwas thun oder lassen können, was nicht unmittelbar mit den Triebesforderungen der dreifachen Natur verknüpft ist, heißt nur Ungebundenheit.

Etwas Unvernünftiges wollen und thun können, heißt wahnsinnig oder thierisch sein können.

---

## II. Zweck des Staates.

### 11.

Der Zweck, auf welchen in uns alle Anlagen und Triebe hindeuten, und mit dessen Vernichtung sich auch unser menschliches Dasein schließen würde, nämlich zu leben, und sich als Das zu erhalten, was man nach der Natur aller beiwohnenden Anlagen ist, und, der Vernunft gemäß, sein soll — dieser Zweck, sage ich, ist im Stande der Gesellschaft so heilig, als im Stande der Einsamkeit. Denn um dieses Zweckes willen tritt der Einsame in die Gesellschaft.

### 12.

Dieser Zweck, dieses natürliche (also nothwendige, nicht selbsterfonnene) Befugniß, zu bleiben und zu werden, was der Mensch durch seine Organisation ist und werden soll, ist das große Grund- und Urrecht des Menschen.

Er hat also das unveräußerliche Recht zur Erhaltung und Ausbildung seiner Sinnlichkeit, das Recht, Leben, Eigenthum, Wohlsein u. s. f. zu erhalten, zu befördern.

Zweitens, Recht zur Erhaltung und Ausbildung der moralischen Natur, Freiheit der Tugend, Ausübungsrecht der Sittlichkeit.

Drittens, Erhaltung und Ausbildung seiner intellektuellen Natur, Freiheit des Denkens, Glaubens u. s. w.

In so fern jedem vernünftigen Wesen auf Erden diese Rechte angehören, sind sie Eigenthum der ganzen menschlichen Gesellschaft — Rechte der Menschheit.

13.

Weder das Individuum, noch die Gesammtheit der Menschen kann in der Gesellschaft die Bedingungen aufopfern, unter welchen ihr physisches, moralisches und intellektuelles Dasein möglich ist. Nur die Wahl der Mittel, jene Rechte zu üben und zu nutzen, empfängt Bestimmungen.

Da jeder einzelne Mensch für sich kein höheres Ziel kennt, als das erwähnte (4, 5, 11,) so hat auch die Gesellschaft an und für sich kein höheres. Der Staat ist nur Mittel, das Geschäft und Streben des dreifachen Lebens zu erleichtern und zu befördern.

Unsere Menschheitsrechte haben wir also nicht für den Staat, sondern der Staat ist erschaffen für sie. Eine Gesetzgebung, welche die Rechte und Ziele der Menschheit zerstört, ist unvernünftig, unnatürlich, hebt die Ursachen der menschlichen Gesellschaft auf, und verdient, als ein untaugliches Mittel, Vernichtung.

14.

Der Zweck des Menschen und der Menschheit ist also auch Zweck des Staates, nämlich Erhaltung unserer Urrechte (12), oder Erhaltung und Ausbildung unsers dreifachen Lebens (4), oder Hinleitung zur vollkommenen Freiheit (5, 7), welches alles eins und dasselbe ist.

---

## III. Anordnung des Staats.

15.

Da alle Menschen sich im Bezug auf den Menschenzweck (11, 12) gleich organisirt sind (die Grade der Anlagen ausgenommen), so sind sie sich im Bezug auf ihre Rechte, oder auf ihre

Anforderungen an das, was der Staat ihnen gewähren muß und soll, vollkommen urrechtlich gleich.

Jedes Mitglied des Staats muß folglich durch den Staat mit allen übrigen Gliedern in gleichen Stand gesetzt werden, seinen Zweck, als Mensch (11), zu erreichen.

Zu den Vortheilen, welche hieraus, und durch die Verbindung der Gesellschaft überhaupt entspringen, dürfen nicht gezählt werden solche, welche von einzelnen Personen durch besondern Fleiß, oder besondere Talente und Fertigkeiten, ohne Nachtheil der andern Individuen gewonnen werden (als Vermögen, Ehre u. s. f.); denn diese gewährt nicht der Staat an und für sich, sondern das verschiedene Talent der Menschen.

16.

Jedes Beisammenleben und Gemeinsamhandeln einer Menge macht eine Ordnung in demselben nothwendig; nothwendig, daß die Gesellschaft, zur Erreichung ihres Zwecks, ein friedliches, harmonirendes Ganze sei. Denn wenn viele Menschen unter einander wohnen, als lebten sie mit keinen Menschen, oder mit sich in keiner Verbindung, befinden sie sich sämmtlich in der Einsamkeit im Stand der Anarchie.

17.

Da der höchste Zweck der Gesellschaft ist, Erhaltung, Erleichterung und Vervollkommnerung des dreifachen Lebens (4), da das Ganze für einen, und einer für das Ganze arbeitet, — da einer allein jenen Zweck nicht ganz erreichen, sondern nur einzelne Befriedigungsmittel der Bedürfnisse vollkommen bearbeiten und liefern kann: so theilen sich die Glieder der Gesellschaft in ihren Beschäftigungen; es entsteht Umtausch ihrer Arbeiten, ihrer Schöpfungen.

Aus eben dem Grunde kann nicht das Ganze, oder jedes Individuum die Verwaltung der Gesellschaftsordnung besorgen; die Staatsführung wird einem Theile der Glieder übertragen.

Eine Panarchie, wo die größte Masse des Volks, oder gar jedes Individuum die Ordnung des Ganzen unmittelbar verwaltet, ist wieder Anarchie.

18.

Drei von einander unabhängige Gewalten, die nur durch den gemeinschaftlichen Zweck mit einander verwandt sind, werden nothwendig zu einer vernünftigen Staatsführung, das heißt, zu einer Regierung, deren Basis urrechtliche Gleichheit (15), deren Ziel vollkommene Freiheit (5, 7) der Gesellschaft ist: — eine gesetzgebende, eine richtende, und eine vollstreckende Gewalt.

19.

Die gesetzgebende Gewalt ist nothwendig, nach den Bedürfnissen der Gesellschaft Ordnungen zu veranstalten. Ein gesetzloser Staat ist kein Staat.

20.

Die gesetzgebende Gewalt ist selbst den Gesetzen unterworfen. Um die Glieder der Gesellschaft nach den gegebenen Vorschriften zu richten, um zu verhüten, daß keine Ausnahmen vom Gesetz (Privilegien) entstehen, welche der Freiheit des Ganzen nachtheilig wären, ist nothwendig eine richtende (oder beurtheilende) Gewalt.

21.

Die Gesetze endlich selbst anzuwenden, um durch sie öffentliche Ordnung oder Sicherheit des Staatszwecks zu erhalten und zu befördern, ist nothwendig eine vollstreckende Gewalt.

22.

Die richtende Gewalt steht also zwischen dem Gesetz und Gesetzgeber, zwischen dem Gesetz und Gesetzvollstrecker. Ist das Gesetz die Aegide der Volksfreiheit und Landeswohlfahrt, ist die vollstreckende Gewalt der Arm, welcher die heilige Aegide trägt: so ist die richtende Gewalt die Seele, welche den Arm und die Aegide gegen den Feind des Staatszwecks lenkt.

In einem Staate, in welchem die gesetzgebende und richtende Gewalt unzertrennt sind, stehen dem Herrscher die Thore zur unbeschränkten Tirannei offen. Er kann Gesetze geben für das Volk, und sich selbst von ihrer Verbindlichkeit lösen. Niemand kann ihn hindern, auch seine Laune zum Gesetz zu machen, oder den Gesetzen zu unterwerfen und zu entziehen, was denselben nicht unterworfen und entzogen werden darf.

In einem Staat, in welchem die richtende und vollstreckende Gewalt verbunden sind, können die beklagten Vollstrecker nicht nur in ihrer eigenen Sache richten; sondern auch Fälle den vorhandenen Gesetzen unterwerfen, und darnach aburtheln, die nicht dahin gehören.

23.

Die beste Regierungsform ist diejenige, durch welche das Volk am sichersten der vollkommenen Freiheit (7) und dem Zweck des Menschen und Staates (11, ff.) entgegengeführt werden kann, und durch welche es am schwersten aus einem Unterthan der Ordnung und Gesetze zum Unterthan und Hab und Gut eines, oder einiger Menschen wird, welches der urrechtlichen Gleichheit (15) widerstreitet.

Die Beweise, welche für die vorzügliche Güte der monokratischen oder republikanischen Staatsform *) aus der Geschichte der

---

*) Der Herr herrscht (κρατεῖ), das heißt, gibt das Gesetz, und zwar über das, worüber er herrschen kann, nämlich über sein Eigen-

Vorwelt gezogen werden, entscheiden nichts, als die Schwachgeistigkeit, oder Bestochenheit des Beweisgebers. Denn die Vernunft allein lehrt, was sein soll, die Geschichte nur, was gewesen ist. Aber nicht Alles, was gewesen ist, soll sein; und was sein soll, ist leider nicht stets vorhanden gewesen.

Eben so nichtssagend ist der elende Weidspruch: die beste Regierungsform ist die, welche am besten verwaltet wird. Man will damit nur eine Aufgabe abdrängen, welche man aufzulösen nicht Kopf oder Herz genug fühlt.

---

thum. Der Beamte ist, dem Gesetz gemäß, Führer der Geschäfte (ἄρχων), Verwalter, Richter.

Ist der Grundeigenthümer, der Landesherr, eine Gottheit, so wird Theokratie; ist's ein einzelner Mensch, so ist Monokratie; sind Mehrere in Gesellschaft Eigenthümer von Grund und Boden, ist's Aristokratie; ist das gesammte Volk Eigenthümer dessen, was es hat und baut, so besteht Demokratie. Das ist die mannigfaltige Form der eigentlichen Landesherrschaft.

Liegt aber die Geschäftsführung (Regierung) statt in der Hand des landesherrlichen Gottes, in der Hand von dessen Dienern (Priester), so hat man Hierarchie; liegt sie in der Hand eines Einzelnen, er sei der Grundherr selbst oder ein Beamter: so wird's Monarchie (ursprünglich war's Patriarchie). Ist die oberste Staatsführung Wenigen übergeben, wird Oligarchie: Vielen: Polyarchie.

Vernichtung aller gesetzlichen Ordnung durch die Regierung selbst ist Despotie, durch die Regierten, ist Anarchie.

Durch Verwechselung jener Grundbegriffe von Landesherrlichkeit und Regierung entstand Verwirrung in den Sachen selbst, die den Begriffen unterzuordnen waren.

Durch Sonderung der Begriffe, wie oben, wird sehr deutlich, daß eine demokratische Monokratie Unsinn wäre, aber eine monarchische Demokratie ganz vernunftgemäß bestehen könne. England ist dem Wesen nach eine Aristokratie, der Regierungsform nach eine Monarchie.

## IV. Gesetzgebung des Staats.

24.

Das Kriterium aller Gesetze und ihres Werthes findet sich allein in dem Zweck des Staates (11, ff.). Jedes Gesetz, wodurch die Rechte der Menschheit (12) vernichtet werden, ist der menschlichen Gesellschaft unwürdig und sie zerstörend.

Die Gesetzgebung bezieht sich entweder auf das Innere des Staats, auf die Ordnung der Gesellschaft, des Volkes unter sich selbst, — oder auf das Aeußere, auf die Verhältnisse des Staats zu andern Staaten.

25.

I. Im Bezug auf das Innere.

Die Gesetzgebung ertheilt den Gliedern des Reichs, nach den besondern Verhältnissen, besondere Pflichten, nach dem allgemeinen Verhältniß aller Glieder zum Ganzen, gleiche Pflichten; — eben so in den besondern Verhältnissen besondere Rechte, im Verhältniß zum Ganzen des Staats und seines Zwecks durchaus gleiche Rechte.

26.

Auch in der Mittheilung der besondern Pflichten und Rechte muß ein sicheres Gleichgewicht herrschen, theils

erstlich, daß die Pflichten des einzelnen Gliedes nie schwerer, als die Summe seiner Rechte sind (außerdem wäre er nur das lasttragende Thier der Gesellschaft), oder daß die Rechte eines Individuums nicht über die Summe seiner Pflichten gegen alle steigen; — theils

zweitens, daß die Pflichten und Rechte besonderer Volksklassen in Gleichheit mit den Pflichten und Rechten anderer Volksklassen ruhen mögen.

Der Mangel dieses Gleichgewichts macht die Regierungsform fehlerhaft; je mehr sich das Gleichgewicht verliert, je näher steht die Regierungsform an ihrer Zertrümmerung. Wer Revolutionen befördern will, befördere z. B. nur das falsche Verhältniß zwischen der ernährenden und verzehrenden Klasse.

27.

Dieses Gleichgewicht der Pflichten und Rechte der einzelnen Staatsglieder oder ganzen Volksklassen gegen einander ist die Basis einer vernünftigen und vollkommenen Gesetzgebung (15), also das wichtigste, aber auch schwerste Kapitel in der Lehre von der Staatskunst. — Der Unterschied zwischen Freien und Sklaven, Edeln und Unedeln in einer Nation wird durch dieses Gleichgewicht erdrückt; es gibt dann überall nur Unterthanen der Gesetze; wer die meisten Rechte genießt, trägt auch die meisten oder schwersten Pflichten.

Eben diese Gleichheit der Rechte und Pflichten schließt auch in sich die Gleichheit aller Bürger vor dem Tribunal des Gesetzes, so daß dieses Jeden mit gleicher Kraft vor dem Unrecht schützt, als wegen Unrechts straft.

28.

Die Gleichheit der Rechte und Pflichten zu befördern, muß nicht ein Theil der Gesellschaft zum Schaden eines andern Vorrechte behaupten (15). Der Staat darf, als Staat, keinem Gliede, keiner Volksklasse mehr oder weniger Mittel und Gelegenheit geben, den Menschenzweck (11, 12, ff.) zu erreichen, denn den andern.

Es ist also dem Staatszweck entgegen, wenn z. B. durch gesetzliche Institutionen die vorzüglichsten Besitzungen und Rechte zum Eigenthum einer gewissen Volksklasse werden, woran kein anderer Bürger Theil nehmen darf; wenn der Reichthum gesetzlich nur

einer einzigen Klasse des Volks aus offenen, weiten Quellen zufließen kann, inzwischen der andere Theil kaum die ersten Bedürfnisse zu stillen Mittel behält.

Es ist unbillig und grausam, die Rechte ungleich auszutheilen, aber noch grausamer, eben so auch mit den Pflichten zu verfahren; — zum Beispiel, den Armen wie den Reichen mit gleichen Abgaben zu beschweren; oder die Lasten des Staates allein auf die Schultern der arbeitenden Klasse zu wälzen, und einen privilegirten Stand von allen Beschwerden auszunehmen.

29.

Der Staat muß so konstituirt werden, daß er jedes Individuum, in diejenigen Verhältnisse leicht einzurücken, in den Stand setzt, von welchem aus dasselbe dem Ganzen am meisten nützen kann (17). Hierin ruht die Freiheit und das Recht jedes Bürgers zu irgend einem Gewerbe, oder Amt, wenn er demselben mit seiner Kraft gewachsen ist.

Kein Gewerbe, kein Amt ist daher auch in bürgerlicher Hinsicht edler oder unedler, keines ehrlicher oder unehrlicher, als das andere, weil jedes, sobald es dem gemeinen Wesen nützlich oder nothwendig ist, eben dadurch geheiligt wird. Die Profession des Schusters, des Künstlers, des Feldherrn, des Staatsmannes sind gleich ehrwürdig; keine ist in bürgerlicher Hinsicht verächtlich.

Es ist also unnatürlich, einem fähigen Bürger um seiner Herkunft willen den Eingang zur Bekleidung gewisser öffentlichen Staatsämter zu verriegeln; den Glanz der Geburt dem der Tugend und Geistestalente vorzuziehen. — Es ist albern und die Würde der arbeitenden Volksklasse entehrend, jemanden seiner angesehenen Herkunft willen, im Fall er arm und talentlos ist, zu verhindern, ein Handwerk zu lernen und zu treiben.

30.

Keine Ehre, keine Schande, einem verdienstvollen oder verbrecherischen Mitgliede ertheilt, kann vernunftgemäß erblich sein. Ehre und Schande der Väter darf nicht auf Kinder fortgepflanzt werden. Wenn hier Ausnahmen erlaubt sein dürften: so fänden sie allein bei denjenigen Wohlthaten oder Belohnungen statt, die der Staat dem Verdienste weiht, ohne daß sie die Rechte Anderer kränken, oder Vorrechte enthalten.

Ist es etwas mehr, denn blödsinnige Barbarei, die Verdienste der Vorfahren den Enkeln anzurechnen, und die Belohnungen von jenen durch Vorrechte für diese zu vererblichen?

Ist es mehr, denn ein schändlicher Diebstahl am Eigenthum der Familien, wenn Verbrecher mit Konfiszirung ihres Vermögens bestraft, und die schuldlosen Kinder und Verwandten dessen beraubt werden, was ihr rechtmäßiges Eigenthum war und bleiben, oder werden sollte?

31.

Die bürgerliche Freiheit (7, 8) darf durch die Gesetzgebung schlechterdings an keinen bestimmten Grad festgebunden werden, sondern soll eine fortschreitende Annäherung zur vollkommenen Freiheit (7, 8) sein, und dieser Vollkommenheit, vermöge der Verfassung, entgegenreifen können.

Wird die bürgerliche Freiheit bis zu einem gewissen Grad vorgelassen, und dann durch Gesetze gehemmt, so sinkt die Nation eben so sehr in die Sklaverei unter, als sie in der Kultur emporsteigt (8). Der Freiheit zur Selbstentwickelung lassen sich keine Grade bestimmen, ohne sie zu vernichten.

Ein anderes ist es mit der Wahl der Mittel, zur Befriedigung der Bedürfnisse des dreifachen Lebens. Diese können allerdings bestimmt werden. Die Freiheiten und Rechte der Indivi-

duen im Stande der Gesellschaft dürfen einander nur begrenzen, aber nie einander zerstörend durchkreuzen.

Wenn eine Regierrung die Denkfreiheit oder Glaubensfreiheit des Volkes durch Edikte oder symbolische Vorschriften einschränkt: so verletzt sie, mit dem Urrecht der Menschheit, den Zweck des Staats. Sie war nur befugt zu sorgen, daß keine dem Zweck des Menschen und des Staats widerstreitende Meinung oder Religion thätig werde.

32.

Staaten, in welchen man eine herrschende Religion (ecclesia triumphans, dominans) und eine unter lästigen Bedingungen (ecclesia pressa) wahrnimmt, sind in dieser Hinsicht barbarisch geordnet, das heißt vernunftwidrig und unsittlich. Denn Gesetze sind unsittlich, wenn sie zur Unsittlichkeit (zur Heuchelei in Glaubenssachen) zwingen, oder das an einem Menschen strafen, wofür er nichts kann und wodurch er weder sich noch Andern schadet (z. B. seine Ueberzeugung). Gesetze sind vernunftwidrig, wenn sie etwas gebieten, was Beamte nicht vollziehen können (z. B. Aenderung des Fürwahrhaltens und Wissens).

33.

Das Volk, als Unterthan selbstbewilligter, vernunftmäßiger Gesetze, ist verpflichtet, diesen zu gehorchen, und die verordneten Gewalten (18, ff.) in ihrem Geschäft zu unterstützen. Es hat aber von der andern Seite allerdings das Recht, seine Meinungen über Mängel der Regierung, oder Ausbesserung erwiesener Fehler zu offenbaren, doch immer mit derjenigen Achtung, welche die Nation sich selbst schuldig ist.

34.

Der Landesherr (Fürst, Volk u. s. w.) hat das Recht, die Regierung zur Rechenschaftsablegung zu fordern, weil die Indi-

viduen der öffentlichen Verwaltung nicht Herren oder Eigenthümer des Landes, sondern Diener, Verwalter der herrschaftlichen Rechte sind. Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker der Gesetze müssen die Gründe ihrer Handlungen, in so fern diese nicht von der Art sind, daß ihre Bekanntwerdung vor der Zeit dem Guten der Sache schadet, mit jeder Handlung zugleich entwickeln; ein **car tel est notre bon plaisir** ist ein zureichender Grund für Sklaven, das ist, Halbmenschen.

35.

Der Landesherr hat das Recht, die Staatsform, sobald diese den Zweck der Gesellschaft (11 — 14) nicht erreicht, oder ihn wohl gar zerstört, zu verwandeln.

36.

II. Im Bezug auf das Aeußere, oder auf die Verhältnisse des Staates zu andern Staaten.

Mehrere größere oder kleinere, von einander unabhängige Reiche, existiren außer und neben einander. — In so fern sie alle einen gleichen Grad der Kultur genössen, würden sie auch alle einen und denselben Staatszweck (11), mithin auch, dem Wesentlichen nach, einerlei Gesetzgebung haben (24). In den Rechten der Menschheit sind immer auch die Rechte der Völker.

Weil aber die verschiedenen Nationen schwerlich auf gleicherhabenen Stufen der Bildung stehen dürften, und, wenn dieses auch wäre, demungeachtet das Interesse der Nationen feindselig zusammentreffen kann; weil ferner in dergleichen Kollisionen nicht immer der Ausspruch eines Schiedsrichters genehmigt werden, oder auch nur vorhanden sein würde: so leben die Staaten gegen einander, wie Individuen im ungesellschaftlichen Zustande, wo jedes für eigene Sicherheit wachen und handeln muß.

37.

Wenn barbarische Völker unvernünftig handeln, so berechtigt dieses keine gesittete Nation, ebenfalls wider Vernunft zu sündigen. Ein gebildeter Mann wird unter Narren oder Bösewichtern weder zum Narren noch Bösewicht werden, aber darum auch nicht ihr Spielball, oder Sklav sein.

38.

Jeder Staat ist ein für sich bestehendes Ganze, ein Selbstzweck, ist für sich frei. Kein Staat darf daher das rechtmäßige Eigenthum eines andern an sich reißen, oder sich in die Ordnung desselben ungebeten mit Richtergewalt einmischen. Jenes ist Diebstahl, oder Raub, dessen Schändlichkeit Diplomatiker umsonst mit Manifesten und Rechtfertigungen überkleben; dieses ist vernunftwidrige Anmaßung, rechtswidrige Gewaltthat. Es gibt im natürlichen Recht keine Verjährung (wie im positiven). Widerrechtlich behandelte Völker bedürfen daher keiner Rechtsverwahrung. Sie vindiziren ihr geraubtes Recht, sobald sie gegen den Räuber oder Anmaßer die Stärke haben.

39.

Kein Volk kann von einem Andern, als Eigenthum, geerbt, verschenkt oder verkauft werden. Denn Menschen sind keine Sachen, können also kein Eigenthum sein.

40.

Völker können aber freiwillig mit andern in Bündnisse treten, oder sich mit einander unter einer Regierung vereinen.

Sobald Staaten mit Staaten Freundschaftsbündnisse schließen, geben sie damit zu erkennen, daß sie zur wechselseitigen Hilfe, wie hilfsbedürftige Individuen im Stande der Gesellschaft leben

wollen. Sie machen sich folglich anheischig, mit den Vortheilen dieses Standes auch die Pflichten desselben zu übernehmen.

Alle Bündnisse, selbst mit den rohesten Nationen (38), müssen den Rechten der Menschheit und dem höchsten Staatszweck (11, ff.) gemäß geschlossen und gehalten werden.

41.

Der Landesherr ist Landes-, aber nicht Menschen-Eigenthümer, er hat also kein Recht, einen Theil seiner Bürger — etwa Soldaten — an einen andern zu verkaufen; es ist dieses ein Verbrechen wider den Staatszweck, welcher den Bürgern vollkommene Freiheit zusichern soll.

Eben so wenig ist ein Landesherr befugt, Menschen zum Dienste (besonders zu Kriegen) anderer Staaten zu vermiethen; es wäre denn, daß sich der Bürger freiwillig dazu anböte.

42.

Es kann keinem Individuum verweigert werden, wenn es die erwarteten Vortheile der Gesellschaft oder des Staates für sich nicht findet, aus der Gesellschaft zu treten, und einem andern Staate sich einzuverleiben. — Nur wenn der Austritt solches Individuums dem Ganzen zum Nachtheil gediehe, ist er unerlaubt.

43.

Es darf kein Krieg unternommen werden, als allein für die Rechte des Volks oder der Menschheit (36), oder, welches eben so viel sagt: zur Beschirmung des höchsten Staatszwecks. — Eroberungskriege u. dgl. sind daher vernunftwidrige Gräuel.

44.

Der Krieg ist die alleinige Sache des Volks, und die Sache desselben muß daher nothwendig unterschieden werden vom Interesse

der Regierenden. — Vergehungen der Regierung dürfen nicht den Völkern aufgebürdet, oder diese für jene gestraft werden.

45.

Nationalstolz und Nationalhaß sind Bastarde der Vaterlandsliebe und Barbarei. — Gegen das Ausland gilt kein Patriotismus, sondern nur Kosmopolitismus.

Ein Geburtsland hat jeder Mensch; der freie Mensch ein Vaterland; aber der Leibeigene bloß ein Herrenland.

# Geschichtliche Bemerkungen zu dem Nibelungen-Liede.

Geschrieben i. J. 1812.

---

### Von den Nibelungen überhaupt.

Es nimmt der alte, wunderbare Heldensang, genannt der Nibelungen Lied, unter den Werken deutscher Dichtkunst seine würdige Stelle wieder ein. Ich möchte mich hier eben so wenig zu denen reihen, die darin nur die ersten dürftigen Versuche einer rohen Kunst in ungebildeter Sprache erblickten, als die Zahl der schwärmerischen Bewunderer vermehren, welche an den Nibelungen ein deutsches Seitenstück zur griechischen Odyssee gefunden haben wollen. Es steht, nach meinem Gefühl, dies Lied neben den Homerischen Schöpfungen ungefähr wie ein riesenhaftes, altgothisches Kirchengebäu, aus unzähligen Bogen, Schnörkeln, Thürmen und Thürmlein zusammengebaut, breit und schwer, dennoch durchsichtig und leicht, den Himmeln entgegengeführt, neben der Hauptkirche des heiligen Peters in Rom, der prächtigsten und weitläufigsten der Welt.

Wie die uralten Münster und Dome, welche hin und wieder in deutschen Städten gefunden werden, noch heut der Stolz des Landes und das Erstaunen der Freunde sind: so unser Nibelungen-Lied. Jedes Land hat seine ihm eigenthümliche Kunst, wie seine Natur; der Süden Palmen, der Norden Eichen.

Das Lied der Nibelungen schließt uns das Wunderland deutscher Vorwelt auf, wie es einst in den Träumen und Sagen des Volks blühte; läßt, wie durch Nebel, Schicksale eines untergegangenen Weltalters erblicken, von welchem keine Geschichte mehr urkundet; und steht mit seinen Sittengemälden eines fremden Jahrhunderts für den Freund der Dichtkunst, Sprache und Geschichte, für ewige Zeiten als Urbild reiner Deutschheit da.

Aber noch ist uns Vieles darin räthselvoll. Wer war der Dichter des Nibelungen-Sanges? — Welchem Zeitalter ist er entstammt? — Welche geschichtliche Thatsachen liegen ihm zum Grunde?

Nicht, daß ich die Räthsel lösen will, aber einige Hilfe dazu darzubieten, schrieb ich folgende Anmerkungen nieder, denen ich freundliche Aufnahme wünsche.

Selbst der Name des Gedichts ist räthselhaft. Es wird von einem Lande der Nibelungen gesagt, deren Riesen Siegfried zwang. Dann werden die Helden vom Rhein zuweilen selbst die Nibelungen geheißen. Der Name und das Geschlecht der Nibelungen war noch im achten Jahrhundert nicht am Rhein erloschen, und den austrasischen Königen verwandt. Jener Graf Nibelung, welcher die Chronik des Fredegar bis zum Jahr 768 fortsetzen ließ*), war ein Vetter Karls des Martellen. Denn Graf Chilbebrand, des Nibelungen Vater, war Karls Oheim**). Mit dieser Nachweisung habe ich freilich wenig geholfen; doch kann sie auf eine verwischte Spur leiten.

Schon der erste Blick auf das Lied lehrt, daß es aus zwei Haupttheilen besteht, davon jeglicher für sich selbst ein Ganzes bildet. Der erste umfaßt die neunzehn ersten Abenteuer, ich

---

*) Fredegarii chron. jussu Nibelungi comitis continuatum; siehe Duchesne hist. franc. script. I, 740, 773.

**) Duchesne hist. franc. script. I, 772 b.

will ihn, der Kürze willen, künftig Chriemhildens Liebe nennen; der andere Theil begreift die übrigen zwanzig Abenteuer, oder die Geschichte von Chriemhildens Rache. Dieser kann unabhängig vom ersten gelesen werden, welcher ebenfalls auf frühere Sagen und Lieder hindeutet, durch die er noch deutlicher sein würde, wenn wir sie besäßen.

Wohl möglich, daß beide Theile einerlei Verfasser haben; wahrscheinlicher aber, daß. Chriemhildens Liebe von einem ältern Dichter gesungen worden, dem norddeutsche Sagen vertrauter waren; daß Chriemhildens Rache von einem andern Sänger stammt, dem süddeutsche Sagen die bekanntesten gewesen sind. Vielleicht daß der Süddeutsche Chriemhildens Liebe nur überarbeitete, um daraus mit dem Seinigen ein großes Ganze zu schaffen.

Denn das ganze Gedicht ist nur als dichterische Zusammenreihung von Sagen anzusehen, unter denen die des ersten Theils mehr dem Norden, die des zweiten mehr dem Süden Deutschlands angehörten

So ward ja auch das älteste große Gedicht der Franzosen, der bekannte „Roman von der Rose“, mit dem Nibelungenliede gleichen Alters, im dreizehnten Jahrhundert, von verschiedenen Verfassern zusammengesetzt. Bekanntlich fing Wilhelm von Lorris den Roman von der Rose an, und Johannes von Meun endete ihn; beide lebten um einige Menschenalter von einander entfernt. Den geschichtlichen Dichtern Frankreichs hatten in einem vorhergehenden Jahrhundert die provenzalischen, und den deutschen gleichzeitig die schwäbischen Minnesänger Bahn gebrochen.

Daher wird es um so schwerer sein, den Namen des wahren Nibelungendichters zu ergründen. Mehrere können auf den Ruhm Ansprüche machen.

Ich will, um meine Vermuthung zu rechtfertigen, auf den verschiedenen Inhalt beider Theile hinzeigen.

---

### Ueber Chriemhildens Liebe.

Die neunzehn ersten Abenteuer des Gedichtes enthalten nur nordische Sagen. Der Schauplatz ist am Rhein. Die Begebenheiten spielen im fünften Jahrhundert Der Held des Liedes ist vor allen Siegfried.

Siegfried, dessen Vater, König der Niederlande, zu Santen (Xanthen) sitzt, kommt gen Worms an den burgundischen Hof, um die schöne Fürstentochter Chriemhilde zu minnen. Aber er sieht sie nicht; doch liebt er sie, und dient um die Huld der Nieerblickten mit ritterlicher Treue. Durch Großthaten verdient er sie. Er streitet wider die Sachsen; erwirbt König Gunthern von Burgund, dem Bruder Chriemhildens, die Königin von Isenland, Brunihilden, nachdem er die Nibelungen bezwungen und ihren Hort oder Schatz erbeutet hat; und wird endlich, als sich Brunihilde mit Chriemhilden entzweite, hinterlistig auf der Jagd ermordet. Mit dem Tode des Helden und Chriemhildens Trauer an seinem Grabe ist das Ganze in sich abgeschlossen. Es liegt nichts mehr daran, die Schicksale der übrigen zu wissen. — Dies der Inhalt.

Schon der große Geschichtskundige Johannes Müller hat erwiesen*), daß die Geschichte von Chriemhildens Liebe dem fünften Jahrhundert angehöre. Gunther ist kein anderer, als der burgundische König Gunthachar, welcher um das Jahr 436 von Attila's Hunnen, mit seinem ganzen Geschlecht, vertilgt ward. Den Namen seines Bruders Giselher fand Müller noch in den von Lindenberg herausgegebenen Gesetzen der Burgunder. Etzel oder Etzelin ist der alte Name Attila's. Unter Volcher von Alzye vermuthet Müller einen der burgundischen Dienstmannen im

---

*) Dessen sämmtliche Werke, zehnter Theil, S. 46 ff.

Elsaß (Alesatio, Alexacis, wie es in lateinischen Urkunden des Mittelalters hieß); unter Hagens Herrschaft Throneg das alte Tournus (oder Torniacum); unter Isenland, wo Brunihilde herrschte, wo nicht das erst im eilften Jahrhundert bekannter gewordene Island, doch die karlingische Isenburg. Norwegen war das Land der wunderbaren Dinge, nur aus Sagen bekannt, wo die Zwerge mit Schätzen und unsichtbar machenden Tarnkappen wohnten. Der Amelungen Land ist, wo das Haus der Amaler die Ostgothen beherrschte. — So Johannes Müller.

Aber Isenland ist wohl schwerlich die Insel Island, und die Sage von Brunihildens wunderbarer Kraft, die Siegfried bezwang, ist gewiß älter, als die Reisen isländischer Bürger ins südliche Europa sind. Eben so wenig war es eine Burg der Karlingen. Denn Siegfried und seine Begleiter, so wird im Liede gesagt, schifften dahin den Rhein hinab, an den See (das Meer), und nach zwölf Tagen ihrer Fahrt erreichten sie das Isenland. Vermuthlich sagt Isenland nichts anderes als Inselland, und mag das heutige England sein.

Seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts lebte England schon in den Sagen der norddeutschen Völkerschaften durch die Abenteuer sächsischer Seeräuber, welche auf dem Eilande, wo noch römischer Anbau und römische Kunst blühte, große Beute machten und heimführten. Endlich faßten sie daselbst sogar festen Fuß. Das Glück des Hengist, sagt Hume in seiner Geschichte Englands, erweckte die Begierde anderer im Norden von Deutschland wohnender Stämme, die nun zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Anführern das Eiland mit zahllosen Haufen überschwemmten. Vom fünften bis zum neunten Jahrhundert war England ein beständiger Gegenstand der Raublust norddeutscher und dänischer Küstenbewohner. Wie viel Abenteuer erfuhren sie da, wie viel Mährchen mögen davon im Volke geherrscht haben!

Und so mochten diese denn auch wohl in das Nibelungenlied eindringen. Daß aber ein König aus Burgund sich eine Fürstin aus England zur Ehe gewählt, war vom Dichter kein Einfall, der außer der Bahn gewöhnlicher Dinge lag. Denn mehrmals, während der angelsächsischen Siebenherrschaft, vermählten sich Fürsten derselben mit fränkischen Königstöchtern, wie z. B. im sechsten Jahrhundert Ethelbert, König von Kent, Berthen, die Tochter des austrasischen Königs Charibert, zum Weibe genommen. — Vielleicht, diese Spur weiter verfolgend, würde man selbst zu Brunhildens wunderbarer Stärke und ihrer männlichen Tapferkeit geschichtliche Winke in den ältesten Schicksalen angelsächsischer Fürstinnen entdecken.

Die kühnsten Seeräuber jener Tage waren aber die Normänner, die schon im achten Jahrhundert das furchtbarste Schrecken der Küstenbewohner von England, Frankreich und Niederland gewesen sind. Auf ihren zahllosen kleinen Schiffen wagten sie sich weit über das Weltmeer. Sie überfielen, wo man sie nicht erwartete; raubten mit Schnelligkeit, was sie fanden, und waren verschwunden, wenn man sie mit gewaffneter Faust suchen wollte. Daher vielleicht die Sage von der unsichtbar machenden Tarnkappe, und von den ungeheuern Schätzen, die in den bekannten Heimaten der Zwerge und Riesen aufgethürmt liegen sollten.

---

### Ueber Chriemhildens Rache.

Die zwanzig letzten Abenteuer des Nibelungenliedes stellen eine ganz andere Welt dar. Sie enthalten nur süddeutsche Sagen. Der Schauplatz ist auf den Grenzen des heutigen Oesterreichs und Ungarns. Die Begebenheiten spielen im zehnten Jahrhundert. Unter den Helden glänzt vor allen Marchgraf Rüdiger von Bechelaren.

Zu Gran hält Etzelin, der mächtige König der Hunnen, Hof. Seine Gemahlin Helche ist gestorben. Er schickt den Marchgraf Rüdiger von Bechelaren gen Worms, für ihn um die verwittwete Chriemhilde zu werben. Diese ist nun Piligrins des Bischofs von Pazzowe (Passau) Nichte. Sie, durch ihre Verwandte um den ersten Gemahl und den Nibelungenschatz betrogen, vermählte sich, obwohl eine Christin, dem Heiden; lud rachsüchtig darauf die Mörder Siegfrieds zu einem Feste nach Ungarn, wo im allgemeinen Kampfe alle untergehen. Auch Rüdiger verliert das Leben. Chriemhilde schlug mit eigener Hand dem Hagen von Throneg, dem vornehmsten Mörder Siegfrieds, das Haupt ab. — Dies der Inhalt von Chriemhildens Rache.

Der Dichter dieses Theils der Nibelungen war ohne Zweifel im Lande an der Ens heimisch. Denn keine Gegenden im deutschen Lande kannte und beschrieb er genauer, als diese. Es läßt sich noch heut auf der Landkarte der ganze Weg der Chriemhilde von Worms bis zur ungarischen Grenze nachweisen; eben so der Burgunden Weg.

Von Osterfranchen kamen sie gen Swanevelde (Vers 6113)*). Dies ist das alte in den Geschichten des Mittelalters berühmte Sualefeldt, oder Saulifelt, wie es beim Regino heißt**), wo öfter Fürsten- und Kirchenversammlungen gehalten wurden. Es war ebenfalls hier, wo die Söhne Ludwigs des Deutschen nach seinem Tode das Reich unter sich theilten. Hier stand in der Karlingen Zeiten eine ihrer Pfalzen im Rießgau (pago rhaetiae). Im zehnten Jahrhundert hieß das Schloß im Sualefeldt Altheim

---

*) Die Verse sind nach der Ausgabe des Nibelungenliedes von Herrn Heinr. von der Hagen, Berlin 1810, angegeben.

**) Reginonis *Chron.* zum Jahr 876.

(bei Nördlingen). Wenigstens ist sehr wahrscheinlich, daß das Sualefeldt in dieser Gegend gewesen sei.*)

Unbekannt ist mir freilich Gelpfrate's Land, am rechten Donauufer (V. 6139). Es war ein Theil Bayerns; aber in der gesammten bayerischen Geschichte ist kein Marchgraf Gelpfrate, noch sein Bruder Else aufgezeichnet. Der Dichter war den Bayern nicht wohl an; es scheint aus ihm schon Nationalhaß gesprochen zu haben. Denn er lebte im Lande an der Ens, im Oesterreich.

Bei Möringen, vermuthlich Gegend und Schloß des nachmaligen Pfleggerichts Möringen, waren die Burgunder über die Donau gekommen. Passau hatte den Namen Pazzowe erst in der Karlingen Tagen. In der Urzeit hieß es Bojodurum; zur Zeit der Römer, die in dortiger Gegend einen Theil der batavischen Kohorte als Besatzung hielten, Batavis; und im fünften Jahrhundert, zur Zeit des heiligen Severin, lag da Boitro, wie man aus dem Leben dieses Heiligen weiß, das einer seiner Schüler schrieb.**)

Chriemhilde mit Rüdigern zog von Passau, wo sie vom Bischof Piligrin (V. 5200) empfangen war, der Ens entgegen in Rüdigers Land (5211), über Everdingen (dem Städtchen Efferding im Lande ob der Ens), über die Trune (Traunfluß) zu Rüdigers Burg Bechelaren (Pechlarn an der Arlaphe). Dann ging's gen Medeliche (V. 5326), wo heut Mölk (in den ältesten Urkunden heißt es Medlicum) und oft der Hauptsitz der Marchgrafen von Oesterreich (Austria) gewesen, nach Mutaren (Mautern), wo Piligrin, der Bischof, von Chriemhilden, seiner „Niftel“, schied. An der Treisem (V. 5337) hatte der Hunnenkönig eine

*) Wie Falkenstein in seiner Geschichte des Königreichs Baiern (Augsb. 1763 Fol.) im ersten Band, S. 155 f. und 513 f. zeigt.

**) Pezii *Script. rer. austr.* 1, 79.

Burg, Namens Zeizenmüre; es ist Zeislmaur, und der Fluß die Trasem. Von da führte Etzel seine Braut nach Tulna (Tulln) und Wiene der Stadt (V. 5458), wo das Beilager gehalten ward. Richtig merkte schon Johannes Müller an, daß man von Wien erst im dreizehnten Jahrhundert, höchstens im zwölften, so sprechen konnte, wie hier; und Everdingen und Mautern ließ erst Kaiser Rudolf I. im Jahr 1274 mit Mauern und Graben umgeben. *)

Nach achtzehn Tagen ward die Reise fortgesetzt von Wien nach Huniburch der alten (V. 2517), dem jetzigen Heimburg. Von Misenburch der reichen schifften sie sich ein nach Ezele Burch (V. 5529).

Zwar weiß ich sehr gut, wo die Misanpurch (Mosapurgum pannonicum) und die Burg des Ezelin (Castrum Chezilonis) gelegen; aber man merkte es dem Dichter von Chriemhildens Rache bald an, daß ihm alle Erd- und Länderkunde abgeht, sobald er sich jenseits Wien im Ungarlande, oder jenseits Passau in Bayern oder hinter die Donau denkt. Er nennt keine Orte mehr; seine Vorstellungen werden verworren.

Es gab ein Misenburg oder Moosburg in Ungarn, von Priwina, dem Ostmähren, im Anfange des neunten Jahrhunderts (im heutigen Untersteiermark) gebaut. **) Es gab eine Hezil-Burg (Casrum Chezilonis), welches aber nichts anderes als der ältere Name von Moseburch war ***), seit Hezhil, der Sohn Priwina's, da gewohnt hatte; auch ist gewiß, daß die Hunnen im Anfange des zehnten Jahrhunderts in diesen Gegenden Herren

---

*) Staindelii *Chronicon*, beim Oefele *Script. rer. boic.* 1, 510.

**) *In palu de fluminis, inde appelatum Mosburg, veluti situm in palude.* Hansiz *germ. sacr.* 2, 129.

***) *In* Castro Hezilonis *noviter Mosepurch vocato.* Hansiz *l. c.* 2, 135.

geworden waren*); allein den Weg von Wien (dem alten Vindebonum oder Fabiana, dem erst um das Jahr 1158 Heinrich I., Herzog von Oesterreich, empor half) gab der Dichter nicht an.

Er aber, im dreizehnten Jahrhundert, kannte die Hezileburg (dem Namen nach), denn sie gehörte zum weitläufigen Kirchsprengel des salzburgischen Erzstiftes; und dies war ihm genug, daraus die Wohnung eines Hunnenkönigs Ezel zu schaffen, der doch weder Attila, noch ein anderer Ungarfürst dieses Namens war.

Es ist der Freiheit, oder der Unwissenheit eines Dichters, zumal des dreizehnten Jahrhunderts, zu verzeihen, wenn er sich nicht genau an die Thatsachen der Erdbeschreibung bindet. So muß man es auch ohne Verdruß dulden, wenn er einen Passauer Bischof des zehnten Jahrhunderts zum Oheim einer burgundischen Königstochter des fünften Jahrhunderts machte.

Bischof Piligrin von Passau trat sein Amt ums Jahr 971 an, und starb im Frühling 991. Er hatte mit den Hunnen (so nannte man noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Ungarn, welche doch erst spät nach den Hunnen die Sitze derselben, nämlich Pannonien, eingenommen hatten) viele Geschäfte, und erfüllte mit seinem Ruhm, als Bekehrer dieser heidnischen Nachbarn, die Gegenden weit umher, wie die Zeitbücher späterer Tage. — Einen andern Bischof dieses Namens hat auch Passau nie gehabt. Durch Ungarn, wie durch einen Theil Oesterreichs, dehnte sich sein kirchlicher Sprengel.

Ueber das Land unter der Ens war Rüdiger von Pechlarn Marchgarf zur Zeit des bayerischen Herzogs Arnolf, der vom Jahr 911 bis 937, folglich lange vor Bischof Piligrin, herrschte. Damals und noch lange (bis zu Heinrich dem Löwen) machten Oester-

*) Denn Herzog Berthold von Bayern vertrieb die Hunnen (eigentlich Ungarn) ums Jahr 944 unter K. Otto I. wieder aus diesen Gegenden.

reich, Steiermark und die daran zunächst gelegenen Gegenden Ungarns, nur einen Theil des mächtigen Herzogthums Bayern, und zwar die östliche March (Marchia orientalis) desselben aus.

Was vormals Herzogen und Grafen von der Hand der Kaiser nur als Amtlehen, oft nur für ihre Person, gegeben worden, hatten sie, begünstigt durch der Karlingen Schwäche, nach und nach in erbliches Gut verwandelt. Eben so wie Herzog Arnolf von Bayern nach dem Tode Kaiser Ludwigs des Kindes gegen Kaiser Konrad von Frizlar und Heinrich den Finkler über Bayern unbeschränkte Herrschaft zu behaupten suchte, that Aehnliches Marchgraf Rüdiger (oder Rogerius) in seiner Marchgrafschaft. Schlau benutzte er die Vortheile, welche sich aus seinem Verhältnisse zwischen Ungarn und Deutschland darboten. Er hielt mit den Ungarn Freundschaft *) und scheint sogar seine Marchgrafschaft unter ihren Schutz gestellt zu haben. **) Von der andern Seite begünstigte er den von den Kaisern bedrängten Bayerherzog Arnolf. Mehrmals flüchtete Arnolf mit Weib und Kind zu ihm und den Ungarn. ***) Ja Rüdiger, der tapfere Degen, stand ihm mit den Ungarn kräftig wider K. Konrad von Frizlar bei. †)

*) Daher er, von ihnen unterstützt, Arnolfen Hilfe leisten konnte.

**) Sie hatte am Ende, vielleicht nach Rüdigers Tode, den größten Theil des Landes unter der Ens zu ihrem Eigenthum gemacht. Hansiz germ. sacr. 1, 188.

***) Arnoldus ad Ungaros cum uxore et filiis fugiens, usque ad mortem regis ibi mansit. So Sigebert Gemblac. zum Jahr 914.

†) Hansiz a. a. O. Daher scheint auch erklärbar zu sein, daß Arnolf nachmals keine Kriege mehr wider die Ungarn führte, ungeachtet sie sich Herrschaft in Oesterreich angemaßt hatten. Sie hatten für ihn in einer Schlacht geblutet, aus der Konrad zwar als Sieger, aber doch tödtlich verwundet gegangen war.

Durch diese Freundschaft mit den Heiden machten sich weder Arnolf noch Rüdiger unter den Geistlichen Freünde. Rüdiger hatte mehrmals Händel mit ihnen. Zum Beispiel einst mit den Mönchen von Tegernsee, deren Gut er verkürzt hatte. *) Seine Klugheit und tapfere Faust bewunderte dagegen Jeder desto mehr.

Kein Wunder, wenn sich von den Thaten dieses Mannes, und seinem Ansehen bei den vor- und nachher so sehr gefürchteten Ungarn, lange mancherlei Sage im Volk bewahrte, die der Dichter gern empfing.

Zu Attila's oder Etzels Zeiten waren zwar noch keine Markgrafen an der Ens, kein Bischof Piligrin in Passau; das focht aber auch den Dichter wenig an. Er fand den Hunnenkönig Etzelin aus Chriemhildens Liebe noch einmal im zehnten Jahrhundert. Noch waren viele Sagen von diesem und seiner Macht vorhanden; wie er, obgleich ein Heide, eine christliche Fürstin zur Gemahlin gehabt, deren seltene Schönheit zu ihrem Namen geworden**). Noch ging die Sage, daß sie tapfer gewesen, wie ein Mann, zu Pferde gesessen und einst in der Wuth des Zorns einen gewissen Helden getödtet***). Wer konnte diese schöne christliche Hunnenkönigin anders sein, als Chriemhilde? Wen würde sie lieber getödtet haben, als den Hagen, ihres Siegfrieds Mörder, um

---

*) Als er aber, aufgefordert, erschien, sich vor dem Oeconomus des Klosters zu verantworten, warf ihn sein Pferd vom Sattel, und trat ihn mit dem Huf, daß er alles bereuete und dem heil. Quirin die entrissenen Güter zustellte. Anonymi monachi Tegurini hist. (bei Oefele 2, 62.)

**) Uxor Beleknegini, id est, pulcra domina, slavonice dicta. So Dithmar von Merseburg im 8. Buch seiner Kronik (bei Leibnitzens script. rer. brunsuic. 1, 420).

***) Virum quendam occidit. Dithmar a. a. O.

Rache zu üben? Diese Sagen lebten; wie
daraus zur Fortsetzung von Chriemhildens Li

Eben diese schöne Frau war zugleich eine
und geistliche Tochter des Bischofs Piligr
sandte aus seinen Klöstern Verkünder des E
garn; und ward selbst von der Königin dahi
mochte der Dichter von Chriemhildens Rache
und weit berühmten Bischofs „Niftel" heiß

Ihr Gemahl, der Ungarkönig, so grau
Seinigen herrschte, wird doch wegen der Mi
er den Christen an seinem Hofe und in seinen
Vermuthlich trug dazu die Freundschaft der
nicht wenig bei. Doch dieser Ungarkönig wa
Gilzo oder Gelzo, oder Geisa***); vermu
Volk auch wohl Chetzilo genannt, und der D
berechtigter, das Castrum Ghezilonis, die „E
Sitz zu halten, und ihn mit dem fast glei
fünften Jahrhunderts zu verwechseln. So g
König der Ostgothen (Dietrich von Ber
König der Dänen und Helden aller Völker
nach Ungarn zusammenführte, machte er auc
Blödelin†), wieder zum Genossen des zeh

---

*) Wie man in Piligrins Leben (bei Hansiz

**) Beim Hansiz, 1, 207)

***) Geisa, der Vater des Königs Stephan d
Gizo wird er in mehrern alten Kroniken gehei
nennt ihn Dejux. Man sieht daraus, wie
gleiche Name gesprochen und geschrieben werd
*tentissimus*, *nomine Gizo*. Pezii *scrip*

†) Attila tödtete seinen Bruder Bleda schon in

Kroniken in lateinischen oder deutschen Versen zu schreiben, war im dreizehnten Jahrhundert nichts Ungewöhnliches. Aber der Erzähler der Nibelungen sammelte Sagen von Wundern und Großthaten zu einem Gedicht. In seiner Welt gab es kein Gesetz für Raum und Zeit. Alle Helden, deren Namen noch im Munde des Volks lebten, vereinte er zum gleichen Spiel. Er machte sie zu Zeitgenossen; er schilderte, wie sie in großen Leidenschaften untergingen. Damit endete die alte Heldenwelt.

Man bemüht sich daher vergebens, für der Nibelungen Lied eine große, durchherrschende geschichtliche Thatsache aufzufinden. Es ist darin keine Einheit, als welche der Dichter selbst schuf; alles ist nur freie Vermählung von damals noch unverklungenen Sagen.

Ohne Zweifel waren von Rüdigers Leben und Thaten schon mehrere Sänge vorhanden in deutscher, wie in lateinischer Sprache. Herr von der Hagen in seiner Ausgabe der Nibelungen schaltete so vier Verse aus (Seite LXXIV), welche offenbar nicht zum Gedichte gehörten, und aus irgend einem andern Liede hineingekommen sein mochten*). In dem den Nibelungen angehängten Gedicht „dû Chlage“ wird ausdrücklich (V. 4541) gesagt:

Von Pazzowe der Bischof Pilgerin
Durch Liebe der Neven sin
Hiez er schriben dizze Möre
Wie ez ergangen wöre,
In latinischen Buchstaben.

Der Dichter von Chriemhildens Rache, unbekümmert um die Zeitrechnung und Erdbeschreibung, setzte Städte, die offenbar erst

*) Das Gedicht, wovon Lazius im siebenten Buche seiner migrat. gentium Bruchstücke lieferte, war, nach Hundius Zeugniß, auf Pergament geschrieben, und befand sich im Schlosse Prunn bei Altmühl.

ums zwölfte Jahrhundert bekannt wurden*), Sitten, die erst dem dreizehnten Jahrhundert eigen waren, eben so harmlos in seine Schöpfungen hinüber. Daher läßt sich aus dem Liede der Nibelungen auch wenig Zuverlässiges zur Erläuterung der Geschichten des fünften und zehnten Jahrhunderts schöpfen. Doch fand ich in den Sagen von Rüdigers Verhältniß zu den Ungarn Winke über die Verhältnisse Bayerns und besonders des Herzogs Arnolf zu diesem Volk.

So wiederhole ich zum Schlusse meiner Abhandlung, was ich im Anfange derselben sagte: Möglich, daß ein Dichter die gesammten Nibelungen sang; wahrscheinlicher aber, daß ein Anderer Chriemhildens Liebe, ein Anderer Chriemhildens Rache gedichtet. Vielleicht daß der Letzte, ein Süddeutscher, aus den Ensgegenden, Chriemhildens Liebe überarbeitete, um daraus mit dem Seinigen ein großes Ganze zu schaffen.

Noch Manches könnte ich hinzusetzen, um dem Gedanken Empfehlung zu geben. Ich dürfte nur an den ganz verschiedenen Geist

---

Durch den Grafen Joachin von Ortenberg empfing Hundius den Codex, der ihn im J. 1575 der Bibliothek des Herzogs Albert von Bayern schenkte. Man hat ihn später dort gesucht, aber nicht wieder gefunden. Hansiz Germ, sacr. 1, 206. — In jenem Gedichte, sagt Hundius, wären beschrieben gewesen: Gesta Avarorum et Hunnorum Austriam super Anasum tunc tenentium et omnem viciniam late depraedantium; praeterea gesta memorati Rudigeri, qui Hungaris praefuerit et Arnolpho duci Bojorum Hunnos in Germaniam inducente suppetias tulerit, et quemadmodum demum hae barbarae gentes ab Ottone M. profligatae sint.

*) Man weiß, daß Marokko eher nicht entstanden, als im eilften Jahrhundert, sagt Johann Müller am angeführten Ort. Von Wien, Efferding, Mantern machte ich ähnliche Angaben.

beider Gedichte, an das Alterthümlich-Wunderreiche, wie es der Norden gab, in Chriemhildens Liebe, und an die Armuth daran (nur die Meerweiber ausgenommen, welche noch der Volksglaube heiligte) in Chriemhildens Rache, oder an den einfältiglich erzählenden Ton und die Mannigfaltigkeit der Ereignisse im ersten, an den mehr dramatischen, leidenschaftreichern Gang des Gedichts im zweiten Theil u. s. w. erinnern. Aber gern überlasse ich denen, welchen mehr Zeit und Liebe zu dem Geschäft geworden, die Ausführung. Doch manchen Freunden jenes kostbaren Denkmals altdeutscher Kunst und ächtdeutschen Wesens wünsche ich ein Willkommenes gethan zu haben, daß ich mit der Fackel der Geschichte in die Nebel der schönen Traumwelt hineinleuchtete.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

